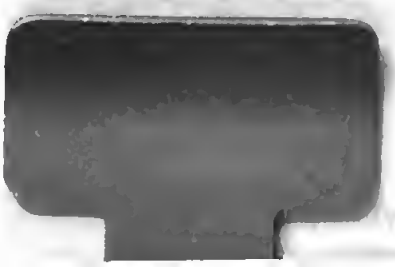
B.N.C.F.
B.29.2.22.
CF005264753

Bibliothek
der Lesegesellschaft
in Bern.



Jahrbücher der Literatur.

Zwanzigster Band.

1822.

Oktober. November. December.

Wien,
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

BIBLIOTECA NAZIONALE CENTRALE
REPUBBLICA ITALIANA
1819 • FIRENZE

B.29.2.72

Digitized by Google

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1. Delineations of *Pompeii*. Engraved by *W. B. Cooke*, from drawings by Major *Cockburn*, 1818. Folio. part I. und part II. mit 44 Kupferpl. . .

2. Pompeiana: the topography, edifices, and ornaments of *Pompeii*. By Sir *William Gell*, and *John P. Gandy*, *London*, 1817—1819. 8vo. mit 77 Kupferpl. . . . 1

II. Die geometrische Zeichnenkunst, oder vollständige Anweisung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Konstruktion der Schatten, für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen, zunächst zum Gebrauch beym Unterricht in den königl. preußischen Artillerieschulen, von M. Burg. Erster Theil, die allgemeine geometrische Zeichnungslehre enthaltend. Berlin, 1822. 19

III. 1. Religionsphilosophie I. Theil. Rationalismus 1818. II. Theil, Mysticismus. von A. Eschenmayer, Tübingen 1822.

2. Die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft, nebst Darstellung und Beurtheilung der von Jakobi, Kant, Fichte und Schelling gemachten Versuche, dieselbe wissenschaftlich zu erfassen, und nach ihrem Hauptinhalte zu entwickeln, nebst einem Vorworte von Dr. u. Prof. G. W. Fr. Hegel, von H. Fr. Wilhelm Hinrichs. Heidelberg, 1822. 29

IV. Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1822. 81

V. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Vierter Jahrgang, 1823. 97

VI. 1. Heinrich von Kleist's hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821.

2. Ernst, Herzog von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Heidelberg, 1818.

3. Ludwig der Baier. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Berlin, 1819.

4. Jeanne d'Arc. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. G. Wetzel. Leipzig u. Altenburg, 1817.

5. Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von D. F. G. Wetzel. Berlin, 1818.

6. Maximilian I. Churfürst von Baiern. Ein historisches Drama in fünf Akten und einem Vorspiele. Von Franz von Caspar. Bamberg und Würzburg, 1820.

7. Joseph Freyherrn von Auffenbergs Schauspiele: Die Flibustier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantisches Trauerspiel in vier Akten. — Wallas,

Seite

heroiſches Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Bartholomäusnacht, Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Syrakuſer, Trauerſpiel in fünf Akten. König Erich, Trauerſpiel in fünf Akten. Bamberg u. Würzburg, 1819 u. 1820. 8.

8. Karl der Kühne. Drama in fünf Akten, mit einer Abhandlung über das vaterländiſch-hiſtoriſche Drama. Von Wilhelm von Schütz. Leipzig, 1821.

9. Die Prinzen von Syrakus. Romantiſches Luſtſpiel von Karl Immermann. Hamm, 1821.

10. Trauerſpiele von Karl Immermann. Hamm und Münſter, 1822. 109

Art. VII. Istorija gosudarstva rossijskago, d. i. Geſchichte des ruſſiſchen Staates, von Karamſin. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. Petersburg, 1818, 1819. VIII Bände in gr. 8. 214

VIII. Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées *par M. Raoul-Rochette*, A *Paris*, MDCCCXXII. nebſt XV Platten, enthaltend: die Abbildungen von Münzen und Inſchriften. 259

IX. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokeſch, Wien, 1823. 351

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XX.

Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland. Von Peter v. Köppen. 1

Spaniſche Literatur 27

Engliſche Literatur 36

Kunſt. Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, geordnet nach den ſieben Tagen der Woche, verbunden durch zwey allegoriſche Blätter. Von Ferdinand Olivier. 1823. 42

Griechiſche Inſchrift auf einem ägyptiſchen Mumiendeckel . . . 46

Regiſter. 47

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, December 1822.

Art. I. 1. Delineations of *Pompeii*. Engraved by *W. B. Cooke*, from drawings by Major *Cockburn*, of the royal Artillery, in the year 1817. *London*, published by *John Murray*, Albemarle street, and *W. B. Cooke*, York-place, Pentonville. 1818. Folio. part I. und part II. mit 44 Kupferpl.

2. Pompeiana: the topography, edifices, and ornaments of *Pompeii*. By Sir *William Gell*, F. R. S. F. S. A. etc. and *John P. Gandy*, Architect. *London*, printed for *Rodwell* and *Martin*, *Newbond* street. 1817—1819. 8vo, XXXI 273 S. und 77 Kupferpl.

Der Gegenstand wird uns öfter auf ein zwar schon lange erschienenes, aber, wie es scheint, von den Herren Verf. oben angeführter Werke entweder nicht genug gekanntes, oder wenigstens nicht seinem vollen Werthe nach berücksichtigtes Werk zurück führen, dessen ganzen Titel wir demnach hersetzen, und es, der erleichterten Hinweisung wegen, mit 3 bezeichnen: 3. Dissertationis Isagogicae ad Herculanensium voluminum explanationem, pars prima, *Neapoli*, ex regia typographia, anno 1797. Fol. 104 S. 20 Kupferpl. Die darin mit so viel Umsicht, Gelehrsamkeit und Geschmack zusammen gestellten Aufklärungen verdienen, daß man auch nach Jahren noch ihnen die gebührende Huldigung nicht versage, das Werk wenigstens nicht so ganz unerwähnt vorüber gehe.

Indem uns hier mehrere Bände, einzig bestimmt, die traurigen Ueberreste einer zertrümmerten Stadt im Bilde darzustellen und mit Sorgfalt zu erläutern, vor die Augen treten, kann über die Nützlichkeit des Unternehmens selbst wohl keine Frage seyn. In physischer wie in moralischer Beziehung durchging die Erde und das menschliche Geschlecht bis zu ihrer heutigen Ausbildung eine lange Reihe fest geregelter Veränderungen: wie der Geognost aus den Gebirgsschichten das Alter unseres Erdbodens bestimmt, und die Lehren, die er aus seinen allgemeinen Ansichten abzieht, nicht ohne mannigfachen Gewinn und Nutzen für die ersten Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens sind; so hat auch die moralische Welt und die moralische Entwickelungs-Geschichte unseres Geschlechtes ihre scharf gesonderten Epochen, von denen keine spurlos verging, ohne früher den Keim der nächstfolgenden auszubilden. Es verlohnt sich wahrlich, den gewesenen Zustand genau zu kennen, um den bestehenden klar und nach allen seinen Eigenthümlichkeiten zu erfassen, um vielleicht manches frühere Gute

herüber zu retten, manches Andere, das da ist, fester zu sichern — und da tritt nun der Freund des Alterthums hervor: wo die Stimmen der Menschen verschollen sind, sammelt er die Denkmäler, die aus dem Sturme der Zeiten bis auf uns sich erhielten, und deutet aus ihnen den Geist, welcher die verschiedenen Menschenalter belebte. — Werden wir die Geschlechter aus den verschiedenen Reichen der Natur aufzählen, die allmälich unsere jetzige Erdoberfläche bildeten — und die Jahrhunderte und den Gang nicht bestimmen wollen, wie diese Masse von Erfahrungen und Ideen über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens entstand, in deren Genusse wir heut zu Tage sorglos schwelgen? — Wir sahen in der Alterthumskunde immer nur die beyden Theile: 1) die Denkmäler der vergangenen Jahrhunderte kennen, 2) aus ihnen den Geist derer, denen sie angehörten, deuten — jenes ist unentbehrliches Mittel, dieses der einzige und letzte Zweck, für den es wohl in einer Zeit, die mit so viel Recht die gebildete heißt, erlaubt seyn wird, Stunden der Muse und warum nicht, auch der Arbeit zu weihen. —

Nro. 1. Dieses Werk soll bey seiner Vollendung aus zwey Theilen in vier Abtheilungen, im Formate des bekannten Stuartischen Werkes bestehen; es soll beyläufig hundert Kupferplatten mit Einschluß der Vignetten enthalten, wovon funfzig Platten malerische Ansichten, der Rest die ausführlicheren architektonischen Darstellungen, Pläne und sonstige Abbildungen der Monumente begreifen würde. Als Titelblätter zu den beyden Theilen werden zwey Ansichten des Berges Vesuvius in seinem ruhigen Zustande und zur Zeit eines Ausbruches dienen, welche nach den Original-Zeichnungen des J. M. W. Turner, Esq. R. A., von W. B. Cooke werden gestochen werden. So viel über die Beschaffenheit dieses Werkes im Allgemeinen.

In so fern sich aus den bisher erschienenen zwey Abtheilungen ein sicheres Urtheil bilden läßt, darf man in Bezug auf die bildlichen Darstellungen auf etwas Ausgezeichnetes rechnen; sie geben mit eben so viel Auswahl als Richtigkeit und Treue einen sehr entsprechenden Begriff von den bis jetzt zu Tage geförderten Ueberresten des alten Pompeji, und verdienen in dieser Beziehung den ungetheiltesten Beyfall; man findet hier sogar einige sehr seltene Monumente vorgestellt, von denen es dem Unternehmer nicht so leicht gewesen seyn mochte, sich die Zeichnungen zu verschaffen, wie z. B. die eine Seite des berühmten Bronzhelms in den Studj zu Neapel mit den en relief darauf vorkommenden Vorstellungen aus den letzten Schicksalen Trojas (der Trojaner, welcher vor dem Aeneas steht, und den kleinen Askanius bey der Hand ergreift, sollte hier jedoch nicht mit einem

Hute, ſondern, wie es im Original wirklich iſt, mit der phrygiſchen Haube am Kopfe, gebildet ſeyn), den bekannten Priapäiſchen Bronzdreyfuß, die Marmorvaſe mit den Bacchiſchen Figuren en relief u. ſ. w.

So preiſenswerth die Kupfer, ſo wenig Anſpruch auf beſondere Auszeichnung ſcheint die beygegebene Beſchreibung machen zu wollen; der Verf. verzichtet darauf ſelbſt, nach ſeinem offenen und daher zu ehrenden Geſtändniſſe, eigentlich wiſſenſchaftliche Erklärungen zu liefern: ſeine Führer ſind Mazois, Romanelli und andere Reiſende; wir dürfen alſo nach dieſem die von Zeit zu Zeit vorkommenden ernſteren Namen Plinius, Cicero, Vitruvius u. a. wohl mehr als bloße Dekorationsſtücke betrachten, die nur nicht ganz fehlen ſollten. Als eine vorzüglich dankenswerthe Beygabe müſſen wir jedoch die dem zweyten Hefte vorgeſetzte »beſchreibende Ode« anſehen, die kein Leſer leicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, und von der wir die erſtere Hälfte in der beygeſetzten Anmerkung *) folgen laſſen.

---

*) *Pompeji*, a Descriptive Ode, by *John Hughes*, Esq. A. M. Oxon.

Know ye the fair Partheuope? 1)
The land where lavish Nature pours
Each boon, each grace around her fairy shores;
The proud, soft empress of th' Ausonian sea?
'Tis sweet at evening's tranquil hour
To view, on her embattled crest,
The sun from his meridian tower
Sink far amid the boundless west,
And shed a last and lingering light,
On some old storied cape, or island-mountain's height.

Or sweeter still, in some lone fisher's skiff
To leave her sultry palaces behind,
And court the fanning western wind
Beneath the shade of Vico's giant cliff;
Where the hot noontide ray falls soft
And freshly on the half-clos'd eye supine,
Through olive-woods that wave aloft,
And the rich foliage of the clustering vine,
That down the rugged rock luxuriantly
Flings its wild tendrils o'er the blue and rippling sea.

Such spells around their vex'd domain
2) The Monarchs of the Mine dispense,
To lull with charms the captive sense,
And mask the terrors of their reign;
Whose home is in the severe'd fire
That smoulders 'mid Earth's central rock;
The echo of their footsteps dire
Is heard amid the earthquake's shock,
Through all the yawning chasm's enormous space,
From Actne's gulphs of flame, to Alps and Andes' base.

1) Naples, anciently so called.
2) »Thy Sire, the Monarch of the Mine.« — W. Scott. — Thus represented as a malignant daemon.

Nro. 2. Als kostbare Blätter der Erinnerung an die in Pompeji gesehenen Scenen für den Reisenden, der jenen dem Alterthume geweihten Boden betrat; als das entsprechendste Lehrbuch und Geschenk für den, welcher, ohne Augenzeuge geworden zu seyn, in der Entfernung eine lebendige, klare, möglichst genugthuende Ansicht dieser, dem Schooß der Erde wieder entrissenen Stadt, zu gewinnen wünscht, dürfen wir das gegenwärtige Kupferwerk mit

---

Lo where their dun breath ceaseless towars
Forth from Vesuvius' desert steap,
Tranch'd by fiary torrants daep,
And heap'd with black and scorching showers
Beneath, how beautiful the scane
That circles yon soft-winding hay!
Smiling unconsciously serene
With palace, bowar, and clustaring vineyard gay,
All sadly brigbt in Nature's bactia glow,
While broods the bot pestilence in wizard eaves below.

Mark where the lava-flood maintains
The limits of its blacken'd path,
A stern, still monument of wrath,
Like Aaharon's dark wave in icy chains.
The green and living herb shrinks back,
And Nature's quickening hand recoils
Instinctive, from the blasted track,
Where erst, intensely fed with arackling spoils,
Scaring Earth's bounteous bosom in its way,
It roll'd to meet the daep with slow gigantic sway.

Stranger, wouldst thou yet unfold
A tale of deaper wreak and woe?
Dark are the mysteries that slaap below;
Sad are the legends of the times of old.
Thy foot is on a city's grave 1):
Mute is the hall of pomp, the social hearth,
Daap whelm'd beneath that burning wave
Far from the cheerful light of upper earth;
And o'er the ominous surface of their tomb
Fond Man renews his toils---to meet a second doom.

Or, meditating on with pensive traad,
Pausa; mark yon roofless walls 2),
Where Eabo'a self appals,
As in some silent chamber of the dead,
Five hundred years thrice told
Slow o'er their bed have roll'd,
Swept from the busy paths of short-liv'd men,
Ere Fata the spell unsaal'd,
Their prison-house reveal'd,
And rais'd reluctant up their buried heads again.

Lo! Time hath chek'd his withering arm
O'er all thina eyes around survey;
And, as of those who perish'd yesterday,
Preserves Man's avary trace distinct and warm,
These Time hath spar'd, yet rent each tie
That blood or storied worth inspires;
Unhallow'd by that home-felt sympathy
Which bind us to the roof-tree of our sires,
They stand, the relics of a former world,
Mute mourners o'er a race to cold oblivion hurl'd.

1) Herculaneum. 2) Pompeii.

dem vollſten Lobe anempfehlen. Man verdankt den darin gegebenen, mit eben ſo viel Geiſt gewahlten und entworfenen als mit Meiſterhaftigkeit und unverdroſſenem Fleiße geſtochenen Zeichnungen, ein unnennbares Vergnügen. Es iſt bekannt und wird pag. XVI auch ausdrücklich geſagt, daß Hr. Will. Gell alles mit Hülfe der ſo genannten Camera lucida zeichnete; man gewinnt eine Art von Vorliebe für dieſes anſpruchloſe kleine Inſtrument, wenn man durch daſſelbe ſo vortreffliche Leiſtungen entſtehen ſieht. Die Erklärungen ſind von Hrn. Gandy und mit Geiſt geſchrieben; wenn wir darin auf einige Mängel, wie es uns ſcheint, aufmerkſam machen werden, geſchieht es bloß, weil wir von einem ſo durchgängig ausgezeichneten und vortrefflichen Werke auch dieſe wenigen Unrichtigkeiten entfernt zu ſehen gewünſcht hätten.

Gleich das erſte Titelblatt enthält eine äußerſt geſchmackvolle und gefällige Zuſammenſtellung der vorzüglichſten bis jetzt in Pompeji gefundenen Monumente, Malereyen u. d. gl., gleichſam das Innere eines antiken Gemachs, jedes an ſeinem gehörigen Orte, zierend; dann kömmt die Zueignung an Hrn. Henry Charles Englefield Bart, und die Vorrede, welche eine kurze Geſchichte der Entdeckung der beyden vergrabenen Städte enthält. Hierauf folgen drey Kupferplatten: Anſicht des Ber-

---

It is as if, reis'd by some demon spell,
The dead should wander for a space
'Mongst aliens to their name and race,
The secrets of the grave's abyss to tell,
Shrinks at their gaze each passer-by
Whit awe to no fond social reverence link'd,
As with pale brow and glassy eye,
In living features fearfully distinct,
Forlorn they glide 'mid those who knew them not,
Eager in dust once more to sink, and be forgot.

Behold the place of tombs; where sleep inurn'd
The rich, the men of noble birth,
Thrice happy! who return'd to kindred earth,
With pious honours duly mourn'd,
But where are those who mourn'd for them? Their home
Knows them no more; no hallowed sepulture
Appeas'd their joyless Manes, doom'd to roam
Reft of a boon shar'd by the most obscure.
— Is it on earth, in sea, or upper air? —
Ask the devouring main, the grim volcano, where.

Queen of the past, sad Memory!
Forgive the hand that lightly rears
The shadowy veil of long-departed years,
Sacred to pity, silence, and to thee.
Say, came that desolating day
Unpresag'd by portentous sight or sound?
Spake not the voice of Nature in dismay
Through all that wide-devoted ground,
Sorrowing in deepest murmurs o'er the blow
Which laid her first-born, Man, his hopes, his labours, low?

She spake, etc. etc.

ges Vesuvius und der Fläche mit der Stadt Pompeji, ein vortreffliches Blatt: eine Karte des alten Kampaniens mit den Straßen, die es durchschnitten, und ein Plan der Stadt Pompeji nach den bisherigen Ausgrabungen bis zum Jahre 1819.

Wir werden nun das Werk nach seinen einzelnen Abschnitten durchgehen, überall mit gehöriger Hinweisung auf die Kupfer das Vorzüglichste herausheben, und gelegentlich unsere eigenen Beobachtungen und Bemerkungen beyfügen.

Pompeiana: — Beschreibung der Stadt nach ihrem gegenwärtigen Zustande, einige Winke über die Art ihrer Zerstörung; hiezu: Platte I. Plan der Stadt nach den Ausgrabungen bis zum Jahre 1817, sammt Beschreibung.

Etymology. — Herleitung des Namens Pompei. Der Verf. nimmt, nicht sehr wahrscheinlich an, von πομπη, gleichsam Kolonie: in dem oben angeführten Werke Nro. 3 wird dieser Name von πομπειον abgeleitet, welches Demosthenes (bey Pollux) in der Bedeutung eines Waarenlagers in Seehäfen brauchte, und was unvergleichlich mit der Lage von Pompeji, an der Mündung eines Flusses und dessen Bestimmung, als Stapelplatz für die tiefer im Innern liegenden Orte (Nuceria, Nola etc.) zu dienen, übereinkommt. — Es ist Schade, daß der Hr. Verf. auf diese vortreffliche Erklärung gar keine Rücksicht genommen hat, und alle anderen unstatthaften, nur gerade diese nicht, welche die natürlichste und entsprechendste seyn dürfte, angeführt werden.

Historical Notice. — Geschichte Kampaniens und Pompejis bis zu dessen Zerstörung, ferner aller bekannten Ausbrüche des Vesuves bis auf die neuesten Zeiten herab.

Gewöhnlich, und so auch hier, wird der Tag, wo Herkulanum und Pompeji untergingen, auf den 24. August des Jahres 79 nach Chr. Geb. angegeben, ohne auf die in Nro. 3 aufgestellte Vermuthung die geringste Rücksicht zu nehmen, daß dieses Ereigniß nach den verschiedenen in Pompeji vorgefundenen Früchtengattungen und andern Gegenständen, und da selbst die bemerkten Abweichungen in den Manuscripten des Plinius über dieses Datum, dahin zu denten scheinen, wahrscheinlich erst bey dem Eintritte des Winters, im Monate November, Statt gefunden habe.

Public ways. Tombs. Street of the Tombs. — Straßen, Gräber und die Gräberstraße mit den dazu gehörigen eilf vortrefflichen Kupferplatten und deren Beschreibungen.

Aechte unbefangene Humanität der alten Welt spricht sich in der liebevollen Sorgfalt für die Verstorbenen aus. Rührend ist, was in dieser Beziehung die Monumente der Griechen und Rö-

mer, um der andern Völker nicht zu erwähnen, von der alten Sitte verkünden. Wenn wir nämlich noch jetzt (hinter Pozzuoli) eine Strecke der ehemaligen Konsularstraße, auf welcher alles, was Rom einst Großes und Mächtiges hatte, sich zu dem besuchtesten Erlustigungsorte (Bajae) begab, auf beyden Seiten mit einer fortlaufenden Reihe von oft einen Stock hohen Grabgebäuden eingefaßt sehen; — wenn noch jetzt einer der vorzüglichsten Zugänge nach Pompeji (von der Seite von Neapel her) nur durch eine Straße von Gräbern, die bis an die Stadtmauern reichen, möglich ist; — wenn man mit Erstaunen in Sicilien unmittelbar über den herrlichen Theater-Resten in Syrakus, die künstlich in den Felsen gehauene Gräbergasse, im immerwährenden Angesichte der unten begangenen Spiele entdeckt, so steht der Grundsatz des Alterthums: das Andenken der armen Geschiedenen soll nicht gewaltsam aus dem Kreise unserer Festlichkeiten, unsers thätigen Lebensverkehrs geschieden seyn — durch Thatsachen bewiesen vor unseren Augen. Mit weniger trostvoller Versicherung trat nicht bald ein Menschengeschlecht hinüber, als jene Alten; für sie mußte diese Erde Alles seyn, denn darüber hinaus kannten sie keine Gewißheit; deßhalb pflanzten sie auch die ewigen Ruhestätten ihrer Theuren dahin, wo sich das regste Leben bewegte, an die Völker tragenden Straßen: blieb nämlich dem geschiedenen Geiste ein Sinn für das frühere Daseyn (εἰ τις αἰσθησις των ἀνω; *Eur.*), er sollte sich im Mittelpunkte desselben befinden und an demselben Theil haben. (Deßhalb die Anrufungen, deßhalb besonders die Einrichtung vieler dieser Grabdenkmäler zu Ausruheplätzen, um nur die Vorübergehenden dabey verweilen zu machen.)

Diese Ansicht war es vorzüglich, ja vielleicht sie allein, welche die Straßen mit Grab-Monumenten bevölkerte, wo im bunten Gemische sich Familien und Zeiten mengten, so daß es selbst für den besonnenen Wanderer keine leichte Aufgabe seyn mochte, bey der verwirrenden Reihe von Namen und Personen, die sich ihm entgegen drängten, in jedem einzelnen Falle, beydes klar zu sondern; so etwa wie Kato von sich rühmt (*Cic.* de Sen. c. VII): Equidem non modo eos novi, qui sunt, sed eorum patres etiam et avos. Nec sepulcra legens vereor (quod ajunt), ne memoriam perdam: his enim ipsis legendis redeo in memoriam mortuorum.

Die Ursache, die der Vers. S. 77 anführt, warum die Aegypter ihre Todten nicht verbrannten, sondern zu erhalten suchten, wird schwerlich jemanden überzeugen; diese Sitte, wie die entgegengesetzte des Verbrennens, entsprang aus einem viel tiefer liegenden, ganz verschiedenen Grunde; und eben so schwankend ist S. 100

die Anmerkung (Nro. 3) über die Augustales, über welchen Gegenstand bey weitem weniger Ungewißheit herrscht, als der Verf. anzunehmen scheint.

Walls. — Stadt-Mauern und Thore, mit den dazu gehörigen sieben Kupferplatten, welche ganz geeignet sind, einen richtigen Begriff davon zu geben. Die Mauern haben das Eigene, daß in ungleichen Entfernungen (von dreyßig Fuß beyläufig) eine Art Thürme angebracht sind, die sich an der Außenseite der Stadtmauer hinabsenken, hohl sind, und unten eine kleine Thür enthalten, wo man also über die von innen angebrachten Stiegen sogleich von der Mauer herab, unbemerkt in den äußeren nicht sehr tiefen Stadtgraben gelangen konnte. Diese Thürme mit ihren Oeffnungen mochten zu Ausfällen der Belagerten dienlich seyn, aber noch öfter den Städten selbst gefährlich werden, da hiedurch nächtliche Ueberrumpelungen sehr erleichtert wurden, wie man es vielleicht bey der Eroberung von Syrakus durch Marcellus (nach Plutarch) vermuthen dürfte.

Die letzte Platte stellt die Ergänzung des einen Stadtthores vor, wie es im ursprünglichen Zustande gewesen seyn mochte; das ganze Bild ist angenehm mit Gruppen belebt, die zum Theil von bekannten, in Pompeji gefundenen Gemälden, entlehnt sind.

Domestic Architecture. Houses. — Privatgebäude, mit vier und zwanzig Kupferplatten und den entsprechenden Erklärungen; die Wohnungen der Bürger und also auch ihr häusliches Leben. Wie sehr ein ganz besonderer Vorzug Pompejis darin bestehe, uns darüber so mannigfache, unverhoffte Aufschlüsse zu geben, bemerkt der Verf. sehr richtig. Der Gegenstand ist von der Art, daß eine Vergleichung von Ehemals und Jetzt in dieser Beziehung für Jedermann ein gleiches Interesse und gleiche Verständlichkeit hat. Wir werden nur Einiges berühren. — Gleich die erste Anlage eines Wohnhauses bey den Alten ist so verschieden von den unserigen, als es so verschiedene Zeiten und Gegenden nur immer erklärlich machen können. Der Hof, der nach jetziger Sitte fast nur Nebensache ist, oft gar nicht erscheint, ist bey den Alten Alles. Man stelle sich zwey viereckige Höfe vor, wo man aus dem einen in den anderen gelangt, die an den innern vier Seiten jeder ganz mit kleinen Gemächern umgeben sind; vor diesen vier Reihen von Gemächern einen bedeckten Säulengang, so daß nur ein kleiner viereckiger Raum in der Mitte übrig bleibt (das impluvium), wo Regen und Sonnenschein frey eindringen können (und wo sich häufig ein kleiner niedlicher Brunnen befindet), und man hat ein Haus, wie es die alten Griechen und Römer bewohnten. Fast so viele Thüren, als Zimmer den inneren Hof-

raum umgeben, öffnen sich in den Säulengang, der gleichsam die allgemeine Kommunikation bildet; durch die Thüren erhalten die Zimmer auch das meiste Licht, da nur sehr kleine Fenster, und diese in der Höhe, auf die Gasse hinaus aber gewöhnlich gar keine, angebracht sind.

Dem Eingange gerade gegenüber liegt immer das große Versammlungszimmer, wo bey vornehmeren Personen die Wachsbilder der Ahnen standen und der Fremde empfangen wurde; neben diesem, auf den beyden Seiten, führen in der Regel zwey schmale Gänge (fauces) in den zweyten, ganz auf gleiche Art gestalteten Hofraum, der wohl gewöhnlich den Frauen angewiesen seyn mochte, und durch diesen gelangt man dann bey einigen Häusern, durch eben solche zwey schmale Gänge neben einem mittleren größeren Versammlungszimmer (auch auf der Rückseite des Hofraumes) in den kleinen Hausgarten, viridarium, gewöhnlich von gleichem Umfange mit dem Hofe. Den größeren Theil des Jahres hindurch dienten die Zimmer wohl nur als Schlafstellen, und das eigentliche Leben der Familien bewegte sich in den bedeckten Hofhallen, welche Schatten und Kühle, Licht und freyen Zudrang der Luft darboten, und unter Himmelsstrichen, wie in Griechenland und Italien, ist dieses gewiß eben so natürlich als angenehm.

Wenn der Beschauer unserer Tage innig gerührt unter diesen Resten einherwandelt, so ist es besonders Eines, was ihn befremdend ergreift: die auffallend kleinen Wohngemächer (die man übrigens durchgängig, bey allen Gebäuden der Alten und gleichmäßig in allen Gegenden so bemerkt). Rec. muß gestehen, daß ihm diese Erscheinung auf den ersten Anblick nicht weniger unerklärbar war — doch lehrt die nöthige Rücksicht, welche die Alten auf die rauheren Monate des Winters nehmen mußten, bald die wahre Ursache auffinden: die Gemächer konnten nicht leicht klein genug seyn, um während dieser Zeit, mit so viel Vermeidung aller künstlichen Wärme als nur immer möglich (welcher auch der jetzige Bewohner dieser Länder so entschieden ausweicht) darin angenehm bestehen zu können. Reiche Familien mochten vielleicht damals, wie bey uns, eigene Sommer- und Winterwohnungen haben, obschon selbst für die warme Jahreszeit, wenn nur die Sonne nicht eindringt, diese kleinen Zimmer nichts weniger als ein unangenehmer Aufenthalt sind, ja sogar gesucht werden, wie sich Rec. unter andern auch in Palermo, durch die neuen Bauanlagen in einem der reichsten und angesehensten adeligen Häuser daselbst, überzeugte. Der Boden ist oft Mosaik, sonst, was wir terrazzi heißen würden.

Nun noch wenige Worte von den Malereyen in diesen Häu-

sern. Häufig ist das Mittel der vier Wände der Zimmer mit bald kleineren, bald größeren viereckigen Gemälden geziert, die auf eine Platte von Stucco à fresco gemalt, und so viele Rec. untersuchte, eigens in die Mauer eingesetzt sind, so daß es augenscheinlich wird, wie jene mehr vollendeten Gemälde (welche den größeren Theil der königl. Sammlung von Portici bilden, und aus den Monumenti d' Ercolano bekannt sind) ruhig in den Werkstätten der Künstler und nicht in den verschiedenen Häusern gemalt wurden, was ein nicht ganz zu übersehender, obschon bis jetzt wenig bemerkter Umstand seyn dürfte. (Bey dem sogenannten Tempel der Venus finden sich die ganzen Mauern, wo solche große Gemälde sind, mit einer Art von großen Hohlziegeln bedeckt, wodurch dieselben vor aller Feuchtigkeit gesichert wurden.) — Ganz anders verhält es sich mit den übrigen Malereyen, womit die Felder der Wände am gewöhnlichsten verziert sind; diese sind an Ort und Stelle selbst à fresco gemalt, aber auch, obschon nie ohne Geist, doch von viel geringerem Werthe in artistischer Behandlung. — Bald ist es ein idealischer Kopf mit wenigen Zügen in die Mitte der Wand hingeworfen, bald eine schwebende Figur in zarten Umrissen; größten Theils aber gehören diese Vorstellungen in die Klasse jener, schon von Vitruv und hier von den beyden Herren Verfassern der Werke Nr. 1. und 2. (besonders 1) so heftig getadelten Arabesken-Malerey, wo, von zarten Blumengewinden getragen, Tempel und Landschaften im bunten Gemenge erscheinen, aus den Blütenkelchen bald Amorinen, bald Thiergestalten hervorspringen; oder es sind jene bekannten Architekturstücke, vielgestaltete phantastische Gebäude und perspektivische Ansichten darstellend, wo Alles von unmäßig hohen Säulen, mehr Blumenstängeln als Steinmassen, und gleichsam nur im Schweben getragen erscheint.

Die Ansichten der beyden Herren Verf. scheinen darüber offenbar nicht ganz klar gesondert und begründet. In Nr. 2. wird S. 158, Note 2, rhopography mit Arabesken-Malerey verwechselt, was zwey sehr verschiedene Dinge sind (man vergleiche nur die Stelle Plin. XXXV. 10 von dem Maler Pyreicus, welcher vorzugsweise Rhyparographus genannt wurde), und in Nr. 1. wird Ludius, der Römer aus der Zeit Augusts, als erster Erfinder dieser Art von Darstellungen angegeben, die der früheste Orient schon in seine Teppiche wirkte. —

Es ist wahr, dieser Wald von übertrieben hohen Säulen, wo sich auf einmal ganze Reihen perspektivischer Einsichten in das Innere von Gebäuden darstellen, diese feinen und zarten archi-

tektonischen Linien ohne alle Haltung, diese Arabesken-Gemälde endlich, wo nichts einen festen Standpunkt darbietet und Alles nur im phantastischen Fluge erscheint, muß das an geregelte, berechnete Formen gewohnte Auge befremdend überraschen; aber man sehe, ob dem Alten bey seinen so äußerst kleinen und niedern Zimmern, wo jede etwas schwerere Linie und größere Maße dem Inwohner erdrückend scheinen mußte, eine andere Wahl übrig blieb, und ob er nicht, wie wir es auch wirklich durch die Erfahrung bestätigt sehen, selbst gegen Vitruvs strenges Gebot, dem leichten Schwung der Arabeske vor jeder ernsteren Gestaltung weit den Vorzug geben mußte. So widerlich kolossale Arabesken seyn müßten, so sehr sind diese blumenartig sich entwickelnden da an ihrer wahren Stelle, und Raphael erkannte das sehr wohl, als er mit diesen zarten Schöpfungen sein Casino in Rom schmückte. — Dem Rec. schien es, als wenn sich das Auge sehr leicht an diese Formen gewöhnte und dann gerne dabey weilte, als rufe gleichsam jede so geschmückte Wand dem Beschauer die Lehre der alten Sänger zu: Kleine Wohnungen muß ein leichter Sinn beleben, der spielend den Augenblick benützt und klug der Last ungemessener Sorgen und Wünsche entschlüpft. — Wer in Venedig Gelegenheit hatte, nur eine von dem unvergleichlichen Borsato (Maler und Lehrer an der k. k. Akademie daselbst) in diesem Geiste à fresco ausgemalte Mezzaninwohnung zu sehen, wird von der vollen Anwendbarkeit dieser Art von Zimmerverzierung auch in unsern Tagen ganz überzeugt seyn*). Es ist unglaublich, wie dieser frohe, fesselnde Wechsel von Gestalten, alle in rascher Bewegung (wie gelungene Arabesken-Malerey es dem Auge darbietet), dazu dient, den Geist angenehm zu fesseln, und indem derselbe in leichter Folge, spielend von einer Vorstellung zur andern geleitet wird, seine Thätigkeit ohne Anstrengung zu unterhalten.

An der Außenseite der Häuser finden sich in Pompeji außerordentlich häufig Inschriften mit rother Farbe und offenbar mit Hülfe eines Pinsels gemalt, wovon der Verf. S. 166 eine kleine Probe gibt, und von denen in dem Werke Nr. 3. auf sieben Kupfertafeln eine ziemlich zahlreiche Sammlung erscheint, wozu freylich die seitdem stattgehabten Ausgrabungen eine nicht unbedeutende Nachlese geliefert haben. — Was in unsern Tagen die

*) So viel wir hören, gibt in diesem Augenblicke die k. k. Akademie in Venedig, in einzelnen Heften nach den Original-Zeichnungen Borsato's Skizzen zu ähnlichen Zimmerverzierungen à fresco, heraus.

gedruckten Anschlagzettel an die Straßenecken angeklebt leisten, das thaten bey den Alten diese Inschriften, die flüchtig an die Mauern hingemalt wurden, und dort bis jetzt noch, dem Auge vollkommen lesbar dastehen. Ihrem Inhalte nach theilen sich alle bisher vorgefundenen vorzüglich in zwey Klassen: entweder es sind Ankündigungen, wie z. B. gleich am Stadtthore die Reste einer Ankündigung von Gladiatorspielen in die Augen fallen, oder wie es an einem andern Orte heißt: V. K. APR. VENATIO. ET. VELA. ERVNT. oder wie z. B. die berühmte Pachtankündigung der Julia Felix:

IN PRAEDIS. IVLIAE. SP. F. FELICIS
LOCANTVR
BALNEVM. VENERIVM. ET. NONGENTVM
TABERNAE. PERGVLAE.
CENACVLA. EX. IDIBVS. AVG. PRIMIS. IN. IDVS
AVG. SEXTAS. ANNOS. CONTINVOS. QVINQVE
S. Q. D. L. E. N. C.

welche in dem Werke Nr. 3. S. 63—65 vortrefflich erläutert und ergänzt wird; oder aber sie scheinen sich auf einzelne Personen, und zwar größten Theils auf die Magistrate, die Aediles nämlich, die Duumviros juri dicundo u. dgl. zu beziehen. Von der Art ist z. B.

M. HOLCONIVM. PRISCVM
C. GAVIVM. RVFVM. IIVIR (os)
PHOEBVS. CVM. EMPTORIBVS
SVIS. ROGAT.

---

oder: L. CEIVM. SECVNDVM. AED. O. V. F.

Das Charakteristische bey diesen letzteren ist, daß der Schluß ROG. oder ROGAT oder O. V. F. (oft diese drey Buchstaben in ein einziges Monogramm verschlungen) regelmäßig erscheint. Es entsteht nun die Frage, was war wohl die Bestimmung dieser Anrufungen?

Unser Verf. nimmt mit Romanelli (Viaggio a Pompei etc. *Napoli* 1817) an, daß diese Inschriften die verschiedenen Namen der Hauseigenthümer enthalten: aber nicht allein, daß sich für diese Meinung (außer der bloßen Vermuthung) gar keine Gründe sonst anführen lassen, und Vieles dabey unerklärt bleibt, so spricht sogar Manches dagegen, und es ließe sich z. B. nicht schwer erweisen, daß dem Popidius Rufus allein, nach der Häufigkeit, mit der sein Name in allen Straßen erscheint, fast die Hälfte der bis jetzt ausgegrabenen Stadt eigen gewesen sey; nebstdem daß es überraschen muß, wie schon oben bemerkt

wurde, faſt nur lauter Magiſtrate angedeutet zu finden. In dem Werke Nr. 3. wird angenommen (S. 65), daß ſich einzelne Privatperſonen, oder auch ganze Korporationen und Zünfte (wie z. B. die Salinienses, die Muliones, die Furnacatores, die Isiaci Universi u. dgl. vorkommen) durch dieſe Inſchriften der Gewogenheit der neuen Magiſtratsperſonen anempfehlen wollten, und demnach werden die Buchſtaben O. V. F. durch orat oder orant ut faveat erklärt. Jedoch kommt man auch bey dieſer Erklärung nebſt dem Auffallenden, welches in der Oeffentlichkeit einer ſolchen Gunſtanflehung zu liegen ſcheint, auch ſonſt in keine geringen Schwierigkeiten: denn wie will man nun die ganze große Anzahl von Aedilen erklären, denen ſich in dieſen Inſchriften die Bürger Pompejis ſo angelegentlich anempfehlen, da es einmal nicht anzunehmen iſt, daß man dergleichen Gelegenheitsinſchriften nicht immer ſollte wieder übertüncht haben, um für neue Platz zu gewinnen, ſobald ſie unnütz wurden, was bey dem jährlichen Wechſel der Magiſtrate ſo regelmäßig eintreffen mußte, und da zweytens, ſelbſt mehrere Jahre nicht hinreichen, um dieſe Zahl von Aedilen auszufüllen. — In den Kolonien waren regelmäßig nur zwey Magiſtrate unter dem Namen von Aedilen, und wenn auch in einigen Orten in dieſer Beziehung Ausnahmen Statt finden mochten *), welch' einen Ueberſchuß von Aedilen bieten uns ſelbſt für dieſen Fall bloß die auf den erwähnten ſieben Kupfertafeln enthaltenen Mauerſchriften. Da iſt ein Suettius Verus, ein Priscus, Cejus Sekundus, Poſtumius Probus, Cuspius Panſa, Samelius Modeſtus, Helvius Sabinus, Trebius und Gavius, Licinius Fauſtinus, Cerrinius Votia, Rufus, Vettius Firmus, Popidius Sekundus, Albucius u. ſ. w. — Wie nun, wenn dieſe Namen alle nur die Liſte der, um die Aedilswürde in ihrer Vaterſtadt, ſich bewerbenden Kandidaten enthielten? Rogare hat ganz ſo die Bedeutung des Erwählens, wie die des Bittens, und ohne ſich gleich auf eine beſtimmte Deutung aller drey einzelnen Buchſtaben O. V. F. einlaſſen zu wollen, könnte das letzte F. vielleicht den Aufruf an die Mitbürger facite, nämlich aedilem facite (zu Zeiten, wie es einige anzuführende Beyſpiele beweiſen werden, auch facit oder faciunt) enthalten, ſo wie es z. B. in der Inſchrift tab X. n°. 2. des Werkes Nr. 3. *A. Vettium Firmum* aed(ilem) — *Pilicrepi fa-*

*) Cic. ad fam. L. XIII. ep. 11. Nam constituendi municipii causa hoc anno Aedilem filium meum fieri volui, et fratris filium, et M. Cosium; is enim magistratus in nostro municipio, nec alius ullus, creari solet.

cite, ausdrücklich vorkömmt *). Die Magistrate traten in der gewöhnlichen Ordnung ihr Amt mit dem ersten Jänner an, also fielen alle die Scenen der lebhaften Bewerbung um diese Würden gerade in die Zeit, wo Pompeji seinem Schicksale erliegen sollte, und als treue Zeugen der Bewegungen, die damals alle Bürger in Anspruch nahmen, sind diese Inschriften von einem ganz besonderen Interesse: sie geben auch davon ein so vollständiges Bild, daß es mit ihrer Hülfe gar nicht schwer fallen dürfte, jene Kandidaten genau zu bestimmen, die auf den meisten Stimmenbeyfall zu rechnen hatten.

Rec. hatte in Pompeji die glückliche Gelegenheit, mehrere dieser Wandschriften zu kopiren, welche noch in keinem der angeführten vorliegenden Werke vorkommen; sie folgen hier als ein kleiner Nachtrag. Die ersteren dürften sogar in der Beziehung nicht ganz unbedeutend seyn, als sie die aufgestellte Erklärung von orat ut faveat unhaltbar machen und fast nur auf die angegebene Art, als ausgesprochene Wahlstimmen nämlich, erklärbar sind. So lieset man in der großen Straße zum Forum:

C. IVLIVM. POLYBIVM
AED (ilem) LICINIVS. ROMANVS
ROGAT. ET. FACIT.

MARCELLVM
FORTVNATA. CVPIT.

L. POPIDIVM. SECVNDVM
AED(ilem) QV. . . . CVPIT.

POPIDIVM. RVFVM. AED(ilem) PISCICAPI. FA(ciunt)

L. FILAX. LIB
CVM. VOTIS.

P. POPIDIVM. SECVNDVM.
AED(ilem). O. V. F. DIGNVS EST.

---

*) *Cicero* (de petit. cons.) spricht mehrmal von der Wichtigkeit der popularis *voluntas* (z. B. c. 5.) Petitio magistratuum divisa est in duarum rationum diligentiam: quarum altera in amicorum studiis, altera in *populari voluntate* ponenda est — vielleicht könnte man nach diesem Vorgange die drey Buchstaben mit einigem Grunde so deuten, daß: sie *omni voluntate facite* oder facit und faciunt zu lesen wären?

C. CVSPIVM. PANSAM, AED(ilem)
AVRIFICES. VNIVERSI.
ROG(ant).

JVLIVM. SIMPLICEM.
AED. V. A. S. P. P. V. B. D. R. P. O. V. F. SEMA.
CVM PVERIS.
ROG.

(Julium Simplicem aedilem, virum amplissimum, servatorem Populi Pompejani, virum bonum, dignum reipublicae, omni voluntate facite, Sema cum pueris rogat).

CAPELLAM. D. V. I. D. (Duum virum Juri dicundo
O. V. F. VERNA. CVM.
DISCENT(ibus); (auch bey *Cicero* (de petit. Cons.) kommt c. 13. die *adolescentulorum* frequentia als ein nothwendiges Erforderniß für einen Kandidaten vor.)

In unserem vorliegenden Werke Nr. 2. findet sich bey Anführung solcher Mauerschriften S. 166 der kleine Verstoß, daß der Hr. Verf. da, wo es heißt: C. Julium Polibium IIVIR. Muliones (d. i. die ganze Zunft der Mulionen) rog, dieses Muliones als einen eigenen Namen deutet, und die abgekürzte Formel O. V. F. wird, offenbar gegen allen Sinn, durch: *Aedem* orant ut faveant erklärt. Auffallend ist auch hier S. 155 die Anmerkung: Few artists, or painters, were Romans; and of poets, only *Jul. Caesar*, *Tibullus* and *Lucretius*: wie ist das zu verstehen?

Vortrefflich sind übrigens die Kupfer zu diesem Abschnitte, die den Beschauer gleichsam ganz an Ort und Stelle selbst versetzen und nicht allein Ansichten der Gebäude nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und Pläne mit den alten Benennungen nach Vitruv enthalten, sondern auch Abbildungen mehrerer darin noch vorfindlichen Wandgemälde. — Pl. 36 (und 77) stellt den innern Hofraum eines der größeren Häuser in Pompeji vor, wie er im ursprünglichen Zustande mochte ausgesehen haben: es ist ein wahres Geschenk, was Hr. Gell damit seinen Lesern macht, und nicht bald wieder etwas so geeignet, einen anschaulichen Begriff von diesem Gegenstande zu geben, wie nicht jeder sich ihn aus dem bloßen Anblicke der Ruinen zu bilden im Stande seyn dürfte. — Von dem Gemälde, was Hr. Gell pl. 41. vollständig gibt, sah Rec. im Jahre 1819 nur mehr die untere Hälfte; bey dem zweyten Gemälde pl. 42. mit dem Perseus und Andromeda, bedeutet der Lichtstreif im Hintergrunde, Perseus Lanze, welche der alte Maler äußerst unperspektivlich so hinstellte.

Forum. — Das Forum mit den anstoßenden Gebäuden, der Basilika, den Tempeln u. s. w. mit siebenzehn hierher gehörigen Kupfertafeln, den Grundriß des Ganzen und die einzelnen Theile, dann mehrere Wandgemälde vorstellend. Zwey Kupferplatten geben das Forum nach seinem wahrscheinlichen ursprünglichen Zustande ergänzt: sehr geistreich ist die Scene mit lauter ausdrucksvollen, von Gemälden, die in Pompeji selbst gefunden wurden (und aus den Monumenti d'Ercolano bekannt sind), entlehnten Gruppen belebt. Der Verf. beschreibt das Forum nach seinen einzelnen Theilen, und Text und Kupfer zusammengenommen sind vollkommen geeignet, von diesem so höchst wichtigen Bestandtheile der alten Städte, worauf sich fast das ganze öffentliche Leben der Staaten des Alterthums beschränkte, einen klaren, vollständigen Begriff zu geben, was allerdings nicht zu den kleinsten Verdiensten Pompejis und dieses Werkes gehört. Das Forum an sich, ein großer länglich viereckiger Platz, durchgängig mit großen Steinplatten gepflastert (so ist dieses auch in dem kleinen Velleja derselbe Fall) bot in den breiten Säulengängen, die es an allen Seiten umgaben, Schatten und Obdach. Was noch jetzt, in Bezug auf eine verhältnißmäßig so wenig bedeutende Stadt, Aufsehen erregt, ist die Menge von Piedestalen, zum Theil noch mit den Inschriften daran, welche an die Säulen angelehnt oder in der Mitte des Platzes stehen, bestimmt, die Fuß und Reiterstatuen der Männer zu tragen, welche um das Gemeindewesen sich Verdienste erworben hatten. Es erweckt ein günstiges Vorurtheil für ein Volk, welches an die besuchtesten Orte die Bilder jener stellt, denen es einige Dankbarkeit schuldig ist, und dieser Sinn belebte gleichmäßig das ganze Alterthum.

Die Basilika. — In der Mauer bemerkt man noch jetzt eine Menge kleiner, von den Alten eingekratzten Inschriften, Figuren u. dgl. Die wichtigste darunter, wegen der genannten Konsuln führt schon der Hr. Verf., obschon nicht richtig an (S. LII. n. 2.); sie lautet eigentlich:

C. PVMIDIVS. DIPILVS, HEIC. FVIT
AD. V. NONAS. OCTOBRES. M. LEP. C. ATIL. COS.

Wir fügen noch folgende Proben solcher Inschriften bey:

NON. EST. EX. ALBO. IVDEX. PATRE. AEGYPTIO.

sie ist auch wegen der Schriftform (die hier freylich nicht gegeben werden kann) merkwürdig.

NON. IDHO. TIINVIIRVNT. IN MANV. SCIIPTRVM.

auch hier ist durchgängig die Originalform der Buchstaben höchst

sonderbar II statt E. ist nicht ohne Beyspiel, aber doch immer bemerkenswerth:

AMIANTHVS. EPAPHRA. TERTIVS. LVDANT. CVM. HEDISTO. IVCVNDVS. NOLANVS. PETAT.

SVAVIS. VINARIA
SITIT. ROGO. VOS. ET
VALDE. SITIT. GALpuRNIA. TIBI
DICIT. VAL.

Der sogenannte Tempel der Venus, ebenfalls an das Forum anstoßend.

Ein bedeutend großer, rings von einem Säulengange eingefaßter viereckiger Raum, in dessen Mitte auf einer gemauerten Erhöhung der kleine Tempel stand, zu dem man über mehrere Stufen gelangte, vor welchen unten ein Altar aufgestellt ist. Ob es wirklich der Tempel der Venus war, kann für uns von geringerer Bedeutung seyn, als es die Betrachtung eines vollständigen Bethauses der Alten überhaupt ist. Offenbar war der Hofraum mit den umgebenden Gängen für die versammelte Menge bestimmt, die auch bey dem unten aufgestellten Altare ihre Opfer bringen konnte; das eigentliche erhöht stehende kleine Tempelgebäude betraten wohl nur die Priester, und so durfte der arme Alte sogar im Tempel sich seiner angebeteten Gottheit nicht nähern, und immer nur in der Entfernung wurde ihm ihr Bild gezeigt. Welch' ein Unterschied im Vergleiche zu unsern Jahrhunderten, wo auch der Geringste im weiten Gotteshause vertrauensvoll bis zu den innersten Stufen des Altares hinzuzutreten vermag. —

An der einen Seitenwand sind noch eine Anzahl (sechs) großer historischer Wandgemälde erhalten, von denen der Hr. Verf. zwey bezeichnet: nämlich *Achilles* and *Agamemnon* und *Hector* tied to the car of *Achilles*. — Es nimmt uns Wunder, wie es dem Hrn. Verf. nicht auffiel, daß die ganze Reihe sich nur auf Troja bezieht, und daß die Vorstellungen dieses Krieges wahrscheinlich einst ringsum die innern Säulengänge dieses Tempels schmückten, wie der römische Dichter bey ähnlicher Gelegenheit von seinem Helden erzählt

— sub ingenti lustrat dum singula templo
— videt Iliacas ex ordine pugnas
Bellaque jam fama totum vulgata per orbem
Atridas, Priamumque et saevum ambobus Achillem.
(*Aen.* I 453.)

Gerade diese letzteren drey Scenen sieht man, zufällig genug, noch ganz bestimmt: Achilles gegen Agamemnon

das Schwert ziehend, Achilles, welchen der kniende Priamus um die Leiche des Hektor bittet, nebstdem aber noch den Diomedes, der das Palladium raubt (obschon stark beschädigt) u. s. w. — wozu man freylich die Zeichnungen, die hier aber nur von einem dieser Bilder gegeben werden, vergleichen müßte.

Der im Forum gefundene, merkwürdige Inschriftstein, wovon der Hr. Verf. S. 217 nur einzelne und noch dazu unrichtig zusammengesetzte Bruchstücke gibt, enthält vollständig folgendes: EVMACHIA. L. F. SACERD. PVBL. NOMINE. SVO. ET. M. NVMISTRI. FRONTONIS. FILI. CHALCIDICVM. CRYPTAM. PORTICVS. CONCORDIAE. AVGVSTAE. PIETATI. SVA. PEQVNIA. FECIT. EADEMQVE. DEDICAVIT.

Theatres. Das kleine und das große Theater sammt den anliegenden Gebäuden, Säulengängen, dem sogenannten griechischen Tempel, dem Tempel der Isis u. s. w. mit eilf Kupfertafeln, worunter die eine mit der allgemeinen Uebersicht dieses Theiles der ausgegrabenen Stadt nach dem gegenwärtigen Zustande, wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, weder an Richtigkeit der Aufnahme noch an Schönheit, Deutlichkeit und Meisterhaftigkeit des Stiches. Die 74. und 75. Platte betreffen das Amphitheater. Vortrefflich ist die davon gegebene Ansicht beym Mondschein mit dem flammenden Vesuv im Hintergrunde. Diese Gebäude bezeichnen auch eine Stufe in der Geschichte der Menschheit, aber sie gehören zur Nachtseite und ihr Anblick kann bey dem Gedanken an ihre Bestimmung, noch jetzt, nachdem so viele Jahrhunderte söhnend dazwischen liegen, nur erschüttern. Man durchstreicht die dumpfen unterirdischen Gänge dieses Gebäudes, wo Menschen und wilde Thiere für das blutige Schauspiel aufgespart und bewahrt wurden, ganz mit der grauenvollen Empfindung, welche die lebendige Erinnerung an solche Scenen an diesem Orte erregen muß. Die Wände fanden wir auch hier mit kleinen, doch größten Theils unleserlichen Inschriften bekritzelt; zwey davon, deutlicher wie die übrigen, malen genau die Empfindungen, die einst sich hier aussprachen.

CLODIVS (ERIMOG?)
VIBIO. RECEPTO. SODALI. SAL.

REGVLO. FELICITER.

Hier bedeutete wohl Glück kaum etwas mehr als dürftige Selbsterhaltung. Die untere Umfangsmauer der Arena war gemalt, die Platte 75 gibt das bis jetzt noch erhaltene Bild (da

sonst überall der Stucco und mithin auch die Freskomalerey darauf schon abgefallen ist). Man sieht Gladiatoren sich zum Kampfe bereiten.

Nur ungern trennen wir uns hier am Schlusse unserer Anzeige von einem Werke, welches einen der ernstesten Betrachtung so sehr werthen, so höchst anziehenden Gegenstand mit so viel Meisterhaftigkeit wiedergibt und darstellt.

Art. II. Die geometrische Zeichnenkunst, oder vollständige Anweisung zum Linearzeichnen, zum Tuschen und zur Konstruktion der Schatten, für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen, zunächst zum Gebrauch beym Unterricht in den königl. preußischen Artillerieschulen, von M. Burg. Erster Theil, die allgemeine geometrische Zeichnungslehre enthaltend. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot 1822.

Als wir den vielumfassenden und sehr klar geschriebenen Titel dieses Buches lasen, freuten wir uns, daß man nun auch in Deutschland die Nothwendigkeit fühlt, diesen dem Künstler, Handwerker, Technologen ꝛc. durchaus unentbehrlichen Theil der Mathematik, mehr zu verbreiten, und sich bemüht, denselben systematisch in die höhern Schulen einzuführen. Es schloß sich hieran noch die Hoffnung, daß diese Wissenschaft bey günstiger Gelegenheit sich auch einmal in die niedern Schulen verbreiten könnte. Denn sobald man einmal zur Einsicht gekommen, daß sie im bürgerlichen Leben nicht geringern Nutzen hervorbringet, als Schreiben und Rechnen, so kann sie alsdann auch in den Bürgerschulen billiger Weise nicht so ganz unberücksichtigt bleiben. Rec. freute sich ferner, daß man sich bemüht, den Franzosen hierin nachzukommen, die uns in diesem Zweige der Wissenschaft vorausgeeilt sind, und sich längst die Ausbreitung und Anwendung desselben so sehr angelegen seyn ließen. Wir dachten weiter, unter den Deutschen, die sich um diese Wissenschaft verdient gemacht, gebühre unstreitig dem geistvollen und tiefdenkenden Dürer der erste Rang (er hat diese Wissenschaft zuerst abgehandelt, uns ist wenigstens in der Art, selbst bey den übrigen Nationen, keine frühere geometrische Zeichnungslehre bekannt), Weinbrennern der zweyte; denn nach Dürer hat kein Deutscher so systematisch und reichhaltig, und zugleich so praktisch und aufs Leben berechnet, hierüber geschrieben, und Hrn. Burg werde nun der dritte Rang zukommen; denn wahrscheinlich werde der Verf. diese Wissenschaft erweitert, und alles, was bis jetzt im In- und Auslande in diesem Felde geleistet worden, gehörig

zu seinem Zwecke benutzt haben. Der Verf. hätte auf diese Weise Deutschland mit einem der nöthigsten und nützlichsten Werke beschenkt, und einem allgemein gefühlten Mangel abgeholfen. Als wir aber nun mit dankerfülltem Herzen für den Verf. das Buch aufschlugen, da stießen wir gleich

1) im Vorwort auf die Behauptung, daß es bis jetzt noch an einem gründlichen und faßlichen Unterricht in der geometrischen Zeichnenkunst fehle. In den meisten Schulen? Ja. Dieß wollte aber der Verf. nicht sagen, sondern Rec. glaubt, die Meinung soll seyn, daß es bis jetzt an Werken gefehlt habe, woraus dieser Unterricht zu schöpfen sey. Denn gegen Ende des Vorworts äußert der Verf. abermals, daß, seines Wissens! über das geometrische Zeichnen im Allgemeinen, nämlich so wie er es behandelt habe, noch nichts geschrieben sey, und er daher bey der Abfassung seines Werkes sich weder geschriebener noch gedruckter Hülfsmittel hätte bedienen, und nur das benützen können, was er darüber in den im Text angeführten Werken (Weinbrenner, architekt. Lehrb. bey Cotta, géométrie descript. par *Monge*, élémens de géom. descr. par *Lacroix*, und études d'ombres par l'*Eveillé*) zerstreut?! gefunden habe. Daher hält es dann auch

2) der Verf. für seine Pflicht, um Nachsicht bey der Beurtheilung seines Werkes zu bitten, mit der Versicherung, daß er jede wesentliche, zur Vervollständigung des Ganzen beytragende Bemerkung mit vielem Dank annehmen und benutzen werde. Rec. muß bekennen, daß ihm diese Aeußerungen bey einem wissenschaftlichen Werke ganz befremdend vorkommen, und es bleibt unbegreiflich, wie der Verf. dieselben habe thun können, nachdem die Franzosen in diesem Theile der Mathematik so Bedeutendes geleistet haben? Denn außer den vom Verf. angeführten Autoren haben noch Philibert de l'Orme, Carnot, Frezier, Biat, Vallée, Hachette, Rondelet und viele andere, ganz vorzügliche Werke über diesen Gegenstand geschrieben. Wie will der Verf. auch nur mit scheinbaren Gründen die Gründlichkeit und die Faßlichkeit, welche längst anerkannte Vorzüge der französischen Mathematiker sind, zweifelhaft machen? Ueberdieß bekennt ja der Verf. selbst, wo er Monge und Lacroix anführt, daß die Werke derselben vortrefflich und vollständig seyen, und sobald sich dieses von einem mathematischen Werke sagen läßt, so ist auch die Gründlichkeit desselben ausgesprochen. Die Behauptung des Verf. daß die französischen Werke allein für den Theoretiker von Nutzen seyen, nicht aber für den Praktiker, hat zwar vielen Grund, allein sie bieten doch unstreitig ganz gewaltige Hülfsmittel für den Autor, und sind sehr gut als Leitfaden, bey der Abfassung einer geometrischen

Zeichnungslehre für den Praktiker zu gebrauchen. Auch läßt sich jener Ausspruch nicht unbedingt von allen französischen Werken über diesen Gegenstand thun; denn Rondelet ist in seinem großen architektonischen Werke, worin er die geometrische Zeichnungslehre abhandelt, sehr praktisch, und bey der Anwendung vorzüglich sinnreich und klar. Von Weinbrenners geometrischer Zeichnungslehre sagt der Verf., sie wäre für den Praktiker mehr genügend als die Werke der französischen Autoren; Rec. meint aber, daß sie ganz genügend ist (nämlich in den Gränzen, die der Verf. selbst, durch sein eigenes Werk, für die geometrische Zeichnungslehre festsetzt), und dieß glaubt Rec. nicht nur theoretisch beweisen zu können (welches weiter unten zum Theil geschieht), sondern auch praktisch, indem derselbe eine Menge Praktiker kennt, welche, meist ohne die geringsten mathematischen Kenntnisse, nach Weinbrenner's Lehrbuche die geometrische Zeichnungslehre vortrefflich erlernt haben. Die Klage des Verf. wegen Mangels an gedruckten Hülfsmitteln, ist daher allerdings ungerecht. Doch vielleicht, dachten wir, gibt uns der Verf., da ihm alles Vorhandene ungenügend ist, viel Neues; vielleicht hat er eine ganz neue Methode rücksichtlich des Vortrags gefunden? In diesem Glauben durchblätterte Rec. die Kupfertafeln, fand aber darin zu seinem Erstaunen nichts anders als Konstruktionen, die meist aus den zwey ersten Heften des erwähnten Lehrbuchs von Weinbrenner und theils aus französischen Werken genommen, ja sogar bis auf die Art der Buchstaben-Bezeichnung aus denselben entlehnt sind. Da auf diese Weise auch die Hoffnung auf Neues verschwunden war, so blieb nichts mehr übrig, als die Methode, welche allerdings bey einem Buche, für Praktiker geschrieben, von größter Wichtigkeit ist. Allein Rec. überzeugte sich, daß der Verf. (man verzeihe die Vergleichung) ziemlich nach Goldschläger-Art verfahren, und die schön geprägten Goldstücke von Weinbrenner und den Franzosen platt und breit geschlagen hat. Hier einige Gründe unsers Urtheils. Der erste Abschnitt S. 1—59 enthält in sechs Kapiteln die Kenntniß der Zeichnen-Instrumente und Materialien, nebst ihrer Anwendung. Dieses ist mit einer solchen Umständlichkeit beschrieben, daß man glauben muß, der Verf. wolle mit Worten zeichnen lehren. Um den Gebrauch der Instrumente und der Materialien kennen zu lernen, muß man dieselben gebrauchen. Alles Reden von Linienziehen, Tuschen, Verwaschen, von Zirkeln, Ziehfedern, Bleystiften, Pinseln, Farben ꝛc. ist vergebens; denn Dinge, die man durch die sinnliche Anschauung kennen lernen muß, lassen sich keineswegs durch Beschreibungen deutlich machen. Die Mühe solcher Beschreibungen ist auch ganz verloren, denn wenn der Lehrer diese Gegenstände vorzeigt, mit wenigen erklärenden Worten, so ist dieß weit zweckdienlicher, als das Studium eines großen

Paragraphenheeres hierüber. Die weitläufige Abhandlung über breite, dicke und feine Linien, über das Punktiren ꝛc. eignet sich wahrlich mehr, den Schüler irre zu führen, als ihn zu belehren; denn man muß zeichnen, um zeichnen zu lernen. Ueberhaupt ist uns die Absicht des Abschnittes ganz unverständlich. Soll er für den Lehrer geschrieben seyn, dann ist der Schüler zu bedauern, der in die Hände eines Lehrers gefallen ist, der sich über die gewöhnlichsten Dinge in einem Buche Rath holen muß. Ist er aber für den Schüler zum Selbstunterricht geschrieben, so ist er noch unzweckmäßiger; weil hier Dinge geschrieben sind, die sich gar nicht beschreiben lassen, sondern die praktisch gelehrt werden müssen, wie dieß jeder Zeichner wohl weiß. Wie ferner der Vers. glauben kann, daß Jemand durch das Nachzeichnen der in den Kupfertafeln gegebenen Konturen zweyer Löwenköpfe, eines Blattes von einem korinthischen Kapital und eines Delphins (die noch dazu alle schlecht gezeichnet sind, Rec. weiß nicht durch wessen Schuld), Freyhandzeichnen lernen soll, wird wohl ebenfalls jedem unbegreiflich seyn.

Der zweyte Abschn. S. 59—144 enthält in 3 Kap. die geom. Zeichnungslehre im Allgemeinen, das Abbilden der geraden und krummen Linien ꝛc. Im Allgemeinen läßt sich von diesem Abschnitte sagen, daß die geom. Zeichnungslehre darin viel dürftiger und in minder guter Ordnung abgehandelt ist als in dem Weinbrennerschen Hefte. Weinbrenner fängt mit dem Punkte an, geht zur geraden und krummen Linie über, betrachtet dieselben nach allen Lagen und Richtungen, geht dann zu den Winkeln, dann zu den Flächen, bringt Flächen mit Linien, Flächen mit Flächen in Verbindung, und zwar in den mannigfaltigsten Lagen, durch die Umdrehung um verschiedene Achsen; kommt so auf die Körper, nimmt ebenfalls verschiedene Umdrehungen mit denselben vor; ein Verfahren, welches in jeder Hinsicht belehrend ist, und Verstand und Vorstellungskraft sehr übt. Auf diese Weise ist das Weinbrennersche Lehrbuch zu einem systematischen Ganzen gestaltet, so daß jenes Vers. löbliches Bemühen, einen weitläufigen Text so viel möglich, durch die Darstellung selbst, entbehrlich zu machen, und den Studierenden mehr auf die Anschauung hinzuweisen, weil er diese mit Recht bey dem Künstler wie bey dem Handwerker von größtem Werth hält, in einem sehr hohen Grade gelungen ist. Der Verf. vorliegenden Werkes scheint aber sehr unrichtig vom Gegentheil ausgegangen zu seyn, indem er uns über diesen Gegenstand viel Text (er ist 362 Seiten stark) und wenig Inhalt vorgelegt hat. Eben so wenig ist bey ihm eine systematische Einheit anzutreffen. Die drey aus französischen Werken genommenen Aufgaben, in welchen Cylinder mit Cylinder, und Cylinder mit Kugel sich schneiden, fehlen zwar im Weinbrennerschen

Werke, doch sind sie lange nicht hinreichend, um die Armuth in dem vorliegenden zu ersetzen. In jenem Werke würden sie höchstens nur zur Vervollständigung beytragen; denn derjenige, welcher Weinbrenners Zeichnungslehre aufmerksam durchgangen ist, wird diese drey Aufgaben ohne alle Schwierigkeit lösen. Mit den französischen Werken läßt sich dasselbe, aus den oben schon angegebenen Gründen, der Verschiedenheit der Zwecke halber, gar nicht vergleichen. Die Definitionen, die uns der Verf. §. 96 von perspektivischer und geometrischer Zeichnungslehre gibt, sind sehr unzureichend, so daß jede von den schon vorhandenen Definitionen wünschenswerther gewesen wäre. Bey der perspektivischen Zeichnungslehre sagt der Verf., sey die Hauptsache, in der Abbildung eines Objekts die täuschendste Aehnlichkeit, die möglichste Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit. Dieß ist eine Definition vom Portraitiren, nicht von der Perspektive. Bey der geometrischen Zeichnungslehre komme es bey der Abbildung mehr darauf an, die Gegenstände so darzustellen, daß man aus der Zeichnung die richtigen Maße und genauen Verhältnisse derselben sogleich und unmittelbar auf eine leichte Art entnehmen könne. Dieß ist eine Anwendung oder höchstens eine Eigenschaft der geometrischen Zeichnungslehre. Diese Definitionen umfassen daher keineswegs die Definita, sie sind nicht streng genug, wie wissenschaftliche Definitionen es seyn müssen. Das Auxiliarkorps von §§., das denselben als Sukkurs nachgeschickt ist, macht den einmal begangenen Fehler nur zum Theil wieder gut. Die §§. 102 und 103 enthalten hierüber noch manches Unstatthafte. So ist z. B. das Zurückbringen vom Perspektiven ins Geometrische durchaus nicht schwierig für den, der geläufig vom Geometrischen ins Perspektive zeichnen kann, was der Verf. nicht glaubt. Die Projektionen des Kreises sind in dem Weinbrennerschen Hefte viel einfacher und umfassender vorgetragen, als hier in den §§. 132 ꝛc. geschehen. In §. 152 heißt es: »In dieser Ellipse ist weder ag die große noch d′d″ die kleine Achse. Diese Linien sind allerdings Achsen, nur einer andern Ellipse, nicht von der Ellipse ab′c′d ꝛc. im Aufrisse, sondern von der Ellipse adgd″ im Grundrisse. Was der Verf. §. 173 von der Wahl der Aufgaben sagt, ist ganz wahr; allein derselbe hat seine eigene Regel übertreten. Die Wahl ist in mehrerer Hinsicht mangelhaft zu nennen. Denn manches Ueberflüssige ist aufgenommen, das gar nicht bedarf gelehrt zu werden, indem es Jedem von selbst klar und deutlich ist, wie z. B. §. 113. Die in §. 136 gezeigte Konstruktion der Ellipse hätte füglich auch wegbleiben können: denn erstens ist dieselbe weder leichter noch vortheilhafter als die vorhergehenden, und zweytens verlangt ihr Beweis schon mehr mathematische Kenntnisse, als hier vorausgesetzt werden. Will man übrigens die Aufnahme dieser Konstruktion gelten lassen, so sieht man nicht ein, warum die auf der Analysis

beruhenden Konstruktionen der Parabel und Hyperbel nicht ebenfalls aufgenommen wurden? Ferner wäre zu wünschen, da doch das Buch einmal geschrieben werden mußte, wie die Dedikation es meldet, und das Vorwort wiederholt), daß der Verf. von dem zerstreut Gefundenen noch mehr aufgelesen hätte. Die zwölfte Aufgabe z. B. in der Weinbrennerschen Zeichnungslehre wäre zweckmäßig gewesen; sie ist bey aller ihrer Einfachheit für den Anfänger nicht so leicht, und ist sehr belehrend, indem sie den Schlüssel enthält zu einer großen Reihe von Konstruktionen. Wir können deßhalb dem Verfasser unmöglich das Lob ertheilen, daß er mit Bedacht und Geschmack kompilirt habe. Im dritten Abschnitt S. 144—367, welcher in zwey Kap. die Beleuchtung der Zeichnungen abhandelt, ist wieder meist alles aus dem 2. Hefte des Weinbr. Lehrbuchs genommen; doch verdient genanntes Werk bey weitem den Vorzug, indem dort alles kurz und weniger umständlich behandelt ist. Dabey sind dort die Figuren in ihren Formen viel schöner und geschmackvoller, sie verhalten sich wie ein Original zur schlecht verstandenen Kopie. Warum hat der Verf. jene Figuren nicht in allen ihren Maßen und Verhältnissen kopirt, da er doch einmal dieselben Formen genommen hat? In §. 226 heißt es: »Bey Zeichnungen, nach »welchen Handwerker arbeiten sollen, und welchen man der größ»ten Deutlichkeit wegen zwar eine gewisse Beleuchtung, doch »aber, um Irrthümer zu vermeiden, keinen Schlagschatten geben »will, nimmt man die Winkel, unter welchen die Lichtstrahlen an»kommen, = 90° an, so, daß die Lichtstrahlen die auf der Bild»fläche gezeichneten Gegenstände aller Orten unter rechten Win»keln treffen« ꝛc. Dieser §. endigt: »wie solches auch wirklich bey den »Zeichnungen der Artillerie-Handwerkstätten und bey den architek»tonischen Zeichnungen, nach welchen die Handwerker arbeiten sol»len, der Fall seyn muß.« Wie es in den Artillerie-Handwerkstätten gebräuchlich ist, weiß Rec. nicht; daß aber bey architektonischen Zeichnungen der Fall anders seyn muß, das weiß Rec. sehr gut. Man beleuchtet und schattirt gerade deßwegen die Gegenstände, damit man sie schärfer und deutlicher erkennen soll. Durch die Schlagschatten sieht man hauptsächlich, welche vor oder zurück stehen. Bey architektonischen Durchschnitten (Profilen) und überhaupt bey Gebäuden, welche viele Vorsprünge haben, ist der Schlagschatten vorzüglich nöthig; man nimmt daher auch gewöhnlich, wenn nicht ganz besondere Rücksichten es verhindern, bey architektonischen Zeichnungen den Winkel des Lichtes, sowohl im Grund als im Aufriß = 45° an, nicht nur, weil dann das Licht die Gegenstände sehr schön beleuchtet, sondern weil man auch gleich beym ersten Blicke sieht, wie viel die Gegenstände vor oder zurück springen. Denn bey einem Winkel von 45° ist, beson-

ders bey Gegenständen, die rechtwinkelig gegen die Zeichnungsfläche stehen, der Schlagschatten immer so breit, als dieselben vor oder zurück stehen. Uebrigens wird sich auch hieran keiner binden, der Optik versteht. Der Winkel von 90° ist aber der schlechteste für die Beleuchtung, und weder ein Maler noch ein Architekt, noch irgend ein Künstler wird ihn anwenden. Man beleuchtet und schattirt lieber die Zeichnungen gar nicht, und gibt dem Handwerker nur Umrisse, als eine solche un- und widernatürliche Beleuchtung anzunehmen. Es lassen sich nicht einmal alle Schlagschatten durch diese Annahme verhindern, wie der Verf. glaubt, indem alle Gegenstände, die nicht senkrecht auf die Bildfläche gehen (und deren sind bey der geringsten architektonischen Zeichnung vorhanden), dennoch Schatten werfen werden. Die Verwirrung wird dadurch größer, als sie es bey irgend einer Annahme nur seyn kann, weil in der Zeichnung einige Gegenstände Schatten geben werden und andere wiederum nicht. Der Verf. irrt daher, wenn er Irrthümer von einer andern Beleuchtung als von seiner angegebenen befürchtet. Nur bey einem Winkel von 90° können die besorgten Irrthümer entstehen. Auch widerspricht dieser §. zum Theil dem §. 219. In §. 304 soll es wohl heißen statt »zwey Punkte in den Linien a′k′ und ak ꝛc. ein Punkt ꝛc. Denn die Schattenlinie geht parallel mit den Linien a′k′ und ak, und deßhalb ist ein Punkt hinreichend, sie zu bestimmen. Die Auflösung und der Beweis, die von Fig. 125 in §. 410 gegeben, sind beyde ganz falsch. Es ist daher nöthig, den Anfänger sehr darauf aufmerksam zu machen, indem derselbe den Fehler so leicht nicht finden wird; besonders da im vorliegenden Werke die Schatten im Grundrisse nicht gesucht sind. Der Schatten eines Kegels wird allerdings wie der eines jeden andern Körpers durch die Gränzlinien von Licht und Schatten bestimmt, d. i. durch die Tangentenlinien desselben; allein diese Tangenten müssen richtig bestimmt werden. Der Verf. sagt, die Tangentenlinien des Kegels finde man, wenn die Projektion des Kegels im Grundrisse gezeichnet (hier ein Kreis) und mit der angenommenen Direktion des Lichtes ein senkrechter Durchmesser (c′b′) gezogen werde, wo alsdann dieser Durchmesser die Summe der beyden Tangentenlinien, oder die Radii (a′b′ und a′c′) die Gränzlinien zwischen Licht und Schatten im Grundrisse, wären.

Die beyden Tangentenlinien des Kegels fielen daher in eine geraden Linie, und der Kegel wäre zur Hälfte in Licht und zur Hälfte in Schatten, gerade eben so wie der Cylinder. Daß dieses aber nicht wahr ist, läßt sich sehr leicht erweisen, so bald man nur den Schlagschatten des Kegels im Grundrisse sucht. Dieser muß nothwendig von der Projektion des Kegels im Grundrisse (welche der Grundfläche desselben gleich ist) ausgehen, und in eine

Spitze oder in einem Punkt sich endigen. Dieser Endepunkt wird gefunden, wenn man im Grundrisse einen Lichtstrahl, nach der angenommenen Direktion, durch den Mittelpunkt des Kegels zieht, und von diesem im Aufrisse, wo er die Spitze des Kegels bildet, einen Strahl nach dem angenommenen einfallenden Höhenwinkel, bis auf die Bodenlinie (nämlich die Basis der Zeichnungsfläche) fallen läßt. Wird dann der Punkt, in welchem diese von jenem getroffen wird, senkrecht auf den im Grundrisse gezogenen Lichtstrahl gebracht, so ist der Schneidungspunkt der verlangte Endpunkt des Schattens. Werden nun von diesem Punkte aus Tangenten an der Projektion des Kegels im Grundrisse gezogen, so hat man den Schlagschatten des Kegels im Grundrisse. Da, wo aber der Schatten ausgeht, muß auch der letzte Punkt der Tangentenlinie seyn, folglich erhält man die beyden Tangentenlinien im Grundrisse, wenn auf den beyden Schenkeln des Schlagschattens senkrechte Radii gezogen werden. Die beyden Tangentenlinien im Grundrisse können daher unmöglich, wie der Verf. glaubt, in eine gerade Linie oder in einen Durchmesser fallen, sondern sie müssen eine gebrochene Linie machen, weil nur die Tangenten-Punkte zweyer Parallellinien durch einen Durchmesser verbunden werden können. Eben so wenig können die wahren Tangenten mit den von dem Verf. angegebenen je zusammenfallen, weil zwey verschiedene gerade Linien nicht einen und denselben Tangentenpunkt haben können. Die Ursache, daß der Kegel nie wie der Cylinder zur Hälfte, sondern immer mehr als zur Hälfte beleuchtet erscheint, ist, weil die Tangentenlinien nicht senkrecht auf der Grundfläche stehen, sondern gegen die sie vereinigenden Spitzen des Kegels sich neigen, wodurch das Licht die Hälfte überscheint. Daher, je flächer der Kegel wird, desto mehr wird er beleuchtet, bis endlich die Spitze im Aufrisse mit der im Grundrisse zusammenfällt, wo er aufhört Kegel zu seyn, eine Zirkelscheibe bildet und ganz beleuchtet wird. Je steiler derselbe wird, desto weniger wird er beleuchtet, bis er endlich sich zum Cylinder bildet, und zur Hälfte Schatten und zur Hälfte Licht wird. Da von der richtigen Auffindung der Tangenten in der Lehre vom Licht und Schatten alles abhängt, so ist genannte Aufgabe mit allen ihren zahlreichen Folgerungen falsch. Aus eben den angegebenen Gründen ist auch die Aufgabe von Fig. 126, §. 416 fehlerhaft: denn die Schattentangenten von dem Cylinder BC DE und des daran stoßenden kleinen Kegels ABE kommen nicht in den Punkten S und T zusammen; denn nach dem Dargethanenen muß der Kegel bey gleicher Annahme des Lichts mehr beleuchtet seyn, als der Cylinder. Der Verf. hätte auch sehr leicht an dem Schlagschatten dieser Figur sein unrichtiges Verfahren merken können, indem nach

ihm die Gränzlinien a s und a 2 des Kegelschattens an der Wand, und die Gränzlinien des Cylinderschattens a s und l″2, bey der Ellipse s 9″29 dieselben Tangenten-Punkte haben müßten, was offenbar unmöglich ist. Alles, was in §. 420 ꝛc. über die Beleuchtung im Grundrisse gesagt, ist nicht anzurathen. Hierin ist wieder die Weinbrennersche Methode weit vortheilhafter und konsequenter. Der Grundriß ist ja nichts anders, als die horizontale Projektion einer gegebenen perpendikularen Projektion, oder mit andern Worten, man denkt sich den Aug- und Standpunkt über der Bildfläche, und sieht alle Gegenstände in unendlicher Entfernung von oben. Weinbrenner sucht daher erst die Schatten im Aufriß und projicirt dieselben, wie die Objekte selbst in den Grundriß, und zwar nicht selten auf eine sehr abgekürzte und sinnreiche Weise. Dieses Verfahren ist weit natürlicher und lange nicht so verwirrt, als das vom Verf. angegebene, wo man bald den Aufriß als Grundriß und bald den Grundriß als Aufriß betrachten soll. Dann nur möchte auch wohl des Verf. eigene Besorgniß, wegen Verwechselung der Schatten-Direktionen gegründet seyn, was bey Weinbrenner nie Statt finden kann. Es wäre demnach auch die Aeußerung im §. 441 über den Kugelschatten ganz verwerflich, denn gerade dieser Kugelschatten ist, wie er seyn soll, und es ist recht gut, daß der Verf. hier von seiner eigenen Regel abgewichen ist. Obgleich die Kugel ganz aus dem Weinbrennerschen Hefte kopirt ist (nur im größeren Maßstabe), so ist sie dort immer noch kürzer behandelt; denn bey Fig. 130 ist Fig. 129 A und B ganz und gar unnöthig. Hier hätte auch der Vers. die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen müssen, von dem wahren und Schein-Winkel in der Anwendung zu reden, indem dieser Begriff von bedeutender Wichtigkeit in der Optik ist, und dem Anfänger einiger Maßen schwer fällt. Fig. 134, 135 und 136 sind sämmtlich aus dem Weinbrennerschen Hefte entlehnt, nur daß diese Gegenstände bey Weinbrenner sehr schön proportionirt und geschmackvoll gestaltet sind, und hier vielmehr widrige und geschmacklose Formen daraus geworden sind. Weder in der alten noch in der neuen Architektur hat es je eine solche Säule wie Fig. 136 gegeben. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß der Verf. einen Künstler zu Rathe gezogen hätte, da er doch mit für Künstler geschrieben zu haben vorgibt; denn das Auge des Lehrlings darf nie an schlechte Formen gewöhnt werden, weil dasselbe einmal verwöhnt, wieder schwer zu entwöhnen ist. Wahrlich es bieten sich in unserem jetzigen Leben dem arglosen Auge der unschönen Formen so viele dar, daß dasselbe unwillkürlich ihre Eindrücke fest hält; warum noch in die Lehrbücher so verunglückte Mißgestalten aufnehmen? Es muß hauptsächlich in dergleichen Lehrbüchern darauf gesehen werden, daß die nackten, stummen mathematischen Formen

in das fröhliche, heitere Gewand der Schönheit gehüllt werden, damit die Wahrheit freundlich spreche und das reine Gemüth des jungen Künstlers anziehe. Dieser künstlerische Werth, der ein so bedeutender Vorzug des Weinbrennerschen Werkes ist, fehlt vorliegendem gänzlich. Wie reichhaltig und schön geordnet sind nicht bey Weinbrenner die Bilder oder die Zusammenstellungen mehrerer Körper, und wie dürftig und arm erscheinen hier dagegen die Fig. 125 und 126? (die jedoch nicht einmal zu rechnen sind, weil sie falsch sind). Die Mühe, die sich der Verf. gibt, den Schüler nach seinen Figuren tuschen zu lehren, ist ebenfalls vergeblich; wer selbst zeichnet, wird dieß am besten einsehen. Diese Regeln und Anweisungen, belegt durch ein paar in Tuschmanier gezeichnete, sehr ungerathene Figuren, sind ganz geeignet, bey dem Lehrling eine Aengstlichkeit und einen Kleinigkeits-Sinn zu bewirken, die sehr verderblich werden konnen, indem sie ihm immer ankleben werden. Gewiß ist es auch rathsamer, bey Werken, die für den Praktiker bestimmt sind, wie vorliegendes, daß der theoretische Theil, d. h. der, welcher gerade nicht auf einer aprioriſchen Anschauung beruht, von dem praktischen Theile gänzlich getrennt wird, wie dieß Hr. Eytelwein musterhaft bey seiner Perspektive eingerichtet hat. Weil sonst durch die einzeln eingestreuten und abgerissenen Beweise, der Praktiker zu sehr verwirrt wird, da er sie größten Theils doch nicht fassen kann.

Die Aufgabe, welche heut zu Tage rücksichtlich einer geometrischen Zeichnungslehre zu lösen ist, muß dem Verf. eben so undeutlich geblieben seyn, als ihm das freylich sehr gegründete Bedürfniß bekannt und klar gewesen seyn muß; denn sonst hätte er sich schwerlich entschließen können, ein Buch zu schreiben, das weit hinter seinen Vorgängern zurück geblieben ist. Möge unterdessen diese Aufgabe bald gelöst werden, und dem allgemein gefühlten Mangel einer ausgedehnten und vollständigen geometrischen Zeichnungslehre bald abgeholfen werden. Wenn übrigens hier der von dem Verf. in dem Vorworte verlangten Nachsicht nicht entsprochen worden seyn sollte, so wird man deßhalb dem Rec. nicht zürnen; denn die Kritik konnte sie nicht gewähren, so gern sie auch Rec. zu gewähren bereit ist. Jene mußte das Dargebotene rücksichtslos prüfen und frey darüber urtheilen; dieser hingegen kümmert sich weniger um die Mittel, freuet sich des guten Willens des Verf. und erkennt den guten Zweck, den derselbe im Auge gehabt. Jene kann nur nachsichtig seyn, so lange sie selbst noch unmündig ist, bey den ersten Leistungen in irgend einem Fache. Ist aber in einem Zweige der Wissenschaft so vieles gethan, wie in dem hier besprochenen, so hat sie selbst einen hohen Standpunkt erreicht, denn sie geht mit der Wissenschaft gleichen Schrittes; sie muß bey jeder Gelegenheit

von ihrer Mündigkeit Gebrauch machen, und sie kann es niemanden zu Gute halten, wenn er sich der vorhandenen Hülfsmittel nicht bedient hat. Rec. hingegen weiß, daß jedes mit redlichem Willen Geschaffene seinen Nutzen hat, und ist überzeugt, daß auch das besprochene Werk guten Samen streuen, daß es zur Verbreitung der Wissenschaft allerdings beytragen und wohl manchem zur Aufmunterung dienen wird.

W — — g.

Art. III. 1. Religionsphilosophie I. Theil. Rationalismus 1818. II. Theil, Mysticismus. 1822. von A. Eschenmayer, Tübingen.
2. Die Religion im innern Verhältnisse zur Wissenschaft, nebst Darstellung und Beurtheilung der von Jakobi, Kant, Fichte und Schelling gemachten Versuche, dieselbe wissenschaftlich zu erfassen, und nach ihrem Hauptinhalte zu entwickeln, nebst einem Vorworte von Dr. u. Prof. G. W. Fr. Hegel, von H. Fr. Wilhelm Hinrichs. Heidelberg, 1822.

Nicht um beyde Erzeugnisse eines ernsten wissenschaftlichen Strebens unter Eine gleichumfassende Beurtheilung jetzt schon zu stellen, stehen hier jene beyden Werke neben einander (daran verhindert Rec. schon die Unvollendung des ersten Werkes, dem ein versprochener dritter Theil, unter dem Titel Supranaturalism noch abgeht, mehr noch aber die größere innere Verwandtschaft des zweyten mit dem dritten Theile) — sondern vor der Hand nur zu dem Zwecke, um die Grundansicht des Einen, durch die des Andern mittels Kontrastes in ein helleres Licht zu stellen für das ungeübte Auge. Beyde Werke stecken sich übrigens ein und dasselbe Ziel — beyde gehen anfänglich von einem gewissen Standpunkte in der Identitätslehre mitsammen aus, gehen aber bald in die entgegengesetzten Richtungen unversöhnlich aus einander; daher denn die entgegengesetzte Lösung einer und derselben Aufgabe.

Ihre Schöpfer (um mich eines christlichen Symbols zu bedienen) haben beyde die Weltkugel mit ihrer Schlange (die Weltseele) unter ihren Füßen; nicht zwar, um ihr den Kopf zu zertreten, sondern um sich ihrer als Postamentes zu bedienen, damit der Eine mit gefaltenen Händen und gewaffnetem Auge hinüber schauen könne ins Utopien des Göttlichen, der Andere aber, des Absoluten desto leichter habhaft zu werden mit gewaffnetem Arme (mittels einer Papillonsscheere des Verstandes) und es als Kopfputz in seinen Kreis hereinzuziehen. Welches von beyden Systemen daher auf die Würde einer unbefleckten Empfängniß (die jenes Symbol in der Kirche

bezeichnet) mehr Anspruch machen dürfe — welches von beyden auch der Mond (der Wandelbarkeit Zeichen) unter seine Ferse zu ziehen vermag, um nicht mehr von der Schlange gestochen zu werden — das Alles wird das Ende dieser Arbeit den Lesern zeigen, wenn sie die Geduld haben, zuzuschauen: Wie sich die Goldstangen empirischer Psychologie (Vorzug des ersten Werkes) in der Wachszieherey der Spekulation, zu den feinsten Fäden eines sogenannten alten Weibersommers (Vorzug des zweyten Werkes) ausgesponnen haben.

Das Werk sub Nr. 1. macht sich zur Aufgabe (laut Einleitung), das innere Verhältniß der Wissenschaft zur Religion, oder wie es sich ausdrückt, des Wissens zum Glauben auszumitteln, und die Frage zu beantworten: ob der Glaube in ein Wissen, und das Wissen in ein Glauben verwandelt werden müsse.

Der Verfasser desselben entscheidet zwar für die Verwandlung des Wissens in Glauben, aber doch unter der Bedingung, daß das Wissen nur in so fern ausgeschlossen werde, als es sich selbst für unzureichend erkennet und sich freywillig aufgibt. S. 143.

Da dieß aber nur der Fall seyn kann in demjenigen, der alle philosophischen Beweise für die Existenz Gottes mit kritischem Scharfsinne geprüft, aber in keinem den Anker der Hoffnung gefunden hat; so geht in dem Werke selbst die Prüfung aller Beweise jener Affirmation voran.

Die Beweise selbst zerfallen, nach den wissenschaftlichen Richtungen und der Triplicität der Ideen genommen, in folgende sechs:

1. Der logische Beweis, als Richtung aus der formalen Wahrheit.

2. Der physiko-theologische = kosmologische (oder was beydes enthält, der naturphilosophische), als Richtung aus der realen Wahrheit.

3. Der ästhetische Beweis, als Richtung aus der idealen Schönheit.

4. Der teleologische, als Richtung aus der real gewordenen Schönheit.

5. Der moralische, als Richtung aus der idealen Tugend.

6. Der historisch-philosophische, als Richtung aus der real-werdenden Tugend.

Alle diese Beweise liefern nun, nach des Verfassers Urtheil, wohl ein neues Prädikat für die Existenz Gottes; aber die Existenz selber ist ihren Demonstrationen unzugänglich. Weil

die Gewißheit derſelben nur eine individuelle ſey, mithin ſich zu keiner univerſellen Ueberzeugung eigne. S. 55.

Der Verfaſſer geht nun auf zwey andere, in jenen nicht mitbegriffene Beweiſe über, und dieſe ſind: 1) der rein pſychologiſche, 2) der ontologiſche, oder (nach der neuern Philoſophie) die Lehre des Abſoluten.

Ree. will nur das Unumgänglichſte für ſeinen Zweck hier anführen.

Pſychologiſcher Beweis. S. 76. Darunter verſteht aber der Verfaſſer nicht ſowohl einen neuen Beweis, als vielmehr die Reduktion der frühern auf einen Hauptbeweis, zu dem Zwecke, um ihre Ausbeute zu rektificiren. Dieſe Reduktion geſchieht dadurch, daß der Verfaſſer die drey Principien der reinen Pſychologie, die ſie poſtulirt (nicht genetiſch ableitet), um aus einer Urkraft alle Kräfte und Funktionen abzuleiten, zu Principien all und jeder Ordnung im Univerſum aufſtellet.

Jene drey Principien ſind:

a) Das abſolut integrirende = Freyheitsprincip, ſein Maximum = freye Handlung.

b) Das abſolut differenzirende = Nothwendigkeits-Princip. Sein Maximum = geſetzmäßige Bewegung.

c) Das abſolut indifferenzirende = Vermittlungsprincip. Hieher fällt die ganze Individualwelt.

Die ihnen entſprechenden Ordnungen ſind:

a) Der geiſtige Organismus im Uebergewichte des freyen Princips.

b) Die Erſcheinungswelt im Uebergewichte des nothwendigen.

c) Die organiſche Ordnung = Individualwelt = Leben.

Oder: der Verfaſſer ſtellt das Univerſum unter den rein pſychologiſchen Geſichtspunkt, in welchem ſodann der Idealwelt, als dem Vorbilde, die Realwelt als Abbild gegenüber ſteht, beyde Hälften aber des Ganzen von Einer Urkraft, der Seele erfüllt ſind. Da nun mit der Seele alles zugleich geſetzt iſt; ſo darf alſo ſtatt vieler Fragen nur die Eine beantwortet werden, nämlich: Wer hat die Seele erſchaffen?

Der pſychologiſche Beweis antwortet nur darauf: Gott. — Allein der Verfaſſer meint, daß das, was uns hier als Göttliches erſcheine, nichts anders ſey, als unſere eigene Idealwelt im Spiegel der Ichheit reflektirt: daß das Unbedingte in ihm noch in der Natur der Seele ſelbſt liege. Es komme ihm daher ſo wenig eine Transcendenz zu, wie allen frühern Beweiſen. Nun geht deßhalb der Verfaſſer auf den ontologiſchen Beweis über, um ſich bey ihm Raths zu erholen.

Lehre des Absoluten.

Hier handelt es sich vor allem um die Quelle der postulirten Principien der reinen Psychologie, und des aus ihr geführten Beweises, d. h. es frägt sich hier: Ob und was das sey, worin sich alle drey Principien und ihre Weltordnungen durchdringen.

Die neuere Philosophie, meint der Verfasser, antwortet nun hierauf: Das Absolute ist es. Er selber aber glaubt: früher die Kräfte unserer Spekulation zu untersuchen, bevor er das wahre Eins im Absoluten aufstellen dürfe. Und nun zeigt er aus der Natur des philosophischen Bewußtseyns (der Potenz des empirischen), daß in ihm keine Idee des Absoluten Statt finde, aus dem einfachen Grunde (wie er meint): weil das philosophische Bewußtseyn nur den Standpunkt der Ideen und Principien für die Relationen des empirischen festhalte, dieses in jenem zum Objekte werde. — Um aber die drey Ideen auf Eine Idee (des Absoluten) abermal zu beziehen, müsse das philosophische Bewußtseyn seinen Standpunkt verlassen, und sich selbst zum Objekte werden, und über die Gränze des Wissens (Ideenwelt) hinaus, ein Wissen angenommen werden, was absurd wäre.

Auf der andern Seite aber gesteht der Verfasser doch wieder ein: daß das wahre Eins im Absoluten eine stäte Forderung in uns sey, und daher komme die unausweichliche und wichtige Frage: Wie gelangt das Bewußtseyn zur Idee des Absoluten?

Der Verf. beantwortet die Frage: Durch das Schauen der Seele, worunter er eine höhere Funktion versteht, als Wissen und Erkennen, welche beyde von den drey Ideen beherrscht werden. Was schauet aber die Seele? Die Antwort hierauf heißt der Verf. selber den Hauptaccent des Ganzen. Die Harmonie ihrer Ideen = das Höhere, Ewige in welchem die Ideen (die verschiedenen Werthe des Unendlichen) selber wieder verschwinden (= o werden), ihr eigenes Original in einem Abbilde (in ihr) die Identität des Abbildes und Urbildes. Kurz, die Seele schaut nur sich. Eine dreyfach unendliche Ordnung (verschmolzen in einander, und doch wieder auseinander) steht diese Harmonie, als Bild der Seele da.

Das Resultat der Lehre des Absoluten ist daher: Daß das Absolute der Spekulation nicht über die Seele hinausreiche, mithin auch dem Göttlichen nicht gleichgesetzt werden könne, welches unendlich über die Seele erhaben ist. Eine andere Frage aber entsteht sodann:

Was iſt aus dieſem Reſultat für die Religionslehre gewonnen? Der Verf. findet demungeachtet einen doppelten Gewinn. Fürs erſte ſey jetzt der Wendepunkt gewonnen, der ein Dießſeits und Jenſeits trenne. Zweyteus, dulde das Göttliche (auch dem Abſoluten d. h. dem Urbilde nur gleichgeſetzt) kein Bild und kein Gleichniß.

Für die Löſung der Aufgabe in der Religionsphiloſophie bleibt nun dem Verfaſſer (nach der Methode der Demonſtration und des Poſtulats) nur der Weg der Offenbarung übrig (mit welchen drey Methoden die Natur aller Aufgaben erſchöpft ſeyn ſoll). Was aber durch Offenbarung gegeben iſt, darf als ein unmittelbar Gewiſſes weder erſchloſſen noch poſtulirt werden, und ſo ſteht der Verfaſſer beym Beweiſe der Exiſtenz Gottes aus der Natur der Offenbarung.

Hier handelt es ſich um nichts anders: als um ein inneres Faktum, das als eine tranſcendente Funktion der Seele gelten kann, welche der Verfaſſer im Glauben findet. S. 149.

Der Glaube an Gott und Unſterblichkeit iſt ein ſicheres Faktum, das ſchon die empiriſche Pſychologie als Phänomen in ſich aufnimmt. Seine Richtung iſt der Richtung aller übrigen Funktionen ganz entgegengeſetzt, daher iſt ſeine Natur Transcendenz, und nicht, wie im Gebiete des Denkens und Willens, bloße Immanenz.

Ihm gehört an, die Ordnung des Ewigen und Wunderbaren (den Ideen nur die Ordnung des Unendlichen).

Nebſt dem pſychologiſchen Faktum führt der Verfaſſer zur Unterſtützung desſelben noch drey Fakta an, und zwar:

a) Ein moraliſches (Gewißheit Gottes, durch Tugendleben erzeugt).

b) Ein hiſtoriſches (Belehrung der Menſchen durch höhere Weſen).

c) Ein pneumatiſches (Gemeinſchaft der Geiſter- und Menſchenwelt).

Und ſo iſt der Verfaſſer angekommen beym Geſichtspunkte der Religionsphiloſophie vom Standpunkte des Glaubens aus, wo er vor allem die Frage beſtimmter und umfaſſender beantwortet: Was der Vernunftglaube ſey.

Die erſte Antwort hierauf iſt nun eine Widerlegung des Schellingiſchen Satzes: die urbildliche Seele iſt eine Idee in Gott, ausgedrückt in der Formel: wie ſich a (Idee): b (urbildliche Seele) ſo verhält ſich b ∞ : ∞ (Gott). Allein Gott iſt ohne allen Vergleich, folglich nie das letzte Glied einer Proportion oder Progreſſion.

Die zweyte Antwort liegt in der Antwort auf eine neue Frage, nämlich: Woher die Gewißheit von Gott, wenn das Wissen über die Idee hinaus, keine Gültigkeit hat?

Die Antwort aber hierauf lautet: Gott ist offenbar im Glauben, und mit diesem soll sich die ganze Reihe der Beweise umkehren, und die Trennungslinie zwischen Wissen und Glauben gezogen seyn.

Das Wissen konstruirt von den Elementen der Erfahrung an bis zum Princip hinauf, und dieses thut es vermög der der Seele inwohnenden Normen = Ideen, und was es hier findet, kann es als Produkt der Spekulation setzen, d. h. es kann dasselbe demonstriren und postuliren, der Glaube hingegen konstruirt und producirt nichts, es ist ihm zu seiner Funktion weder Princip noch Idee gegeben. Er nimmt nur was ihm gegeben von Oben. Der Glaube ist wie die Empfindung (unterstes Glied des geistigen Organismus in das Zeitliche treibend) ein receptives Vermögen (als oberstes Glied desselben für das Ewige). — So viel über die Natur der Transcendenz des Glaubens, mit welcher die Brücke geschlagen ist zwischen der Idee und der ihr zugehörigen Existenz. Als Resultat aus der Transcendenz des Glaubens für das Verhältniß des Wissens zum Glauben setzt der Verfasser an: Ist der Glaube kein Wissen, so leiht er auch keine Prädikate aus, für die Existenz Gottes. Dieser ist ihm das Prädikatlose X. Zu ihm aber gesellt sich der Drang des Wissens = Prädikate (Werthe und Formeln) zu finden. Daher die Natur aller Beweise darin besteht: daß sie für die Existenz Gottes nur den Werth der Existenz, aber nicht die Existenz selbst setzt, sondern voraussetzt.

Der Nutzen des Formelwesens der Beweise ist daher nur ein indirekter, nämlich: Es läutert die Formen unsers Gottesdienstes und bewahrt vor Polytheismus, Pantheismus u. s. w.

Dieser Glaube ist Allgemeingut der Menschheit, von der Wiege bis zu ihrer Vollendung, während das Wissen unendlich viele Stufen hindurch geht, die auch eben so viele Formen des Einen Glaubens bilden.

Nur im Christenthume ist Wesen und Form identisch — dieß seine hohe Bedeutung.

Der Verfasser faßt endlich das Ganze unter einer höhern Triplicität auf, als die bisherige in allen Theilen der Philosophie.

a) Es gibt nämlich: ein Diesseits.

Dahin fallen alle demonstrabeln Aufgaben, sie gehören alle der Fnuktion des Wissens an.

b) Es gibt einen Uebergang.

Dahin fällt das Postulat aller philosophischen Erkenntniß = das Absolute = Harmonie der Ideen. Es ist gesetzt durch das Schauen der Seele, und kann als Postulat nicht erkannt werden.

c) Es gibt ein Jenseits.

Da liegt die Offenbarung, wovon uns nur der Glaube unterrichtet, als transcendente Funktion der Seele. In ihm liegt alle Gewißheit, Lebensquelle ist die Offenbarung, Abspiegelung nur alles Andere.

Von jener höheren Triplicität nimmt das Schema der Seele ihre Form an, denn jenem Jenseits, Uebergang und Diesseits entsprechen gewisse Funktionen und Principien. Daher folgendes Schema zur bessern Uebersicht.

Höhere Trias.

A. Jenseits.	B. Uebergang.	C. Diesseits.
Transcendente Funktionen. a. Gewissen, b. Glauben, c. Schauen	Harmonie dee Ideen (Absolutes) = a. dee Wahrheit, b. — Schönheit, c. — Güte.	= Abbild in dee Seele im a. Denken, b. Fühlen, c. Wollen — immanente Funktionen
1. Princip.	3. Princip.	2. Princip.
absolut freyes (integrirendes)	absolut vermittelndes (indifferenzirendes)	absolut nothwendiges (differenzirendes)

Ist jene höchste Triplicität gesetzt; so sind auch alle Gegensätze im Wissen damit gegeben, und jene in der Philosophie unauflösbare Aufgabe: Wie ein Differenzirendes ins Absolute komme, ist zugleich gelöst; eben so ist auch jene dreyfache Weltordnung in Diesseits (mittelst der drey Principien) eine Abspiegelung der höchsten Trias. So gestaltet sich auch der Bund zwischen Religion und Philosophie (Glauben und Wissen), indem was durch Offenbarung einmal gesetzt ist, hierüber jede Frage ihre Bedeutung verloren hat: Es ist so, weil es so ist = Es geht in die Machtvollkommenheit Gottes zurück.

Vergleichen wir nun das Ende dieses Auszugs mit dem Anfange; so ergibt sich über das Verhältniß der Philosophie mit der Religion, des Wissens mit dem Glauben so viel: daß es mehr ein Rechtsverhältniß mit genauer Abmessung des Mein und Dein, als ein Freundschafts- und Liebesverhältniß mit Gütergemeinschaft sey.

Nun kann zwar keine philosophische Autorität sich über Un-

recht beklagen, wenn ein anderer Autokrat in seinem Gebiete nichts von einer Gemeinschaft wissen will; aber vertheidigen dürfte sie sich doch, wenn ihre legale Verfügung als ein Unrecht, der Menschheit in ihr angethan, öffentlich verschrieen würde. Derselbe Fall tritt auch hier ein in der Ausmittlung des Verhältnisses zu Glauben und Wissen.

Der Glaube darf Wissen werden, sagt man, d. h. für das Prädikatlose des Glaubens könne das Wissen Prädikate aufführen. Der Verstand als Geschäftsträger hat hier bloß das Recht der Sichtung.

Das Wissen muß Glaube werden, d. h. das Wissen muß seine Unzulänglichkeit anerkennen für die Sphäre des Jenseits, und dem Glauben Alles überantworten.

Mit der Ausmittlung dieses Verhältnisses als eines unabweislichen können wir uns nicht zufrieden stellen, wenn es auch oft, S. 140, wiederholt wird, daß der Glaube, um rein zu seyn, sich von allem Wissen absondern müsse, und daß dieser Glaube deßhalb kein blinder Glaube sey, etwa weil er aus dem Siege über den Verstand und über das irdische Wissen hervorgegangen ist, ja eben deßhalb hellsehender sey, als das Wissen; eben weil der Mensch, um zu diesem Glauben zu gelangen, zuvor den Verstand besiegt, und eben daher die Waffen desselben nicht verschmähet haben dürfe.

Wir aber glauben: daß es dieses heidnischen Vertilgungskrieges gar nicht bedarf, und daß diese postulirte Sklaverey des Wissens für den Glauben nur die Folge sey von einer früheren Tyranney des Wissens gegen den Glauben ausgeübt, wie wir gleich darthun werden.

Denn daß der Verfasser, um zur objektiven Realität der Idee Gottes zu gelangen, ein eigenes transcendentes Vermögen (Funktion) in der Seele annehmen muß, kömmt nach Rec. Meinung bloß daher, weil er den freyen Geist nicht im wesentlichen (qualitativen) Unterschiede von der nothwendigen Natur auffaßt und festhält, oder, mich seiner Ausdrücke zu bedienen, zwischen dem freyen und nothwendigen Principe nur einen quantitativen Unterschied statuirt.

Und das thut er sogar gegen seinen Willen, so wie er beyde Principe in einem Dritten, Weltseele genannt, indifferenzirt. Denn in diesem Falle tritt nothwendig Freyheit und Nothwendigkeit nur als Modifikation des allgemeinen Lebens auf; sey es nun, daß jene Modifikation als potenzirtes oder depotenzirtes Leben erklärt wird.

Gegen diesen Ausfall sucht zwar der Verfasser sich zu decken: wenn er jene Weltseele (als Absolutes für die Erkenntniß aufge-

faßt) nicht als eine Indifferenz ſondern als Harmonie der (ungetrübten) Ideen gelten laſſen will.

Aber was hilft es ihm, wenn er auf der andern Seite von jenem Urbildlichen, oder Weltſeele, ausſagt: daß ſie, um zu einem Selbſtbewußtſeyn zu gelangen, einen Leib (das Univerſum) haben müſſe, daß dieſer Leib ihre Selbſtaffirmation ſey, S. 107. Dieſer Leib iſt aber das Phänomenon (das abſolut Nothwendige) im Gegenſatze des Noumenon (des abſolut Freyen). So ſieht er auch das Selbſtbewußtſeyn in uns ſchon als eine Trübung des Univerſallebens der Seele an. Folglich muß in dem ungetrübten Univerſalleben das Bewußtſeyn, oder die Perſönlichkeit wegfallen, um die Reinheit, und in dieſer die Harmonie der Ideen zu retten S. 86. Iſt aber das Abſolute als Weltſeele ein Bewußtloſes, wodurch iſt es denn von der Indifferenz der Identitätslehre unterſchieden? — ? —

Iſt aber Alles im Univerſum nur Poſition (nothwendige) der Urſeele, ſo kömmt die Individualſeele, freylich nie über ſich hinaus in allem was ſie unternimmt, in ſich und aus ſich.

Und der Philoſoph iſt genöthigt, um über die Idee hinaus auf ein reales Seyn zu kommen, ein eigenes transcendentes Vermögen in die Seele zu verſetzen, und ein Abſolutes im Wiſſen, und ein anderes Abſolute im Glauben anzunehmen. S. 117.

Einfacher tritt die Weltordnung auf nach jener Anſicht, in welcher Geiſt und Natur (und beyder Syntheſe, der Menſch κατ' ἐξοχήν) als Poſition Gottes (des einzig wahren Abſoluten) in weſentlicher Verſchiedenheit unter ſich und von Gott daſtehen.

Hier hat der Geiſt Receptivität und Spontaneität für zwey Welten, und wenn der thieriſche Sinn zur Vorſtellung des Irdiſchen allerdings hinreicht, ſo muß er doch mit dem überſinnlichen Sinne (Vernunft) ſich paaren, um die ſinnliche Vorſtellung zum Wiſſen (zur Wahrnehmung) zu erheben.

Iſt aber der Geiſt receptives und ſpontanees Vermögen für diesſeits und jenſeits, wovon ihm dieſes ſo gut gegeben iſt wie jenes, und jenes wie dieſes nehmen = wahrnehmen muß, ſo iſt gar kein Grund vorhanden: Warum der Geiſt mit dem Gegebenen in der einen Sphäre nicht verfahren dürfe, wie mit dem Gegebenen in der andern.

Im Geiſte, als ſolchem, liegt nun einmal kein Grund zum Gegentheile, und in dem Gegebenen beyder Sphären als ſolchem auch nicht, und wird irgend Einem von beyden etwas mehr eingeräumt, ſo geſchieht es doch nie ohne Wiſſen und Willen des Geiſtes.

Kurz, man sieht nicht ein: warum der Geist, der im Gebiete diesseits von den Elementen der Erfahrung an bis zum Princip hinauf ein Wissen konstruirt; warum derselbe nicht auch im Gebiete des Jenseits ebenfalls, von den Elementen der Erfahrung an bis zu einem gewissen Princip, rückwärts (d. h. in der Richtung auf Sich als den Mittelpunkt zwischen Jenseits und Diesseits) ein Wissen zu Stande bringen dürfe.

Sollte der Verfasser, nach S. 96, dagegen einwenden: daß das philosophische höhere Bewußtseyn (diese Potenz des Niedern, wenn dieses sich selbst zum Objekte wird) abermal Objekt, Sich selbst Objekt werden müßte, was aber absurd seyn soll, weil es gegen alle Voraussetzung laufe; so muß er sich darauf antworten lassen: daß alles, was gegen eine falsche Voraussetzung läuft, eben deßhalb wahr seyn müsse, und diese Voraussetzung ist hier die Weltseele, das Absolute (als Gränze fürs Wissen eines Diesseits).

Und wenn nun der Verfasser, zu Folge dieser Voraussetzung, weiter behauptet gegen das Wissen im Glauben: Es besitze der Geist für das Jenseits keine ihm inwohnenden Normen, wie es für diesseits die Ideen seyn; so müßten wir ihm hierauf nur antworten: daß jene Ideen in dem Charakter ihrer Eingeborenheit nur in der Voraussetzung einer Weltseele Platz greifen. In einem Systeme aber, das Gott, Geist und Natur wesentlich unterscheidet, sind jene Ideen selbst nur die Abspiegelungen des Einen Absoluten in dem subjektiven Geiste, die dreyfache Strahlenbrechung des Einen Lichtstrahls in dem prismatischen Organismus des Geistes, im Erkenntniß-, Willens- und Gefühlsvermögen (in seiner Receptivität, Spontaneität, und der Verbindung beyder im Gemüthe), welche Lichtbrechung erst das höhere Bewußtseyn zu Ideen stempelt, als Ideen ergreift, und dadurch das Diesseits begreift.

Ja noch mehr — ist ein Diesseits gegeben, damit der Mensch durch dessen Erkenntniß zur Selbsterkenntniß gelange, warum soll ein Jenseits ihm nicht gleichfalls gegeben seyn zur Orientirung seiner über ihm selbst, da er zwey Welten repräsentirt, in der Verbindung derselben zu einer ungetheilten Persönlichkeit? — Warum soll er nicht analytisch in den Organismus seines Geistes hinabsteigen, um eine Synthese zwischen dem Positiven in der Offenbarung und dem Negativen seiner geistigen Bedürfnisse zu konstruiren, nachdem er sich als Mikrokosmus bereits alles Diesseitigen (im Aeußern) aufgefaßt hat?

Wir können uns also von der Wahrheit jener Aussage nicht

überzeugen: daß jede Frage, jedes Wie? Warum? über ein Gegebenes in der Offenbarung, ihren Sinn verloren habe.

Doch der Verfasser beruft sich für die objektive Realität der Weltseele auf ein psychisches Faktum, das er dem Gewissen und Glauben sogar an die Seite stellt.

Wer wollte läugnen, heißt es S. 144, daß Gewissen, Schauen und Glauben nicht eben so sichere Fakta seyen, selbst der empirischen Psychologie, als Denken, Fühlen und Wollen?

Und auf die Frage: welche Elemente der inneren Erfahrung sprechen für jenes Faktum des Schauens, würde er, nach Seite 149, antworten (bessere Antwort haben wir im ganzen Werke nicht entdecken können):

»Wenn der Seele im Schauen ihr universelles Leben aufgeht, so entsteht eine heilige Poesie, und diese ist echte Mystik. Sie sucht jetzt Unsterblichkeit in Stoffe der Worte zu kleiden, und es will ihr nicht gelingen, und doch schaut sie ein überirdisches Reich, wovon das Irdische nur Abschattung ist. Woher der Schauer an heiliger Stätte? woher die Scheu vor einem allgegenwärtigen Auge? woher die Inbrunst des Dankes und Flehens? Alles dieß ist Faktum, und ich frage jetzt: woher kommt es? Es muß doch ein Vermögen und Funktion in der Seele dafür geben? — Und dieß ist das Schauen. — —«

Da aber der Verfasser in dem Artikel: Gewissen, kurz vorher spricht: »das Gewissen im innersten Grunde weist uns auf eine göttliche Strafgerechtigkeit hin, während dasselbe nach der äußern Erscheinung uns den Menschen als Verbrecher und Ankläger — Kläger und Richter zugleich — darstellt. Das allsehende Auge eines höhern Richters hält das Gewissen uns vor;« so könnte ja auch Schauer, Scheu und Rührung nichts anders seyn, als ein schwaches Echo des gesetzgebenden Richters (auf Sinai in uns), da wir uns alle im hellern und dunkleren Bewußtseyn am Fuße des Berges zagend und klagend schauen können *). Uebrigens gehört es ja auch unter die nicht unedeln Kräfte unsers freyen Geistes, seinen Gebilden Leben zu leihen, und so dürfte für die metaphysische Fiktion einer Weltseele keine andere Funktion und Vermögen aufzufinden seyn, vor der Hand — als das gesteigerte und getäuschte Abstraktionsvermögen, das einerseits die Gegensätze des relativen Seyns ursprünglich in einem nebelartigen, allgemeinen Dritten vernichtete, dann aber ande-

*) Mithin gar nicht berechtigend zur Aufstellung eines eigenen Vermögens im Menschen.

rerseits diesem Dritten die Harmonie der Ideen in ihrer Ungetrübtheit, zur Ehre der Menschheit, unterschieben mußte.

Aber auch nicht minder unglücklich ist der Verfasser, wenn er die Transcendenz des Glaubens als ein sicheres inneres Faktum aufstellt. Er beruft sich, wie wir gesehen, auf das Wunderbare, das uns der religiöse Glaube gibt, und welches bey keiner andern Funktion sich einfinde. Er beruft sich ferner auf die Richtung des Glaubens, die den Richtungen aller andern Vermögen ganz entgegen gesetzt sey. So viel ist gewiß, schließt er S. 151, daß der Glaube an Gott ein sicheres Faktum ist, das schon die empirische Psychologie als Phänomen in sich aufnimmt.

Darauf bleibt nichts zu antworten übrig, als: Eine Metaphysik (und Religionsphilosophie ist auch Metaphysik) geht allerdings aus von etwas Gegebenem in äußerer oder innerer Erscheinungswelt; aber ihre Aufgabe ist eben, diese Erscheinungen auf ihr Wesen zurückzuführen, d. h. das Gegebene zu deuten, d. h. das Stehende zu verstehen, womit wir noch gar nicht behaupten wollen: daß das Wesen immer seine Erscheinung Lügen strafen müsse. Und warum? weil jenes auch in seiner wesentlichen Form in den Horizont unsers Geistes fällt, und daher nicht alle Form als solche schon unter die Zufälligkeiten gehört.

So ist nun der Vernunftbegriff von einem Göttlichen (der Gedanke Gottes) eine Thatsache des empirischen Bewußtseyns; allein, daß die dem Begriffe entsprechende Funktion oder Vermögen, der Glaube (als eine Receptivität für Jenseits) sey, das liegt keineswegs im empirischen Bewußtseyn, als ein und dasselbe Faktum, d. h. in jenem Faktum als Ingredienz eingeschlossen.

Und wenn der Verfasser auf den [schon beym Gewissen gemachten] wiederholten Einwurf: Warum der Glaube seine Kraft als ein eingebornes Seelenvermögen nicht in jeder Seele offenbare, bloß antwortet: Es komme vom Gegenzuge ins Zeitliche her, von welchem der Glaube überwältigt sey, übrigens aber gehöre diese Digression nicht hieher; so müssen wir ihm in Betreff seines Nachsatzes antworten: daß diese Diskussion ihn allein hätte aufklären können: über Thatsachen des empirischen Bewußtseyns und über ihre Deutung, als zwey verschiedene Dinge im geistigen Gebiete.

Aber auch die Deutung ist eine Thatsache, und zwar des höhern Bewußtseyns, aber nur keine indirekte ist diese Thatsache, weil sie dependent ist von der einzigen Thatkraft im Menschen, die da ist: das freye Princip in ihm.

Alſo der Glaube iſt bedingt vom freyen Willen, und ſeinem Doppelakte, der ein Koordinations- und ein Subordinationsverhältniß in der Idee möglich, und nur eines von beyden im Leben wirklich macht, welches in die höhere Intelligenz aufgenommen, den Glauben des Menſchen konſtituirt, und mit ihm den Zenith und Nadir für die Schatten- und Lichtpunkte ſeines Lebens.

Und nur deßhalb, weil der Glaube, wie jede freye That, aus Einer Quelle ſpringt, ſo kann er eine Tugend und ein Verdienſt für Jenſeits (ohne das einzig entſcheidende zu ſeyn) nicht bloß von der Theologie, ſondern auch von der Philoſophie genannt werden.

Der Wille ſetzt ſich alſo ſein Verhältniß zum Abſoluten = zu Gott. Dieſes ſteht, weil jene es erlaubt, d. h. glaubet. Allein dieſe ſubjektive Setzung kann eine Verſetzung des objektiven (urſprünglich von Gott geſetzten) Verhältniſſes ſeyn. Das Erlaubte und Geglaubte kann ein Unerlaubtes, Lügenhaftes ſeyn.

Allein hierüber iſt der Menſch dem Menſchen Seinesgleichen gegenüber, nicht Richter. Die Rache iſt Mein, ſpricht der Herr, Ich will vergelten. Nur das Anathema iſt im und für den Menſchen, das in der Wurzel nichts anders iſt, als eine Negation des Indifferentismus = des Urtheils, daß in Betreff des Höchſten alles Einerley ſey. So kann der Dichter nun mit dem Philoſophen ſagen:

»Du mußt glauben, du mußt wagen, denn die Götter ſind kein Pfand,
»Nur ein Wunder kann dich tragen, in das ſchöne Wunderland.

Recenſent will damit nicht geſagt haben, daß im empiriſchen Bewußtſeyn des Menſchen, für den einen wie für den andern Willensakt, in Bezug auf das Verhältniß zu Gott — zum Abſoluten, gleiche Motive ausgetheilt lägen; dieß vorausgeſetzt, müßte ja im Auge Gottes, der die Motive urſprünglich doch geſetzt haben müßte, die eine wie die andere Willensentſcheidung von gleichem Werthe ſeyn; mit andern Worten: die gleiche Vertheilung der Motive würde einen Indifferentismus in Gott gegen das frey gewählte Verhältniß der Kreatur zu ihm involviren, was aber der Heiligkeit Gottes ſchnurſtracks widerſtrebet, und alles Urſprüngliche im Verhältniſſe des kreatürlichen Seyns in der Wurzel annullirte.

So finden ſich wirklich in dem empiriſchen Bewußtſeyn Motive genug: den Gedanken = die Idee Gottes als ein dynamiſches Produkt eines abſoluten Lichtes und eines relativen Auges (eines Diesſeits und Jenſeits) zu ergrei-

fen und zu begreifen — und die Idee Gottes nicht bloß als eine Negation alles Endlichen = Unendlichen, oder als eine unendliche Potenzirung des Zeitlichen = Ewigen, d. h. als einen ausgestellten Wechsel der eigenen unendlichen Entwickelung = Unsterblichkeit, in der Unendlichkeit zahlbar, anzusehen, um ein Niemals und Dort, doch einiger Maßen zum Hier und Einmal zu machen.

Wir wollen hier nur auf eine Thatsache des empirischen Ichs aufmerksam machen, da der Verfasser manches in ihr überhört zu haben scheint, um bald eine Immanenz, bald eine Transcendenz daraus zu folgern, und das ist das Gewissen.

Seine Grundlage ist die moralische Freyheit, und wenn der Verfasser in dem moralischen Beweise für das Daseyn Gottes einerseits sagt: Wenn auch in der Ethik höhere Faktoren zur Sprache kommen, als in den übrigen Wissenschaften (wie z. B. der Freyheitsbegriff ein unendlich thätigeres Princip involvirt); so erscheinen diese Faktoren doch nur im Lichte der Idee, und jede Idee wirkt bloß immanent nicht aber transcendent, und das Wissen aus der Idee hat über sie hinaus, folglich auch in Bezug auf Gott keine Gültigkeit mehr; so begreifen wir nicht, wie er andererseits dem Gewissen eine Stelle unter den transcendenten Funktionen der Seele einräumen kann (damit der Bedingung doch auch das Bedingte fallen muß), am wenigsten aus dem angeführten Grunde: weil das Wesen des Gewissens in einem unerklärlichen Zuge ins Ewige und in dem Gedanken bestehe, daß die Wirkungen unserer Handlungen über die zeitliche Existenz hinaus fortdauern können. Wenn das Wesen desselben aber in nichts anderm bestünde, so wäre hieraus für eine Transcendenz wenig gewonnen. An eine Fortdauer und mit ihr an eine Wirkung der Handlungen über das Grab hinaus glaubt auch der Pantheist, der doch in dem Glauben an ein Universalleben der Einen Seele jede Transcendenz verwerfen muß.

Aber in dem Umstande, daß die Stimme des Gewissens nicht die reine Aktion des Subjektes seyn könne, hierin liegt eine starke Sollicitation für die Annahme seiner Transcendenz gegen die Annahme desselben als eines subjektiven Produktes (Coefficient bleibt der Geist immer im Vernehmen des höheren Lautes). Gegen diese Annahme streitet nun die feindselige, vernichtende Stellung des Gewissens gegen das moralisch nichtige Subjekt, die wohl ein Andres gegen ein Andres einnehmen kann, aber nicht Eines und dasselbe gegen sich selbst festhalten und durchführen würde.

Ferner — der Umstand aber (den Andere als einen Beweis für das rein Subjektive im Gewissen benutzen), daß der Mensch sein Gewissen zum Schweigen bringen könne, beweiset nur,

die allgemeine Wahrheit, daß der Werth alles Gegebenen im geistigen Gebiete vom freyen Geiste zugleich mit abhängt.

Der Mensch muß daher früher entweder die strafbare That oder das Urtheil der richtenden Stimme anders klassificiren, ehe er Ruhe gewinnen kann für seine Seele. Der Mensch muß entweder die Sünde, d. i. den freyen Abfall vom erkannten Gesetze bloß als nothwendige Inkonvenienz der gegenwärtigen Bildungsstufe ansehen (den ein höheres Wesen, das diese Schneckenpost durchs Universum angeordnet, mehr bemitleiden als bestrafen kann); oder er stellt sich selber sein Diplom aus, als Ebenbürtiger mit jenem höhern Wesen, und erklärt: die Sünde als einen freyen Abfall von Gott anzusehen, sey wohl ein Majestätsverbrechen gegen die Menschheit, aber gerade deßhalb nicht gegen die Gottheit.

Wegen dieser Motive im empirischen Bewußtseyn und ihrer Sollicitation an den Menschen, ist auch der moralische Beweis für das Daseyn Gottes immer für den kräftigsten gehalten worden.

Was aber noch im empirischen Bewußtseyn für die Transcendenz des Glaubens arbeitet, ist die Natur des unteren Erkenntnißvermögens (von seinem Gegenstande der Natur so genannt, wenn diese unter dem Denkgeiste und ihm gegenüber aufgefaßt wird): die zu einer Parallele zwischen dem niedern und höhern Erkenntnißvermögen berechtigt.

So wie nämlich im untern Erkennen nur der freye Geist es ist, und nicht der Thiermensch, der da eine Natur unter ihm in freyer Unterscheidung Seiner von ihr, als der wesentlich verschiedenen, erkennt, und zu einem Wissen von ihr gelangt; so kann ja die Idee vom Absoluten über ihm, auf dieselbe Weise entstanden seyn. Ja es kann nicht bloß, sondern es muß, wenn jede andere Erklärungsart gegen andere klare Thatsachen des Bewußtseyns entweder geradezu streitet, oder doch relativ in gewaltsamer Deutung, dieselben verkrüppelt. Uebrigens hat der Verfasser sehr Unrecht, wenn er nur den rationistischen Beweisen der Existenz Gottes (auch den moralischen nicht ausgenommen) den Vorwurf einer bloß individuellen Gewißheit und keiner allgemeinen Ueberzeugung macht. Derselbe kann auch seinem Glauben gemacht werden, als einer transcendenten Funktion, weil er überall Platz greift, wo Thatsachen der Deutung unterliegen, die jedesmal von der erwachten Freyheit ausgehet und auf dieselbe jedesmal, wenn auch tödtlich oft, zurückwirket.

Nichts kann als Deutung so allgemein überzeugend wirken, daß es das Gegentheil in der Idee und im Leben unmöglich macht, weil jedes Erkennen das dynamische Produkt vom Subjekt und Objekt ist, von einem Subjekt, das nur sich

ſelbſt einſtweilen auf den Kopf ſtellen darf, um die Erde über ſeinem Haupte, und den Himmel unter ſeine Füße zu bekommen. Wer nun dieſe Kunſt oder Unnatur nicht verſteht, oder ſie gar bis zur zweyten Natur gebracht hat, der kann nur ihr Antipode ſeyn, und ſo wie Sie die Sprache führen: Ich kann nicht anders, denn es iſt ſo wahr wie: Ich bin!

Und eben deßhalb, weil nichts ſo allgemein als Einſicht ſeyn kann, daß es das Gegentheil unmöglich machte; ſo ſuchet die Wahrheit auch keineswegs in der Stimmenmehrheit ihre Bürgſchaft. Jeder, heißt es auch in der Philoſophie, er ſtehe oder falle, ſteht und fällt ſeinem Herrn.

Wahrheit iſt ein Gemeingut, wie der Himmel, für alle Menſchen. Es wird gewonnen in Freyheit — aber auch eingetauſcht in Freyheit gegen Lüge und Hölle.

Als Beleg von einem ex diametro entgegengeſetzten Standpunkte für Religion und Wiſſenſchaft, und beyder Verhältniß zu einander, ſteht nun das oben sub Nro. 2. angezeigte Werk.

Sein näherer Inhalt iſt (nach den Worten der Einleitung S. 7) Religion und Wiſſenſchaft als Eine und dieſelbe Manifeſtation des göttlichen Geiſtes zu begreifen und darzuſtellen (worin zugleich unmittelbar die Erkenntniß der menſchlichen Natur mittelſt des göttlichen Geiſtes gegeben iſt) —

Zur Erläuterung dieſer Aufgabe dient aus derſelben Einleitung folgende Stelle:

Alle Religion iſt Verſöhnung.

So lang in der letztern ſelbſt noch Zwietracht liegt, iſt ſie noch nicht die wahre Religion. Jene Zwietracht iſt Antheil des endlichen Geiſtes. Dieſe Verſöhnung gewinnt der endliche (menſchliche) Geiſt in ſeiner Erhebung zum unendlichen Geiſte. Dieſe Erhebung iſt Religion.

In dieſer Erhebung (Religion) theilt der unendliche = göttliche Geiſt ſein ewiges Leben dem endlichen Geiſte mit, und in dieſer Mittheilung liegt die Aufhebung der Entzweyung zur Verſöhnung.

Religion der Entzweyung iſt jene, in welcher der göttliche Geiſt ſich nicht als göttlicher Geiſt weiß, nicht der Geiſt, in der Form ſeiner ſelbſt iſt (Gott iſt in ihr noch nicht ſeiner ſelbſt bewußt).

Wahre Religion = Religion der Verſöhnung = Bewußtſeyn des Geiſtes über ſich, der Geiſt zu ſeyn.

Dieſe wahre Religion iſt Religion des Geiſtes = chriſtliche Religion, welche eben als die wahre, dem allgemeinen

Bewußtſeyn in allen Völkern = dem Weltgeiſte zukömmt, in welchem das göttliche Weſen als Geiſt offenbar iſt.

Ihr abſoluter Inhalt = Einheit des göttlichen und menſchlichen Geiſtes, in welchem der göttliche Geiſt das innerſte Weſen iſt, und beyde mit einander identiſch, der menſchliche Geiſt der abſolut ewige Geiſt ſelber iſt.

Daher die Aufgabe für den Geiſt: die abſolute Wahrheit als ſolche zu wiſſen = Wiſſen + Wahrheit als identiſch zu begreifen. Er betrachtet deßhalb (in folgender Eintheilung)

I. Die unmittelbare Entäußerung des göttlichen Weſens zur menſchlichen Natur, als welche die Religion des Gefühls, Glaubens und des Gedankens ſich manifeſtirt.

II. Die unmittelbare Entäußerung des menſchlichen Geiſtes zum göttlichen Weſen, als die jener Manifeſtation der Religion entſprechende Wiſſenſchaft des Gefühls, Glaubens und Gedankens, welche gegenſeitige unmittelbare Entäußerung übergeht:

III. In das Vermitteln (eigentlich Werden der konkreten Vermittlung), welches ſich aber darſtellt:

a) Als die, ihrer ſelbſt gewiſſe Vernunft = Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft.

b) Als das ſelige Wiſſen = Religion der Liebe und ſeligen Lebens.

c) Als das intellektuelle Anſchauen = Religion der Natur und Geſchichte.

Wegen dieſem Werden aber geſtaltet ſich die Entäußerung

IV. zur konkreten Vermittlung in dem abſoluten Wiſſen + Religion des Geiſtes. Mit dieſer iſt nun (dieſer Vermittlung) die Wiſſenſchaft als abſoluter Idealismus identiſch; ſo daß vermittelſt desſelben

V. Die Religion des Geiſtes ſich als Religion und ihre Abſolutheit, d. h. abſolute Religion, manifeſtirt.

Und nun liefern wir den Leſern eine gedrängte Ueberſicht aus der erſten Abtheilung (wobey wir uns öfter der mathematiſchen Zeichen bedienen zur Erleichterung der Anſchaulichkeit).

Das Weſen des göttlichen Geiſtes iſt Manifeſtation Seiner = Selbſtentäußerung.

Ihre verſchiedene Stufen = Gefühl + Glaube + Gedanke, uud ſeine Religionen. Gefühl + Glaube = unwahre Formen.

Der Gedanke iſt = Wahrheit des Gefühls und Glaubens.

Erkenntniß des Weſens = Begriff der Manifeſtation.

Beyde geben alſo die Form der philoſophiſchen Erkenntniß = Form des göttlichen Lebens ſelbſt.

Der Geist = Wahrheit.

Des { subjektiven Geistes / objektiven Geistes } Wahrheit ist { Gefühl / Glaube } { die Wahrheit beyder ist ihre Vermittlung } = Gedanke

I.

Gefühl. Religion des Gefühls.

A. Gefühl.

Ist die subjektive Seite des Geistes, die schlechteste Geistesform, weil ohne konkreten Inhalt = das Abstrakteste.

In ihm ist ein dreyfaches und zwar

a Fühlen.

Der Geist als Gefühl = Unbestimmtheit = Unwirkliches
— — als fühlend = Bestimmtheit = Wirkliches.
} also ist der Geist im Fühlen

der unbestimmt Bestimmte = unwirklich Wirkliche und umgekehrt Seyend Unwirklich = Etwas = Er selber = Er fühlt sich.

b. Sich fühlen.

Sich fühlen = Sich als (Wirkliches) Bestimmtes + Sich als (Unwirklich) Unbestimmtes fühlen.

Wirkliches = Ich sich fühlend.

Unwirkliches = Ich sich bloß fühlend.

Das Unwirkliche wird aber wegen dem (Wirklichen) Ich zum Nichtich.

Dieses Nicht-Ich = Ein Anderes = sein Anderes.

Das Gefühl seines Andern = Gefühl der Abhängigkeit = der Nichtigkeit. Warum? denn es fühlt sich begränzt durch das Andere, also sich als endlich, das Andere aber als absolute Macht = absolut Wahres, gegen welches das Ich unwahr ist.

Dieses Gefühl des Wahren ist

c. höchstes Gefühl,

weil das Sich-fühlen (seine Endlichkeit in dem Unendlichen aufgehoben fühlend, also mit demselben identisch) nur das höchste Gefühl ausmacht.

Höchstes Gefühl = das Gefühlte vom fühlenden Ich = hergestelltes Fühlen =
= Wahrheit des fühlenden Ichs = seine Wahrheit = Religion.

B. Religion des Gefühls.

Ist das Inhaltlose, wegen der Form ihrer Unbestimmtheit. Ihre spätere nothwendige Vermittlung ist die Verwirklichung Ihrer, zum konkreten Inhalt. Sie ist deßhalb:

a) wirkliches Gefühl = das Eigenste des einzelnen Menschen;

b) rührendes Gefühl = Gefühl der Nichtigkeit = Nichtigkeit des Gefühls;

c) wehmüthiges Gefühl = Gefühl über sein Sich-verlieren, daher Gefühl des Höchsten, als des Unwahren.

Weil aber das fühlende Ich selbst das Höchste als Unwahres fühlt; so setzt es allen Inhalt seines Gefühls in Sich selber.

Also: Gefühl + fühlendes Ich = Gesetztseyn = Objektives = Angeschautes.

C. Anschauen.

Als fühlendes Ich war es identisch mit seinem Andern.

Als Anschauendes geht es hervor aus der Identität = subjektiv in sich reflektirend.

Das Gegenständliche des anschauenden Ichs ist = Angeschautes = äußerlich Selbstständiges.

Das Anschauen findet vor, das Angeschaute. Wie so? S. 28. Das anschauende Ich ist zwar das, die Wahrheit setzende; aber es hat nicht die Wahrheit in ihm selber (wegen seiner unmittelbaren Form), deßhalb fällt der Inhalt in das Angeschaute.

Das Angeschaute hat (als geschaute Wahrheit) Wirklichkeit. Als allgemeine Wirklichkeit wahrgenommen ist es = geglaubte Wahrheit.

2.

Glaube + Religion des Glaubens.

A. Glaube.

Er ist das mittelst des Anschauens negirte Gefühl des subjektiven Geistes, und dadurch zur Allgemeinheit und zugleich zum Element des objektiven Geistes erhoben.

a. Glauben.

Das einzelne Bewußtseyn hat Glauben, ist aber ein negatives, das seine positive Wahrheit (Sinn und Bedeutung) hat im Glauben seines Volkes (kollektive Einheit, formelle Allgemeinheit).

b. Volksglaube.

Das glaubende Bewußtseyn hat den Glauben nicht in ihm selber als geglaubte Wahrheit (wie das fühlende Ich im Fühlen), sondern im allgemeinen Glauben = Bewußtseyn des Volkes.

c. Weltglaube (wahrer) = Versöhnung.

Der einzelne Volksgeist ist ein besonderer gegen andere Völker. Alle Besonderheiten heben sich aber auf, im allgemeinen Weltgeist = Göttlicher Geist in der Manifestation.

B. Religion des Glaubens.

Wahrheit in ihr ist:

a) gemeine Wirklichkeit, weil die absolute Wahrheit als äußerlich Wirklich, angeschaut wird = sinnliche Wahrheit.

b) Ein Jenseits und Diesseits. Dieses als gemeine Wirklichkeit. Jenes ist zwar dasselbe, nur für das Bewußtseyn des sich

entäußernden (für Unwahres ſich haltenden) Selbſt. Der Gegenſatz alſo iſt kein fixer, S. 37.

c) Die formelle (in ſich identiſche) Wahrheit, weil die Wahrheit durch ſich ſelbſt das Jenſeits und Diesſeits iſt, aber nur das Eine, in wie fern ſie das Andere nicht iſt. Mithin ihre eigene Negation, und dieß iſt ihre Einheit = Identität.

Mit dem Gegenſatze der Wahrheit (diesſeits + Jenſeits) hebt ſich auch der Gegenſatz des Bewußtſeyns auf. Die Wahrheit (Identität) iſt nun auch Identität fürs Bewußtſeyn. Das Anfangs ſich unterſcheidende und deßhalb entgegen geſetzte Bewußtſeyn iſt jetzt mit der Wahrheit identiſch. Da aber Diesſeits + Jenſeits = Wirkliches + Wunderbares; ſo iſt ihre Einheit = Unbegreiflichkeit.

C. Unbegreiflicher Glaube.

Unmöglichkeit des Wiſſens (in der Negative ſeiner Selbſt). Sie iſt

a) das Unbegreifliche (überhaupt). So wie die Wahrheit (Einheit des Wunderbaren + Wirklichen), ſo iſt das Bewußtſeyn auch ein Wunderbares = als ein ſich ſelber in ihm Entgegengeſetztes = das Diesſeits im Jenſeits = im Unwahren das Wahre und umgekehrt. Und dieß iſt des Bewußtſeyns erſte Seite. Dieſes Bewußtſeyn unterſcheidet ſich wieder von der Wahrheit. Warum? weil die Wahrheit eine beſtimmte iſt (als Unbegreifliches fürs Bewußtſeyn). Dieſe Beſtimmtheit iſt = Seyn fürs Bewußtſeyn, welches Seyn darin beſteht: daß die Wahrheit als Unbegreifliches nicht könne erkannt werden. Und dieß iſt des Bewußtſeyns zweyte Seite.

In dieſer zweyten Seite tritt das Nichtwiſſen dem Wiſſen gegenüber — daher
iſt Wahrheit = Unmöglichkeit + Möglichkeit des Wiſſens, daher iſt Wahrheit = Glaube + Wiſſen;

b) mögliches Wiſſen, beſteht darin: das Unbereifliche als Unwahres = reine Leerheit zu wiſſen, iſt Glaube: die Möglichkeit des Wiſſens begreifend — und ſo vermittelt das wirkliche gegenſtändliche Wiſſen;

c) wirkliches Wiſſen. Das ſich ſelbſt Hervorbringende = Gewußtes + Sich wiſſen = negatives Produkt Seiner ſelbſt = abſolute Negativität. Sich wiſſen = ſich ſelbſt beſtimmend = Wirklichkeit. Gewußtes = als Etwas ſich beſtimmend = Unwirkliches.

Als Wirkliches exiſtirt es im Unwirklichen = als Unwirkliches exiſtirt es im Wirklichen. Folglich kann man auch ſetzen:

Das wirkliche Wiſſen exiſtirt nicht = im Unwahren exiſtirend.
— — — — nur = im ſich als beſtimmt be-

ſtimmend = ſich ſetzend = ſein (voriges) Beſtimmtſeyn aufhebend. Aber

Sich als beſtimmt ſetzend = ſich als Exiſtenz ſetzend = (um ſeine Exiſtenz ihm gleich zu ſetzen) und

Sich als Exiſtenz ſetzend = ſich bewähren = ſich manifeſtiren = ſich beweiſen = Beweiſendes und zu Beweiſendes ſind identiſch.

Das wirkliche Wiſſen, als das Setzen Seiner, iſt über das Sich wiſſen ſchon hinaus wie über das Gewußte (Unwirkliches). Es iſt folglich ſich objektiv geworden. Wiſſen = Seyn. Der Gegenſtand des Wiſſens iſt dem Wiſſen entſprechend. Wiſſen = Seyn. Wiſſen = Wahrheit. Wiſſen = Form der Wahrheit. Kurz der Glaube iſt in dem Gedanken; ſo wie Religion des Glaubens in Religion des Gedankens übergegangen iſt.

3.

Religion des Gedankens.

Der Gedanke enthält in ihm Gefühl und Glaube als aufgehoben. Gedanke = Wahrheit des Gefühls und des Glaubens, mithin nicht mehr ſubjektiv, wie das Gefühl und Glaube, der ſeine Wahrheit im Bewußtſeyn des Volks hat. —

Gedanke = Weſen des Geiſtes = gedachte Wahrheit = abſoluter Geiſt. — Der Gedanke iſt ihm ſelber klar, als das, was er ſich als Beweiſen iſt, und ſo das Bewieſene. — Der Gedanke = Beweiſen + Bewieſenes = Selbſtbewähren.

A. Gedanke (als ſich unterſcheidend von und durch ſich) iſt:

a) als Setzen = allgem. Gedanke, weder Wirkliches noch Unwirkliches, ſondern Wirkendes = ſich ſelbſt bewirkend = Sich von ſich unterſcheidend = mit ihm identiſch. Daher das Iſt des Gedankens = Gedanke als Iſt;

b) als Iſt = das Geſetzte identiſch mit dem Setzen ſelbſt, das Setzen iſt getheilt in Setzen + Iſt. Aber das Getheiltſeyn iſt nichts anderes als: Geſetztſeyn. — Das Setzen iſt aufgehoben in ſeinem Geſetztſeyn = im Iſt;

c) als die konkrete (mit ſich identiſche) Wahrheit. Gedanke an und für ſich = ganzer Inhalt = Setzen + Geſetztſeyn. Aber er iſt noch nicht erfüllt mit dem Inhalte.

Iſt = werdende Erfüllung, aber als geworden noch nicht die erfüllte. — Das ſich Reflektiren des Setzens und des Iſt = geſetzte Identität = Einheit = das Konkrete und Moment zugleich, denn das Setzen + Iſt + Identität = Einheit des Ganzen.

Der Inhalt der Identität iſt: das in ihr Unterſchiedene = Setzen + Iſt. Aber jenes nur als dieſes ſeyend, folglich iſt das Iſt = Inhalt der Identität. — Ihr Inhalt iſt daher die Identität ſelbſt = Setzen = Iſt + Identität, und Iſt = Setzen + Identität, da-

her auch Identität = Setzen + Ist. — Folglich ist aller Unterschied verschwunden.

Aber Setzen = sich manifestiren = das Manifestirende als Seyendes = gesetzte Identität, folglich der Begriff, der sich selbst zum Inhalte hat = die Wahrheit als das Konkrete, was sich selber die Wahrheit ist, das mit sich Identische. Kurz: die konkrete Wahrheit ist der Begriff, der seinen noch unvollendeten Inhalt (mittelst Ist) negirte, und durch dieses Negiren der Negation seinen Inhalt realisirte; so daß der gesetzte Begriff (Einheit des Setzens + Ist) vermittelnd sich vermittelte — deßhalb jede Einheit sowohl vermittelnd als vermittelt ist, und der Inhalt Realität erhalten hat; dieser realisirte Gedanke ist Religion des Gedankens.

B. Religion des Gedankens. Sein Daseyn ist nicht eine Existenz, sondern Seyn im Gedanken. Daher

a) realer Gedanke = objektiver Gedanke = das Gesetztseyn des Gedankens, als Unterschied Seiner und von Sich selbst. In ihm selbst, als in seiner Realität ist der Gedanke noch nicht für sich der Gedanke. Gedanke und realer Gedanke = Gegensatzloses. Aber eben weil der Gedanke als realer Gedanke nur ist, hebt der reale Gedanke sich selbst auf; denn sein Wesen ist Allgemeines = Gedanke an und für sich = Unendliches; seine Form ist Objektives = Gedankenloses = Endliches. Beydes aber hebt sich selbst auf. Durch diese aufgehobene Vermittlung ist der reale Gedanke = Gedanke an + Gedanke für sich. Jedoch nicht so, daß jener (an) diesem (für) nur entspräche; sondern Beydes (an + Für) manifestirt sich als identisch = religiöser Gedanke.

b) Religiöser Gedanke. Dieser ist also nicht bloß die Einheit des endlichen und unendlichen, sondern jener ist dieser, und dieser jener. Der aufgehobene Gegensatz ist nicht mehr der reale Gedanke, sondern der religiöse.

c) Wissenschaftlicher Gedanke. Dieser ist identisch mit jenem. Er ist die ideale Absolutheit Seiner, d. h. der in seiner Bestimmtheit Unbestimmte + in seiner Unbestimmtheit Bestimmte. Er existirt als unendliche Vermittlung = als unendliche Aufklärung des Entgegensetzens seiner selbst, Ihm selber.

Wissenschaft ist das Resultat dieser unendlichen Vermittlung, dieser manifestirten Unmittelbarkeit. Daher ist die Entäußerung des göttlichen Wesens zur menschlichen Natur eben so sehr eine Entäußerung des menschlichen Geistes zum göttlichen Wesen: daher Manifestation des Göttlichen = Religion, so wie Manifestation desselben = Wissenschaft. Mithin Glaube = Wissen. So der Verfasser.

Allein auch nach dieser Uebersicht dürfte es den Lesern, we-

nigſtens denen, die mit der Schule, welcher der Verfaſſer angehört, weniger bekannt ſind, nicht unwillkommen ſeyn, einige Bemerkungen zum Verſtändniß des Bisherigen zu vernehmen, und zwar

a. das Geheimniß der Entäußerung des göttlichen Geiſtes liegt alſo in dem von der Naturphiloſophie ſo genannten Princip der Individualiſation, realiſirt wird dieſe durch die Polariſation des Lebens in ihrer Vermittlung. So haben wir geſehen, wie der

Geiſt im Gefühle iſt

1) Ein Gegenſatzloſes = ein Fühlen = daſeyend Unwirkliches = Etwas = Er ſelber; daher dann
2) Sein erſter Gegenſatz = ein Sich fühlen = Wirkliches + Unwirkliches = (ſich fühlen + bloß ſich fühlen), deßhalb endlich ſeyn. Daher dann
3) Sein zweyter Gegenſatz = höchſtes Gefühl (das Unwirkliche iſt nun auch wirklich geworden, er fühlt ſich und ſein Anderes.

Die Vermittlung aber der Gegenſätze liegt in Religion (des Gefühls) in welcher der Geiſt ſich als Unwahres, ſein Anderes als Wahres allein fühlt.

b. Für zweckdienlich erachtet Recenſent noch, die Leſer auf die Uebergänge zwiſchen den Gegenſätzen und ihrer Vermittlung aufmerkſam zu machen; nämlich: vom Etwas fühlen zum Sich fühlen, von dieſem zum ſein Andres fühlen.

Wie geſchehen ſie? —

Das Etwas wird zum Sich, d. h. aus Nichts wird Etwas; denn jenes Etwas iſt ja = Seyend Unwirklich = Nichts = Gedankending (und als dieſes zwar ſeyend, aber außer dem Gedanken, Nichtſeyend = Unwirklich). — Sein Andres iſt auch früher ein Unwirkliches; aber weil es ein Nichtich (ein Andres vom Ich) iſt, ſo iſt es auch ſchon ein höheres Ich. Folglich iſt hier abermal die logiſche Negation (ein Formales) in ein Reales übergegangen, d. h. aus Nichts Etwas geworden.

Endlich begreift man eben ſo wenig die Vermittlung, d. h. wie das Wirkliche (im Sich fühlen) in ein Nichts übergehen kann; ſo daß nur ſein Andres das Wahre iſt.

Daher ſcheint die Religion ihren Charakter, Verſöhnung nämlich in Bezug auf die Gefühls-Sphäre, nicht zu bewähren, deſto mehr die Anſchauung. Den Uebergang aus dem ſubjektiven Gebiete des Fühlens ins Objektive des Geiſtes, im Glauben, gewährt das Anſchauen.

Wie geſchieht nun dieſer?

Antwort. Durch das rührende und wehmüthige Gefühl. Jenes iſt Gefühl der Nichtigkeit, dieſes iſt Gefühl der Nichtigkeit des Höchſten (mittelſt der Nichtigkeit des Gefühls überhaupt).

Diese beyden Gegensätze werden nun vermittelt durch Anschauung.

Wie aber? Gegen jene Nichtigkeit des Höchsten sträubt sich der fühlende Geist, und setzt seinen ganzen Inhalt in Ihm selber. Dieses Gesetztseyn ist = objektivseyn = anschaulich seyn.

Da werden freylich Alle mit Recht fragen: Seit wann ist denn subjektives Setzen Eines und dasselbe mit objektivem Gesetztseyn? Von jeher, antwortet der Verfasser befremdend: denn der anschauende Geist findet ja das Angeschaute vor, und zwar deßhalb, weil er als anschauendes Ich aus der früheren Identität (Seiner als fühlendes Ich mit dem gefühlten Höchsten) mittelst subjektiver Reflexion in sich hervorgegangen ist. Das Produkt der Reflexion erscheint nun als ein selbstständiges Andre (angeschaute Wahrheit) gegen das reflektirende Ich. Oder noch besser: das anschauende (reflektirende in sich) Ich ist zwar das ursprünglich die Wahrheit setzende Ich, aber wegen seiner Form der Unmittelbarkeit (und diese ist das subjektive Gefühl = Manifestation des Göttlichen) hat es den Inhalt nicht in Sich = er fällt in das Angeschaute (wiewohl ursprünglich von ihm gesetzt) nun hinein. Das Ich kann sich nun auf dieser Evolutionsstufe die Wahrheit nicht selber geben, es muß sie nehmen. Daher ist also Anschauen = Wahrnehmen = Glauben. Daher nun

Glaubenssphäre und ihre

Gegensätze = Volksglauben + Volksglauben; ihre Vermittlung = Weltglaube = Wahrheit (im Christenthum)

des Glaubens

Gegensätze = diesseits + jenseits (Wirkliches und Wunderbares). Vermittlung = im Unbegreiflichen = (Einheit des Wirklichen und Wunderbaren).

Woher diese Einheit? weil jene früheren Gegensätze nur entstanden waren durch ein sich Unterscheiden, das nur deßhalb ein Entgegengesetztseyn des Bewußtseyns war. Mit dem Aufheben der Gegensätze tritt nun auch Identität und Wahrheit im Bewußtseyn ein, folglich ist Wahrheit = Identität des Bewußtseyns. — Wir stehen nun beym

Uebergang vom Glauben zum Wissen.

Diese Identität geht nun über in die

Gegensätze (Wissen + Nichtwissen (Begreifliches + Unbegreifliches)
(Sich wissen + Gewußtes (Wahres + Unwahres).

Sich wissen aber ist ein Wissen des Unbegreiflichen, als eines Unwahren; daher liegt die

Vermittlung im wirklichen (wahren) Wissen = Gedanke.

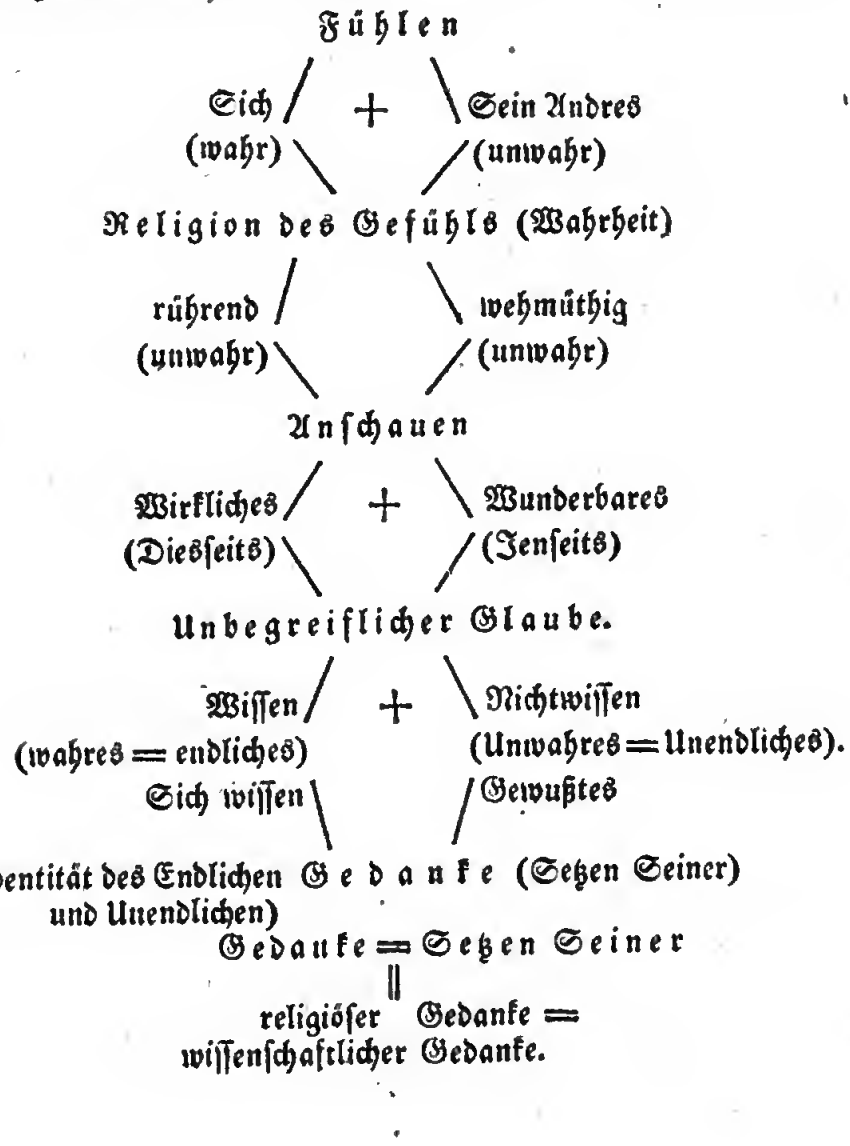
In diesem wird ein dreyfaches unterschieden:

1) ein Setzen = allgemeiner Gedanke (Gegenſatzloſes),
2) ein Geſetztes = Iſt = negirtes Setzen = werdender Inhalt des Gedankens = Gegenſätze,
3) die Identität beyder = negirte Negation = Vermittlung.

Zwey Negationen geben aber eine Affirmative, folglich iſt: Identität = Konkretes = realiſirter Gedanke = Religion des Gedankens = religiöſer Gedanke. Zugleich Identität (des Unendlichen und Endlichen) = unendliche Vermittlung Seiner Selbſt = wiſſenſchaftlicher Gedanke.

Das Reſultat der unendlichen Vermittlung (Religion) iſt alſo Wiſſenſchaft.

Der Stammbaum alſo des Göttlichen in ſeiner Menſchwerdung wäre demnach folgender:



Besondere Aufmerksamkeit in dieser Genealogie verdienen wohl überall die Uebergänge, besonders aber der vom Wissen (rein subjektiv) zum Seyn (objektiv Wahres). Sich wissen = Sich als bestimmt bestimmend = Sich als bestimmt setzend = seine Existenz setzend = allgemeine Vermittlung = allgemeiner Gedanke = Setzen, specieller Gedanke = negirtes Setzen, konkreter Gedanke = Negation des negirten Setzen.

Das Schöpfungsräthsel wäre also gefunden. Es liegt theils in der Potenzirung des Formalen, theils in der doppelten Negation, die eine Affirmation erzeugt.

Wenn man aber aus jener Potenz die Wurzel zieht; so ergibt sich Null o, die ins Unendliche potenzirt nichts anders als sich selbst geben und setzen kann, und diese Null ist nicht nur das ursprüngliche Wissen als ein allgemeines, sondern gleich anfänglich schon das ursprüngliche Fühlen als ein Allgemeines. Und zwey Negationen geben nur dann eine Affirmation, wenn die erste etwas Reales negirt hat, nicht aber ein Nichts, das ins Unendliche negirt, immer sich selbst gibt, d. h. Nichts.

Unser Leben fängt so wenig mit einem allgemeinen Fühlen, als unser Wissen mit einem allgemeinen Gedanken an.

Konkret ist jenes wie dieses der Quantität nach, wenn auch der Qualität (dem Inhalte desselben) nach unbestimmt. Ja umgekehrt, das Konkrete muß lange Zeit in einem erwachenden Bewußtseyn die Stelle des Allgemeinen vertreten; so heißen Kinder alle männlichen Individuen Vater, und alle weiblichen Mutter, und Kindern ists zu verzeihen, wenn ihr Geist das Gemeinschaftliche leichter auffindet in den Erscheinungen, als das Besondere, welches dann ein Konkretes der Qualität nach ist.

Allein was blieb dem Verfasser nach seinen Voraussetzungen anders übrig, die einerseits darin bestehen: alles relative Seyn (Seele und Natur) als Besonderheiten des allgemeinen Geistes = göttlichen Geistes aufzustellen, der sich daher zu jenen verhält, wie das Genus zu seiner Species; andererseits aber darin, daß das Eine oder der Eine sich in allen seinen Werken und Zeugungen nur sich selbst setzt und wiederholt.

Den Beweis aber, daß diese Voraussetzungen seines Systems mehr als diese, d. h. reale Setzungen seyn, findet der Verfasser darin, weil sich sein System selbst beweist, indem es beweiset. Mit andern Worten heißt das aber so viel als: der durchgeführte Gedanke ist sich selbst Beweis — heißt den wesentlichen Unterschied zwischen formalem und realem Denken, zwischen realer und formeller Wahrheit aufheben; denn nur dann kann man mit dem Verfasser sagen, daß begrei-

fen: Warum etwas ein Unbegreifliches sey, dasselbe sey als: das Unbegreifliche begreifen; dann könnte man es aber auch dem Blinden nicht als Narrheit auslegen, wenn er in der Begreiflichkeit: warum er nicht sieht, die Möglichkeit des Gesichtes erblickte; es heißt: sich als unbedingten Rechtsfreund der Konsequenz aufstellen für den Fall, wenn sie als Ehrenhüterin der Wahrheit, diese mit Wissen und Willen an den Lügner und Mörder von Anbeginn verkuppelt hätte; das heißt den Naturhistorikern indirekte den Prozeß machen darüber: daß sie bisher die Sphinx und den Phönix noch nicht einregistrirt haben; das heißt endlich, vielleicht allen denen, die ähnliche Einwendungen machen, antworten wie einst das Pferd in der Fabel dem Esel: du bist für meine Fehler viel zu klein. Es mag seyn, es mögen aber auch nur Gimpel gewesen seyn, jene Vögel, die, nach der Sage, die gemalten Trauben des Malers für lebendige gehalten haben, oder der Maler muß mehr als das Kolorit verstanden haben.

Nun muß zwar Recensent gestehen, daß die vorliegende Arbeit des Verfassers allerdings ein Kunststück, vielleicht auch ein Meisterstück (auch ohne Vorwort des Meisters) zu nennen sey (wenigstens in Vergleich mit seinem Nachbar), allein zum Kunstwerke gehet ihm gerade so viel ab, als dem Taschenspieler zum Thaumaturgen.

Wer sich aber heut zu Tage noch beyfallen läßt, seinen Zeitgenossen Kunststücke als Wunderwerke aufzutischen, der muß sich gefallen lassen, wenn diese aufhören den Taschenspieler zu bewundern, und anfangen den Pseudothaumaturgen indessen zu bemitleiden, bis er als ägyptischer Schwarzkünstler seinen Moses, so wie seine Weltseele ihr Gegengift — die eherne Schlange am Kreuze in der Weltwüste — findet.

Wenn das Urtheil des Recensenten in der Vorhalle des Systems gegen die Regel vielleicht breiter und länger ausgefallen ist, so geschah es keineswegs in der Absicht, um das Urtheil den Lesern als Vorurtheil unterzuschieben, sondern um ihnen den Weg durch die Vorhalle ins Allerheiligste zu erleichtern und abzukürzen, da wohl jene Saltus mortales des Verfassers den Lesern oft wieder aufstoßen werden, aber ohne Bemerkung des Recensenten, außer in sehr dringenden Fällen, wie er verspricht. Wir stehen jetzt bey des Werkes

II. Abtheilung.

Unmittelbare Entäußerung des menschlichen Geistes zum göttlichen Wesen als die, jener Manifestation der Religion entsprechende Wissenschaft des Gefühls, Glaubens und Gedankens.

Durch diese Entäußerung wird der Geist des Menschen zum wesenhaften Geist; so wie durch eben dieselbe das göttliche Wesen ein geistiges Wesen, da nämlich beyde Entäußerungen Manifestationen eines und desselben Wesens sind, wovon die erste als Religion, den Inhalt der Wissenschaft gibt, so wie die zweyte als Wissenschaft der Religion die Form ertheilt, und zwar die einzig wahre = inhaltsvolle mit dem Inhalte identische Form = Bewußtseyn der Religion über sich selber, welches daher beginnen muß als

1. Wissenschaft des Gefühls.

Warum? weil das Gefühl die unmittelbarste Form des Göttlichen in seiner Entäußerung ist (enthaltend Wahrheit und Wissen).

Das Gefühl als Inhalt hat zur Form die Wissenschaft, in so fern diese das Bewußtseyn ist: daß das Gefühl (an und für sich) die Wahrheit sey. Dieses Bewußtseyn ist nun dreyfach.

A. Das reflektirende Fühlen.

Das fühlende Ich weiß von seinem Inhalte, dem Gefühle, als einem Gegenstande, daher

a) seine Unterschiede: das fühlende Ich, als Reflexion auf sich, hat und ist Gefühl. — Das fühlende Ich, ohne Reflexion, ist bloß Gefühl, daher ferner

b) seine Bestandtheile: Gefühl im Allgemeinen = Unbestimmtes. Seine Beziehung aufs Gefühl = Bestimmtes; daher endlich

c) die Wirkung. Das fühlende Ich hat in der Reflexion aufgehört, sein Andres außer Sich zu haben. Diese Beziehung ist nun Vermittlung (reflektirende).

B. Gefühltes Wissen.

Das Wissen ist hier noch nicht in seiner wahren Form, weil das Wissen noch nicht gewußt, sondern nur gefühlt wird. Sein Inhalt ist die Religion des Gefühls, daher seine

Bestandtheile:

Das fühlende Ich hat nicht bloß im Allgemeinen Gefühl, sondern hat das höchste Gefühl = Religion des Gefühls.

Das fühlende Ich weiß von sich: daß sein Fühlen das höchste Gefühl sey =

— — — weiß sich als das Höchste =

— — — weiß: daß das Höchste nur könne empfunden werden.

Das fühlende Ich beweiset sich: im Berufen des Ichs auf sein Gefühl als das Wahre und Höchste.

Das fühlende Ich widerspricht sich: ohne dies Höchste, Nichts zu seyn, und zu haben.

In diesem Berufen täuscht es sich also selbst, denn es weiß nicht den Widerspruch.

In diesem Berufen geht zugleich das fühlende Ich (im gefühlten Wissen) schon über sich hinaus, es sucht sich zum Wissen der Wahrheit zu gestalten, die Form zur Identität mit dem Inhalte zu erheben.

C. Wissen des Gefühls.

Die Form des Gefühls ist nur das philosophirende Bewußtseyn = Reflektiren nicht bloß auf, sondern auch über das Gefühl = dem Gefühle (als Inhalte) wissenschaftliche Form ertheilend.

Seine Aufgabe = das höchste Gefühl identisch mit dem fühlenden Ich: als das Wahre zu wissen.

Allein in diesem Streben: das Gefühl als das Wahre zu wissen, kommt das Ich nicht über sich hinaus, weil die Wahrheit ist = Identität des fühlenden Ichs mit seinem Gefühle = Vermittlung beyder durchs Gefühl. Eine gefühlte Wahrheit aber ist so viel als keine, weil sie als solche noch nicht begriffen, wiewohl gewußt wird. Daher

Seine Aussage: das Wahre sey unbegreiflich, d. h. es wisse: daß das Wahre das Unbegreifliche sey, ein Widerspruch ist.

Daher ist das Gefühl als Wissen ein Unwahres und Gefühl als solches ein Wahres, so die Ausfage beyder wahr und unwahr.

Wissenschaft des Gefühls ist daher vermeintes Wissen, weil Unwahres = Nichtwissen ist.

Dieses Wissen ist daher ein Sollen, ein Streben: die Form des Inhalts zum thätigen Bestimmen zu erheben. Aber fruchtlos!

Warum? des Wissens Inhalt ist noch = Unbestimmtes + Bestimmtes (Negation des Unbestimmten) = Gefühl + fühlend Ich.

Allein die Negation ist noch keine aufgehobene Negation, weil das Bestimmte selbst noch unbestimmt ist. Daher ist auch seine Wahrheit (= Identität beyder) noch keine wahre, weil die Einheit noch keine positive, sondern nur negative ist.

Negative Einheit = Ein sich auf sich Beziehendes = Ein in sich reflektiren des Unbestimmten und Bestimmten = Glaube = das in der Bestimmtheit Unbestimmte.

Die kürzeste Uebersicht wäre folgende:

a. Reflektirendes Fühlen.

Das fühlende Ich weiß vom Gefühle = hat + ist Gefühl.

b. Gefühltes Wiſſen.

Das fühlende Ich weiß vom Gefühle als dem Höchſten =
— Sich als das Höchſte
— daß das Höchſte nur gefühlt werden könne =
— daß das Höchſte nicht begriffen werden könne.

Das fühlende Ich widerſpricht ſich, im Beweiſe = im Berufen auf ſich, und geht in dieſem Berufen über ſich hinaus, wird

c. Wiſſenſchaft des Gefühls

ſcheinbar, denn es will wiſſen: daß das höchſte Gefühl (als identiſch mit dem fühlenden Ich) die Wahrheit ſey. Die Identität = Wahrheit wird aber noch nicht gewußt, ſondern nur gefühlt.

Es iſt noch keine poſitive Vermittlung der Gegenſätze des Unbeſtimmten + Beſtimmten vorhanden, weil die Negation (des unbeſtimmten Fühlen) als Beſtimmtes (fühlend Ich) noch nicht ſelbſt negirt worden iſt, um ein Poſitives = Affirmatives zu geben.

Die Leſer werden wohl gefunden haben, daß die im obigen I. Abſchnitte entdeckten Handgriffe hier im II. wiederkehren. Wer aber in dem Satze: daß es ein Wiſſen um das Gefühl (als das Höchſte) aber kein Begreifen desſelben gäbe, einen abſoluten Widerſpruch findet; der hat früher ſchon einen Widerſpruch darin gefunden, daß es außer dem Ich etwas Anderes als ſein Anderes gebe, ſo wie einen Widerſpruch darin: zwiſchen Wiſſen: daß Etwas ſey, und zwiſchen Wiſſen: Was etwas und wie etwas ſey, einen andern als quantitativen Unterſchied zuzulaſſen. Der ſieht in jenem als ſolchen ſchon die Möglichkeit von dieſem und in dieſem das nothwendige Produkt von jenem.

Der läugnet im Grunde ein Höchſtes in der Idee, das als ſolches wohl gewußt, aber nicht mehr begriffen werden kann, eben weil es keine Subſumtion unter ein Höheres zuläßt.

Dem iſt Wiſſen und Begreifen einerley, dem iſt das Unterſcheiden einer Sache (als eines Dritten von der Vorſtellung, und dem Vorſtellenden) Eins und dasſelbe mit Begreifen derſelben unter einem vierten Höhern; der gedenkt ſein Ich zu begreifen, weil er unterſcheidet, und er kann es allerdings, wenn er zuvor alle weſentliche Unterſcheidung des Ich und Nicht ich als baare Täuſchung ergriffen, und beyde auf der Folterbank der Reflexion zu einem durchſichtigen und durchlöcherten Begriffe ausgeſpannt hat.

2. Wissenschaft des Glaubens.

Ihr Inhalt ist die Wahrheit des Glaubens, ist das Streben, den Inhalt (im Glauben) zur freyen Form zu befreyen. Und in diesem Streben ist sie ein dreyfaches.

A. Wesenhaftes Wissen.

Dieses besteht darin: den Glauben als gegebene Wahrheit für Wahrheit an und für sich zu nehmen.

Es besteht also noch nicht darin: den Inhalt des Glaubens selbst zu produciren.

Sein Ursprung. Die Bestimmtheit des Glaubens als Negation der Unbestimmtheit im Gefühle geht in eine zweyte Negation über. Diese Negation ist das Setzen Seiner als bestimmten Wissens überhaupt. Das Wissen von dem Glauben (als der Wahrheit) ist Form des Glaubens. — Glauben und wesenhaftes Wissen sind also noch identisch.

B. Erscheinendes Wissen.

Dieses besteht in einem Aufgehobenwerden jener Identität; der Glaube wird aufgehoben als gegebene Wahrheit, und fängt an lebendig zu werden im Sich erzeugen (im Erzeugen seines Inhaltes).

Dieses verhält sich zum wesenhaften Wissen wie Form überhaupt zum Inhalte (der hier noch identisch ist mit Glauben).

Bey der Wahrheit ist ihre negative Einheit, in welcher Form und Inhalt als für sich, und gegen einander bestehen, und dieses gibt

C. das Wissen des Glaubens.

Hier wird das gläubige Bewußtseyn zum philosophischen (weil es den Glauben nicht bloß weiß, sondern als Wahrheit weiß). — Der Glaube ist Objekt des philosophirenden Bewußtseyns.

Das philosophirende Bewußtseyn kommt aber über das gemeine Bewußtseyn nicht hinaus. Die Wahrheit steht ihm noch gegenüber als ein Unbegreifliches = Jenseitiges von Ich und Welt = Unwirkliches Nichtgegenwärtiges.

Gegen jenes Unbegreifliche als das Ansich ist Ich und Welt ein Verschwindendes, folglich auch das Erkennen desselben ein eitles Streben.

Nun aber ist der Kulminationspunkt für das Bewußtseyn erreicht, denn jenes Verschwinden geht über in ein Zusichkommen.

Das Bewußtseyn gibt auf, den Glauben als Unwirkliches, und hat nur Sich selber noch, und durch sich erringt es also die Wahrheit.

Die Wissenschaft des Glaubens manifestirt sich als Wissenschaft des Gedankens.

Hier sey Recensenten nur diese Bemerkung erlaubt. Ein Jenseitiges An sich als Unbegreifliches (in Betreff seines modi existendi bloß) involvirt noch keineswegs ein Verschwinden des Ich und der Welt, folglich ist auch das Erkennen des Unbegreiflichen (als Wissen daß es als solches existirt) noch gar kein eitles Streben. Mit diesem aber fällt der Kulminationspunkt, die goldene Brücke seines Systems, um vom Glauben als gegebener (und zunehmender) Wahrheit hinüber ins Asyl und Heiligthum aller Wahrheit, ins Ich sich zu schleichen.

Und im Falle der Verfasser keinen Glauben beymessen wollte unserer Behauptung ohne bessere Unterstützung; so möge er wissen, daß ihre kategorische Aufstellung nur nach dem Muster des Verfassers geschah.

3. Wissenschaft des Gedankens.

In dieser wird die absolute Form des Glaubens (in welcher sein Inhalt (Wahrheit) ein Unbegreifliches, Bestimmungsloses) zur inhaltsvollen Form = Identität der Gewißheit und Wahrheit.

Die Realisirung aber der Wahrheit (Wissen) mittelst des denkenden Bewußtseyns geschieht allmählich, und ist daher in der Form des subjektiven Gedankens.

A. Inhaltloses Wissen.

Dieses hat vor der absoluten Form des Glaubens nichts voraus, als das Streben nach Verwirklichung seines Inhalts als Wahrheit.

Und dieses Streben ist jetzt nur ein Streben: Gottes Daseyn zu beweisen.

a) Nothwendig ist dieses Strebeu: weil (in der absoluten Form) die Wahrheit nicht mehr eine gemeine Wirklichkeit = gegenständlich ist; folglich ihr Inhalt errungen werden muß vom Bewußtseyn. Aber eben deßhalb ist der Inhalt der Form nur ein subjektiver Gedanke des philosophirenden Bewußtseyns, daher ist es

b) Inhaltsloses Wissen von Gott. Eben deßhalb geht auch sein Streben mehr auf die Existenz Gottes als auf die Erkenntniß Gottes.

Die Natur solcher Beweise aber besteht darin, daß in ihm

a) der Begriff Gottes vorausgesetzt wird; diese Voraussetzung ist

b) nichts anders als die Möglichkeit, daß ein Gott sey.

Das Resultat dieses Beweises aber ist: daß das Bewiesene die Natur des Beweises annimmt, folglich Gott nur

als bloßer Gedanke (des subjektiven Bewußtseyns) existirt, weil die Möglichkeit selbst nur ein subjektiver Gedanke ist.

Von der einen Seite ist also Gott nur dadurch der höchste Gedanke, weil das subjektive Bewußtseyn die Möglichkeit Gottes dazu erhebt.

Von der andern aber geht der Gedanke selbst (als der höchste) über das Bewußtseyn hinaus, ist absoluter Gedanke, weil ihn das Bewußtseyn nur durch die Negation seiner vermag.

Der absolute Gedanke aber faßt Alles in sich = Inhalt, der sich seine eigene Form zugleich ist, d. h.

B. Inhaltvolles Wissen.

Dieses ist unmittelbares Denken, wegen unmittelbarer Einheit des Inhalts und der Form, daher seine Wahrheit selber.

Von ihm wird selbst das philosophische Bewußtseyn geleitet. Wie aber?

a) indem dieses nicht mehr den subjektiven Gedanken für den Begriff nimmt, sondern den Begriff (in der Form der Allgemeinheit) als allgemeinen Gedanken, aus dem es sodann die Existenz beweist.

Dieser allgemeine Gedanke existirt zwar (ohne alle Beziehung auf ein Bewußtseyn) in ihm selber, aber seine Existenz (als seine Realität) ist seine Bestimmtheit und umgekehrt, seine Bestimmtheit ist seine Existenz.

Kurz das Bewußtseyn erklärt Existenz und Wesen Gottes als identisch (in dem Beweisen des Daseyns Gottes aus dem Begriffe).

b) Allein diese Identität ist nur noch eine formelle, der Begriff selbst nur noch ein sich manifestirender, aber noch nicht manifestirter

In den Beweisen vom Daseyn Gottes beweist das Bewußtseyn noch nicht die Nothwendigkeit des sich zu seiner Existenz bestimmenden Wesens. Und warum noch nicht? weil es die Besonderheit der Allgemeinheit (= Realität der Existenz) im allgemeinen Gedanken (als identisch mit ihm) noch aufgehoben hat. Daher muß das philosophische Bewußtseyn

c) den allgemeinen Gedanken (Existenz) von der Realität unterscheiden, und zugleich diese Trennung als eine nichtige darthun.

Dieser aufgehobene Unterschied ist = Aufhebung des allgemeinen Gedankens zur Realität = der Begriff in seiner

Realität ist ein Sich-Negiren = der Begriff hat sich als Reales manifestirt, sich als Reales bewiesen.

Bisher also wäre die Trennung, aber noch nicht die Richtigkeit derselben dargethan. Und dieß geschieht:

d) durch die Negation des negirten Begriffes, wodurch der Realität (als Negation des Begriffs) der Begriff zurückkommt. Die Hauptsache ist hier: reelle Identität, oder Vermittlung zwischen Realität und Begriff (zwischen Inhalt und Form), und diese kommt faktisch zu Stande, in den Beweisen von Gottes Daseyn. Wie aber?

Wenn Gott als bloßes Daseyn negirt, und nur so wieder hergestellet wird.

Der Beweis besteht nun nicht bloß darin: daß Gott sein Daseyn ist (oder der Begriff seine Realität ist) sondern auch: daß Gott von seinem Daseyn unterschieden und Er selber dieses Unterscheiden sey, d. h. die Einheit Seiner und seines Daseyns = Identität des Begriffs und der Realität = inhaltsvolles Wissen, welches eins ist mit

C. dem Wissen des Gedankens.

Ist Wissen erfüllt mit Wahrheit = Identität der Form und des Inhalts. Das philosophische Bewußtseyn beweist nun: das Daseyn Gottes als die Wahrheit selbst (= Wahrheit an und für sich).

Sein Standpunkt ist, daß das philosophische Bewußtseyn seine Gewißheit selbst sey.

Der Beweis dafür lautet: Sein-Seyn ist sein Denken = Denken seine Wahrheit. Sein Denken ist sein Wissen. Er weiß sich als Denken. Er weiß sich als wissend. Er weiß sich als gewiß = Er ist sich seine Gewißheit.

(So muß Wahrheit mit Gewißheit zusammenfallen, um absolute Gewißheit zu seyn.)

a) Beweisart vom Daseyn Gottes. Das zu Beweisende (Gottes Daseyn) ist selbst schon Wissen, weil es ein Wissen des Gedankens ist, und weil es dieses, so ist es auch gewiß. Aber wie? Denn in diesem Wissen weiß er selber von Sich = Gott ist als Wissen. Seyn als Wissen ist = gewisses Wissen.

b) Das philosophische Bewußtseyn ist aber nicht sich selber der Begriff, weil es nicht Sich selbst zum Inhalte hat, d. h. es weiß daß es Wahrheit erkennt, ohne die Wahrheit selbst zu seyn.

Gewißheit + Wahrheit sind noch nicht identisch in ihm.

c) Folge davon ist, daß das Bewußtseyn die Gewißheit seiner selbst bleibt.

Die Vernunft aber Ihrer ſelber gewiß iſt = ſich ſelber beſtimmend = Wahrheit beſtimmend.

Aber die Wahrheit von der Vernunft allein producirt, geſetzt, hat auch nur in der Vernunft ihre Exiſtenz — bleibt eine unwahre Exiſtenz, ſo lange ſie in dieſer Vernunft verloren bleibt.

d) Endreſultat. Daher iſt die unmittelbare Einheit der menſchlichen Natur und des göttlichen Weſens aufgehoben = folglich die Wahrheit ſelbſt veräußert worden, folglich Religion und Wiſſenſchaft entzweyet. Bisher der Verfaſſer — und dieß der Gewinn, den Gefühl und Glaube aus der Revue des Gedankens über ſie, mit nach Hauſe bringen.

Es iſt Jammerſchade, daß die ſchöne Seifenblaſe des inhaltsvollen Wiſſens ſo bald zerplatzt iſt; ſie ſcheint vom Winde zu voll geweſen zu ſeyn. Es ſcheint alſo nicht rathſam zu ſeyn, um über den bloß ſubjektiven Gedanken Gottes (und inhaltsvolles Wiſſen) hinauszukommen zu einem abſoluten Gedanken, den ſubjektiven Gedanken als Begriff zu verlaſſen, und dafür den Begriff als abſoluten Gedanken anticipando aufzuſtellen.

Denn es ſcheint wenigſtens nun, daß jener ſubjektive Gedanke Gottes mehr ſey als bloßer Begriff, dieſen als bloße Möglichkeit (Gottes) aufgeſtellt? Der Verfaſſer hat hier abermal unterlaſſen, die bloß logiſche formale Möglichkeit von der metaphyſiſchen realen Möglichkeit zu unterſcheiden, von denen die letzte ſich immer auf ein Reales als ihr Fundament bezieht, folglich auch hier der Gedanke Gottes als Begriff, der keineswegs bloß gewonnen wird durch reine Negation des Bewußtſeyns. Gerade umgekehrt darf das Bewußtſeyn jenen Begriff nie meiſtern, um ſich ſelbſt zu affirmiren. Er iſt alſo Vernunftidee, mit der die Vernunft ſelbſt ſteht und fällt. Iſt aber einmal der Schritt geſchehen, und der Begriff als abſoluter Gedanke aufgeſtellt und muß ſich von ihm ſelbſt das philoſophiſche Bewußtſeyn leiten laſſen; ſo begreift man wiederum nicht: wie das Bewußtſeyn gegen ſeine Vormundſchaft auftreten könne in der Unterſcheidung, daß es zwar wohl Wahrheit erkenne, aber nicht ſelber Wahrheit ſey, nachdem doch jene Behörde kurz vorher unter der Firma des abſoluten Gedankens, Gott als Einheit Seiner und ſeines Daſeyns promulgirt hatte, d. h. daß er zwar unterſchieden ſey von ſeinem Daſeyn, aber das Unterſcheiden ſelber ſey, d. h. als Wiſſen exiſtire, im Gedanken Gottes, von ſich ſelber wiſſe und deßhalb gewiſſes Wiſſen ſey.

Das philoſophiſche Bewußtſeyn (das höhere) proteſtirt alſo gegen das Axiom (eines noch höheren): daß Gewißheit und Wahr-

heit identisch seyn müssen, um die absolute Wahrheit zu konstituiren.

Wir wollen nun sehen: ob und wie jene Protestation gehoben wird. Und wiewohl nach der Aussage des Verfassers die Versuche der Vernunft: selbst Wahrheit zu produciren, den Weg bahnen sollen zur Aufhebung der Protestation des philosophischen Bewußtseyns; so sind doch nur jene von Bedeutung für unsern Zweck, die der Hauptsache selbst näher liegen. Den Lesern wird daher mit einer baldigen Auflösung des Räthsels, Religion und Wissenschaft den ewigen Frieden zu verschaffen, wenigstens vor der Hand mehr gedient seyn, als mit einer detaillirten Geschichte des Bürgerkriegs im Gebiete der Religion und Wissenschaft unter der Anführung eines Kant, Fichte und Schelling. Uebrigens hat der Verfasser auch in dieser Abtheilung wieder seine alte Wünschelruthe springen lassen. Zwey Negationen müssen uns immer noch eine Affirmative verschaffen ohne Rücksicht, was die erste negirt hat, und die Lüge, von ihm auf die dritte oder fünfte Potenz erhoben, wird alsobald zur Wahrheit, wie zu sehen war im Beweise: Daß das philosophische Bewußtseyn seine Gewißheit selber sey, wo zwischen formaler (subjektiver) Wahrheit und realer (objektiver) Wahrheit (um die es sich doch hier allein handelte) abermal nicht unterschieden wurde — ein Unterschied, den er doch selbst in der Idee keineswegs läugnen wird, weil er ihn selbst so oft machet.

Recensent steht nun (mit Uebergehung des Abschnittes: Die Religion in ihrer Entzweyung) bey der Wissenschaft in ihrer Entzweyung, welcher Abschnitt um so weniger übergangen (wenn auch nur kurz berührt) werden könnte; da vom Wissen eigentlich das Heil für die Religion und Wissenschaft zu erwarten steht.

Wissenschaft in ihrer Entzweyung

Ihr fehlt das freye Princip = Wissen identisch mit Wahrheit. Dafür besitzt sie das unfreye = Wissen behaftet mit Subjektivität. Dieses zerfällt 1) in die Wissenschaft des kritischen Erkennens (unter Kant), welche sich dann 2) mittelst der Wissenschaft des Wissens (unter Fichte) endlich als Wissenschaft des absoluten Erkennens (unter Schelling) manifestirte.

Den wissenschaftlichen Bestrebungen Kants (die er in endliches, unendliches und intuitives Erkennen abtheilt) und als deren Gegenstand er angibt: das eigene Erkennen der ihrer selbst gewissen Vernunft mittelst Reflektiren auf sich selbst), macht er überhaupt den Vorwurf, daß sie ihren Inhalt (und ihre Wahrheit zugleich) in ein Jenseits (= Inhaltsloses = Unerkennbares = Unvernünftiges) setzen, statt den Begriff der Wahrheit aus der Vernunft selbst zu erzeugen.

Ferner, daß das Denken (= Ich) in ihnen kein synthetischer Satz a priori, und deßhalb kein Unendliches sey; daher komme es sodann, daß diese Vernunftform eines äußerlich Gegebenen (= Erfahrung) benöthige, um zum synthetischen Satze a priori zu gelangen. Die Vernunft setze also das Gedankenlose = Unwahre voraus, um zum Gedanken, zur Wahrheit (Synthese a priori) zu gelangen. Von dieser Hauptanklage ergeben sich leicht die Anklagepunkte für jede besondere Erkennungsart.

Die Wahrheit (= Jenseits) fürs Erkennen (= Diesseits) ist fürs sinnliche Erkennen = ein An-sich, fürs übersinnliche Erkennen = ein Für-sich.

Die Wahrheit ist also noch = der von seiner Realität getrennte Begriff = leere Form.

Ihr fehlt noch ihre Bestimmung: gegenseitige Durchdringung des Sinnlichen und Uebersinnlichen (des An-sich und Für-sich, des Jenseits und Diesseits).

Daher endlich der Anklagepunkt für das intuitive Erkennen, in so fern es jene Vermittlung (als Aufhebung der Trennung) nur als eine formelle Einheit (nicht reelle) zu Stande bringt, die synthetische Einheit der reinen Apperception im intuitiven Verstande ist noch keine Einheit des Denkens und Schauens.

Die Idee des intuitiven Verstandes (jene Einheit nämlich) bleibt daher in ihrer Ueberschwenglichkeit fürs Erkennen ein bloßes Sollen. Diesem Sollen haben sich nun zwar die wissenschaftlichen Bestrebungen Fichtes genähert, aber es nicht erreicht.

Das Princip seiner Wissenschaft ist: das Ich. Im Ich ist Denken = Seyn, und Seyn = Denken, folglich

Ich = Identität Seiner selbst (= des Denkens + des Seyns).

Dieß die Annäherung zur Lösung der Aufgabe.

Das Hinderniß aber, welches der Verfasser ihm zur Last legt, ist: die Antithese der Synthese des Ichs.

Ich als Identität mit Sich = Unendliches = reines Wissen = Synthese.

Ich als unterschieden von sich = Endliches = Nichtwissen = Antithese.

Ich als Wissen Seiner, ist zugleich eine Negation Seiner = Nichtwissen, ja es ist nur in so fern Jenes, als es dieses ist und umgekehrt. Die Folge davon ist: daß die obige Aufgabe: Uebereinstimmung zwischen Unendlichem und Endlichem

nie realiſirt werden kann. Das Ich als Unendliches ſtrebt daher vergebens: Sich im Endlichen (Nichtich) zu erfaſſen.

Daher endlich der Vorwurf, den er beyden Syſtemen macht, nämlich: daß ſie ihre Gegenſätze nicht überwinden, jedoch das Letztere mehr als das Erſtere, wiewohl beyde von einem Punkte: von transcendentaler Einheit des Bewußtſeyns ausgehen.

Denn nach Fichte iſt die Mitte des Gegenſatzes doch kein Vorausgeſetztes (wie nach Kant: Gott), ſondern Ich (als Setzen Seiner) die Mitte ſelber zwiſchen getheiltem Ich und getheiltem Nichtich (= ſich Setzend + Geſetztes) = (Gedanke + Gedankenloſes), folglich Ich = Einheit des Subjektiven + Objektiven = (Begriff identiſch mit Anſchauung). Freylich iſt dieſe Identität nur eine formale im Betreff ihres gemeinſamen Urſprungs, die Einheit nur eine negative, weil der eine Gegenſatz als Gedankenloſes die Negation des Gedankens iſt. Daher endlich der Vorzug, den der Verfaſſer den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Schellings einräumt, von denen jetzt die Rede.

Wenn Recenſent den Leſern von den Anſichten des Verfaſſers über dieſes Syſtem mehr mittheilt, als er es in Betreff der übrigen that; ſo geſchieht es nur deßhalb, weil dieſes Syſtem die Baſis iſt, auf welche ſich fußend, der Verfaſſer ſich über dasſelbe hinaus erhebt, folglich ohne Kenntniß des Grundes das Urtheil über das Gebäude ſehr unzureichend ausfallen müßte.

Wiſſenſchaft des abſoluten Erkennens.

Ihr Vorzug iſt: daß ſie die Reflexion der frühern zwey überwunden, indem ſie die abſolute Vernunft ſelbſt als ihr Princip aufſtellt. Jene alſo = Einheit des Subjektiven und Objektiven = Indifferenz iſt. Sie zerfällt alſo in ein

a. Unendliches Erkennen.

Seine Form iſt abſolute Vernunft als Indifferenz, weil außer der Vernunft Nichts erkannt werden kann, Alles in ihr enthalten iſt.

Unendlich iſt es, weil überhaupt nicht ſubjektiv. Seyn und Weſen der abſoluten Vernunft iſt = abſolute Identität, weil nur in ſo fern Etwas an ſich ſeyn kann, als es abſolute Vernunft = abſolute Identität iſt.

Dem Weſen nach iſt Alles = abſolute Identität.

Das Erkennen derſelben iſt nur Form ihres Seyns. Mithin Selbſterkennen = unendliches Erkennen = unendliches Setzen Ihrer als des Realen und Idealen (Objektiven und Subjektiven).

Dieſes Setzen iſt ein Setzen ohne Gegenſatz, weil die abſo-

lute Identität in beyden unbedingt gesetzt ist, daher ist bloß das Setzen Ihrer = quantitative Differenz.

Mit dem Gesetztseyn der quantitativen Differenz außerhalb der Totalität ist zugleich in der Totalität, quantitative Indifferenz gesetzt.

Und in Bezug auf die Totalität ist jede Seite des Gegensatzes = relative Totalität.

Daher die reelle Seite des Universums = Ineinsbildung des Unendlichen ins Endliche = Natur (bewußtloser Geist). Und die ideelle Seite desselben = Ineinsbildung des Endlichen ins Unendliche = Geist (bewußtvolle Natur).

Die menschliche Vernunft in ihrer Differenz (theoretische und praktische) ist aber keine wahrhafte Darstellung der absoluten Identität, weil in jener diese nicht an sich sondern nur in einer Differenz (erscheinendes An sich) zum Vorschein kömmt. Daher zerfällt dieselbe Wissenschaft in

b. Erscheinendes Erkennen.

Dieses ist die unmittelbare Negative des unendlichen Erkennens, daher als Selbsterkennen der absoluten Identität (absolute Indifferenz) nur Schein.

Warum? weil die absolute Identität als Indifferenz nichts anders ist als Einheit in der Differenz.

Indifferenz (als absolute Identität) ist also = Einheit in den Unterschiedenen. Aber diese Unterschiedenen (Gegensätze) sind nicht nothwendig manifestirt aus der Indifferenz; sondern als Manifestationen (Differenz) bloß vorausgesetzt; folglich mit der Differenz zugleich auch die Indifferenz vorausgesetzt.

Warum? weil die Indifferenz als solche nur in der Differenz existirt und nicht außer ihr.

Resultat aus dem Bisherigen ist also

a) Vorausgesetzte Wahrheit ist keine absolute Wahrheit. Diese ist nur ein vom Erkennen Gesetztes.

Kurz: Das Erkennen hat sich vorausgesetzt, um einen Anfang des Erkennens zu gewinnen. Das Absolute ist noch kein Sichselbstsetzen.

b) Wegen Voraussetzung der absoluten Identität ist auch die Identität des Denkens und Seyns vorausgesetzt.

Wie so? Indem jede quantitative Differenz sich selber als fixen Gegensatz darstellet. Die Identität des Idealen und Realen ist nur formelle.

Daher ist auch der ideale Gegensatz nicht die Wahrheit des Realen, sondern jenes ganz dasselbe was dieses ist.

So steht es also nach dem Verfasser mit der Erkenntniß der Wahrheit in Schellings Weltansicht.

Woher kömmt nun Abhülfe?

Unser Verfasser glaubt sie gefunden zu haben: in der Erhebung des endlichen Erkennens zum spekulativen, wovon dieses zwar nicht mehr der Wissenschaft des absoluten Erkennens angehöre, weil es die Potenz sey des (unendlichen) Selbsterkennens. Die bisherigen Einwendungen des Verfassers gegen Schellings Lehre sind eben nichts Neues und Unbekanntes.

Andere vor ihm haben sich kürzer so ausgedrückt:

Ist alle Vernunft eine Modifikation des Absoluten, so kann sie eben nichts Absolutes aussagen von jenem Absoluten. Alle Aussage ist selbst nur wieder ein Modificirtes (ein rein Subjektives = Nichtiges).

Es hat sich also von jeher bey diesem Systeme darum gehandelt: Die Intelligenz (das Ideale) als Wahrheit des Realen zu retten.

Was hat nun der Verfasser dafür geleistet.

Seine Procedur ist folgende:

Das Ideale wie das Reale ist: das Aufheben Seiner Selbst.

Wie so? Weil jedes von Beyden, die Einheit Seiner und des Andern ist.

Oder: jedes hat an ihm selbst sein Anders. Ueber sich hinaus ist jedes ein Beziehungsloses.

Das Reale hebt sich also selbst auf, hat die Negation an ihm selber, d. h. die Bestimmtheit des Realen gegen das Ideale verschwindet.

Das Ideale als über das Reale übergreifend, ist nun aber dadurch in sich selber zurückgekehrt. Ist Negation der Negation = Position.

Das Ideale ist nicht mehr ein über sich hinausgreifendes, weil das Reale als nichtig sich erwiesen. Ideales ist also = für sich seyend = sich selbst bestimmend = Wahrheit des Realen. So der Verfasser einstweilen. Allein, wem muß nicht gleich einfallen, daß dasselbe, was der Verfasser vom Realen aussagt, auch vom Idealen ausgesagt werden müsse, und daß im Idealen so wenig wie im Realen ein Grund vorhanden ist zu dieser Einseitigkeit, da ja Beydes das Aufheben Seiner selbst ist. Auf demselben Wege könnte man auch darthun: daß das Reale die Wahrheit des Idealen sey. Aber wie schon oft bemerkt, so auch hier wieder: das Reale mußte der Verfasser früher sich negiren lassen, damit das Ideale als Negation, also mit Inbegriff

der ersten im Realen, eine doppelte und so eine Affirmation bilde. Und da muß man doch ausrufen: Risum teneatis amici, oder si tacuisses, Philosophus (saltem Mathematicus) mansisses. Zwey Negationen einer und derselben Größe geben wohl eine Affirmation, aber nicht zwey Negationen von zwey verschiedenen Größen.

Doch wir wollen den Verfasser weiter vernehmen. Die Bestimmtheit des Idealen (sein Charakter) ist nun also das reine Negiren des Realen.

Das Ideale ist nicht für ein Anderes, sondern für sich das Ideale, folglich Wahrheit des Realen.

Daher war das unendliche Erkennen sich nicht selbst die Wahrheit, weil es in ihm nur zur ersten Negation, d. h. des An-sich im Realen gekommen war, nicht aber zur Negation des Scheines, d. h. des Noumenon und Phänomenon. Indessen ist das spekulatioe Erkennen erst das Werden der Spekulation überhaupt und zugleich die Wahrheit der Reflexion durch Ueberwindung des Ansich und des Erscheinens desselben.

Wie so? In seiner Methode stellt sich nämlich die Begriffs-Einheit als Gesetz dar — weil das Allgemeine (des Begriffs) in seiner Negativität (Besonderheit) sich auf sich beziehend erkannt wird.

Und zwar auf folgende Weise:

a) In dem Ausschließen (Negation des Allgemeinen) tritt an der absoluten Indifferenz der Gegensatz (Differenz) hervor, so daß die einander Entgegengesetzten im Gegensatze, in der Indifferenz, die Vorausgesetzten sind.

b) Die Gleichgültigkeit (das =) des Gesetztseyns und Ausgeschlossenseyns ist ferner die Mitte der Unterschiedenen = die absolute Identität derselben.

c) Der Gegensatz aber (Differenz) ist ein sich aufhebender und daher

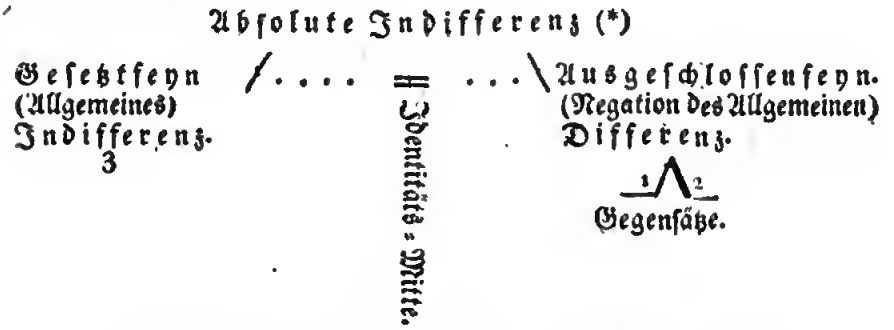
d) die Indifferenz, (die Einheit der Unterschiedenen) ein Drittes.

Diese Einheit ist eine ins Unendliche werdende Einheit, mittelst der Aufhebung des Gegensatzes, d. h. das Zurückgehen des Gegensatzes in die Einheit macht die Einheit zu einem Dritten, welches so fort wieder in einen Gegensatz sich auflöst und so fort ins Unendliche.

So wäre nun, schließt der Verfasser, das mit der Wahrheit identische Wissen mittelst der Entzweyung (des Göttlichen mit dem Menschlichen) als dem Werden zur Versöhnung, offenbar worden.

Bey dem Werden mag es dann auch indessen sein Bewenden haben, da die Gewandtheit des Verfassers in seiner Konstruktion die Entzweyung noch nicht destruirt hat.

Rec. will Schellings und des Verfassers Konstruktion der Anschauung und Beurtheilung durch folgendes Schema näher bringen.



(*) Absolute Indifferenz (nach Schelling.

1. Differenz ∧ 2. Differenz.
(Ideale Seite.) (Reale Seite.)
‖ ‖
Unendliches — Endliches. Endliches — Unendliches.

Dieses Schema zeigt uns nun: daß das, was in der Konstruktion der Schellingischen Schule das Höchste, die Wurzel selbst war, in der Hegelschen Schule nur als ein Glied, und zwar ein ursprünglich negatives zum Vorschein kömmt.

Die letztere aber leidet an einem zweyfachen Gebrechen:

a) Das Ausschließen ist deßhalb noch kein Entgegengesetztes in sich: weil es in Bezug auf ein Gesetztseyn ein Entgegen abgibt.

b) Das Ausschließen ist ohne Grund in die absolute Indifferenz hineingetragen als ein Aequale mit dem Gesetztseyn (denn ein + ist als solches noch kein =) (und nur + Gesetztseyn + Ausgeschlossenseyn konstruiren die absolute Indifferenz). Wie kam aber der Baumeister zu solchen Fehlgriffen? — ? Auf folgende Weise.

Ein Aequale mußte der Verfasser konstruiren, um eine Mitte für die Identität zu gewinnen.

Und das Ausgeschlossene mußte er als Entgegengesetztes in sich aufstellen, damit der sich aufhebende Gegensatz (Differenz) ein Drittes in der absoluten Indifferenz übrig lasse als seine eigene Vermittlung (Indifferenz), die immer wieder von Neuem (oder etwa bloß von vorn, folglich ohne Fortschritt) ins Leben der Gegensätze eintritt.

Was nun aber offenbarer ist, als die Versöhnung (des Gött-

lichen und Menschlichen, wie der Verfasser meint): ist dieses, daß wenn nur ein Stein in diesem Gebäude zerbröckelt, das letztere ohne Gnade fallen müsse. Wenn z. B. das Ausgeschlossenseyn in sich keine Gegensätze bildete, so hätte der Verfasser nur die Wahl: jenes Ausgeschlossenseyn entweder (nach Fichte) als Nichtich zu behandeln oder das Gesetztseyn und Ausgeschlossenseyn als qualitative Differenzen in einem Dritten zu indifferenziren (nach Schelling).

Doch Rec. will dem rüstigen und kühnen Baumeister nicht vor der Zeit das Materiale zu seinem Triumph- und Friedensbogen in Mißkredit bringen, darum folgt jetzt noch sein fortgesetzter Bau im Umrisse.

IV. Abschnitt.

Die Versöhnung des göttlichen Wesens mit sich und mit dem menschlichen Geiste, und ihre Manifestation als Religion des Geistes und als Wissenschaft des absoluten Wissens (welches identisch ist mit jener).

Das Element der Religion ist (wie bekannt) = Versöhnung — aber diese Versöhnung in der Gedankenform ist = absolutes Wissen, und endlich diese Form dieser Religion ist = Wissenschaft des absoluten Wissens. Daher zerfällt dieser Abschnitt in

§1.

Absolutes Wissen = Religion des Geistes.

A.

1) Seine Aufgabe ist: die Wiederherstellung der unmittelbaren Identität des göttlichen Wesens und des menschlichen, aus der Entzweyung derselben; da aber diese Entzweyung im Grunde nichts anders als eine Vermittlung (Entäußerung) des Göttlichen zum Menschlichen war: so ist jene Wiederherstellung eine vermittelte Vermittlung.

2) Ihre Lösung wird realisirt: indem das Göttliche (als ein Ansich) begriffen wird als konkrete Totalität (als ein Für-sich) und zwar in folgenden Sätzen:

a) Das An sich bestimmt sich selbst, um Für sich das An sich zu seyn.
b) Es bestimmt sich =
c) Es vermittelt sich zum Andern seiner.
d) Das Vermitteln ist nun = die Negation des Ansich.
e) Das Vermittelte ist nun = das Bestimmte (das Für sich).
f) Das Vermittelnde ist = das Unbestimmte (= An sich).

g) Das Vermittelnde bezieht sich auf das Vermittelte als auf sein Andres, das es in ihm selber hat.

3) Es kommen daher in jener Wiederherstellung zweyerley Momente vor.

1. Moment. a. An sich = Unmittelbares = Allgemeines.
b. Für sich = Vermitteltes = Besonderes.

2. Moment. Einheit des An sich und Für sich (= Identität = Form der Unmittelbarkeit.

4) Die Form jener Unmittelbarkeit ist daher nichts anders als der reine Begriff, welcher als solcher sich selber begreift = begreifendes Wissen ist.

5) Daher abermal zweyerley Momente desselben.

1. Moment. Subjektives + Objektives (= Wesen + Form) = absolutes Wissen + absolute Wahrheit).

2. Moment. Subjektives = Objektives (Wesen = Form) (= absolutes Wissen = absolute Wahrheit).

Zur Erläuterung dient eine Stelle S. 203.

Das absolute Wissen ist das An und Für sich Seyn des Geistes, d. h. der Geist sich als Geist wissend, ist das Wissen Seiner als aller Wahrheit, und hiemit zugleich das wahre (weil gewisse) Wissen.

Das absolute Wissen weiß den Begriff als sein eigen Thun.

Das absolute Wissen — ist der Begriff sich selber gegenständlich.

Das absolute Wissen ist also = Wissen seiner Form = immanente Form des Gegenstandes.

Das absolute Wissen = Form ihren Inhalt anschauend = Form identisch mit dem Inhalte.

Das absolute Wissen ist also = freyes sich vollkommen klar und durchsichtiges Wissen.

B.

6) Diese bisher (dargestellte) Manifestation des Absoluten ist die Religion des Geistes (die offenbare = wahre).

7) Ihre Momente sind a) Entzweyung. b) Versöhnung.

a) Entzweyung ist ein sich aufhebender Moment derselben.

Seine Gestalten sind die des Ich, nämlich: Bewußtseyn + Selbstbewußtseyn = Vernunft + Geist.

Dem Bewußtseyn entspricht die Naturreligion, so wie dem sittlichen Bewußtseyn die Kunstreligion, dem Weltgeiste endlich die offenbare Religion.

b) Die Versöhnung in dieser ist eine doppelte, α) des abso-

luten Geistes mit sich, β) und des Weltgeistes mit dem absoluten Geiste.

Weltgeist ist = absolutes allgemeines Selbstbewußtseyn.
Absoluter Geist = Wesen und Wahrheit des Weltgeistes.

8) Religion des Geistes ist also = enthüllte Wahrheit in absoluter Nothwendigkeit. In ihr ist eine doppelte Entäußerung der Substanz zum Selbstbewußtseyn und umgekehrt des letztern zur Substanz.

Mittelst dieser Entäußerung aber weiß Jedes sich als das andere An sich.

Daher die Einheit der Substanz (als Ihrer) mit dem Subjekte (Gottes als Geistes mit dem Subjekte) daher endlich die

9) Momente in der Einheit: Gott und Subjekt.

Identisch mit diesem Inhalte der Religion ist

2.

die Wissenschaft des absoluten Wissens*).

A.

Das Element derselben ist das absolute Wissen, dessen Grundlage das spekulative absolute Denken ist.

Das spekulative Denken ist die Fortbewegung des Begriffs überhaupt

ist
- Analyse (Bewegung vorwärts)
- Synthese (Bewegung rückwärts)
- das Sich offenbaren als An + Für sich =
- das Sich setzen als Subjektiv + Objektiv +
- die ewige Vermittlung mit sich selbst, mittelst Aufhebung der Momente, welche sind:

das
- An sich = Unmittelbares = Allgemeines = abstrakt Bestimmtes = Vernünftiges (positiv).
- Für sich = Vermitteltes = Besonderes = konkret Bestimmtes = negativ Vernünftiges.

B. Stufen der Fortbildung.

Die Wissenschaft des absoluten Wissens nimmt also ihren Anfang im spekulativen Denken = im Unterscheiden Seiner von sich

*) Rec. theilt Alles vom Verfasser hierüber Vorgetragene in zwey Abschnitte sub A. und B. die sich zu einander verhalten, wie Allgemeines zum Besondern.

1) Dieser Unterschied ist = ein Nichtdenken = Gedankenloses = Seyn.

Wie so? Denn das Denken, im Unterscheiden Seiner von sich, weiß von sich als einem Seyn. Wahrheit des Seyns ist: Nichts zu seyn.

Wie so? weil reines Seyn das rein Unbestimmte ist. Indem aber das Seyn, durch Nichts vermittelt, negirte Vermittlung ist, so ist dieß Aufheben der letztern ein

2) Werden = ein Sich zum Daseyn (Für sich) Entwickeln. Dieses Werden ist Bewegung des Seyns (als An sich) zum Für sich. Diese Bewegung geschieht durch die reinen Reflexionsbestimmungen (z. B. Substanz, Accidenz, Kausalität) hindurch bis zum Begriff (der Einheit des Seyns und Wesens) = Wahrheit.

3) Der Begriff wird sich aber erst offenbar in der Idee.

Die Idee ist (als offenbarer Begriff) zunächst: Leben dann, das Erkennen und in ihm

a) Idee des Wahren = subjektiver Begriff.

b) Idee des Guten = objektiver Begriff.

c) Absolute Idee = aufgehobener Unterschied des Wahren und Guten. Jene können auch heißen: manifestirtes Seyn, weil das Seyn als solches, durch die Manifestation Seiner als Idee, gegen diese, als unwahr ist.

4) Absolute Idee = ist Einheit des An + für sich, ist sich nicht gleich ihr selber offenbar; sie hat als ein An sich ihr Für sich noch in der Natur.

Die Natur (als Idee) ist = Idee außer sich = ein Andres als Idee. Drum wird sie auch nicht als Idee offenbar, sondern als Ideales Außer-Sich in Zeit = Organismus (Licht und) in Raum = Unorganisches.

Die Natur wird sich ihr offenbar nicht in ihr, sondern im Geiste.

5) Der Geist ist zunächst nur

a) subjektiver. Die Idee ist sein Inhalt, daher sein Unterscheiden als theoretischer und praktischer, in welchem er aber sich selber nicht offenbar werden kann als die Einheit. Dann

b) objektiver; als dieser ist er zunächst Volksgeist, einem Andern gegenüber.

Als Aufhebung dieser Begriffsbestimmung ist er

c) absoluter Geist = Weltgeist = absolute Wahrheit (Sich selber Inhalt) Seine Existenz ist das Wissen — dessen Wahrheit.

6) Die offenbare Religion ist: weil Wissen] in dieser = offenbaren ist.

Ihr Inhalt ist absolute Wahrheit, ihre Form aber

zunächst die des Vorstellens (unangemessen ihrem wahren Inhalte)
dann die — des Wissens (spekulativen), in ihm ist Inhalt = Form und umgekehrt.

7) Das Resultat der Wissenschaft ist also die Wissenschaft selber.

Die Wahrheit alles dessen, was in der Wissenschaft, und durch sie manifestirt wird, ist nicht dieses Alles selber, sondern der absolute Geist.

Daher geht auch die Wissenschaft nicht über sich hinaus, sondern ist zurückgekehrt zu ihrem Anfange, der sich als bloßer Anfang, als Nichts beweist, weil seine absolute Wahrheit der absolute Geist ist. Religion des Geistes ist daher die absolute Religion. So der Verfasser.

Was den Lesern das Verständniß dieses gedrängten Auszugs erleichtern könnte, wäre ihre Aufmerksamkeit auf den vom Verfasser nirgends klar erörterten Unterschied zwischen absolutem Erkennen und absolutem Wissen, dann zwischen spekulativem (absolutem) Denken und subjektivem Denken (Erkennen).

Das absolute Erkennen ist nur die gesteigerte Wissenschaft des kritisirenden Erkennens. Das Substrat desselben ist die ihrer selbst gewisse Vernunft, die sich selbst mustert, daher ist es auch mit Subjektivität noch behaftet, eben weil die Vernunft in ihrer Selbstbeschauung nicht über sich selbst hinausgeht, und wo sie über sich selbst hinausgeht, wie im absoluten Erkennen, da geschieht es nur, so zu sagen, als ein Wagestück (per nefas) (unter Voraussetzungen), keineswegs aber in Setzungen (per fas) als Meisterstück.

Das geschieht nun aber im absoluten Wissen, das Substrat ist daher nicht das gemeine Denken im Spiegel der Reflexion als Objekt für ein höheres Bewußtseyn, sondern das spekulative Erkennen; das nicht mehr der Wissenschaft des absoluten Erkennens angehörig, wie der Verfasser aussagt, doch aber eine Potenz des unendlichen Selbsterkennens seyn soll. Da nun aber im absoluten Erkennen denn doch auch die Vernunft sich selbst erkannt haben will, und zwar in dritter Potenz, so werden wir mit dem spekulativen Erkennen nichts anzufangen wissen, wenn wir von ihm etwas anders aussagen, als: daß in ihm das höhere philosophische Bewußtseyn

abermals Objekt der Selbſtbeſchauung geworden iſt.

Von dieſem ſpekulativen Erkennen heißt es auch, daß es erſt das Werden der Spekulation ſey, ſo wie vom ſpekulativen Denken, daß es das Element und der Anfang des abſolnten Wiſſens ſey.

Mit dem Unterſchiede zwiſchen Denken und Erkennen werden es alſo hier die Leſer nicht ſo genau nehmen dürfen, da ſie ſehr oft verſucht werden, beyde Worte als ſynonym zu nehmen.

Das abſolute Wiſſen iſt alſo nichts anders als ſpekulatives Erkennen in zweyter Potenz, ſo wie die Wiſſenſchaft des abſoluten Wiſſens die dritte Potenz iſt. Daher kömmt es auch, daß derſelbe Gegenſtand in jeder Steigerung vorkömmt, nur jedesmal in größerer Entfaltung und Vergewiſſerung.

Und dieſer Gegenſtand iſt die Begriffseinheit als Setzung (wie geſagt wird im Abſchnitte des ſpekulativen Erkennens), oder auch der reine Begriff, der ſich deßhalb ſelber begreift (begreifendes Wiſſen iſt) (wie geſagt wird im Abſchnitte des abſoluten Wiſſens); dieſer reine Begriff wird endlich zur abſoluten Idee (wie gemeldet wird in der Wiſſenſchaft des abſoluten Wiſſens) (= das höchſt logiſche Spekulative = Einheit des An + Für ſich = abſoluter Geiſt = Weltgeiſt) = abſolute Wahrheit. Und dieſe lautet:

Gott iſt Einheit Seiner (als des Weſens).

Gott iſt Einheit des Selbſtbewußtſeyns (als ſeiner Form).

Gott iſt abſoluter Geiſt, d. h. Weſen und Wahrheit des Weltgeiſtes.

Jener reine Begriff aber, der zu ſeiner Höhe die abſolnte Wahrheit hat, hat in ſeiner Tiefe (dem ſpekulativen Denken) nichts anders als das reine Ich = die ſynthetiſche Einheit a priori (ſynthetiſche Einheit der transcendentalen Apperception).

Dieſe aprioriſche Syntheſe und Analyſe zugleich hat aber noch recht gut Platz im philoſophiſchen Bewußtſeyn, und ein Bewußtſeyn, das höher als ein philoſophiſches liegen ſoll, mag wohl nur ein ausgedehnteres ſeyn, daß ſich allenfalls verhalten mag zum philoſophiſchen, wie ein enges Gewiſſen zu einem weiten, das aber deßhalb nicht im beſten Kredit ſteht. Wir wollen nun die Wurzel der abſoluten Wahrheit näher ans Licht ziehen, um ihren Gipfel zu würdigen.

1) Ich als Denken (ſpekulativ) iſt das Unterſcheiden Seiner von Sich zugleich ein Nichtdenken (= Gedankenloſes) = Seyn.

Warum? weil sich das Denken in diesem Unterscheiden als Seyn weiß.

Also: Seyn = Nichtdenken.

(Hier muß man aber doch einwenden: daß hier zwischen subjektivem und objektivem Seyn nicht unterschieden ist.)

2) Von diesem Seyn heißt es ferner: Seine Wahrheit ist: Nichts zu seyn.

Warum? a. Weil jenes Seyn nur ein reines Seyn ist. Dieses aber ist ein rein Unbestimmtes (nur der Form nach, aber nicht dem Inhalte nach bestimmt).

b. Das Seyn aber durch Nichts bestimmt, vermittelt; negirte Vermittlung.

c. Die Aufhebung aber (Negation) dieser negirten Vermittlung ist ein Werden (sich Entwickeln) zum Daseyn.

Wir finden also hier wieder den alten Hokuspokus in den Konstruktionen des Verfassers, nämlich: daß zwey Negationen eine Affirmation geben. Ist aber reines Seyn = Nichtsseyn: so wird auch die Negation dieser Negation ins Unendliche fortgesetzt = Null seyn und bleiben. Die Brücke also, aus dem formellen Bewußtseyn hinüber auf einen realen Boden zu kommen, ohne Sprung, ist dem Verfasser so wenig gelungen, als allen, die den unbegreiflichen Anfang des begreiflichen relativen Seyns (das An sich des Absoluten) (und dadurch das An-sich (Qualität) alles Relativen) begreifen wollten.

Allen, die die Aufgabe der Philosophie darein setzten, ist nie etwas anderes zu Gebote gestanden, als (wie Eschenmeyer treffend bezeichnet) Gott (das Absolute) zum vierten Gliede eine Proportion zu machen. In dem vorliegenden Versuche gibt nun der so genannte reine Begriff die bekannten Glieder her.

Gott verhält sich demnach zum Geist und Natur (das Absolute zur Freyheit und Nothwendigkeit) wie das Genus zu seiner ihm untergeordneten Species. — Zwischen Gott, Geist und Natur ist also aller wesentliche Unterschied aufgehoben, nnd Gott ist nicht bloß unsers Geschlechtes, sondern steht auch in Blutsverwandtschaft mit aller Natur. Das Motto dieser Verfechter ist gewöhnlich: das Leben des Geistes ist der Gedanke — und nach seinem Bilde schuf Gott den Menschen. Unser Verfasser beruft sich zwar auf keinen Bibeltert, sondern auf eine Stelle der alten griechischen Philosophie, die das Göttliche als das Neidlose, sich ganz seinen Gebilden mittheilende, aufstellt. Nur Schade, daß in dieser Stelle nicht schon gesagt wird, daß das Gebilde selbst schon das Neidlose (als Bildner) sey. Dieselbe Philosophie aber würde einer andern Aussage lange

nicht so, wie der Verfasser, abhold gewesen seyn, nämlich: Ich bin der Herr dein Gott und kein anderer neben mir, Oder: die Götter der Heiden sind Gedicht; der Herr aber hat Himmel und Erde gemacht.

Diese Philosophie, die durch Jahrtausende herab den Gegensatz bildete gegen das heidnische Alterthum, sagt auch von demselben neidlosen Gotte, daß er sey: ein eifernder Gott — bey aller Liebe. Oder, ist Liebe als Mittheilung des Wesens wohl zu denken ohne Eifer, d. h. mit Gleichgültigkeit gegen diese Mittheilung für seine Gebilde? —? —

Und wenn auch das Leben des Geistes der Gedanke einerseits ist, so ist doch bloßes Gedankenleben lange nicht das Wesen des Geistes; denn des Gedankens (des reinen) Wurzel ist ja die Freyheit des Willens, und gerade dieses Adelsdiplom von einem neidlosen Wesen, dem Geiste ausgefertigt, wird zerrissen, wenn das Freye im All zur Abart Gottes und zur Unart der Natur herabsinkt.

Verlangte aber der Verfasser von uns, diese Freyheit (die es auch nur bleibt, wenn sie im wesentlichen Unterschiede ihrer von der Natur aufgefaßt wird) aufzugeben; was kann er uns dann für eine Bürgschaft stellen für seinen Gedanken: den reinen Begriff, der doch nur auf der Wurzel der Freyheit erblühen kann, da gegen eine absolute Nothwendigkeit desselben schon die Mannigfaltigkeit der Weltansichten zu streiten scheint.

Es scheint also, daß es mit der vom Verfasser aufgestellten Aufgabe aller Philosophie noch nicht seine ausgemachte Richtigkeit habe; ja es scheint sogar, daß er der Vernunft eine Verstandesaufgabe unterschoben habe, wie wir gleich darthun wollen.

Wenn auch alle darin übereinkommen, daß die Aufgabe der Vernunft in der Philosophie diese sey, nämlich: das Räthsel des Daseyns und seine Bestimmung überhaupt (besonders aber des menschlichen) aus sich selber *) zu lösen, was nur geschehen kann, wenn das relative Daseyn bey aller Mannigfaltigkeit in seiner Einheit begriffen wird; so fällt doch die Auflösung sehr verschieden aus, je nachdem man jene Einheit selbst auffaßt. Wird sie nämlich als eine absolute (und reelle) Einheit bestimmt, so kann von einer qualitativen Differenz im Daseyn überhaupt keineswegs die Rede seyn, weil bey dieser Differenz (sey es nun, daß sie zwischen zwey oder drey Gliedern alles Daseyns vorhanden angenommen werde) jene absolute Einheit

*) Siehe Bouterwecks Lehrbuch der Philosophie nach einem neuen Systeme. 1820.

schlechthin aufgehoben ist; deren Sinn sodann in dem Satze niedergelegt ist:

Im Absoluten ist alles Seyn einerley.

Die Substanzen nämlich des relativen Daseyns werden verdrängt vom Absoluten, das sich nun an ihre Stellen setzt, und nur die Accidenzen oder Phänomene treten als ein Relatives gegen das Absolute in ein Verhältniß.

Wird jene Einheit aber nur als eine relative (und formelle zugleich) statuirt, nämlich: als der gemeinsame absolute Urgrund und Ursprung des bedingten Seyns; so handelt sichs hier abermal theils um die Bestimmung des Urgrundes; theils (und vorzugsweise zwar) um die Bestimmung des Verhältnisses zwischen absolutem und relativem Seyn *).

Wird dieses nun als ein absolut nothwendiges aufgestellt, so wird alles relative Seyn als ein Nothwendiges im Absoluten begriffen, und damit zugleich das Einerley des Relativen mit dem Absoluten, d. h. ihre wesentliche Einheit behauptet (die eins und dasselbe ist mit der oben aufgestellten absoluten Einheit alles Daseyns).

Wie so? Denn als ein Nothwendiges an sich kann das relative Seyn nur dann im absoluten Seyn begriffen werden, wenn es gleicher Wesenheit mit ihm ist, denn nur dann ist das letztere mit dem ersteren gegeben — das letztere so nothwendig wie das erste. Zwey Dinge aber, die in und mit einem Dritten wesentlich gleich sind, können nicht unter einander wesentlich ungleich seyn, sondern schlechthin gleich. Und die Wahrheit dieses Satzes ist es, welche die Wahrheit der Gegensätze im relativen Seyn als qualitative Differenzen zur Lüge macht.

Wird aber das Verhältniß nur als ein relativ oder formal nothwendiges bestimmt, nämlich in Bezug auf die absolute Wurzel des bedingten Daseyns, so hindert ein absoluter Urgrund die wesentliche Verschiedenheit des relativen überhaupt (im Gegensatze zum absoluten) als auch insbesondere (im Gegensatze des relativen zu sich) keineswegs. Und wenn früher das relative Daseyn als ein Nothwendiges an sich, im Absoluten begriffen wurde; so wird hier das Daseyn nur als ein Mögliches im Absoluten begriffen, welche Möglichkeit des Daseyns überhaupt nur dadurch begriffen werden kann, wenn sein Urgrund nicht abermal als ein bloß Gedachtes = Formales = Mögliches, sondern als ein Reales festgehalten wird, der dem relativen Daseyn sodann eben-

*) Vorzugsweise deßhalb, weil auf metaphysischem Wege über Jene ohnehin nichts andres ausgemacht werden kann mit Gewißheit, als: daß es als Urgrund (Absolutes) das Reale selber sey, was auch bey der Annahme absoluter Einheit nicht in Abrede gestellt wird.

falls ſeine objektive Realität zu ertheilen im Stande iſt. Nun läßt ſich auch das Problem der Vernunft in der Philoſophie dahin beſtimmen: daß ſie alles Daſeyn nach den Kategorien des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen zu begreifen und darzuſtellen, folglich jene zuvor ſelbſt zu beſtimmen habe.

Aber auch einleuchten wird es Jedem, dem überhaupt das formale Denken noch etwas iſt, und dem zugleich jene Kategorien das ſind, was ſie ſeyn ſollen (nämlich Relationsbegriffe des Relativen zum Abſoluten), daß in Bezug auf die letzte Kategorie die abſolute Nothwendigkeit ſehr leicht mit der relativen und formellen verwechſelt werden kann.

Jedes Verhältniß nämlich involvirt zwar als ſolches eine formale Nothwendigkeit, aber deßhalb ſind die Glieder des Verhältniſſes (als einzelne außer ihrer Beziehung) als ſolche nicht gleich nothwendig zu nennen. Was kann uns nun der Verfaſſer für eine Bürgſchaft ſtellen, daß er in ſeinen Konſtruktionen in jenen Fehler der Verwechslung (Formalismus) nicht gefallen ſey?

Etwa weil er ſeine abſolute Einheit theuer erkauft hat, nämlich mit der Vernichtung des Gegenſatzes zwiſchen Freyheit und Nothwendigkeit (nach des Verfaſſers Terminologie zwiſchen Für-ſich und An-ſich des relativen Daſeyns)?

Was iſt aber durch jene Vernichtung anders gewonnen worden, als daß an die Stellen des An-ſich + Für-ſich das Abſolute (das An und Für ſich) ſich gedrängt hat.

Warum? Um die Erſcheinung als relatives Seyn nicht als bloßen Schatten ſtehen zu laſſen; die aber, wenn ſie ihr Subſtrat in ihrer eigenen Subſtanz behaupten darf, das Abſolute jedesmal über dieſe Subſtanz hinaus (d. h. als ein weſentlich Verſchiedenes in qualitativer Differenz) verlegt und verdrängt.

Hat aber der Verfaſſer jenen Fehler nicht vermieden; ſo hat er auch eine Verſtandesaufgabe der Vernunft unterſchoben.

Der Verſtand, der zwar auch die Vernunft iſt, aber nur in ſo fern dieſe in der Richtung nach der einen Hälfte des relativen Seyns (der ſinnlichen nämlich) thätig iſt *). Aber in dieſer Rich-

*) Das Streben des Verſtandes (der Vernunft im Sinnlichen) nach Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinung iſt alſo durchaus bedingt, von dem Streben der reinen Vernunft, das Bedingte in einem unbedingten Urſprunge zu begreifen, oder noch beſſer: die Möglichkeit des Relativen in der Wirklichkeit des Abſoluten nothwendig zu begreifen. Nothwendigkeit iſt alſo der Begriff — das Formale. Dieſer Begriff kommt aber nur zu Stande durch das Princip, das ſich frey über die Flut der Erſcheinung erhebt, und im Wechſel das Unwandelbare bleibt — das Freye im Gegenſatze des Nothwendigen.

tung begreift ſie das Mannigfaltige der Erſcheinung unter Einem, das ſie ſelbſt früher aus dem Mannigfaltigen nach dem Geſetze der Aehnlichkeit und Gleichheit gebildet, jedoch unter Vorausſetzung, daß allem Daſeyn in dieſer Sphäre (der Erſcheinung) ein und dasſelbe An-ſich als Subſtrat zukomme, das zugleich ein Andres iſt als ſie ſelber, ſo wie ſie ſich ſelber in dieſer ihrer Funktion als den reinen Gegenſatz zur Natur feſthält.

Das Begreifen des Verſtandes iſt alſo nur in ſo fern ein Begreifen des Beſondern als eines Nothwendigen im Allgemeinen, als dieß die Erſcheinung unter Vorausſetzung der Subſtanz betrifft.

Wenn alſo nun die Vernunft die Subſtrate der realen und idealen Erſcheinungswelt verdrängt in das Gebiet des bloßen Phänomens hinab (was geſchieht, ſo bald ihnen keine objektive Realität eingeräumt wird), ſo muß ſie dieſelben gerade ſo behandeln, wie ſie zuvor die Erſcheinung behandelt hat, nämlich: ſie bringt ſie unter einen allgemeinen Begriff = unter ein, beyden Subſtraten, Gemeinſchaftliches, unter dem vornehmen Namen des Abſoluten, in welchem jene ſodann Eins dem Weſen nach, d. h. einerley ſind.

Aber — wodurch unterſcheidet ſich nun denn ſolch eine philoſophiſche Konſtruktion des Weltalls von den mythologiſchen Vorſtellungen unkultivirter Völker? Wenn dieſen das All mit ſeinen Kräften nur durch Zeugung oder Emanation denkbar war; ſo wie die Unſterblichkeit jenſeits als eine Fortſetzung des gegenwärtigen Lebens in ihrem Thun und Laſſen diesſeits, ſo hat der Philoſoph nur die Friſur der alten Perrücke geändert, wenn er als Begriffskünſtler diesſeits, Gott und Ewigkeit jenſeits zum reinen Begriff macht, mit dem allerdings nothwendigen Beyſatze: lebendig? Oder gibt es vielleicht keine andere Methode, die Gegenſätze des relativen Seyns im Abſoluten zu begreifen, als den Weg der Vernichtung? Wer im geſellſchaftlichen Leben die Freyheit neben ſich niederſchlägt, um ihren Mißbrauch unmöglich zu machen, oder ſeine eigene Freyheit zu ſichern, den bezeichnet die Weltgeſchichte als einen Tyrannen, wenn er auch Held wäre, wie keiner vor ihm.

So muß es auch Syſtemen ergehen in der Geſchichte der Philoſophie, zum nicht geringen Vorzuge jener Syſteme, die, wie man im höhern Sinne der Worte ſagen kann, leben und leben laſſen.

Wer den unbegreiflichen Anfangspunkt aller Begreiflichkeit nicht ſelbſt wieder begreifen will, weil er nur dadurch erſt das Bedingte im Abſoluten zu begreifen wähnt; dem muß ſchon ſo viel

klar werden für den Gegensatz des Bedingten zum Unbedingten: daß das erstere zum Urgrunde (der zugleich sein Ungrund ist) sich verhalte, wie die Manifestation jenes Urgrundes, d. h. als freye Setzungen nicht als nothwendige Emanationen, die als solche wohl ein Absolutes als Urgrund, aber nicht als Ungrund manifestiren können; dem wird ferner so viel klar für die Gegensätze im Bedingten: daß die Erkenntniß des Einen durch die Erkenntniß des Andern bedingt sey, wie Jacobi treffend sagt: Nur in Gegensätzen kennt und erkennet der Mensch. Unendlich erweitert sich aber der Gesichtskreis für den forschenden Geist, wenn er auf einem andern Wege (im Lichte der Offenbarung) höhere Kunde eingezogen hat, über das An sich des Urgrundes in seiner Relation zum kreatürlichen Seyn.

Dann werden jene bereits gewonnenen Bestimmungen nicht nur nicht vernichtet, sie erhalten vielmehr ihre Bewährung und Erweiterung zugleich. Er begreift nun in der dreyeinigen Urform des göttlichen Seyns die Dreyfaltigkeit alles kreatürlichen. Er begreift nun im göttlichen Wesen (das ihm jetzt nicht bloß ein Neidloses, sondern auch ein Liebevolles als die Liebe selber offenbar geworden ist) die Freyheit der Kreatur, die nur dadurch allein zur absoluten Theilnahme am göttlichen Wesen geeignet ist, mittelst freyer Einigung mit Ihm, das seines ewigen seligen Lebens ewiger Urgrund ist.

Er begreift die Nothwendigkeit der Natur als das reale Gegenbild des freyen Geistes; so wie diesen als das Ebenbild Gottes, so wie beyde als Manifestation Gottes, Nachbilder des einen Urbildes sind *).

So erfaßt er das Universum als den dreyfachen Spiegel des einen göttlichen Urseyns, in der Geister- Natur- und Menschenwelt, die Synthese jener Beyden.

Auf eine Offenbarung, die mit ihrem Produkte der Wahrheit als eines Jenseitigen, ein die Menschheit in Diesseits entehrendes Monopol treibet, ist nun freylich der Verfasser nicht wohl zu sprechen. Daher auch derselbe Vorwurf (den der Verfasser vorzüglich der kritischen Philosophie machet, weil sie nicht alle Gegensätze vernichtet) auch jede Philosophie treffen muß, die eine Offenbarung in Schutz nimmt, der Vorwurf nämlich: daß sie die absolute Wahrheit verkenne, weil sie dieselbe als ein Jenseits, die Gewißheit aber als ein Diesseits aufstelle, und daß sie die Wahrheit eo ipso zu etwas Unver-

*) Himmel und Erde sammt allem in und auf ihnen, sagt Haman, ist eine Schrift in Consonanten; der Mensch allein trägt den Diphthong in sich, ist demnach der erste Buchstab im Alphabet.

nünftigem, so auch die sie begreifende Vernunft zur Unvernunft mache. Dieser Vorwurf aber könnte sehr leicht erwiedert werden mit Jacobi's Worten: die Wissenschaft (diese Philosophie nämlich) will, daß kein Gott sey. Denn was kann unvernünftiger seyn, als dieß bey gesunder Vernunft zu wollen. Und jede Wissenschaft will es, die einen begreiflichen Gott an die Spitze des Weltalls und ihres Systemes stellt, der so viel wie kein Gott ist, weil er die Kreatur des spekulativen Ichs ist.

Indessen braucht sich der Verfasser von diesem Vorwurfe so wenig irre machen zu lassen, als sich die Vertheidiger der historischen Religion (Positivisten sonst genannt) bethören lassen würden von der Behauptung, daß es im Universum für ein qualitativ verschiedenes Seyn gar keinen Sinn (Receptivität) geben könne, da ein Gleiches nur vom Gleichen als gewisse Wahrheit erkannt werden könne. Eine Behauptung, die mit obigem Vorwurfe steht und fällt. Mit der Annahme aber eines Sinnes überhaupt ist es Unsinn zu behaupten: die Wahrheit sey für diesen ein baares Jenseits. Warum? Eben weil sie durch den Sinn auch zu einem Diesseits wird. Die Strahlenäste des Sonnenlichtes sind eben so leicht auch seine Strahlenwurzeln zu nennen, die jenes ins lebendige Auge als seinen Boden treiben will. Und so sehr sich (um im Gleichnisse fortzufahren) das sehende Ich seines gesunden Auges vergewissert, so sicher ist es auch des Lichtes als seines Anderen gewiß.

Ueberhaupt wird der Verfasser und jeder seines Gleichen sehr wohl daran thun, wenn er, der Spinne gleich, in Ruhe und Frieden, ohne hämische Seitenhiebe, sein System aus seiner eigenen zähen und klebrigen Gedankenmasse aus- und fortspinnt; sonst könnten die Getroffenen sich sehr bald nach seinem übeln Vorspiele auch um eine Parallele umsehen zwischen der alten und neuen Identitätslehre. Und wenn sie allenfalls fänden, daß in der alten Schule Gott als absolute Indifferenz bis auf den Kopf nur fertig geworden sey; die neue Schule aber dem göttlichen Rumpfe zwar einen Kopf aufgesetzt habe, der aber so wenig schön als fest stehe; so wäre der Verfasser nur gezwungen, wenn er das Schweigen nicht vorzöge, um den Grund zu fragen. Und wenn er unzufrieden mit der Antwort: daß auch in der Bildung eines göttlichen Organismus der Kopf das Erste, nicht das Letzte seyn müsse, wenn er gerathen soll, so müßte er nur einen höheren Gall (und nicht seinen Meister) ersuchen: das göttliche Haupt zu untersuchen, wobey er aber doch die Gefahr laufen könnte, das Urtheil zu vernehmen: Daß an ihm das Organ der Lüge dem der Konsequenz vorwalte.

Bedenkt nun der Verfasser überdieß noch: daß es in der neuen Schule noch eine Unterabtheilung gibt (die zwar weder etwas von einer göttlichen Indifferenz (als der Weltseele) wissen will; dafür aber gar zwey Absolute (Siehe S. Eschenmeyer) statuirt (das Eine in einem persönlichen Gotte jenseits des Alls, das Andre im All selbst, in einer Weltseele) (die keine Indifferenz, wohl aber eine Harmonie der Ideen, die Uridee selber ist) — so hat der Verfasser sich desto weniger zu entrüsten, und der Unvernunft alle jene zu bezüchtigen, die bey solcher Lage der Dinge: die alte Dreyfaltigkeit alles relativen Seyns ohne Dreyeinigkeit zu rechtfertigen suchen.

Diese wollen ja nichts anders als ihr Sitz- und Stimmrecht im Gebiete der Wahrheit behaupten, und jenes nicht etwa bloß aus dem Titel der Verjährung (übrigens ursprünglicher Usurpation), sondern unter dem Titel freyer Wahlschaft behaupten, weit entfernt, ihre Stimme zur herrschenden mit Gewalt und List zu machen.

Uebrigens hat es wohl mit dem Vorwurfe der Unvernunft noch keine Eile und noch viel Weile. Der Verfasser führt ja unter seinen philosophischen Schlagwörtern dieses auch mit auf: daß die Begreiflichkeit der Unbegreiflichkeit in einer Sache, dieser ihre Begreiflichkeit selbst schon involvire.

Es gibt also auch noch für das Unvernünftig werden der gesunden Vernunft (wenn diese ein Andres als sich, d. h. Unvernünftiges begreifen will) noch ein schönes Vorgebirge guter Hoffnung, nämlich: daß jenes Unvernünftige die Vernunft schon involvire, eben weil es von der ihrer selbst gewissen Vernunft begriffen werden soll und will. Auf diese und ähnliche Vorwürfe mehr zu antworten, lohnet sich wohl nicht der Mühe; wohl aber, wenn die neuen oder alten Liebhaber der Identität ihre Religion des Geistes als den reinen Geist des Christenthums ausgeben.

Die Leser mögen daher noch einiges vernehmen aus des Verfassers Religion des Geistes als der enthüllten Wahrheit in absoluter Nothwendigkeit.

1) Durch die gegenseitige Entäußerung (Gottes zum Bewußtseyn und des Bewußtseyns zu Gott) ist der Geist (Gott) als ein wirklicher Mensch erfunden worden.

2) So wird aber Gott nur als dieser einzelne Mensch angeschaut, und als dieser ist Gott nur ein Selbstbewußtseyn, welches aber erst als das Wissen des Weltgeistes von sich, der wahre Inhalt dieser Religion ist.

In der Form dieses Einzelnen ist der Geist wohl die abso-

lute Gewißheit des absoluten Wesens, diese hat sich aber noch nicht zur geistigen Allgemeinheit entwickelt.

Das Bewußtseyn dieses einzelnen Gott gewordenen Menschen = das Bewußtseyn dieses Geistes über sich: Geist zu seyn; ist noch nicht das Bewußtseyn des allgemeinen Weltgeistes. Es ist wohl ein geistiges Bewußtseyn, aber seine Substanz ist noch die Gemeinde, (welcher der Einzelne angehört) als allgemeines Bewußtseyn.

3) In solch einem Bewußtseyn aber ist das reine Denken (das absolute Wesen) noch im Elemente des Vorstellens befangen, in welchem die Momente desselben einander noch gegenüber liegen.

Das Für sich Seyn des absoluten Geistes (= sein Anderes Seyn) ist im Elemente (auf der Stufe) des Vorstellens (dem Andern des reinen Denkens) ein wirklicher Unterschied, d. h. eine erscheinende Welt.

4) Diese Welt aber ist noch keine vollendete Welt, weil sie, als das Andere des An sich (= des reinen Denkens), im Vorstellen ein Seyn für Anderes ist, folglich auch in diesem Andern ihre Vollendung findet.

Deßhalb hat aber auch die Welt das, wofür sie da ist: das allgemeine Bewußtseyn nämlich schon an sich und in sich.

5) Dieses Bewußtseyn als Selbstbewußtseyn weiß sich daher auch als ein Böses im Gegensatze mit dem Unschuldigen (der Natur). Indem aber das Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit des Guten und Bösen ausmacht, das Böse also als wirkliches Selbstbewußtseyn das Böse ist, so muß auch das Gute wirklich werden, d. h. das göttliche Wesen muß sich erniedrigen = Gott Mensch werden.

6) So wie aber das An-sich ein Für-sich geworden, d. h. Gott-Mensch geworden; so ist auch die Wirklichkeit (das Für-sich) zum göttlichen Wesen entäußert — die Entzweyung in Versöhnung verwandelt.

7) Die Folge hievon ist, daß die sinnliche Gegenwart des göttlichen Wesens nicht mehr ein Besonderes (ein Für-sich gegen ein An-sich), sondern ein Allgemeines (ein An + Für-sich) geworden ist, ein allgemeines Selbstbewußtseyn = ein Geist.

Dadurch ist zugleich das Vorstellen der Gemeinde in das reine Selbstbewußtseyn übergegangen. Sie hat das Bewußtseyn nun über ihr Wissen. — So der Verfasser im IV. Abschnitte.

In diesen Sätzen verkündet er prophetisch den Sieg jenes philosophischen Systems, dem er Treue geschworen, und still-

schweigend zugleich den Untergang des Christenthums als einer historischen Religion, der einerseits alle jene angehören, die noch in Gegensätzen des Universums befangen, Gott als die Wahrheit Jenseits für das Diesseits in Geist und Natur, kurz »als eine Unvernunft« ansehen; anderseits aber und besonders jene, »die das göttliche Absolute in einer Erscheinung zu fesseln und festzuhalten sich erkühnen (S. 140) als ein Gegenmittel gegen den schlechten Progreß des Absoluten, das sich in der Geschichte nie ganz als Offenbarung vollenden, weil es sich nie als das Absolute an und für sich offenbaren kann.« — — Also das Mittlerthum geht seinem Ende mit starkem Schritte entgegen, ja es hat sich seine eigene Bahre gezimmert, auf der es früher zu Grabe getragen werden wird, als das Theater, auf dem es spielte, die Erscheinungswelt des Planeten, d. h. früher: als der Sohn dem Vater das Reich überantworten und dieser Alles in Allem seyn wird. Ein Wort, dem der Pantheismus gar nicht das lucidum intervallum seines Schöpfers absprich:, aber es doch nicht freyspricht von einem Zusatze des Glaubens der Gemeinde, welcher er angehörte, und dieser Zusatz ist: die Idee des Weltgerichts, nach welchem jene Uebergabe erst Statt finden soll.

Von ähnlichem Schrot und Korn ist auch die Idee der Sünde im Christenthume als eines freyen Abfalls der freyen Kreatur von Gott. Nach der Ansicht des philosophischen Christenthums ist die Sünde, das Böse, eine bloße Form des Bewußtseyns, in so fern sich dieses im Gegensatze zur Natur auffaßt.

Da aber nach derselben Ansicht die vorgestellte Welt eine unvollendete ist (aus Gründen, wie wir sie erst vernommen), so begreift man nicht: warum nicht eher die Natur als das Böse im Gegensatze mit dem Selbstbewußtseyn als dem Supplemente der Natur aufgefaßt wird.

Gleichen Gelichters ist auch: die Idee der Versöhnung, durch den Einen und Ersten, der sich zwar mit Klarheit und Gewißheit als den Gott-Menschen auffaßte, aber doch noch nicht Kraft genug hatte (noch haben konnte, nach dem Gesetze der Entwickelung), diesen Gedanken als das goldene Vließ über die Trommel des Weltballes zu spannen. Statt dieses lärmenden Instrumentes unserer bacchantischen Zeit mußte er sich dann freylich gefallen lassen: mit der stillen Maultrommel vorlieb zu nehmen, die nach dem Wunsche und Plane der Aufklärlinge noch zum Maulkorbe bey seinen Anhängern werden soll.

Und da das Absolute in ihm noch im Elemente des Vorstellens gefangen lag, wo es sich also noch im Gegensatze zu Gott

und Natur auffassen mußte; so ist es leicht zu begreifen, wie er die Versöhnung auf den freyen Willen der Kreatur mit dem Schöpfer, statt auf den freyen Gedanken bezog, und ihre Vollziehung nicht in die Aufhebung der formellen Gegensätze, sondern in die Aufhebung des reellen Widersetzens des freyen gegen den heiligen Willen Gottes verlegte.

Nach der Ansicht der Christusse unserer Tage hat sich also der Krankheitsstoff ganz aufs Gehirn der Menschheit, und zwar nicht jetzt erst geworfen, sondern von jeher war dort die alte Schlange begraben, und der Sohn Davids hat sich nach ihrer Meinung nicht wenig geirret, als er sich mit dem Speere die Seite öffnen ließ, um die Menschheit (per sympathiam) von der materia peccans ihres Herzens zu befreyen.

Ein Wort, das, wenn es auch unter die lucida intervalla ihres Daseyns gehörte (wozu uns aber alle Bürgschaft mangelt, eben bey dieser ihrer Voraussetzung), ihnen ohne Gnade den Heiligenschein vom philosophirenden Haupte reißt. Denn ist euer Ich nicht ein freyes und sein Gegensatz die Naturnothwendigkeit nicht eben so wahr wie es selber: so habt ihr euch auf euren freyen Gedanken eben so viel einzubilden, als der Knabe auf seine Seifenblasen, deren Entstehen und Bestehen nicht sein Werk ist.

Wer das freye Princip der Menschheit, den Geist im wesentlichen Unterschiede von der Natur (als ein Für sich gegen ein An sich, um nach des Verfassers Terminologie zu reden) als Majestätsverbrechen gegen die gesunde Vernunft ans Kreuz schlägt, der verunreinigt sich selbst in dieser Scharfrichterarbeit und den reinen Begriff, den er sein nennt, ihn aber so wenig kennet, als sein reines Ich, das in dem tantalischen Streben und unseligen Mühen befangen ist: Sich selber Objekt zu werden = sich selbst zu schauen = seine eigene Selbstaffirmation zu werden. Tantalisch allerdings, weil es nach Jahrtausenden um kein Haar breit seinem Ziele näher gerückt ist — unselig, weil es sein Ich nur im Nichtich zu erhaschen, sich verurtheilt sieht, d. h. in leerer, wenn auch eben nicht eitler Erscheinung, denn dem Guten gereicht alles zum Guten — auch diese Strafe.

Nicht bloß die schwache Seite des Fichtischen Systems, wie der Verfasser gesteht, die schwache Seite der gesammten Gattung ist es: Im Nichtich das Ich zu erjagen, im Schatten das Licht, im Scheine das Wesen.

Aber noch schwächer als diese Schwäche und die beste Urkunde dieser ist es: den wesentlichen Unterschied zwischen Seyn und Erscheinen wie zwischen An sich und Für sich lieber als null

und nichtig zu erklären; als sich zu gestehen, daß der Sohn der Wahrheit in der Fremde seinen Hunger mit leeren Weitzenschalen stillen muß.

Und wie lange wird die Sonne noch über ihm auf- und untergehen, bis sein, par force gesetztes Ich, seinen Irrthum erkennt und gesteht, daß es nur Einen gibt, der da ist: seine eigene Selbstanschauung oder Selbstaffirmation — und die reelle Identität zweyer Realmomente der einen Selbstanschauung des Urrealen, der da allein von sich sagen kann: Ich bin — der ich bin. Wohl trägt der Mensch in der Natur des Selbstbewußtseyns das Diplom seiner adeligen Abkunft, aber auch zugleich in dem Diplome per clausulam den Scheidebrief als Lohn für eine frühere Buhlschaft mit der Kreatur. Auf die Natur unter ihm und ihren Eindruck muß er passen — an ihrem Kohlfeuer sich seine Leuchte anzünden; um jene heilige Urkunde zu lesen, um der Unkunde über seine Heimat sich schämen zu können in seiner Verweisung.

Was bleibt nun aber jenen übrig, die der buchstabirenden Menschheit als Diplomatiker zur Seite stehen, nach höherer Fügung, und doch abermal den armen Sündern die Frage: Wer ist wie Gott, wie Lucifer einst beantworten helfen, weil sie die rechte Antwort, die in den Charakteren des Bewußtseyns deutlich genug niedergelegt ist, mit langen Fingern zudecken und verbergen, gleichviel ob verschmitzter oder plumper Weise.

Und nun verräth Der eben keine besondere Subtilität des Geistes, welcher einerseits bey aller Einsicht in die Dreyeinigkeit des reinen Bewußtseyns doch noch die Idee der Dreyeinigkeit Gottes im Christenthume, als ein heterogenes Element in ihm (weil nur einheimisch in der Naturreligion) aufstellt (siehe: Antike Geschichtsreligion), während dem er andererseits Gott nur unter der Kategorie des reinen Begriffes zu fassen im Stande ist. Solche Köpfe haben wohl bereits vergessen, daß es nur Eine Taufe (auf den Namen des Dreyeinigen), so wie nur Einen Gott und Einen Glauben an ihn gibt — und daß jene Taufe einem Christenvolke verleiden, so viel, als diesen Glauben selbst vergeuden heiße.

Die Würgengel und Grabeswächter deutscher Freyheit erfrechten sich unseligen Andenkens auf den Heerstraßen des katholischen Deutschlands vom Siegeszeichen der ewigen Liebe, vom Kreuze die Ueberschrift des Römers herabzureißen, und dafür ihr Point d'honneur an denselben Galgen zu schlagen, mit den Worten »Ci-devant notre Sauveur!« So that der Vandale jenseits des Rheins, der seinen Voltaire und Konsorten zuvor

apotheoſirt hatte; doch ſo ſollte nicht der Germane diesſeits des Rheins thun, nachdem er ſeines Volkes Auferſtehung gefeyert hat, die ohne neu erwachte Liebe zum Erſtlinge der Auferſtehung, dieſes Mal wenigſtens, nicht zu Stande gekommen wäre.

Darum — mögen alle Köpfe von ihm, dem Eingebornen, nach Belieben denken, der Troſt wird dem Herzen ſeiner Gläubigen immer bleiben: Lenken kann nur Einer, deſſen Abſchiedswort war: Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden — gehet, lehrt und taufet im Namen des Dreyeinigen — und ich bleibe bey euch bis ans Ende der Zeiten.

Mit welchem Ich er gewiß etwas Beſſeres verſtanden hat, als die Weltherrſchaft des Pantheismus, eben weil jenes Wort gewiß in ſeines Lebens lichteſten Zwiſchenraum (von 40 Tagen) fällt. Und dieſer Eine iſt der Erſtling der Auferſtehung — der Erſtgeborne unter den vielen Brüdern — ſeinen Brüdern, aber nicht ſein vermöge Naturrecht, d. h. durch den bloßen Eintritt des logiſchen Ichs in dieſe Welt, ſondern ſein durch den Eintritt des freyen Ichs in ſeine Lebenswege, der da ſprach: Ich bin der Weg — die Wahrheit — und das Leben.

Beſitzthum göttlicher Kind- und Erbſchaft gibt auch hier nur die reine That — Recht und Anwartſchaft bloß die unreine Natur.

Rec. findet es nicht unzweckmäßig, ſeine Anſicht mit den Aeußerungen zweyer Geiſter zu ſchließen, denen zwar der Verfaſſer das Bürgerrecht in der Philoſophie nicht zugeſtehen wird, aber unter die weiland ſogenannten Pfahlbürger dürften ſie doch gehören, die von den eingemauerten Bürgern ſich nur dadurch unterſcheiden, daß ihnen die freye Ausſicht und der noch freyere Aufblick durch nichts verbaut iſt. An beyde mag ſich endlich die Bemerkung eines Dritten anſchließen, dem der Verfaſſer wenigſtens das Amt eines Nachtwächters in beyden Bezirken nicht wird ſtreitig machen mögen.

»Die Idee, welche ſich Schulgelehrte von Gott machen, iſt (oft) ſchlechter als der Altar der Griechen, auf dem ſie einem unbekannten Gotte dienten.«

»Doch wenn der Philoſoph nur weiß, daß Gott das höchſte Weſen iſt; ſo fließt ihm aus dieſem Begriffe auch ſchon das Urtheil über ſeine Werke, wie ein Zigeuner aus den Zügen der Hand den ganzen Lebenslauf eines Menſchen herleiten kann.« (Hamans Briefe.)

Der Wege, ſich in der Spekulation zu verrechnen, zählt Jean Paul Richter drey auf, nämlich aus Quantitäten

Qualitäten und umgekehrt aus Qualitäten Quantitäten zu machen. Vom dritten Wege heißt es nun:

»Das verwandte dritte, aber beste Kunststück ist, das Gold des Wirklichen dünn und breit zu schlagen, um es durchsehen zu können. Da nicht in der Sprache, wie in der Mathematik, Identität des Zeichens und Objektes Statt findet, ja da die Worte nicht einmal Schattenbilder, sondern willkürliche, nichts malende Schnupftuchsknoten der Besinnung sind: so ist für den Philosophen (der immer das Ey früher ausbläst, als ausbrütet) die Sprache gerade ein unentbehrliches Werkzeug. Die Welten (in und außer uns), die er erklärt durch Einschmelzung in eine unerklärliche, schatten sich in der Vorstellung nur als Kreise der vorigen Kugel ab; und diese Kreise werden wieder Punkte v. centra in der Sprache. Diese Punktirkunst mit Atomen, diese logische Algebra heißt nun Philosophie, d. h. vom Strahle des Wirklichen entwirft die Vorstellung einen treffenden Schattenriß — dann wird sie von allen specifischen Verschiedenheiten so lange ausgeleert, daß sie schon mehrere Objekte aufnehmen und man z. B. den Geschmack als einen feinen Geruch definiren kann. — Dann fährt man fort und macht sich Begriffe aus Begriffen, bis man so weit ist, daß das ganze Universum mit allen seinen Kräften und Farben bloß durchsichtig als ein weites lustiges Nichtich dasteht — dann braucht man nur noch einen Schritt weiter, so ist auch dieses Nichtich vom Ich nur im Grade verschieden, wie Finsterniß vom Lichte. Das Angeschaute ist nun die Anschauung. Diese das Anschauende oder Ich — und so ist das weite Karthago, die unendliche Stadt Gottes, zugeschnitten aus der Haut des Ichs — — —

»Heut zu Tage muß sich jeder mit Philosophie versorgen zur Wehre gegen Philosophie; mit einem abgespiegelten Basilisken zur Falkenbeitze der Dastehenden. Es gibt Wahrheiten (und das sind die wichtigeren), die weder der Kopf noch das Herz aufschließt — allein; sondern beyde zusammen. Am Pol macht die Kälte, unter der Linie die Hitze blind.«

Franz Baader, in der Schrift über Divinations- und Glaubenskraft, Clavis Fichtiana, 1822, sagt: »Den Abfall von der Religion büßte die Philosophie mit dem Widerspruche des Geistes und der Natur, d. h. mit dem Unvermögen, beyde in ihrer Unterschiedenheit zu vereinen, — daher sie entweder Spinozistisch konfundiren zu müssen und zu vereinerleyen, oder den Einen auf Kosten der Andern zu bejahen; d. h. das verkannte göttliche Princip wird entweder mit der nicht intelligenten Natur konfundirt, und hiemit diese apotheosirt, oder es wird selbes mit dem Geiste vermengt, und folglich dieses vergöttert. Diese letztere

Tendenz hat bekanntlich neuerdings die Hegelische Philosophie genommen, deren Stifter nicht nur die Religion als eine wesentlich von der Philosophie abgerissene Region erklärt, in welcher die Vernunft von sich gekommen und nur in der Philosophie durchaus bey sich (d. h. vernünftig wie dort unvernünftig) sey; sondern auch die unglückliche Kirchentrennung ein Glück (ein deutsches!!) nennt, weil sie die Basis des weltlichen Staates sey, der nur durch sie werden konnte, was er (d. h. der protestantische!) nun ist: die selbstbewußte Vernünftigkeit und Sittlichkeit.« —

W. Anton Günther.

Art. IV. Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1822.

Die vorliegende Schrift ist unter denjenigen, welche bisher in Deutschland zu Gunsten der Griechen erschienen sind, als die bedeutendste zu betrachten, und Rec. wählt sie um so lieber, um an die Gelegenheit der darin gegebenen Darstellung eine kurze Mittheilung seiner, in mehr als einem Betracht verschiedenen, Ansichten zu knüpfen, als der Verfasser in jedem Falle für den Sprecher einer achtungswerthen Partey gehalten werden darf. Man würde sehr Unrecht haben, wenn man die Ansichten des Baron de la Motte Fouqué manchen Meinungen gleich stellen wollte, welche in Frankreich und Deutschland durch Zeitungen und Broschüren proklamirt worden sind, deren Ursprung zum Theil wohl nicht so sehr in einer lobenswerthen Theilnahme an dem traurigen Schicksale eines unglücklichen Volkes, als in dem verderblichen Bestreben zu suchen war, auch dieses, so wie seit langer Zeit jedes bedeutende Ereigniß zu benutzen, um die Gesinnungen der Fürsten, und die Principien derjenigen, welchen die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut ist, den Unterthanen verdächtig zu machen, und auf diesem Wege zur allgemeinen Verwirrung, mit mehr oder minder deutlichem Bewußtseyn, beyzutragen.

Unter andern hatte man wohl einige Ursache, sich zu wundern, wie auf einmal die Ereignisse im Südosten von Europa den Wortführern der liberalen Partey in Frankreich, und in Deutschland, theils so entschiedenen Gegnern des religiösen Glaubens, eben so wie aller aus der Vorzeit herstammenden Rechte, eine ganz andere Sprache gegeben hatten; wie plötzlich von nichts als christlicher Religion, von einer Verbindung aller christlichen Völker zu einem Kreuzzuge gegen die

Ungläubigen, und von den Ansprüchen die Rede war, welche die Nachkommen derjenigen bewahrt hätten, denen ehemals die Herrschaft in jenen Gegenden oder sonstige Befugnisse zustanden. Es würde nicht ohne Interesse seyn, wenn man in dieser Hinsicht die Aeußerungen vergleichen wollte, welche zur Vertheidigung der spanischen Revolution in ihren offenen Angriffen gegen so viele wohlerworbenen Rechte, und namentlich gegen die religiösen Institute, und dann wieder bey Gelegenheit dieses Kampfes der Griechen von denselben Personen ausgegangen sind.

Der Verfasser sagt sehr richtig, daß von einem eigentlichen Religionskriege der christlichen Völker gegen die Türken nicht die Rede seyn könne. Die Kriege der europäischen Völker mit den Türken waren allerdings anfangs gegen das weitere Vordringen des Islams und der osmanischen Herrschaft über den Westen von Europa gerichtet. Man hatte allerdings dabey lange Zeit hindurch die einstige Wiedereroberung des gelobten Landes im Auge. Allein dieses Verhältniß hat sich seit den letzten Jahrhunderten sehr verändert, und wir müssen die Ursachen dieser Umwandlung zuerst in der unter den Christen selbst durch die Folgen der Reformation bewirkten Trennung, dann in dem allmälichen Sinken des türkischen Reichs suchen, wodurch die Furcht vor der weitern Ausbreitung desselben vermindert ward, und endlich in dem Aufhören des Einflusses aller bloß religiösen Rücksichten auf die Politik. Seit Franz des Ersten allerdings unrühmlichen Bündnissen mit den Beherrschern von Konstantinopel, ward dieses Reich in einem gewissen Sinne zu dem europäischen Staatensystem gerechnet, und es ist seit dieser Zeit kein Türkenkrieg mehr geführt worden, in welchem diese ehemaligen gemeinschaftlichen Feinde der Christenheit nicht mit einem oder andern europäischen Staate Verbindungen geschlossen hätten, und meistens mit großem Eifer von diesem Alliirten gegen seine Nachbarn geschützt worden wären. Lange Zeit wurde es zu den ersten Grundsätzen der europäischen Politik über die Erhaltung des berüchtigten Gleichgewichts gerechnet, daß Frankreich nothwendig mit dem türkischen Reiche eine genaue Verbindung erhalten müsse, um mit Hülfe desselben die weitere Ausdehnung des österreichischen Staats zu hindern, und dem Entstehen einer sogenannten Unioersalmonarchie entgegen zu treten. Ja man betrachtete nicht selten die dauernde Feindschaft des osmanischen Reichs gegen das Habsburgische Haus als eine Schutzwehr der Religionsfreyheit in Deutschland. Ob jemals und wann eine Veränderung in diesem Verhältnisse der Türken gegen die übrigen europäischen Staaten eintreten wird, ob die christlichen

Völker gemeinschaftlich den Türken, als den Feinden ihres religiösen Glaubens, gegenüber stehen werden, ist eine Frage, deren Entscheidung wir der Zeit überlassen müssen! Wir wollen es Niemanden verargen, wenn er solchen Wünschen und Hoffnungen Raum gibt, wenn ihm die christliche Religion wieder als das Band aller europäischen Völker und Staaten für die Zukunft erscheint. Wir achten und verehren diese frommen Wünsche und die denselben zu Grunde liegende Idee und Meinung: aber etwas davon Unabhängiges ist die entschiedene Forderung, daß sie in diesem Augenblicke als Norm für das Verfahren der europäischen Kabinette bey dem jetzigen Kampfe der Griechen gegen die türkische Oberherrschaft betrachtet werden sollen. Es ist uns nicht unbekannt, worauf die Besseren unter den Vertheidigern dieser Ansicht dieses Herbeyziehen künftig möglicher Verhältnisse in die Gegenwart begründen. Die heilige Allianz wird von sehr Vielen als ein Bund der europäischen Staaten betrachtet; man hört daher nicht selten die Behauptung, daß durch die Errichtung dieses heiligen Bundes die religiöse Gemeinschaft der europäischen Völker wieder hergestellt sey, und man zieht daraus die Folgerung, daß die durch die heilige Allianz verbundenen Mächte die Verpflichtung übernommen hätten, die christliche Religion und alle getaufte Christen als solche nicht nur gegen fremde Unterdrückung in Schutz zu nehmen, sondern unmittelbar auf die Befreyung derselben von fremder Oberherrschaft beyzuwirken. Ja man ist sogar von Anfang an auf die Vorstellung gekommen, die heilige Allianz verdanke ihre Entstehung ganz vorzüglich dem sehr nahe liegenden Bestreben, die Herrschaft der Türken gänzlich aus Europa zu verbannen. Was die heilige Allianz mit der Zeit werden, ob auf dieser Grundlage die religiöse Einheit der europäischen Staaten wieder hergestellt werden kann, darüber läßt sich bis jetzt wohl nichts Bestimmtes und Unzweifelhaftes sagen, und wir wollen uns daher auf die Gegenwart beschränken. Die heilige Allianz ist für jetzt nicht sowohl ein Bund der europäischen Staaten, sondern der europäischen Souverains, welches schon aus der beym Abschluß derselben beobachteten Form deutlich hervorgeht. Die heilige Allianz ist nicht eigentlich derjenige Bund, auf welchem das jetzige europäische Völkerrecht beruht, wenn er gleich die Grundlage des zukünftigen Völkerrechts werden kann. Vielmehr glauben wir die große Allianz, deren Grundsätze zuerst vorzüglich in dem Vertrage von Chaumont ausgesprochen sind, als die Basis des jetzigen Verhältnisses der europäischen Staaten und der ganzen Politik betrachten zu müssen. Die Aufrechthaltung des Zustandes, wie er aus den seit dem Wiener-Kongresse von 1814 und 1815 geschlossenen Verträgen hervor-

geht, die strenge Befolgung der Principien, welche in diesen Verträgen ausgesprochen sind, die Vertheidigung des durch sie bestimmten Rechtszustandes gegen alle äußere und innere Angriffe bildet den offen ausgesprochenen Grundsatz der heutigen Politik, und von diesem Gesichtspunkte aus muß ohne Zweifel das Verfahren der europäischen Mächte zunächst betrachtet werden. Es war die Aufgabe der europäischen Politik, allen von so vielen Seiten her drohenden Angriffen zum Trotz, die Ruhe von Europa, die große Allianz der europäischen Mächte aufrecht zu erhalten, und allein von hieraus dürfen wir die Handlungsweise der einzelnen Höfe, wenn sie dem Publikum vollständig bekannt werden wird, beurtheilen.

Es ist keineswegs nothwendig, eine direkte Verbindung zwischen den ersten Führern der Insurrektion in Griechenland und denjenigen anzunehmen, welche in Frankreich und Spanien ihre Sache durchgeführt hatten, und die gerade in demselben Augenblicke, wie die Unruhen in Griechenland ausbrachen, einen glücklicher Weise bald genug unterdrückten Versuch machten, den Carbonarismus in Italien sein Haupt erheben zu lassen. Es ist möglich, daß die Führer der griechischen Unruhen in jeder Beziehung weniger strafbar waren, als die Häupter der großen, durch ganz Europa, vorzüglich im Südwesten verbreiteten, antichristlichen, antiroyalistischen und antisocialen Partey. Es ist sehr wohl denkbar, daß diejenigen, welche wir an der Spitze der Griechen in Morea und Thessalien sahen, und welche auch im Anfange in der Moldau und Wallachey gegen die türkische Oberherrschaft auftraten, mehr aus Mangel an Kenntniß des politischen Zustandes von Europa und der persönlichen Verhältnisse der Souverains, nur allein die Unabhängigkeit der Griechen im Auge, gerade einen, in mehrerem Betracht so gefährlichen und ihrer eigenen Sache so höchst ungünstigen Moment zum Ausbruche wählten. Mögen auch die Führer der griechischen Insurrektion nicht mit dem Vorwurfe belastet werden, daß sie dabey die allgemeine Störung der Ruhe vor Augen gehabt hätten, so erschien dieselbe den in andern Ländern, besonders des südwestlichen Europa zerstreuten Parteyführern, deren angelegentliches Geschäft zu seyn scheint, die Einigkeit der großen Höfe zu stören, die heutige Grundlage der Ruhe von Europa zu vernichten, und den Tyrannen der Revolution zum Universalmonarchen unseres Welttheils zu erheben, in jedem Falle als ein willkommenes Mittel für ihre Zwecke.

Dieses Verhältniß der Unruhen in Griechenland zu den Revolutionen im südwestlichen Europa ist bis jetzt besonders deßhalb so schwer zu beurtheilen, weil bey dem großen Mangel

an zuverläßigen Nachrichten die verschiedenen Elemente, aus denen die griechische Insurrektion gebildet ist, sich nicht genau unterscheiden lassen, und man das Verhältniß derselben unter einander nicht genau anzugeben im Stande ist. Bey weitem der achtungswertheste Theil unter denen, welche sich gegen die türkische Oberherrschaft erhoben haben, sind ohne Zweifel diejenigen Stämme der Griechen, welche in Morea und Thessalien immer ganz oder zum Theil ihre Unabhängigkeit behauptet haben. Mögen gleich manche unter ihnen, ja selbst ganze Stämme, zu gemeinen Räubern herabgesunken seyn, so sind dagegen andere, in einer geringen oder einer bloß scheinbaren Abhängigkeit von den Türken, als treue Anhänger ihres Vaterlandes, und als eifrige Christen bekannt. Der religiöse Sinn, welcher unter einer großen Zahl derselben herrschen soll, gibt dieser Klasse der griechischen Insurgenten einen eigenen Charakter. Ich will dafür einen, sicher unverdächtigen Zeugen anführen; Pouqueville nämlich sagt (Tom. I. p. 245): S'ils parlent de la liberté, ils s'exaltent de manière à faire croire, qu'ils sont prêts à tout entreprendre, même à tout sacrifier pour l'obtenir; mais au fond, cette indignation qu'ils manifestent contre leurs oppresseurs provient moins de leur amour pour l'affranchissement, que de l'envie de voir dominer leur culte. . . . . Les Grecs modernes, je ne balance pas à le dire, ne verraient dans une révolution que le triomphe de leur religion, sans s'embarrasser beaucoup du plus ou moins de liberté politique. . . . Diese Völker bilden den eigentlichen Stamm der Griechen, und es ist, wenn man die innere politische Bedeutung der Revolution in Griechenland beurtheilen will, genau zu wissen, wie weit sich der Einfluß dieses Elements auf die Entwicklung derselben erstreckt. Das zweyte Hauptelement der griechischen Insurrektion bilden die Bewohner der Küsten und Inseln, die Kaufleute und Schiffer; die Bedeutung des Kampfes der Griechen in Beziehung auf diese Verhältnisse ist sehr groß, diese Frage bedarf aber einer sehr genauen und mit den höchsten Fragen der Politik zusammenhängenden Untersuchung. Den dritten Hauptbestandtheil, wenn auch nicht der Masse, doch vielleicht der Wichtigkeit nach, bilden diejenigen Griechen, vorzüglich aus den höhern Ständen und den reichern Familien, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die in dem westlichen Europa herrschende Bildung in sich aufgenommen, also vorzugsweise der größte Theil derjenigen, welche in Frankreich und Deutschland ihre Jugend zugebracht haben. Wenn man von vorn herein über diese Klasse der Insurgenten urtheilen

wollte, so könnte man wohl nicht gerade behaupten, daß sie einen sehr vortheilhaften Einfluß auf Griechenland haben werden; und wenn es dem Rec. erlaubt ist, von dem größten Theil derjenigen Griechen, welche er kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, auf die Masse der in Frankreich und Deutschland erzogenen zurück zu schließen, so scheint es, daß sich zwar recht viel gute, und dann auch manche unterrichtete Leute unter denselben finden, daß aber ihre Bildung größten Theils in einem Sinne seyn mag, der wenig Uebereinstimmung zwischen ihnen und den freyen Bewohnern von Morea erwarten läßt. So viel scheint ausgemacht, daß diese theils in Frankreich, theils auch in Deutschland durch Doktrinen, die man schwerlich antirevolutionär nennen dürfte, gebildeten, nicht jene Vorwürfe von Pouqueville sich zuziehen werden.

Es war in allen Fällen dem großen europäischen Interesse gemäß, aus den Ereignissen in Griechenland keine Versuche der Zwietracht unter den alliirten Mächten sich bilden zu lassen; aber dieß ist nicht der einzige Gesichtspunkt, aus dem man es betrachten muß. Wir wollen den Zustand des türkischen Reichs nicht in Schutz nehmen, wir behaupten keineswegs, daß es für das übrige Enropa nothwendig sey, dieses fast negative Verhältniß des Südostens für immer fortdauern zu lassen. Aber zwey Fragen mögen uns erlaubt seyn: War der Augenblick günstig für die Veränderung dieses Zustandes, und kann es den alliirten Mächten gleichgültig seyn, welche Stellung ein etwa dort sich bildender unabhängiger Staat annehme?

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen, wie das Schicksal von Griechenland sich gestalten wird. Aber im Allgemeinen darf man wohl so viel als den jetzigen Verhältnissen angemessen betrachten, daß der politische Zustand dieses Landes nicht in einen offenen Widerspruch mit der herrschenden Politik von Europa treten darf. Es ist hier wohl nur die Alternative, daß das griechische Volk entweder dem durch Verträge zu bestimmenden Schutze der großen Mächte einer auf irgend eine Weise näher zu begränzenden Oberherrschaft der Türken sich wieder unterwerfe, oder daß, wenn ein Theil von Griechenland im Stande seyn sollte, die Unabhängigkeit zu behaupten, die politischen Verhältnisse auf Principien begründet werden, welche den in Europa anerkannten nicht entgegen wären. Unter dieser Voraussetzung, will ich nur noch zuletzt bemerken, nimmt nothwendig das Verhältniß der europäischen Mächte zu den Griechen eine sehr verschiedene Gestalt an, je nachdem man es in dem Zeitpunkt ansieht, wo faktisch ein Theil von Griechenland

die Unabhängigkeit erlangt hat, oder vielleicht haben wird, oder ob man auf den Moment zurückgeht, in welchem die Revolution ausbrach, und, nach den damaligen Umständen zu urtheilen, an die Befreyung von der türkischen Oberherrschaft ohne fremde Unterstützung nicht wohl zu denken war.

J. G. H.

Art. V. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Vierter Jahrgang, 1823. Wien, im Verlage der Franz Härterischen Buchhandlung.

Dieses Taschenbuch hat nun, Trotz seines ernsten, der eigentlichen Taschenbücher-Literatur ganz entgegenstrebenden Geistes und Inhaltes, den vierten Jahrgang glücklich erreicht. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit und ein verdienter Lohn für die ehrenwerthen Bemühungen der Herausgeber, die sich wohl mit Freude in Zukunft der Fortsetzung dieses Unternehmens widmen werden, dessen Werth wir um so lieber öffentlich anerkennen, je schwieriger uns die Aufgabe scheint, Materialien für eine künftige Geschichte zu liefern, aber in einem solchem Maße und Gewande, daß auch der nicht Gelehrte sie mit Vergnügen lesen, und patriotische Nahrung daraus nehmen könne. Die Haupttendenz, daß die Geschichte unsers Vaterlandes recht volksmäßig ins Mark und Blut des Oesterreichers übergehe, kann auch nur durch volksmäßige — wir sagen nicht gemeine oder niedrige — Darstellung der Geschichte erzielt werden. Wie in der höchsten Beziehung das Christenthum den ganzen Menschen in allen Verhältnissen durchdringen muß, so sollte den Bürger, als solchen, die Geschichte seines Vaterlandes kräftig beleben: sie sollte den Krieger, den Beamten, den Kaufmann, den Landmann, jeden nach seinem Maße, das von der Vorsehung mit sichtbarer Huld gesegnete Vaterland nach seiner Eigenthümlichkeit kennen lehren, für welches er kämpfen, welchem er rathen, mit Verstand und Liebe rathen, für welches er handeln, wandeln, arbeiten soll. Dann wird der Staat ein gesunder Baum seyn, wenn seine Wurzeln Religion und christliche Volkserziehung, sein Stamm nationales, ruhiges, tüchtiges Bürgerleben mit Heiligachtung der Vorschriften des Christenthums, und seine Blüten und Früchte alle Tugenden sind, die von der Liebe und Selbstverläugnung im Einzelnen wie im Allgemeinen gekrönt werden. Diese Frucht heißt Liebe zum Vaterlande, zum ewigen und zeitlichen. Einen solchen Sinn glauben wir auch den Herausgebern dieses Taschenbuchs zutrauen zu dürfen, wenn sie sich

redlich bemühen, die Geschichte zu populariſiren, und ihre Bemühung muß geehrt werden, ſollten wir auch jetzt noch Manches vermiſſen, was jenem Zwecke näher bringt. Vor allem wünſchen und bitten wir ſie: Einfachheit, Verſtändlichkeit, Treue in der Darſtellung höher zu achten, als Glanz und Schmuck, geiſtreiche Kürze, romantiſche Einkleidung. Alles hat ſein Gutes, aber alles auch ſein Ziel. Darum mit Maximilian I. »Halt Maß.« — Dieſer Band ſteht an Reichthum keinem der früheren Jahrgänge nach: vorzüglich fruchtbar iſt der biographiſche Theil dießmal ausgefallen; die Sagen und Legenden empfehlen ſich vor den früheren Lieferungen durch ihre Geſchloſſenheit und Verbindung in dem Kranze lombardiſcher Ueberlieferungen, deren wir ſpäter noch gedenken werden. Der poetiſchen Arbeiten finden wir dieſes Jahr nur zwey, von welchen uns die letzte: »das ſteinerne Geld,« eine Ballade von Caſtelli, die gelungenere der Gaben ſcheint, womit dieſer Dichter das Taſchenbuch ſeit ſeinem Entſtehen erfreut hat. Die übrigen Rubriken werden wir ſpäter erwähnen. Beym Ueberblicke des ganzen dießjährigen Inhaltes kann es uns übrigens nicht entgehen, daß die Geſchlechter der edlen Ungern mit Vorliebe behandelt wurden; denn weit mehr als die Hälfte der Aufſätze ſind Ungern gewidmet, und die ungriſche Geſchichte hat wirklich durch die hier gegebene Aufhellung vieler wichtigen Details aus der Feder der geachtetſten Geſchichtsfreunde dieſes Reichs nicht wenig gewonnen. Ohne Zweifel werden in den folgenden Jahrgängen die Verfaſſer, um doch jedem Lande aus dem großen Vereine Oeſterreichs das Seine zu geben — das erwünſchte Gleichgewicht wieder herſtellen.

Die überraſchende Fülle des Buches geſtattet uns nur die einzelnen Aufſätze flüchtig zu berühren. Die Reihe der hiſtoriſch-biographiſchen Darſtellungen eröffnet die Fortſetzung der im zweyten Jahrgange abgebrochenen Schilderung der Jagellonen in Ungern. Wahrlich wenig Erfreuliches dankt die Nation dieſem fremden Geſchlechte, welches die ſchönen Tage des großen Ludwig und Karl Robert nimmermehr vergeſſen machen konnte. Während Jagello's königliche Sproſſen Wladislav und Albert ſich um den Beſitz und die Früchte Ungerns zanken, erheben ehrſüchtige Große immer kühner ihre Häupter, vor allem Zapolya, der ſich auch endlich durch den Jammer ſeines Volkes den Weg zum Throne Ungerns ſelbſtſüchtig bahnte, und dadurch namenloſes Elend für lange Jahre über das Vaterland brachte. Und ſo wird man dem Schlußworte des Verfaſſers S. 30 wohl beypflichten, daß Jagello's Haus unheilvoll

für Ungern war. »Ein herrliches Reich sank wenige Jahre »nach Erlöschung dieser Dynastie beynahe zur bloßen Provinz »eines barbarischen Eroberers herab. Nur sein Verein mit Habs»burg hob es wieder zur selbstständigen Würde eines starken »Volkes, und nach langem Zwiespalt und Kampf zur alten natio»nalen Herrlichkeit empor.« —

Das Leben des Paul von Kinis, S. 31, des Lieblings und Feldhauptmanns des großen Königs Mathias Corvinus, nach ihm Wladislavs, stellt uns das Bild eines der größten und glücklichsten Feldherrn und treuesten Dieners seines Herrn, aber auch ein Beyspiel von Rohheit und mogolisch-hunnischer Grausamkeit auf, von welchem die Menschheit sich mit Abscheu wegwendet: deßhalb sagt der Verfasser schön und wahr am Schlusse: Kinis, der größte Feldherr, gehöre nicht auch zu den größten Männern; denn wer diesen Namen in der Geschichte würdig führen wolle, müsse mehr noch als tapfer seyn. — Feuer der Darstellung in gedrängter Kürze mit blitzgleichen Bildern und Farben thun hier treffliche Wirkung. —

S. 52. Mit großer Liebe, und, wie wir glauben, am vollständigsten und ausführlichsten gibt Freyherr von Hormayr das Leben jenes Niklas Salm, der den vorzüglichsten Antheil an der Erhaltung Wiens gegen Suleyman 1529 hatte, auf dessen Haupt also die Vorsehung gleichsam das Heil der von der Uebermacht der Barbaren nach dem Falle seiner Vormauer unabwendbar verschlungenen, ganzen christlichen Welt gelegt hatte, eine Größe, die freylich nur der fromme und bescheidene christliche Held ertragen konnte, dessen Losung: »Deo Soli Gloria« nicht bloß sein Mund aussprach und sein Denkstein verkündigt, sondern tief im Innern wohnend sein Leben leitete. Diese Lebensbeschreibung ist eine der lehrreichsten und durch die Wichtigkeit und Größe der Begebenheit der erfreulichsten aller bisherigen Jahrgänge. Welche Stelle gebührt nicht unter den Männern unsers lieben Vaterlands dem Erzieher Rogendorfs und Herbersteins (des ältern Plinius der Russen, wie ihn Katharina — und Rußlands zweyten Entdeckers, wie ihn Schlözer nannte), einem Vordermann in der Schlacht von Pavia, wo er den König Franz verwundete und ihm sein Pferd erstach, worauf der Tapfere nach wüthender Gegenwehr sich an den Vicekönig Lannoy ergeben mußte! Entscheidend waren seine Züge gegen die aufrührischen Bauern von Schladming in Steyermark, gegen Zapolya in Ungern. Wir erfahren hier viele lesenswerthe Details der ungrischen Geschichte. Natürlich ist die Belagerung und Vertheidigung Wiens, in

deren glorreicher Vollendung der Held seine Todeswunde erhielt, mit der anziehendsten Genauigkeit und Lebendigkeit geschildert. — Nachdem der Verfasser noch einige Nachrichten über Salms Sohn Niklas und über den im Leben ihm unzertrennlichen Waffenbruder Rogendorf mitgetheilt, führt er uns als Beylagen einige zur Geschichte Salms gehörige Urkunden vor, unter welchen die Vertheidigungsschrift Sigmunds von Herberstein, wodurch er die hämischen Beschuldigungen, die gegen Kazianer, Rogendorf, ja ihn selbst ausgestreut waren, als hielten sie Einverständniß mit den Türken, widerlegt. Ferner Kazianers eigene Vertheidigungsschrift, von der höchsten Wichtigkeit. Wirklich ist es eine theure Pflicht des Geschichtschreibers, Denkmale zu enthüllen, welche unschuldige und unredlich verfolgte Männer, die sich nicht mehr selbst vertheidigen können, in den Augen der Nachwelt reinigen und rechtfertigen, oder ihren, oft durch Parteyen und Vorurtheile der Zeitgenossen gebrandmarkten und entstellten Charakter vor das leidenschaftlosere Gericht der Nachwelt bringen. — Diese in der Original-Schreibart mitgetheilten Dokumente geben reiche Belehrung in Hinsicht auf Zeit- und Sittengeschichte, Taktik, Kriegsbräuche ꝛc.

Die Ahnentafeln können füglich den Biographien beygezählt werden: sie liefern die Biographien ganzer Geschlechter; und wer das Schwierige und Mühselige solcher verwickelten und doch höchst nöthigen Untersuchungen kennt, wird das Verdienstliche derselben einsehen und sie als bedeutende Vorarbeiten für den Geschichtschreiber ehren. Denn nur aus solchen Monographien, gleichviel ob sie Fürsten, Provinzen, Städte oder Adelsgeschlechter zu ihrem Stoffe wählen, kann endlich ein solider Bau reifer Vaterlandsgeschichten entstehen: ein Verfahren, welches die Tüchtigsten aller Länder nun auch als das einzig nothwendige einsehen und laut bekennen. Ohnehin bewegt sich ja das ganze Mittelalter im Klerus und Adel: und wie soll eine Geschichte zu Stande kommen, wenn jene beyden nicht in ihren Einzelnheiten aufgesucht werden? Dem Grundsatze nach betrachtet, kann also kein vorurtheilsfreyer Beurtheiler die Ahnentafeln unfreundlich ansehen, und auch die vorliegenden geschichtlichen Aufsätze verdienen gewiß nur den besten Empfang. Forschungen auf einem so trockenen Boden sind eben nicht geeignet, einem Schriftsteller Gunst und Ruhm zu gewinnen, zumal wenn er genöthigt ist, verstorbene Glieder eines noch lebenden Stammes verdientem Tadel zu übergeben, wie das gleich in der ersten Tafel der Apor der Fall ist. — Freylich muß er darin auch manchmal des noch lebenden ehrenvoll gedenken, und es mag schwer seyn, hier immer die Mittelstraße in der Schilderung zu treffen, wo manches

Körnlein Weihrauch sich so leicht einzumischen pflegt; aber das wollen wir dem Biographen nicht zu hoch anrechnen und ihm die kleine Entschädigung für das mühevolle Geschäft nicht mißgönnen. Die in diesem Bande gelieferten vier Tafeln, die Apor, Wrbna's, die Bathyanys, die Banffi's, schließen sich an die in den früheren Jahrgängen gelieferten zehn Geschlechter an. — Die Apor, aus Siebenbürgen stammend, gaben Ungern Palatine, blühten zu Ludwigs des Großen Zeit, welchem Stephan Apor treue, wenngleich nicht stets glückliche Dienste in Italien leistete. — Auch die Schattenseite dieses Stammes wird nicht verschwiegen: vier Apor, Stephan der ältere und jüngere, Emmerich und Andreas erscheinen als Empörer wider König Sigmund und Königin Maria; Niklas Apor stand gegen den großen Woywoden Stephan Bathory auf, und später fielen fünf Apor in der Schlacht, welche dem Gegenfürsten Moses Szekely, dem sie anhingen, das Leben kostete. — Peter diente dem Kaiser mit Eifer, und sein Enkel Stephan, Verfasser mehrerer äußerst geistreichen Werke, wurde in den Grafenstand erhoben.

In der Geschichte des Hauses Wrbna sind merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Nach dieser erscheinen die Wrbna's schon um 1100 in Böhmen, wo Werboslav den Kaiser Otto nach Italien geleitete, und den Feldherrn Colonna tödtete, weßhalb ihm der Kaiser den Pfeil in der Säule auf dem Helm gab. Die Stammburg der Wrbna soll die schlesische Burg Würben im Schweidnitzischen seyn. — In der furchtbaren Mongolenschlacht vor Liegnitz fielen zwey Wrbna, Stephan und Andreas, zugleich mit dem christlichen Helden Herzog Heinrich dem Frommen. — Die Reformation spaltete auch dieses, wie viele andere Geschlechter, in zwey Hälften, die sich feindlich gegenüber standen. So gingen aus dem Hause der Wrbna's Direktoren der Lutherischen Stände und Jesuiten hervor. Mit wenigen aber kraftvollen Strichen werden bey dieser Gelegenheit die traurigen Folgen der Kirchentrennung für den österreichischen Staatenverein angedeutet. Von den Nachkommen ist Wenzel der berühmteste, der 1628 von dem Kaiser mit ganz außerordentlichen Gnaden kraft einer goldenen Bulle begünstigt ward. Zu den seltsamsten der darin enthaltenen Privilegien gehören wohl z. B. das Recht: Doctores, Licentiatos, Magistros, Baccalaureos und Poëtas laureatos zu kreiren, welche derselben Gnaden und Freyheiten sollen theilhaftig seyn, wie die auf den Universitäten kreirten; das Recht, rittermäßigen Adel zu ertheilen. Noch größer sind die Begünstigungen, die dem Hause von Seite des Aerars durch das Recht der Besteuerung, der Beerbung ihrer

ab intestato verstorbenen Unterthanen und anderer Privilegien zu Theile wurden. —

Das dritte Geschlecht in der Reihe ist das der Batthyanyi. Die Zahl der Helden und großen Männer, welche ihm entsproßten, ist so groß, daß wir hier, ohne jeden zu nennen, bloß auf das Werk selbst verweisen müssen. Der Batthyanyi geschichtlicher Ursprung wird bis in die Tage der Magyarenzüge, 755, zurückgesetzt, wo Urs, einer der Anführer Geysa's, ein Schloß an Steyermarks Gränze, heute Kövago Eörs, baute, das dem Stamme bis ins sechzehnte Jahrhundert den Namen lieh, von da an nannten sie sich Batthyan. — Unter den beynahe in ununterbrochener Reihe forterbenden Heldensöhnen leuchtet Balthasar III. hervor als Waffenbruder Zrinis, des ungrischen Leonidas, und Nadasdi's, alle drey vereint, ein Schrecken der Türken, deren blutige Niederlage bey Kanischa 1578 zu den glänzendsten Waffenthaten der Ungern gehört. — Die Enkel kämpften mannhaft gegen Rakozy, gegen die Türken, gegen die Franzosen am Rhein, unter Eugen. Eben so gemüthvoll als zart ist folgender Zug Karl Batthyany's: Als er während seines Aufenthaltes in den Niederlanden unter Eugens Oberbefehl die von dem großen Könige der Ungern, Ludwig I. erbaute Kapelle der heiligen Jungfrau zu Aachen halb verfallen sah, schaffte er die nöthige Summe zur Herstellung dieses herrlichen Monuments, selbst, und durch Beyträge der Seinigen herbey, worauf der Aufbau sogleich begann.

Graf Johann Mailath gibt nicht minder lehrreiche Beyträge zur Geschichte der Banffi's. Die Schwierigkeit, in der ungrischen Geschichte den genealogischen Faden einer Familie bis in die ältesten Zeiten des magyarischen Reichs zurückzuführen, veranlaßt den Verfasser, die von dem verdienstvollen Horvath zuerst mit Scharfsinn aufgestellte Lehre von den Stämmen, die auch er zum Leitfaden bey seiner Untersuchung gebraucht hat, den Lesern zu erklären. Denn fast alle alten Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Magyaren, als sie in Ungern einwanderten, in 108 Stämme (Generationes) getheilt waren, von welchen die großen Magnaten ihren Ursprung haben. — Aus dem uralten Geschlechte Thomisoba stammen die Banffi's. — Denis Banffi unter Stephan IV. Feldherr wider die Byzantiner: Lukas Banffi, Erzbischof von Grau, ein Kirchenfürst voll Weisheit und Kraft, lenkte unter Geysa und Stephan (1160) das Staatsruder. Buzad II. Banffi, im vierzehnten Jahrhunderte, Ban von Slavonien, folgte dem Könige nach Palästina; heimgekehrt entsagt er allen weltlichen Würden, und wird Mönch. — Da brachen die

Fluten der Mongolen herein, — der Prior und die Brüder seines Klosters verlassen das Gotteshaus; er allein bleibt zum Trost für das umwohnende Volk, das nicht fliehen kann. Als die Wilden heranstürmten, betete Buzad eben am Hochaltare; dort erschlugen sie ihn. Die romantische Sage von der Ursache, die ihn zum Kreuzzuge bewogen, ist in dem ersten Jahrgange dieses Taschenbuchs unter den Sagen geschildert. — Dem erst vor wenigen Monaten uns durch den Tod entrissenen Grafen Georg Banffi, Gouverneur von Siebenbürgen, von dem das Volk spricht: »Du hast gegen uns nicht Arges geübt, noch uns bedrängt und aus keiner Hand Geschenke genommen« — diesem Ehrenmanne setzte der Verfasser durch die kurze Schilderung seines Geschlechtes ein bescheidenes und rührendes Denkmal.

Den Schluß der geschichtlichen Aufsätze macht die Lebensgeschichte Gabriel Bethlens, eines der hervorragendsten Männer seiner Zeit, dessen rastlos strebender Geist, die engen Schranken seines Fürstenthumes Siebenbürgen verschmähend, die Nachbarstaaten, besonders die österreichischen, gar mannigfach bewegte und erschütterte. Seine Geschichte ist innig verwebt mit der Geschichte Ferdinands II., des Nachbarreichs Ungern, des Protestantismus und des dreyßigjährigen Krieges, in dem er als einer der Vordermänner auftrat. Unter ihm stieg Siebenbürgen außerordentlich, seine Sorge für Aufnahme des Landes, feste und weise Verwaltung, Förderung der Kultur durch Schulen und Kirchen, Sicherung nach außen durch Festungen; sein glückliches und mit eben so viel Kühnheit als Klugheit durchgeführtes Streben, das Land dem türkischen Einflusse mehr und mehr zu entziehen, und die Barbaren nur so viel und so lange es seinen Zwecken entsprach, zu schonen und zu nützen: seine glücklichen Kriege, das alles verdiente ihm den Ruhm des größten und klügsten Fürsten der Siebenbürger. Als Mensch gewürdigt steht er freylich nicht so hoch: und es ist wohl nur ein falscher Ausdruck des Verfassers, wenn er S. 508 sagt: Ehrgeiz und Schlauheit seyen in seiner Lage unentbehrlich gewesen, diese möchten höchstens zu entschuldigen seyn; unentbehrlich aber könnten ihm gewesen seyn: Ehrgefühl, Kraft, Beharrlichkeit und Klugheit, welches keine Fehler sind. Dieser Aufsatz, dessen Verfasser, der Sprache nach zu urtheilen *), ein Nichtdeutscher ist — gehört, wie wir glauben, zu den gelungensten dieses Bandes, sowohl in Hinsicht auf Einfachheit, Deutlichkeit der Darstellung

*) So z. B. ist es S. 509 eine etwas undeutsche Wendung: Es dürfte uns vielleicht keinen Vorwurf der Weitläufigkeit zuziehen, wenn wir wegen dem Stempel der Originalität und des Zeitalters einen dieser Tagsbefehle hier einrücken werden.

als deßhalb, weil er uns seinen Helden so recht aus dem Innern des Lebens hervorführt, wo denn immer Züge zum Vorschein kommen, die zur Kenntniß der Zeit mehr beytragen, als die Beschreibung der wichtigsten Thaten und Ereignisse nach ihrer äußeren Erscheinung: dahin gehört Bethlens mit großer Klugheit bewachte Gesinnung gegen die Türken, sein Benehmen während der Zeit, als die fürchterlichste Anklage wider ihn in Konstantinopel erhoben ward, und seine Großmuth gegen die Angehörigen des Angebers; seine Mäßigung, die ihm, als Herrn von Ungern, nie auch nur den mindesten Schein von Willkür erlaubte, seine strenge Kriegszucht und Schonung des Landes (man denke an die Heere des dreyßigjährigen Krieges in Deutschland), weßhalb der Verfasser einen seiner Tagsbefehle gibt; Bethlens Aeußerung über seinen Gegner, Ferdinand II: Es sey schwer, sich mit diesem Kaiser zu messen, den weder Unglücksfälle beugen, noch die angenehmsten Ereignisse stolz machen können; — seine Würdigung der Jesuiten, deren Vertreibung die Konföderirten doch als einen besondern Artikel festgesetzt hatten; — die bestehenden Landesgesetze nicht achtend, berief er, der Protestant, sie in sein Land, und übergab ihnen die Erziehungsanstalten der katholischen Jugend, dieß zu einer Zeit, wo die Spannung und der Haß der Parteyen ihren höchsten Punkt erreicht zu haben schienen. Einen Jesuiten, der ihm eine Strafpredigt wegen seines Einverständnisses mit den Türken gehalten, und den deßhalb jedermann für verloren glaubte — soll er zur Tafel gezogen und mit hundert Thalern beschenkt haben. — Merkwürdig ist die letzte Aeußerung Bethlens auf dem Todbette, wo er, schon des Gebrauchs der Sprache verlustig, zu schreiben verlangte. Jedermann glaubte, zur Bestimmung irgend eines Vermächtnisses. Er schrieb: »Ist Gott für uns, wer darf wider uns seyn?« — Höchst anziehend ist die aus gleichzeitigen Quellen geschöpfte Beschreibung des Empfangs seiner Braut, einer Brandenburgischen Prinzessin, ein seltenes Gemisch orientalischer Pracht mit französischer Etikette. — Der zeitgenosse Geschichtschreiber Kemeny, der sechs Jahre an Bethlens Seite gelebt, scheinet dem Verfasser als vorzügliche Quelle bey seiner lehrreichen und tüchtigen Arbeit gedient zu haben. —

Die Rubrik: »die Burgen,« streift schon manchmal ins Gebiet der Sage, deren historischen Grund aber die Herausgeber stets mit Umsicht nachzuweisen suchen, ohne dabey den Charakter der Sage zu verkennen, die Rez. eine Vergeistigung der Geschichte nennen möchte, aus welcher sie meist die Quintessenz, sich selbst unbewußt herauszieht, und ganz unbekümmert um das Früher oder Später ein neues Produkt schafft, in welchem Vergangen-

heit, Gegenwart und Zukunft, erzählend, lehrend und warnend vereint erscheinen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese Ansicht, die, reiflicher erwogen, als wir es hier thun können, der Sage in den Augen manches überstrengen Geschichtforschers eine ernstere und schönere Bedeutung geben könnte — wenn wir diese oder eine verwandte Ansicht auch als die Grundidee ansehen, welche die Verfasser bey dieser, und noch mehr bey der folgenden Rubrik geleitet haben mag.

Die hier gelieferten Burgen sind: Tokay und Betzko. Jene, vom zwölften Jahrhundert an bekannt, dann durch die Stärke ihrer Mauern und Lage, so wie durch den nahen aus den syrmischen Reben des Kaisers Probus hieher verpflanzten Wein berühmt, gelangte durch die Hände Verschiedener in den Besitz der Fürsten Siebenbürgens. Franz II. Rakotzy ließ sie nach der Wiedereroberung aus den Händen der Kaiserlichen der Erde gleich machen, eine lächerliche Rache für die von dem kaiserlichen Feldherrn befohlne Zerstörung seines Lieblingsschlosses Saros Patak. — Mehr Antheil hat die Sage an der Geschichte der Burg Betzko. Man vergleiche das im ersten Jahrgange 1820 von Herrn Köffinger gegebene Gedicht desselben Inhalts. — Stibor, der übermächtige Woywode Siebenbürgens unter Sigmund, soll sie gebaut haben, auf Begehren seines Narren Betzko (die Geschichte weiß nur von Erweiterung durch Stibor); hieher versetzt die Sage auch Stibors gräßlichen Tod (S. 205). — Die Reste dieses Felsennestes zeigen noch manches alterthümliche Belege seiner Pracht, in Wand- und Glasgemälden: und zum Schlusse gibt der Verfasser das angenehme Versprechen, in der Folge eine Biographie dieses mächtigen Vasallen mitzutheilen. — Die schon in den früheren Jahrgängen gelieferten sechs und dreyßig Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder werden hier fortgesetzt. Den Anfang macht ein schöner Kranz lombardischer Sagen: das Haus Gisulfs, die Büffelhaut, die Herzogin Romilda und ihre Töchter, Grimoald, die Bartschur. — Wir können den Leser nur mit zwey Worten auf diesen anziehenden Stoff aufmerksam machen: der greise Friauler Herzog Gisulf, einst König Alboins Waffenbruder, fällt in der Schlacht gegen die Slaven und Avaren am Isonzo; seine junge Gattin Romilda, von Grasulf, dem tückischen und herrschsüchtigen Schwager, verrathen, fällt dem Chan der Avaren in die Hände, wird von ihm geschändet und erwürgt: Stadt und Schloß Friaul erobern die Barbaren, aber Gisulfs Söhne und Grasulf fliehen; der jüngste, Grimoald, noch ein Knabe, auf der Flucht eingeholt und als gute Beute zurückgeführt, ergreift seines Räubers

Schwert und tödtet ihn. Der älteste, Taso, fällt später als Opfer des schändlichen Grasulf, der ihn zur Bartschur (einem alten heidnischen Gebrauche, wie bey den Römern die Zeit des Ablegens der toga praetexta und des Anziehens der pura auf ähnliche Weise gefeyert ward) nach Opitergium lockte, und dort nach tapferer Gegenwehr mit den Seinigen erschlug. Die Erzählung ist poetisch und trotz ihrer Ausführlichkeit gedrängt und gediegen. Ihr Verhältniß zur Geschichte zu bestimmen, sind wir außer Stande, und es wäre darum sehr wünschenswerth, wenn der Herr Verfasser in einer Anmerkung ein Wort über die Grundlage und die Hauptquellen seiner schönen Arbeit uns vergönnt hätte, nicht etwa zu hyperkritischer Kontrolle, sondern zur lehrreichen Zusammenstellung und zur Erweiterung unserer Kenntniß vaterländischer Geschichten. Dieß gilt auch von den folgenden Aufsätzen.

Agnes von Zesyma, S. 375, die heldenmüthige Vertheidigerin ihres Schlosses, Kämpferin für Ehre und Glauben gegen Prokop, den grausamen, aber doch in ihr die weibliche Größe ehrenden Nachfolger des Wütherichs Ziska des Calixtiners. Diese Erzählung schließt sich an eine früher gelieferte: »Die Ritter des Berges Blanik in Böhmen,« an.

Die Kreuzspinne ist eine auf geschichtlichem Grunde beruhende Sage von Don Giuseppe Cornaro, der aus dem bekannten Dogengeschlechte Venedigs durch Verrätherey eines seiner Geschöpfe, einer Schlange, die er im Busen genährt, bey der Signorie, als des Einverständnisses mit Oesterreich verdächtig angeschwärzt, sich nach Tyrol zum Ritter Mayerhofer flüchtet. Dieser verkleidet ihn als gemeinen Lanzknecht, und entsendet ihn gen Krain, wo er auf dem Schlosse des von Gall Zuflucht findet. Cornaro's Liebe zu Galls schöner Tochter Elisa hatte schon früher in Verona Wurzel geschlagen, schon war seine Freysprechung gewiß, nur noch Staatsgeheimniß, und der Alte gab ihm Elisa's Hand. Ein verschmähter Nebenbuhler, Erasmus Schnitzenbaumer, einer der mächtigsten Herren des Landes, meuchelmordet auf der Jagd im plötzlichen Ueberfall den wehrlosen Cornaro, und entführt die Witwe. Nichts vermag sie zur freywilligen Heirath mit ihm zu bewegen: Erasmus trifft Anstalt sie zu zwingen. In der äußersten Noth verschlingt sie eine Kreuzspinne; der Ekel und die Spannung tödten sie in wenigen Minuten. Der grause Freyer stürzt sich, von dem Bewußtseyn des doppelten Mordes gequält, in einen Abgrund. — Die geschichtlichen Grundzüge finden sich bey Valvasor, Stadel, Schönleben, Lebret und den übrigen Quellen des Uskokenkrieges, in welche Zeit jene Begebenheit

fällt. Merkwürdig ist, daß die Nachkommen des in dieser romantischen Geschichte mithandelnden Befehlshabers der Gränzfeste Beutelstein, die Ritter v. Mayerhofer zu Koburg und Anger in Tyrol, noch heute diese Erzählung als Familiensage in fortwährender Ueberlieferung erhalten haben. Die Erzählung ist mit Geist und sichtbarer Liebe behandelt: gegen das Ende ist des Schauerlichen viel zusammengehäuft, und das früher im Ton der Geschichte Durchgeführte betritt nun fast zu plötzlich das Reich der Geister und Gespenster.

Der Ring der Treue, S. 415. So nennet der Verfasser seine, der bekannten Sage Ottokar Hornecks vom Scherfenberger, frey nachgebildete, und mit andern Volkssagen von der Waldfrau und dem goldnen Brünnlein verknüpfte Erzählung. An den altdeutschen häßlichen Zwerg schließt sich hier eine schöne Fee und eine Liebesgeschichte an, wodurch das Gedicht zwar an Schimmer und Schmuck der Darstellung und Rede zu gewinnen, aber an Einfachheit und Alterthümlichkeit zu verlieren scheint. Die Erzählung von Scherfenbergs Treubruch und Tod wird hier ausführlicher und mit mehr geschichtlichen Anklängen erzählt, als bey Ottokar.

Die Mutter Konradin's, S. 433, ist mehr geschichtlicher als sagenmäßiger Stoff. In gedrängter Kürze wird jene schwere Zeit und der Sturz der Hohenstaufen geschildert. Elsbeth, die Mutter Konradins, erstlich Gemahlin des römischen Königs Heinrich von Hohenstaufen, der in einem Kerker Apuliens starb, ward dann dem Grafen Mainhard von Tyrol und Görz vermählt, und ist durch ihre Tochter Elisabeth, Kaiser Albrechts I. Gemahlin, die Stammmutter des Hauses Habsburg-Oesterreich. —

Eine besondere Rubrik ist bekanntlich in allen bisher erschienenen Bänden der Ambraserſammlung gewidmet. Wie Herr Primisser, Kustos dieser Sammlung, früher das Freydal'sche Turnierbuch und Maximilians I. Sammlung altdeutscher Gedichte beschrieben und Auszüge daraus mitgetheilt hat, so gibt er jetzt, um nach und nach alle noch unbekannten Schriftdenkmale dieses großen Kaisers zur Kenntniß des vaterländischen Publikums zu bringen, eines seiner Memorienbücher aus dieser Sammlung, im vollständigen genauen Abdrucke. Diese Schrift ist in mehrere Fächer getheilt: Causa Regis per se, Hauswirthschaft, Krieg, Artlarey (Artillerie), Finanz, Erbüber, Hitzigüber (Stellen, die wir mit dem Verfasser unerklärt lassen müssen), Gepew, Chronik, Waydnerey, Jagerey. — Viele Aufzeichnungen sind von Maximilians eigner Hand, die übrigen von einem seiner Räthe.

Eines Auszuges sind diese, oft allen außer dem Kaiser unverständlichen Schlagwörter nicht fähig: ihre Mittheilung ist aber deßhalb sehr wichtig, weil der Zufall und die Zeit oft den Schlüssel zu einer oder der andern Stelle zu geben pflegen. Zu den merkwürdigeren scheinen uns zu gehören, die finanziellen Aufzeichnungen, wo der Münzmeister zu Hall eine Rolle spielt, S. 166, 167; die vielen Baue des Kaisers, S. 169, 172; die Erwähnung der Kunstwerke, S. 167; das Verzeichniß der Bücher Maximilians, die er selbst zu führen pflegte, drey- und dreyßig an der Zahl. —

Die Herren Köffinger und Castelli bereicherten diesen Jahrgang mit zwey Gedichten: die Willi, eine schauerliche Erzählung, welcher die bekannte slavische Volkssage von den Geistern der Bräute, die junge Männer des Nachts zu Tode tanzen, zum Grunde liegt, ein Stoff, welchen schon im vorigen Jahrgange Therese von Artner in milderem Idyllengewande bearbeitet hatte. Des anmuthigen Gedichtes von Castelli haben wir schon am Eingange Erwähnung gethan; es erfreut eben so durch eine einfache und fromme Gesinnung, die es geordnet, als durch den Strom der Rede in leichten und schlichten Versen, in welchen es durchgeführt ist. Den geschichtlichen Stoff dazu finden die Leser in dem Jahrgange 1822, S. 276, kurz behandelt.

Diesem Bande sind sechs Kupfertafeln beygegeben: die Ebenbilder des Grafen Niklas Salm, Adam Batthyany's, (welcher? sollte im Texte gesagt seyn, da es mehrere dieses Namens gab), des Grafen Georg Bauffi, und der Elisabeth, Mutter Konradins, sind in punktirter Manier von Stöber und Passini fleißig gestochen. Salm erinnert zu sehr an die Vignettenköpfe, als daß wir ihn für strenges Porträt ansehen könnten. Wir halten es für einen Fehlgriff der Künstler, alte Bildnisse (dieses soll dem Grabmale Salms zu Raiz entlehnt seyn) verschönern zu wollen; auch thut der römische, theatralische Helm keine gute Wirkung. Batthyany scheint uns am besten gelungen. Die Burg Betzko hat Axmann gestochen, und das letzte Blatt, von Fendi, nett gezeichnet und radirt, gibt als Beylage zu Salms Biographie einen Grundriß Wiens zur Zeit der ersten Türkenbelagerung 1529; zwey in demselben Jahre geprägte Münzen, und eine dritte Denkmünze mit dem Bildnisse und Wappen Rogendorfs. — Das Bild der Elisabeth ist, wie im Texte gesagt wird, nach einem im Kloster Stams in Tyrol befindlichen alten Gemälde dieser Fürstin an Ort und Stelle kopirt.

Art. VI. 1. Heinrich von Kleiſts hinterlaſſene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821. Bey Reimer. 8. S. LXXVIII u. 290.

2. Ernſt, Herzog von Schwaben, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Ludwig Uhland. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1818. 8. S 157.

3. Ludwig der Baier. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Ludwig Uhland. Berlin, bey Reimer. 1819. kl. 8. S. 155.

4. Jeanne d'Arc. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von F. G. Wetzel. Leipzig u. Altenburg, J. A. Brockhaus. 1817. 8. S. 192.

5. Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von D. F. G. Wetzel. Berlin, 1818. Realſchulbuchhandlung. 8. S. 123.

6. Maximilian I. Churfürſt von Baiern. Ein hiſtoriſches Drama in fünf Akten und einem Vorſpiele. Von Franz von Caſpar. Bamberg und Würzburg, in der Göbhardiſchen Buchhandlung, 1820. 8. S. 218.

7. Joſeph Freyherr von Auffenbergs Schauſpiele: Die Flibuſtier, oder die Eroberung von Panama. Ein romantiſches Trauerſpiel in vier Akten. — Wallas, heroiſches Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Bartholomäusnacht, Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Syrakuſer, Trauerſpiel in fünf Akten. König Erich, Trauerſpiel in fünf Akten. Bamberg u. Würzburg, in der Göbhard'ſchen Buchhandlung 1819 u. 1820. 8.

8. Karl der Kühne. Drama in fünf Akten, mit einer Abhandlung über das vaterländiſch-hiſtoriſche Drama. Von Wilhelm von Schütz. Leipzig, bey Georg Joachim Göſchen. 1821. 8. S. 208.

9. Die Prinzen von Syrakus. Romantiſches Luſtſpiel von Karl Immermann. Hamm, bey Schulz und Wundermann. 1821. 8. S. 103.

10. Trauerſpiele von Karl Immermann. Hamm und Münſter, bey Schulz u. Wundermann. 1822. 8. S. 416.

Die Zuſammenſtellung ſo mannigfaltiger Dichtungen zum Behufe einer einzigen Beurtheilung wird den Leſer im Voraus darauf gefaßt machen, daß dieſe Arbeit den Umfang einer gewöhnlichen Beurtheilung überſchreiten müſſe. Er wird dieſe größere Ausdehnung vielleicht um ſo zuläßiger finden, wenn wir gleich hier im Beginne unſere Abſicht andeuten, nicht etwa nur eine einfache Anzeige dieſer ſehr verſchiedenen Arbeiten zu liefern, ſondern vielmehr nach unſerer Anſicht den Standpunkt und das Streben neuerer deutſcher dramatiſcher Kunſt zu beleuchten. Recenſent iſt übrigens von dem eitlen Wahne, hier den Meiſter ſpielen zu wollen, weit entfernt; ſeine Abſicht geht vielmehr dahin, überhaupt die Aufmerkſamkeit auf die Theorie dieſes erwägungswürdigſten Theils unſerer ſchönen Literatur zu richten. Es kann jetzt nicht mehr genügen, einzelne Werke zu be-

urtheilen, und hiebey allerley Nützliches zur Sprache zu bringen, sondern es ist der Geist des Ganzen zu erwägen, und die gemeinsame Richtung so sehr unter sich verschiedener Geister nach einem und demselben Ziele nachzuweisen. Die aufgestellten Ansichten sollen übrigens nur für die einfache Meinung eines Mannes gelten, der das Beste nach seinen Kräften leisten will, und sich glücklich schätzen wird, wenn ihn Andere eines Anderen belehren.

Ueberhaupt hat es bey uns in Deutschland, wenn gleich die Theorie stets auf die Kunst thätig einwirkte, keine große Gefahr mit dem Einflusse, den irrige Ansichten der Theorie auf die Kunst gewinnen können; diese geht vielmehr, wie jede echte Kunst, ihren selbstthätigen Gang, sie eilt oft der Theorie voraus, und überläßt ihr nur die Erklärung oder Enträthselung; sie nimmt, wo es ihr frommt, Belehrung an, wird aber nie die Sklavin einer sich aufdringenden Gebieterin. Es ziemt sich auch fürwahr nicht, dem Genie gegenüber, den Ton des Meisters annehmen zu wollen, und ein solches Beginnen trägt seine Strafe immer schon in sich. Selten, wie dieß z. B. zur Zeit der Fall war, als die beyden Schlegel der Literatur eine neue Richtung gaben, wird es der Kritik gegönnt seyn, der Kunst wirklich den Weg, den sie zu wandeln habe, nachzuweisen. Sie hängt überdieß mit der Kunst, welche die Zeit heran bildet, enger zusammen, als dieß gewöhnlich erwogen wird, und ist selten im Stande, ihr wahrhaft voraus zu schreiten. Die poetischen Ideen nämlich, welche die Zeit beherrschen, und der Kunst das Daseyn geben, beherrschen auch sie, und sie soll nichts seyn, als die zum Bewußtseyn gelangte Poesie ihrer Zeit. Ist die Theorie wirklich zur Anschauung der Poesie des Zeitalters und des Geistes seiner Kunst gelangt, so mag sie die Bahn der Kunst zu beleuchten trachten, welche sie betreten sieht, und wenn sie erst selbst ihre Anfangs immer unsicheren Schritte regeln gelernt hat, mag sie auch andere leiten, und nach Vermögen fördern. Nur zu oft ist es der Fall, daß der Künstler weiter und besser sieht, als sein Kritiker, und daß derjenige, der mit großer Sicherheit belehrend auftritt, vielmehr bey jenem, den er an Einsicht der Sache weit unter sich wähnt, in die Schule gehen sollte. Denn der Dichter oder Künstler, wenn er echter Art ist, folgt weniger den Berechnungen des Verstandes als einer innern Stimme seines Geistes, die ihn zum Schönen und Erhabenen nach der ihm zuträglichsten Weise immer sicher leitet; der Kritiker aber, wenn auch selbst ähnlichen Eingebungen folgend, wird doch sehr leicht in der Ausführung seiner Arbeiten durch die unvermeidlichen Einwirkungen des bloß kalt berechnenden, und aus den Aeußerlichkeiten der Dinge Schlüsse ziehenden Verstandes mißleitet. Oft fehlt überdieß der gute Wille, und die

Sucht, klüger zu seyn als ein sich willkürlicher Weise erst zum Gegner geschaffener schuldloser Künstler, verdunkelt schon im Beginne die Einsicht des Kritikers. Das größte Mißverhältniß zwischen Kunst und Kritik entspringt indeß gewöhnlich daraus, daß die Kritik in mittelmäßigen Köpfen, welchen sie so oft anheim fällt, auf Musterbilder entweder des Alterthums, oder der eignen heimatlichen, oder einer befreundeten fremden Literatur gestützt, jeden neuen eigenthümlichen Aufschwung des Geistes als ein Verbrechen ausschreyt, und Werke, die den Mittelpunkt ihres Lebens in sich selbst tragen, nach Grundsätzen beurtheilt, die auf sie keine Anwendung leiden können. In Frankreich hat die auf einseitige Ansichten der Kunst des klassischen Alterthums gestützte Kritik die einheimische Kunstbildung in ihrer ersten Blüte erdrückt, und die Nachahmung des Fremden an ihre Stelle gesetzt; in England ist sie wenigstens sehr hemmend eingetreten; der Deutsche hat sich bey selbstständiger Kraft der Dichtung von jeher gegen diese Feindin alles echten künstlerischen Seyns zu verwahren gewußt.

Die Kritik, welche Heinrich von Kleist's hinterlassene Schriften, deren Anzeige uns hier zuerst obliegt, einbegleitet, und das Urtheil der Leser über einen schätzenswerthen Dichter des Vaterlandes zu regeln sucht, ist nun keineswegs, dem beurtheilten Dichter gegenüber, in dem Verhältnisse der Anmaßung. Selbst Dichter im edelsten Sinne des Wortes, erfaßt Tieck die Eigenthümlichkeiten des Beurtheilten in ihrer tiefsten Wesenheit mit einem Scharfblicke, wie die Kritik neuester Zeit selten aufweiset. Diese zugleich mit der Lebensschilderung des zu früh hinüber gegangenen Dichters verbundene beurtheilende Uebersicht seiner Schriften verbreitet sich nicht nur über die hinterlassenen, sondern vorzüglich über die noch während der Lebenszeit des Dichters herausgekommenen Schriften. Das Trauerspiel: »die Familie Schroffenstein,« erhält eine so reiche Entwicklung, daß sie Niemand, ohne wahre Belehrung über die Wesenheit der dramatischen Kunst selbst wird durchlesen können. Mit nicht minderer Liebe und Sorgfalt sind das Käthchen von Heilbronn, der zerbrochene Krug, die beyden Bände Erzählungen, Penthesilea, endlich die hier zuerst gedruckten Stücke: Prinz Friedrich von Homburg und Hermann, wenn gleich nicht alle gleich ausführlich, behandelt; den Schluß bildet ein Brief des verewigten Solger an den Herausgeber über Kleist's Dichterberuf und die Eigenthümlichkeit seiner Dichtung. Rührend für jeden, der die Ansprüche eines großen Talentes, eines so reich ausgestatteten Gemüthes an das Leben zu erwägen vermag, die, nirgends in Erfüllung gehend, auch starke Geister an sich selbst zweifelhaft machen können, sind

die wenigen mitgetheilten Nachrichten aus Kleiſt's Leben; der Herausgeber bedauert mit Recht, nicht durch freundſchaftliche Mittheilungen beſſer bey Verfaſſung der Biographie unterſtützt worden zu ſeyn; aber auch das ſchon, was gegeben werden konnte, insbeſondere der Auszug aus ſeinen Briefen an eine geehrte Freundinn, gewährt tiefe Blicke in das edle, doch für das Glück dieſer Erde nicht geſchaffene Herz des Dichters, welches das öffentliche Unheil ſeiner Zeit ſowohl als ſeine ungünſtige Stellung in derſelben gleich heftig erſchütterten. Sehr wichtig ſind folgende, den Auszügen aus ſeinen Briefen beygefügte Bemerkungen des Herausgebers, die wir uns nicht enthalten können, wörtlich hier mitzutheilen:

»Wenn man dieſe wenigen Bekenntniſſe aufmerkſam lieſt, und damit die Empfindung vereinigt, die uns bey allen Werken des Verfaſſers mehr oder minder beherrſcht, ſo fühlt man deutlich, daß das Gemüth des Dichters nicht mit ſich einig, daß er weder in der Wirklichkeit, noch in der Kunſt das Glück und die Beruhigung finden konnte, die beym Schaffen unerläßlich, die, um die Beſchwerden und Freuden des Lebens zu tragen, nicht zu entbehren ſind. Dieſe tiefe Disharmonie, dieſe grellen Widerſprüche, die das Leben zu zerſtören drohen, ſchlafen wohl in den Gemüthern der meiſten Menſchen, ja man kann vielleicht ſagen, der Menſch und ſein Charakter gehen erſt aus ihnen hervor, und um ſo mehr, wenn ihm die Natur irgend ein ausgezeichnetes Talent verliehen, ihm eine vorzügliche Stellung in der Geſellſchaft angewieſen hat. Den gewöhnlichen Menſchen ängſten dieſe Widerſprüche ſeines Weſens nicht, oder wenigſtens nicht auf lange; die jugendliche Ungenügſamkeit beſchwichtigt ſich bald in irgend einem herkömmlichen Berufe, in den Gewohnheiten der Welt und alltäglicher Beſchäftigung und Zerſtreuung: dagegen hat die Jugendgeſchichte derer Menſchen, die ein innerer Trieb und Enthuſiasmus zu den Wiſſenſchaften führt, vorzüglich der Künſtler und Dichter, darum etwas Ausgezeichnetes und eine große Aehnlichkeit, weil alle mehr oder minder dieſer Trübſinn, den die Widerſprüche der gewöhnlichen Welt und die Unbekanntſchaft des eigenen Inneren erregen, niederzudämpfen und zu überwinden haben. Das Schickſal ſorgt in der Regel dafür, daß ein edler Leichtſinn tröſtend über dieſe Klippen den Wanderer leitet, oder daß ſich die Krankheiten der Phantaſie durch die Phantaſie ſelber heilen, oder daß die hohe Erſcheinung der Natur, oder Religion und Philoſophie das Herz beruhigt, und es dem Künſtler vergönnt wird, ganz und mit voller Seele ſeiner Kunſt zu leben, ſo daß er aus ſeinem Innern die Welt und ihre Erſcheinungen begreift, und wieder das Leben und deſſen Ereigniſſe ſein Gemüth mit

immer neuen Gestaltungen erfrischen. Oft aber läßt es das Schicksal zu, daß der Geist nie das Genügen findet, im Streben nach dem Besseren sich abmattet, zwischen Hochmuth und Verzweiflung an sich selbst wechselnd ringt, und im kalten Verdruß und kränklicher Empfindlichkeit sich und andere nicht mehr versteht; dieß sind die hypochondrischen ängstlichen Wesen, die durch Wissenschaft und Kunst verlockt, wie Tantalus an der Quelle des Lebens schmachten. Nur selten zeigt die Natur die grausame Laune, daß sich Talent, Neigung, Widerspruch und Charakter so mischen und streitend verwirren, daß das irdische Daseyn selbst sich zerstört, aber unter diesen Seltenern fordern wenige so unser Mitleid, unsere Achtung und Theilnahme auf, wie Heinrich Kleist.«

Zu wünschen wäre es, daß bey einer so parteylosen Würdigung der Vorzüge wie der Mängel, die sich aus Kleists Werken kund geben, und bey den wiederholten Hinweisungen auf das historische Schauspiel, als eine Gattung der dramatischen Kunst, für welche der Deutsche vorzüglich berufen scheint, die zeitgenossenen Dichter Heinrichs von Kleist und auch unserer nächsten Zeit nicht in allgemeinen Ausdrücken überhaupt zurück gewiesen, oder durch das Stillschweigen, das über sie beobachtet wird, als nicht vorhanden gleichsam verläugnet worden wären. So spricht z. B. der Herausgeber bey Gelegenheit der Erwägung des historischen Schauspiels wohl von der ältern Baierischen Schule, oder vielmehr deren Werken, Otto von Wittelsbach ꝛc. im Vorübergehen mit verdientem Lobe, wendet aber die Rede so, als ob seit jener Zeit nichts mehr in dieser Gattung geschehen wäre; doch aber wäre hier, wenn man diesen Gegenstand schon berührte, der zu früh verstorbene Wetzel, es wäre hier Uhland mit vollestem Rechte, und andere, welche durch ihre Arbeiten die Kunst wirklich gefördert, zu erwähnen gewesen. Schlimmer noch als mit den dramatischen Dichtern, die sich im Historischen versucht, wird im Allgemeinen mit den Dichtern verfahren, die zugleich mit Kleist, obgleich in keinem feindseligen Verhältnisse gegen ihn, um die Palme des Sieges im Gebiete der Kunst sich bemühten. Sie werden, obgleich nicht genannt, wiederholt als unwürdige Träger eines Ruhms bezeichnet, der vielmehr Kleisten gebührt hätte. Aber wer sind diese Dichter? Wenn es vielleicht unbescheiden wäre, nach Namen zu forschen, die ein Anderer mit Bedacht verschwiegen, so ist es doch der Natur der gegenwärtigen Untersuchungen angemessen, überhaupt über Kleists zeitgenossene Dichter, und über den Geist, der sich in ihren Werken kund gibt, etwas zur Sprache zu bringen.

Tieck selbst nennt Kleist einen geistreichen Manieristen;

er sagt von ihm, daß er gern nach dem Unmöglichen, der Natur entgegengesetzten, gestrebt habe, um an schwierigem Stoffe seine Meisterschaft zu zeigen. Eine eben so wahre als die Unparteylichkeit Tiecks bewährende Behauptung. Dieß aber eben ist das Charakteristische einiger Dichter derselben Zeit, obgleich sie sich ganz andere Aufgaben als Kleist zur Ausführung gewählt hatten. Der beschränkte Zeitraum, von welchem hier die Rede ist, hatte in sich einerseits so wenig Erhebendes in der Wirklichkeit aufzuweisen, daß es begreiflich wird, wie Geister, die über die Menge hervorragten, überhaupt der einfachen Wahrheit des Lebens abgeneigt werden, und das Schöne oder die Poesie des Daseyns in fern liegenden Ideen suchen konnten. Hiezu kam, daß, bey dem beynahe ausschließenden Studium Göthes, in denjenigen, die sich ihm mit produktiver Bewunderung hingegeben, eine gewisse Virtuosität innerhalb des Umkreises seines Kunstgebietes erwachte, vermöge welcher man sich bestrebte, dasjenige, was der große Meister in schwierigen Fällen zur gerechten Bewunderung leistete, jetzt, auf noch schwierigere Gegenstände angewendet, zu überbieten: ein Spiel der Kunst mit ihren eigenen Kräften, das sich in gewissen Zeiträumen fast bey jedem Volke, und in der Dichtung wie in den bildenden Künsten vorfindet. Die beyden Freunde Achim von Arnim und Brentano gehören ganz in diese Klasse der zu kunstreichen Nacheiferer Göthe's. Wenn es nun aber zwar unbestreitbar ist, daß ihre Kunst eine eigensinnige, höchst willkürliche, ja oft das Widersinnige suchende Kunst sey, so ist das Vaterland doch von deren Nachahmung bewahrt geblieben; sie sind in demselben Falle mit dem zwar gemüthvolleren Kleist, und Jedermann, wenn gleich zu Zeiten durch Manches zurück geschreckt, ist gewohnt, bey ihnen Gold zu suchen, und es zu finden. Insbesondere ist Brentano's weniger bekannt gewordenes Schauspiel: die Gründung Prags, bey allen Sonderbarkeiten, in denen es sich gefällt, ein Werk von so tiefem poetischen Werthe, daß es in dieser Hinsicht jede Vergleichung aushält.

Zwey andere Dichter, die zur Zeit als Kleist auftrat, einer hohen Gunst des Publikums sich zu erfreuen anfingen, sind Werner und Baron von Fouqué, und Recensent glaubt, schon das allein müßte für beyde eine günstige Meinung erwecken, daß sie zu derselben Zeit, wo Schiller das Theater eigentlich beherrschte, nicht nur der Erwägung, sondern der Liebe werth gefunden wurden. Was Werner betrifft, so hatte dieser in seiner ersten Auflage der Söhne des Thals so viel historischen Sinn im Drama gezeigt, von großartiger Charakteristik, und einer glänzenden, zwar eigentlich Schiller nachgebildeten, aber dennoch eigenthümlichen Sprache unterstützt, daß man das my-

stische Ende gern übersah, um sich an dem, was die Natur an dem Dichter geleistet, zu erfreuen. Später hat er, in seltner Mißkennung seines poetischen Berufs, die Poesie nicht mehr in der Wahrheit des Lebens, sondern in gewissen Ideen von Liebe und Einklang der Seelen suchen wollen, die, durchaus in keinem großen Sinne aufgefaßt, auf Folgesätzen beruhten, welche aus einer nur einseitigen, daher mangelhaften Betrachtung des Verhältnisses der im Irdischen befangenen Menschenwelt zu einer höhern geistigern hervorgingen. Er selbst hat sich späterhin auf das heftigste gegen seine eigenen Arbeiten erklärt, und sie durch die Last der über sie mit Erbitterung gewälzten Vorwürfe tiefer herab gewürdigt, als es Freund oder Feind thun möchte. Die nach dieser Nichtigkeitserklärung erschienenen Arbeiten sind aber, was den Charakter der Kunst anbelangt, in demselben Geleise, wie die früheren verschmähten, geblieben. Wie sehr auch einen anders Gesinnten die falsche Mystik der Werner'schen Tragödie feindselig berühren mag, so ist dennoch in ihm die Grundlage eines wahrhaft großen dramatischen Dichters nicht zu verkennen, und wenn er es zu Zeiten über sich gewinnt, die Natur, wie sie ist, als eine unendliche Offenbarung des Höchsten zu ehren, und ihr nicht die eigene Ansicht unterzuschieben, so liefert er Bruchstücke einer so erhabenen Art, daß jedes dichterische Gemüth durch sie angeregt werden muß. Er ist auch in seinen Fehlern eine bedeutende Erscheinung der Zeit geworden, und mit Kleist in der Hinsicht verwandt, daß beyde gerne den einfachen Sinn der Handlung, der eben immer auch der tiefste ist, verschmähen, um ihr eine schlechterdings willkürliche Deutung aufzuzwingen. Fouqué hat, so viel Recensent weiß, nie Anspruch darauf gemacht, von der Bühne herab zu wirken, das eine Trauerspiel ausgenommen, wo er den Preis mehr als jener, der ihn erhielt, verdient hätte. Die Handlung seiner mannigfaltigen Schauspiele ist immer in einem großen Sinne entworfen, wenn auch selten von einer durchaus entsprechenden Ausführung unterstützt. Eine ihn zu sehr überwältigende Empfindsamkeit verleitet ihn zu Zeiten, die Darstellung der Gutmüthigkeit oder des edlen Sinnes seiner Charaktere etwas zu stark aufzutragen, und sie dadurch in leichte Widersprüche mit sich selbst zu bringen, welche aber für den Eindruck des Ganzen entschieden nachtheilig wirken. Er beschränkt sich überdieß zu sehr auf wenige Ideen der Darstellung, die, oft zurück kehrend, seinen Werken die Mannigfaltigkeit des Lebens nicht zu entfalten erlauben, und ihm selbst die leichte Beweglichkeit rauben, die dem dramatischen Dichter unentbehrlich ist. Dieß voraus gesagt, darf Recensent desto freymüthiger bekennen, daß ihm Fouqué's Dichtungen immer eine reiche Fundgrube gewesen sind, aus wel-

chen er Erholung wie Belehrung zu ſchöpfen wußte. Da wir uns hier nur auf dramatiſche Werke beſchränken müſſen, ſo iſt z. B. der Held des Nordens in all ſeiner ſchroffen Rauheit innerhalb ſeiner Begränzung ein Werk von der tiefſten poetiſchen Bedeutung, den Dichter wie die Nation ehrend, und das Trauerſpiel Hermann, in ganz anderem Sinne wie Kleiſts Hermann aufgefaßt, eine wahrhaft aus der Hand eines Meiſters hervorgegangene Schöpfung.

Wir haben über dieſe vier ausgezeichneten Zeitgenoſſen Kleiſts dies Wenige nur darum der Erwägung heimgeben wollen, weil wir im Verfolg dieſer Anzeige auf das Charakteriſtiſche der Dichtung des ganzen Zeitraums, in welchen Kleiſts Wirken fällt, zurück zu kommen gezwungen ſeyn werden. Was aber den Ruhm betrifft, der Kleiſten, wie Tieck bemerkt, gefehlt haben ſoll, ſo glauben wir, daß es nur mit Einſchränkung zugegeben werden könne, daß ihm ein ſeinen Bemühungen angemeſſener guter Name im Vaterlande gefehlt habe. Er hat nicht, wie Schiller (der dem damaligen Stande der europäiſchen Bildung, mehr als man bis jetzt anerkannte, ſeinem Geiſte nach, verwandt war), allgemein verbreitete, oder wenn auch nicht immer ſchon entwickelte, doch ihrem Aufkeimen nahe Ideen des Zeitalters mit jener Wärme oder vielmehr Leidenſchaft aufgefaßt und dargeſtellt, welche den Dichter ſelbſt in einen intereſſanten Gegenſtand der Betrachtung verwandelte, und ihm, die Würde ſeiner Werke ſelbſt hier nicht zu erwähnen, ſchon dieſes regen Eifers wegen den Beyfall der Zeitgenoſſen zuſicherte. Er hat auch nicht, wie Göthe, in einem Zeitalter noch zaghafter poetiſcher Verſuche, in plötzlich überraſchender Sicherheit und Kühnheit die geheimen Tiefen des Gefühls aufgeſchloſſen, und ſich gleich im Beginne, wenn auch nicht Anerkennung, doch Bewunderung zugeſichert. Er hat auch nicht jene Fülle der Phantaſie, jene Innigkeit, und jenen Zauber der Sprache entwickelt, wodurch Tieck, als er den Zeitgenoſſen bekannt wurde, auch die entſchloſſenſten Gegner in unbewachter Stunde unvermerkt in Freunde und Verehrer umſchuf. Kleiſts Dichtertalent konnte nicht ſo raſche Wirkungen hervor bringen, ſchon aus dem Grunde nicht, weil die erſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe in Hinſicht auf Sprache und Vers in geſuchter Nachläßigkeit ſich gefielen. Er trat ferner in einer Zeit auf, wo das vielſeitige Streben der deutſchen Dichtkunſt ſich bereits in ſo mannigfaltigen Werken entwickelt hatte, und noch entwickelte, daß der neue Ankömmling wohl einige Zeit unbemerkt mit der Menge wandeln konnte. Seine Dichtungsart war überdieß einerſeits zu ſchlicht, um als ein Glanzpunkt ſogleich die Blicke auf ſich zu ziehen; denn er folgte in ſo manchem, worin andere entſchiedene

Eigenthümlichkeit verrathen, nur der allgemein üblichen Behandlungsweise moderner Schriftsteller; andrerseits aber schien er durch Willkürlichkeit in Bearbeitung seiner poetischen Stoffe die Gränze dessen, was als erlaubt anerkannt war, gänzlich zu überschreiten. Er hatte sich in dieser Hinsicht (wie wir denn diese Erscheinung in der deutschen Literatur oft wiederholt sehen) mit seinem Zeitalter in Opposition gestellt, war aber für ein solches Beginnen zu wenig thätig, um durchzudringen.

Wenn aber in Zeitschriften und kritischen Werken von Kleist unbilliger Weise geschwiegen wurde; wie dieß bey den Werken so mancher Dichter zu geschehen pflegt, wenn sie nicht sich selbst dahin Bahn zu brechen verstehen, oder dieß zu thun verschmähen; so war doch der Dichter voll Sonderbarkeiten, wenn Recensent aus seinen eigenen Umgebungen den Schluß ziehen darf, von seinem ersten Erscheinen an, der Gegenstand einer liebevollen Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. So ward das Käthchen von Heilbronn, mancher Schwierigkeiten ungeachtet, noch im Manuscripte hier im Theater an der Wien zur Aufführung gebracht, und von jeher ein Gegenstand immer sich erneuernder Bewunderung. Die Kühnheit des Gedankens, einen solchen Gegenstand dramatisch umfassen zu wollen, die hohe Meisterschaft in Entwicklung der beyden Hauptcharaktere, die Führung der so schwierigen Handlung ließen viele mit parteyischer Verhüllung der Mängel, welche Tieck gründlich nachweiset, auch die Schwäche der Entwicklung des Ganzen im ersten Eifer der Bewunderung nicht bemerken; und auch jetzt sind diese Gebrechen nicht im Stande, dem Eindrucke des Ganzen wesentlich zu schaden. Dieses seltene Werk eines genialen Geistes, jetzt hier neuerdings auf die Bühne gebracht, bewährt seinen innern Gehalt noch gegenwärtig auch sogar bey den aufgeklärt seyn Wollenden; denn sie können dem Zuge des zarten Gefühls, von welchem es durchströmt ist, nicht widerstehen. Die Grundidee des Werkes weiset, obwohl nicht hinreichend motivirt, und beynahe bloß auf rohem Aberglauben fußend, dennoch auf jene innere Verwandtschaft für einander bestimmter Seelen, auf eine höhere Fügung in Hinsicht des uns verborgenen Ganges der Neigungen unsers Herzens hin, die, obgleich unbegriffen, wir nicht als märchenhafte Sage zurückweisen können, und ersetzt auf diese Weise die Mängel des Dichters. In der Penthesilea, welche Kleist, den hier mitgetheilten Briefen zufolge, dem Käthchen vorzieht, und die der andere Pol eines und desselben Grundgedankens seyn soll, ist die Unnatürlichkeit der Erfindung, und der hinter der Antike sich vergebens bergende moderne Geist der schrankenlosesten Willkür zu auffallend, um einen günstigen Totaleindruck zurück zu lassen.

Erstaunen, Rührung und Widerwille wechselt in der Seele des Lesers in wiederholter Folge, und wie im Kreise umgetrieben, endigt er in halber Betäubung. Dennoch bemerkt Tieck, die Armuth dieses Werks könnte noch manchen der neuern Dichter reich machen; und da hierunter nur solche verstanden seyn können, die an Vermögen Mangel leiden, darf man den Ausdruck gelten lassen: denn der Grundfehler des Ganzen entsprang hier aus Uebermuth der Kräfte, aus einer Gattung Wuth, sich ihrer zu entledigen, bey dennoch vorherrschendem Mangel eines wahrhaft männlichen Charakters, welcher dergleichen Sprünge sich nicht gestattet haben würde.

In welchem hohen Sinne ist dagegen die Hermannsschlacht gedichtet! ein Werk, das so lange man deutsch spricht, nicht vergessen seyn wird. Der Sucht nach dem Sonderbaren konnte zwar Kleist auch hier nicht Meister werden, sie wird aber durch den ernsten Zweck des Ganzen gebändigt, und darf gleichsam sich nur an die äußeren Zierden des tief begründeten Werkes wagen. Diese Hermannsschlacht ist ein Gelegenheitsgedicht, wie die Perser des Aeschylos, mit dem Unterschiede jedoch, daß, wenn diese den errungenen Sieg feyern, die Hermannsschlacht dem unterdrückten Vaterlande wie eine Feuersäule vorleuchtet, den Gang zum Siege voraus schreitend. Sie ist im Jahre 1809 gearbeitet, wo sie auch im Manuscripte in Vieler Hände gewesen. Tiecks Bemerkungen hierüber setzen den Leser sogleich in den einzig richtigen Standpunkt, aus welchem sie zu betrachten ist. »Kleist hatte nicht die Absicht, jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältnisse auszumalen; sondern, was einem Dichter eben so erlaubt ist, er sah, von der Gegenwart bedrängt und begeistert, in ihrem Spiegel die Vorzeit, er nahm diese nun als Bild seiner Zeit und der nächsten Verhältnisse; so knüpfte er seinen persönlichen Haß und seine lebendige Liebe an alte Namen, und hielt seinen Zeitgenossen das Konterfey ihrer selbst und ihrer Schicksale vor.« Er bemerkt ferner eben so richtig, daß, wenn ein Geist, wie Shakespeare, die Vorzeit auch ohne große Anstrengung persönlich vor sich sehe, so könne doch ein Talent von nicht so universellem Umfange durch den Drang und die Begeisterung der Gegenwart mit der Vergangenheit vertraut werden, und seine Zeit und die Vorwelt so kühn und schöpferisch verknüpfen, daß durch eine großartige Porträtmalerey sich sein Werk zur Würde eines historischen Schauspiels erhebe, das seiner Umgebung und der Zukunft erfreulich werde. Dieß scheine in diesem Hermann gelungen. »Des Helden großer, unbezwinglicher Haß, seine feurige Liebe zu Deutschland und seiner Gattin, seine Klugheit, ja List im Einklange mit einfacher

Biederkeit, seine Laune, seine tiefe Rührung und Erschütterung, die oft plötzlich hervorbricht — alles dieses ist trefflich und in ergreifenden Zügen gemalt. So die Uneinigkeit, Eifersucht, und wankende Tugend der untergeordneten Gestalten; Marbods großer Sinn, Varus Römeranstand und Stolz, wie die geschmeidige Hinterlist der römischen Politik.« — Es sey, fährt der Herausgeber fort, hier nichts, was uns hindere, uns Hermanns Leben, sein Hauswesen, die Deutschen jener Zeit und Varus Untergang ganz so zu denken, wie sie der Dichter darstellte, zugleich aber sähen wir mit rührender Ueberraschung, daß nur von uns selbst und dem eigenen Drangsal des Vaterlandes die Rede sey, von unsern Hoffnungen und allem Herrlichen und Traurigen der Tage, in welcher die Hermannsschlacht geschrieben wurde.

Wir haben hier weder aus Trägheit noch aus Geistesarmuth statt eines Urtheils über das anzuzeigende Werk Tiecks Aussagen über dasselbe, so weit es der Raum gestatten wollte, gegeben; sondern weil es billig ist, durchaus erschöpfende Ansichten nicht zu verläugnen, und dem, welchem Ehre gebührt, sie zu geben. Dieß eben ist die große Eigenthümlichkeit des Hermann, die ihn in der ganzen Geschichte der Literatur als einzig und in seiner Art als etwas nie Versuchtes glänzen läßt, daß in demselben, durch die großartigste Liebe des Dichters zum Vaterlande, Gegenwart und Vergangenheit so sehr in einander verschmolzen sich darstellen, daß der Geist des Beschauers beyde in einander ausgeglichen, und die ewigen Ideen alles Lebens, wie es uns in nationaler Begränzung geworden, so wie die Erinnerung der heiligsten Pflichten in sich in solcher Macht erwachen fühlt, daß er, durch die Erkenntniß selbst erhoben, und in seinen Gefühlen erstarkt und geläutert, nur dieß eine wünscht, den Anforderungen einer in allen Zeiten gleichen Tugend zu genügen; daß in diesem Werke die Pflicht des Daseyns zugleich als dessen heilige Schönheit dargestellt wird, in einem Lichte verklärt, welches über alle Zukunft hinaus leuchtet. Es ist überdieß in so reicher Fülle der Phantasie mit mannigfaltigem Leben ausgestattet, daß es das Verdienst der klarsten Anschaulichkeit der Handlung nur mit wenigen Werken deutscher Kunst zu theilen hat: eine ausführliche, auf die innern Motive des Dichters eingehende kritische Entwicklung dieses Werks würde selbst ein Werk liefern, welches die geheiligtesten Aufgaben der Kunst in jeder Beziehung berühren, und indem es ihre Auflösung sowohl in dem beleuchteten Werke selbst als in verwandten Dichtungen nachwiese, einen Verein der herrlichsten Ideen geben würde, die es im wahren Sinne zum Sitze des Schönen erhöben.

Die Mängel, welche Tieck der Hermannsſchlacht nachweiſet, kann Recenſent von dem Standpunkte aus, in welchem das Werk geſchrieben wurde, nicht als ſolche anerkennen. Jene alte Geſchichte der Zerſtücklung der Geſchändeten ſcheint demſelben zwar nicht dem Werke nothwendig, aber in der Art, wie ſie vorkommt, ſo würdig und groß, ſo den Schauder eines edeln Gefühls weckend, endlich ſo ſehr den hier als mächtige Triebfeder des Ganzen geltenden Haß gegen den Feind verſtärkend, welcher zugleich das Laſter ſelbſt iſt, daß er ſie nicht entbehren möchte. Die Beſtrafung des Ventidius ferner iſt zwar grauenvoll, bey all ihrer Schrecklichkeit aber dem Schauſpiel keineswegs fremdartig, ja vielmehr höchſt angemeſſen; da in demſelben Ernſt und Liebe wie Scherz und Hohn und die beyde wieder überfliegende Ironie mehr als in irgend einem Werke neuerer Zeit zu Hauſe ſind, und auch ſolche Darſtellungen veranlaſſen können. Thusnelde ſtraft in dieſem Ventidius zugleich ihre eigene früher mit banger Schüchternheit und geheimer Verläugnung bewachte Schwäche; auch iſt ſie ein Vorbild deſſen, was geſchehen ſollte, und die Beſtrafung wird ſo gräuelvoll, um die Bitterkeit ihrer Reue, verliert ſie gleich darüber keine Silbe, dem Leſer in der Ahnung klar zu machen. Sie hält den ſchrecklichen Anblick der Vertilgung deſſen, für den ſie Neigung zu fühlen ſchwach genug iſt, mit erzwungener Stärke aus, um endlich ohnmächtig niederzuſinken. Die Wahrheit des Gefühls iſt hier nicht verletzt. Daß nicht Hermanns, ſondern Marbods Schlacht die Entſcheidung gibt (obgleich es klar iſt, daß der Dichter damit eigenen Abſichten folgte) muß allerdings als ein Fehler im Verhältniß des Ganzen betrachtet werden; mehr noch, wie Tieck bemerkt, daß die Schlacht ſelbſt ganz in den Hintergrund geſtellt iſt: denn iſt gleich die Befreyung Deutſchlands der Grundſtoff des Ganzen, ſo iſt doch dieſe nur erwähnte Schlacht die letzte erhabne Handlung, wodurch ſie bewerkſtelliget wird. Aber auch hier weiß der Dichter, was er verſäumte, zu verbergen, und die Zuſammenkunft Marbods und Hermanns liefert einen großartigen Schluß; ſie iſt die völlige Ausgleichung aller im Zwiſt geweſenen Kräfte des Vaterlandes, aus welcher die goldene Sonne einer ſchönen Zukunft wie aus einer die Nebel der Nacht zerſtreuenden Morgenröthe hervor bricht.

Der Prinz von Homburg, ſo viel bekannt iſt, die letzte Arbeit Kleiſts, ſcheint uns keineswegs in Hinſicht der Erfindung der Hermannsſchlacht an die Seite, oder über ſie zu ſetzen. Die Eröffnung des Stücks iſt zwar von ſo ſeltner Erfindung, daß ſie die Aufmerkſamkeit auf eine ungewöhnliche

Art in Anspruch nimmt, und sogleich in den Gang der schnell hinschreitenden Handlung mit fortzieht. Der Prinz, der das Unglück hat, ein Nachtwandler zu seyn, liegt schlafend da, und der Graf von Hohenzollern, sein Freund, führt dessen Gebieter, den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und beynahe den ganzen Hofstaat hinzu, ihnen die wunderbare Eigenheit dieses Schlafes zu zeigen. Dem Schlafenden wird ein Lorberkranz, den er so eben vollendete, von dem Churfürsten aus der Hand genommen, und nachdem er ihn mit seiner Halskette umwunden, der Prinzessin Natalie, die der Prinz heimlich liebt, übergeben. Dieß veranlaßt, daß der Prinz von Homburg aufsteht, um den Kranz aus ihrer Hand zu empfangen, aber, indem sie sich mit dem ganzen Hofe zurückzieht, nichts erhält, als den Handschuh, den er ihr, ohne daß sie es bemerkt, entreißt. Diese Szene ist, mit aller möglichen dramatischen Lebhaftigkeit ausgemalt, sehr anziehend; aber als Grundlage eines historischen Schauspiels zu träumerisch und willkürlich; denn einiges sieht der nachtwandelnde Prinz, anderes nicht; nicht wie es die Natur des Zustandes begehrt, sondern wie es dem Dichter gerade gelegen ist. Nachdem alles sich zurückgezogen, der Prinz aus seinem Schlaf erwachte, glaubt er von dem Vorgange geträumt zu haben: der Handschuh, den er in seiner Hand bemerkt, scheint ihn zwar des Gegentheils überweisen zu sollen; aber sein zurückkehrender Freund, Graf von Hohenzollern, bringt ihn durch Läugnung der Thatsache vollends in Verwirrung. Als nun mit dem Befehle zur Schlacht auch die Ordre für die einzelnen Anführer jedem zur Nachachtung bekannt gemacht wird, zugleich aber die abreisende Prinzessin Natalie den Handschuh vermißt, den er besitzt, bringt ihn dieß in solche Verwirrung, da ihm sein Nachtgesicht wieder als wirkliche Begebenheit erscheint, daß er die Ordre überhört. Er leistet ihr daher, als die Schlacht beginnt, nicht Folge, sondern stürzt, nach eigenem Gutdünken auf den Feind, schlägt ihn in die Flucht, erwirkt aber dennoch nicht einen so entscheidenden Sieg, die eigentliche Vernichtung des Feindes, die berechnet worden war. Nach seinem lauteren Bewußtseyn, wie ihm gebührte gehandelt zu haben, stolz auf den glücklichen Erfolg, erklärt er sich, bey einlaufender falscher Nachricht, daß der Churfürst in der Schlacht geblieben, als Beschützer der tief erschütterten Churfürstin und seiner Geliebten, welcher er das Geständniß ihrer Liebe zu ihm entreißt, und sich für ewig mit ihr zu verbinden denkt. Der rückkehrende Churfürst aber stellt ihn wegen Uebertretung der Ordre vor ein Kriegsgericht, das ihn zum Tode verurtheilt. Den Verhaftungsbefehl empfängt der Prinz mit gekränktem

Stolze (indem er als Sieger ein anderes Benehmen des Churfürsten erwartete); er glaubt lange nicht an den Ernst des Verfahrens; als aber das Todesurtheil ausgesprochen ist, und er das Grab gegraben sieht, in welchem er bald für immer liegen soll, ergreift ihn, der gewohnt war, in den Schlachten allen Gefahren zu trotzen, plötzlich die feigste Todesfurcht. Er gibt seine Liebe auf, und will aller Ehre entblößt seyn, nur aber leben. Die Prinzessin, durch die Gemeinheit seiner Entsagung erschüttert, will ihm dieß elende Leben, um welches er so sehr fleht, erhalten, fällt dem Churfürsten zu Füßen, und fertigt ohne dessen Wissen als Inhaberin eines Regiments an dasselbe den Befehl aus, im Eilmarsche nach Berlin aufzubrechen; sie hofft, der Churfürst werde durch die Fürbitte des würdigen Vorstehers und des gesammten Offizierkorps sich zur Milde bewegen lassen. Dieser, der bald die List der Prinzessin erräth, ohne sie bloß zu geben, setzt den Prinzen von Homburg selbst als Richter in seiner Sache ein, und bringt ihn dadurch aus der Todesnacht seiner unseligen Furcht wieder zum lebensvollen Gefühle der Ehre und der Pflicht. Er erkennt sich selbst des Todes schuldig, und indem mit der Ehre zugleich die Liebe wieder in ihre Rechte tritt, begehrt er als einzige Gnade, daß nicht durch Vermählung Nataliens mit Gustav Karl von Schweden der Frieden erkauft werde. Der Churfürst bewilligt's, und läßt ihn ins Gefängniß abführen. Nun erklärt sich der Churfürst, daß er ihm verzeihen wolle, und fordert alle auf, in den Garten zu gehen. Dort ist es wieder Nacht, wie zu Anfange des Stücks, und wieder ist Prinz v. Homburg dort, wie zu Anfang des Stücks, aber nicht schlafend, sondern mit verbundenen Augen. In der Ferne hört man Trommeln des Todtenmarsches. Der Prinz, der nicht sieht, riecht wenigstens allerley Blumen, und erfreut sich der Unsterblichkeit in Gedanken. Plötzlich dringt Fackellicht durch die Binde des Prinzen, der Hofstaat erscheint wie im ersten Aufzuge, der Churfürst gibt den Lorberkranz Natalien, wie dort; diese tritt umgeben mit Fackeln vor den nun von der Binde befreyten Prinzen, setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um, und drückt seine Hand an ihr Herz. Der Prinz fällt in Ohnmacht. Man schreyt um Hülfe; der Churfürst findet aber geratheuer, Kanonen donnern zu lassen; zugleich mit diesem Donner ertönt ein Marsch, das Schloß im Hintergrunde erleuchtet sich, Alles ruft Heil! und der zu sich gekommene Prinz zweifelt noch, ob er träume, während schon Alles voll Begeisterung ins Feld! ins Feld ruft, Graf Truchß zur Schlacht, der Feldmarschall zum Sieg aufmuntert,

und dem Stücke mit dem allgemeinen Ausrufe: »Tod allen Feinden Brandenburgs!« ein erwünschtes Ende gegeben wird.

Dieses Ende ist aber das Ende einer Komödie, die überdieß mit den ehrwürdigsten Gefühlen Scherz treibt, und eine Begnadigung nicht anders behandelt als einen Hofball, die Kanonen ausgenommen, die man sich dort verbittet. Dieß Schauspiel trägt alle Gebrechen des Dichters, über welche sich der Herausgeber theilweise verbreitete, im Kerne gesammelt, insbesondere den großen Leichtsinn seiner Behandlungsweise ernster Gegenstände. Es ist voll Schönheiten der höchsten Art, ja man darf sagen ein echter Spiegel des Lebens, das es darstellt, voll herrlicher Charaktere, die sich wechselsweise stützen, eine Schilderung schuldloser ursprünglicher Liebe, hohen Fürstensinnes, kriegerischer Größe, Wahrhaftigkeit und Treue; eine sehr interessante Begebenheit wird eben so interessant dargestellt, aber in ihrer Mitte verunstaltet, und in ihrem Ende wie eine leere Seifenblase durch die Luft gejagt, daß sie nur schnell verschwinde.

Wenn es nun zwar leicht wäre, dem Stücke zum Behufe einer Aufführung, ohne dem Dichter zu nahe zu treten, eine andere Wendung des Schlusses zu geben, so dürfte es doch unmöglich seyn, der Mitte, nämlich der feigen Todesfurcht des Helden, da diese den Knoten des Ganzen bildet, ohne Vernichtung seines innersten Lebens etwas zu entziehen. Dieß wird auch für immer hinderlich bleiben, daß dieß an Vorzügen reiche Werk wo immer sich Bahn breche; denn es beruht im Ganzen auf Uebertreibung, welche jederzeit in ernsten Dingen zurückschreckt. Sind wir auch nicht im Stande die großen Vorzüge zu läugnen, welche Tieck und mit ihm Solger an diesem vaterländischen Schauspiele bewundern, und müssen wir insbesondere die zarte Wahrheit der Darstellung in dem größten Theile des Werks freudig anerkennen, so sind doch jene Mängel, weil sie die Basis des Werks bilden, vorherrschend im Gefühle des Lesers.

Das Bruchstück Robert Guiskard, aus dem Phöbus bekannt, kann Recensent in seiner großen Anlage und kräftigen Haltung nur bewundern, glaubt aber ganz klar einzusehen, warum Kleist dieß Werk so oft versucht, mit dem vollbrachten unzufrieden, es wieder vernichtete, so daß uns nur dieß Bruchstück seiner letzten Bearbeitung geblieben. Es ist nämlich der Widerspruch des Stoffs und der etwas zu eigensinnig gewählten Behandlungsart, die das Werk nicht zu der vom Dichter bezweckten Vollendung gedeihen ließ. Der Stoff ist vom Dichter im historischen Sinne, das ist, nach der Art, wie ihn das historische Schauspiel zu erfassen pflegt, aufgefaßt, die Behandlungsart aber sollte, wie man deutlich sieht, Sophokles nachschreiten.

Es war ein Versuch, wie deren mehrere bekannt sind, das neue und das antike Trauerspiel in ein' und dieselbe Form zu verschmelzen, der aber Kleisten am wenigsten gelingen konnte, weil er durchaus modern war. In diesem Sinne gelesen, verdient das Bruchstück, die würdevolle Haltung des Ganzen, die Tiefe der Charakteristik und die reiche Sprache gar nicht in Anschlag gebracht, schon um der Herrschaft willen, die hier der Dichter über sich selbst ausübte, Bewunderung, und wird ein sprechendes Denkmal seiner redlichen Bemühungen um die Kunst, der er sein Leben widmete.

Jedermann wird es dem Herausgeber der hinterlassenen Schriften Kleists danken, daß er sich seinem Geschäfte mit so viel Liebe hingegeben, das Verständniß des Dichters durch die sorgfältigste Entwicklung des Geistes seiner Dichtungen befördert, und durch die Mittheilung der wenigen Nachrichten über dessen Leben die Theilnahme auch für die Person des Dichters im Vaterlande begründet hat. Was Recensent im Widerspruche mit Tiecks Entwicklung des Schauspiels, der Prinz von Homburg, hier auseinander zu setzen bemüht war, konnte um so weniger unterlassen werden, da die hier geäußerten Ansichten nur der Stimme der öffentlichen Meinung selbst folgen. Daß Tieck indeß keinesweges darauf ausgehe, Kleists Mängel zu verhüllen, um ihn über die Dichter seiner Zeit desto leichter zu erheben, konnte aus dieser Anzeige selbst bereits öfter klar werden. Er hat auch in dieser Hinsicht das Treffendste gesagt, was überhaupt zu sagen möglich ist, indem er bey Entwicklung des Trauerspiels, die Familie Schroffenstein, die auffallende Erscheinung bemerkt: daß in demselben Dichter eine großartige Vernunft unmittelbar mit einem ganz kleinlichen, fast kindischen Bestreben im Widerspruche stehe, und ihn zu Fehlern verleite, die nicht die eines Neulings oder der Uebereilung seyen, sondern die Unfähigkeit selbst, den Widerspruch und das Ungeziemende einzusehen. Es sey dieß ein radikaler Mangel, dessen Spuren mehr oder minder in allen Werken des Dichters nachzuweisen seyen, ein plötzliches wildes Gelüst, Wahrheit und Natur, bey aller Liebe und Kenntniß derselben zu überspringen, und das Leere, Nichtige höher als die Wirklichkeit zu stellen — eine Bemerkung, deren treffende Wahrheit wir so eben auch in der Auseinandersetzung des Prinzen von Homburg anerkannten. — Dieß Streben hat Tieck auch vorzüglich in der Behandlung der letzten Abtheilung der Erzählung Kohlhaas, dann im Schlusse der Penthesilea, und in dem Traumgesichte Käthchens nachzuweisen gesucht. Dieselben Ansichten zeigt Solger in dem Briefe an den Herausgeber. Er gibt dem Dichter das ehren-

vollste Zeugniß in Hinsicht seines poetischen Berufes, bemerkt aber den zu großen Werth, den Kleist mit den übrigen Dichtern der Zeit auf gesuchte Situationen und Effekte, besonders auf den Gehalt einzelner Charaktere legte, so wie das absichtliche Bestreben, über das Gegebene und Wirkliche hinweg zu gehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, das ist, einen gewissen Hang zum willkürlichen Mysticismus, der am Ende mehr interessant als tief seyn wolle.

Daß der ehrwürdige Solger unter diesen Mystikern auch Adolph Müllner mit begriffen habe, ist aus seiner Abhandlung im siebenten Bande der Jahrbücher hinlänglich klar. Wir glauben aber, es sey hier sehr zu unterscheiden, ob einer vermöge eines innern Drangs, indem ihm die Welt als mystisch erscheint, im Drama Mysticismus zeige, oder ob er diesen Mysticismus nur als Hülfsmittel gebrauche, einen Effekt hervor zu bringen. In diesem letzteren Falle, in welchem sich Müllner befindet, thut man ihm zu viele Ehre an, ihn einen irre geleiteten Mystiker zu nennen. In dem, wodurch Adolph Müllner ausgezeichnet ist, in dem kombinirenden Verstande nämlich, welcher Wirkung und Gegenwirkung genau gegen einander abmißt, der die Leidenschaften seiner Personen schlechterdings nur nach Berechnungen auf den letzten Effekt zum Vorschein bringt, keinen freyen Gesang des Gefühls kennt, und dessen Verlangen überhaupt nur darin besteht, ein Werk zusammen zu bringen, das, in seinen einzelnen Theilen gut in einander gefügt, im Fortschreiten des Ganzen aber durch allerley Erschütterungen den Leser oder Beschauer wie ein macedonischer Spießverein endlich niederstrecke und überwältige, ist überhaupt nicht Poesie, im reineren Verstande des Wortes zu suchen, und alles, was sich dort vorfindet, ist nur nach Art der Sachwalter aufgebrachtes Mittel dem Gegner zu Leibe zu kommen. Es ist daher auch die Erfindung selbst in seinen Trauerspielen nie eine dichterische Schöpfung, sondern in Charakteren und Handlung Nachbildung oder Zusammentragung. So erscheint die Schuld nur als eine schwache Nachbildung des wahrhaft künstlerisch gedachten trochäischen Zigeunerdrama in Appels Gespensterbuche, modificirt durch Werners vierundzwanzigsten Februar; durch Fouquéische Bilder des Nordens und griechische Raumbegränzung fremdartig ausgestattet. Die genaue Berechnung des Effekts hat indeß bey diesem Werke ihre Wirkung nicht verfehlt, und dem Verfasser bey den Zeitgenossen ein in dieser Hinsicht verdientes Lob gewonnen. Nicht so glücklich war er im Yngurd, wo Johann ohne Land Gebiet räumen mußte, das neue Trauerspiel zu

begründen. Da dieß in größerer Ausbreitung seiner Theile beynahe im Gange eines historischen Schauspieles sich entfalten wollte, zeigte sich die Schwäche der Erfindung sogleich fühlbar für Jedermann, und einige gelungene Stellen der Charakteristik wurden durch das Uebermaß im Ganzen, durch die Hohlheit der Deklamationen, hauptsächlich durch die Ungenügsamkeit in Wiederkäuung Shakespears, und des Verf. Bemühen, die Natur dieses Geschäftes der Welt zu verbergen, erdrückt und vernichtet. Die Albaneserinn endlich, auf vollendete Unnatur gegründet, nach Thränen der Zuseher lüstern, die sie nicht zu erzwingen vermag, von Blute triefend, und kalt wie eine Leiche bey allem Geschrey der Leidenschaft, das sie ertönen läßt, fand ein gepanzertes Publikum. Was nun in solchen Werken, die Kunstwerke nicht genannt werden dürfen, und wären sie noch künstlicher, als sie es sind, zusammen gebaut, von Mysticismus vorzukommen scheint, ist eben nichts als irgend eine in der Noth herbeygeholte Waffe, auf den Leser oder Zuseher einzustürmen, und da es keinen Grund im Gemüthe des Verfassers hat, hat es auch kein Daseyn im Trauerspiele.

Ueber die innere Nichtigkeit einer solchen Dichtung, die aus Sucht, Effekt hervor zu bringen, den eigentlichen Zweck ihres Strebens verfehlt, und überall in Abwege sich verliert, ist bey Gelegenheit der Beurtheilung der Schuld mit erfreulicher Gründlichkeit in einem kritischen Versuche gesprochen worden, der unter dem Titel: Studien, ein Beytrag zur neuesten Dramaturgie, zu München im Jahre 1818 erschien. Als Gegensatz dieses Trauerspiels, oder vielmehr der Gattung, wählte der unbekannte Verfasser mit vieler Einsicht Uhlands Herzog Ernst, den er ausführlich entwickelt. Es haben sich Dichter gefunden, denen die Natur ein reicheres Talent als Müllnern gegeben, die aber das schnell Blendende seines Verfahrens einer edleren Kunst vorgezogen, und nun im Schweiße ihres Angesichts nach Effekt arbeiten. Sie, ihrerseits um Verfertigung loser Zaubertränke bemüht, die zugleich angenehm berauschen, und alle Wahngebilde des Entsetzens durch das betäubte Gehirn derjenigen führen sollen, die sie zu genießen unklug genug sind, finden indeß bereits ein Publikum vor sich, daß sich ihnen nur noch wie einer übeln Gewohnheit hingibt, die dem Eigner bereits lästig geworden, der er sich aber nicht so plötzlich zu entreißen vermag. Sie, welche sämmtlich, obgleich jeder durch eigenthümliche Vorzüge ausgezeichnet, nur nach theatralischer Erschütterung streben, ohne den Ideen, die sie zur Schau stellen, wahrhaft nachzuarbeiten, liegen außer dem Bereiche dieser Untersuchungen.

Wenn aber von Mysticismus die Rede ist, wie er etwa bey Werner erscheint, wird man ihn berücksichtigen müssen, weil er ernstlich und treu gemeint ist. In diesem reich ausgestatteten Dichter findet sich, wie Solger, zwar ohne ihn zu bezeichnen, bemerkt, das Bestreben, über das Gegebene und Wirkliche hinweg zu gehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde, geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, in so vollem Maße, daß, seit dramatische Kunst besteht, ein Versuch dieser Art nicht unbekümmerter gewagt worden. Eben so bezeichnend ist das Gewicht, welches er auf einzelne Charaktere legt, um das Ganze darüber zu vernachläßigen. Wer darf aber läugnen, wenn gleich seine dramatischen Dichtungen, nach des Recensenten Ueberzeugung, mehr als die irgend eines andern zum Dichter wirklich geweihten Zeitgenossen die Schwäche der Zeit verrathen, daß er durchaus nur in einem edlen Streben um die Kunst bemüht sey, und auch gewohnt, Außerordentliches zu leisten? — Eben so treffen wir bey Fouqué ein ihn oft übereilendes Streben, die Wirklichkeit in Traum zu verwandeln, und nicht selten erhebt er zum Zwecke der Darstellung, was er im Anfange seiner glanzvollen Laufbahn nur als Mittel in Anwendung brachte. Im Ganzen aber geht sein Bestreben dahin, die Tugend eines den Jahrhunderten unserer Bildung vorausgegangenen, an Thatkraft und treuem Sinne der Liebe ausgezeichneten Weltalters, so weit es ihm möglich wird, im Sinne jener Zeit selbst und in der Begränzung ihrer Sprache zu zeigen. Er hat sich, beynahe getrennt von der Gegenwart, obwohl ihr an Weichheit der Empfindung angehörend, in die nordische Dunkelheit einer lang vorüber gegangenen Heroenwelt geflüchtet, und diese oft mit angreifender Kühnheit vor den Blick seiner Leser hingezaubert. Er hat den Wahn eines düstern Aberglaubens und alle Schauder nordischer Götzenlehre dabey zu Hülfe gerufen, diesen aber das Christenthum, meistens in sehr glücklichem Gegensatze als ein mildes Licht, bestimmt all jene Nebel zu zerstreuen, und in ewiger Klarheit die Herzen zu durchdringen, gegenüber gestellt. Er hat durch diese Mittel oft große Wirkungen, besonders im Romane hervorgebracht. Aber auch seine dramatischen Poesien sind von der Art, daß sich (wo der Dichter nicht in zu läßiger Eilfertigkeit sich begnügt, irgend eine bereits von ihm früher ins Daseyn gerufene Gestaltung nochmals auszumalen, um im leichten Vorübergehen nochmals an ihr sich zu vergnügen) überall ein edler kräftiger Sinn für die Bestimmung der Menschheit und die ihr theuren Tugenden in denselben ausspricht. Seinen dramatischen Figuren fehlt oft die echte Beweglichkeit, sie dienen aber nie, wie meistens bey Werner, nur als Mittel irgend einer mystischen An-

schauung, die ihrer Natur an sich fremd ist, und sind überall selbstständig. Bey Fouqué tritt falscher Mysticismus aber dennoch in so fern ein, daß er in den meisten seiner Werke das Leben an sich nicht schon, wie er es vorfindet, als Offenbarung eines höhern Seyns betrachtet, sondern demselben eine andere Bedeutung unterlegt. Beyde fehlen in der Anwendung der Mystik vorzüglich darin, daß sie, wenn wir so sagen dürfen, die Dunkelheit aufsuchen, um in ihr mit Lust unterzutauchen, während der Mystiker im wahren Sinne des Wortes, dem die Welt ein Unbegriffenes ist, über welchem ihm das ewige Licht in ahnungsvollen Dämmerungen leuchtet, aus diesen Dunkelheiten des Seyns durch stufenweise Aufhellungen herauf strebt. Die zwey großen Schauspiele Fouqués: Der Held des Nordens, und Hermann, beyde unter sich so sehr verschieden, obgleich beyde das Gepräge ein und desselben Geistes an sich tragend, haben ihm eine so ruhmvolle Stelle unter den deutschen Dramatikern erworben, daß er, hätte er auch nichts als dieses geschrieben, mit Beruhigung der Zukunft entgegen sehen dürfte.

Die mystischen Arbeiten Achim von Arnims und Brentano's sind meistens nur künstlerisches Spiel mit Mystik, als einem Stoffe der Bearbeitung, und die Poetisirung selbst, nicht die Mystik, über welche sie sich verbreitet, ist der Gegenstand ihres eigentlichen Strebens. Doch muß Recensent hier bemerken, daß er, außer in Tiecks romantischen Dichtungen, echte Mystik, als leuchtenden Abglanz einer höhern Welt in der Gegenwart, in keinem neuern Schauspiele gefunden, als in Brentano's Gründung Prags, ungeachtet dort die Tollheit auf die Spitze gestellt ist, und die handelnden Personen sich wechselseitig Rübchen schaben. Wo aber in diesem Schauspiele Ernst eintritt, ist es auch ganz Ernst, und die Würde des Lebens tritt aus demselben in wahrer ursprünglicher Heiligkeit in das Herz des Lesers über.

Betrachten wir aber das Streben all dieser fünf Dichter, Kleist eingeschlossen, so ergibt sich durch die Vergleichung selbst mit unzweydeutiger Klarheit, daß sie alle, obgleich so verschieden begabt, und jeder scheinbar andern Zwecken nachgehend, der Wirklichkeit zu entfliehen suchen, um ein höheres Leben außer den Gränzen ihrer Umgebung in einer eigenen Schöpfung zu suchen. Wir wissen wohl, daß ohne dieses Streben kein Dichter möglich sey, denn der Aufschwung von der Realität zur Idee macht erst den Dichter. Nicht auch die Darstellung im Gebiete einer edlen Vorzeit kann hier als Tadel betrachtet werden; denn jederzeit haben die Dichter gern an der Idee der Vorzeit mit Recht sich gestärkt, und an ihr sich erhoben. Es ist aber wohl zu bemerken, daß Dichter, und wären auch die der größten Art, wie wir es

wünſchen, gewählt, die Vorzeit, die ſie darzuſtellen unternahmen, vermöge ihres zwar fernen, doch ſicheren Zuſammenhanges mit der Gegenwart, in der ſie lebten, zu erfaſſen pflegten, und die Vergangenheit nicht als ein Ding an ſich, ſondern als die Mutter jener Zukunft ehrten und ins dichteriſche Leben riefen, die, nun Gegenwart geworden, welche ſie groß ſäugte, und in ehrwürdigen Kräften, die ihnen ſelbſt heilig waren, heran bildete. Wenn ſie dieſe Gegenwart oft, wie man nicht zu läugnen begehrt, verſchmähten, geſchah es, weil das, ihr eigne, von dieſen Dichtern ſelbſt mit Ehrfurcht gehegte Leben in ihr nicht zur Reinheit einer völligen Durchdringung der Aeußerlichkeit ausgebildet war, die ſie nun in ihrer Schilderung der Vergangenheit, jedem Blicke klar, zur Anſchauung brachten. Achim von Arnim hat eine eigene Virtuoſität in Darſtellung der Zeit, die auf das Ritterthum folgte, bewieſen; wie wenig er ſie aber als Mutter ſeiner eignen Lebenszeit, als heilige Wahrheit des Lebens ehrte, zeigt ſich nur zu oft an der grauſamen Willkürlichkeit, vermöge welcher er ſeine eigene Darſtellung in irgend einer despotiſchen Laune wieder umbeugte, oder theilweiſe überpinſelte und vernichtete. Daſſelbe gilt von Brentano; beyde, die einen tiefen hiſtoriſchen Sinn verrathen, wiſſen ihre eigene Darſtellung nicht vor ihrem eigenen Witze zu ſchützen, und nöthigen den Leſer ungeläutertes Salz zu ſpeiſen, wenn er eben mit ihnen an der Quelle des Lebens ſich erquickte. So verräth auch Werner plötzlich ſeine dramatiſchen Perſonen an irgend eine willkürliche Idee, die ihn übermeiſtert, und ſtürzt ſie von dem vollen Leben, in dem ſie wandelten, hinab zu den Schattengeſtalten leerer Traumgebilde. Fouqué handelt nicht auf dieſe Weiſe, er hat vor ſeinen eigenen Schöpfungen die dem Dichter gebührende Achtung; dieſe Schöpfungen ſelbſt aber ſind oft zu ſehr in Willkürlichkeit, und mit Mißkennung des Verhältniſſes von Kraft zur Milde, vom herrſchenden Geiſte zum dienenden oder ſich hingebenden, in einem eigenen Sinne ausgeführt.

All dieſen Dichtern aber iſt das ihnen rühmliche Streben, welches ſie zu wahren Dichtern erhebt, eigen, daß ſie immer das Leben, das ſie darſtellen, mit Beziehung auf das Daſeyn im Ganzen, und wäre es auch zu Zeiten ein erträumtes, zu geben bemüht ſind. Es iſt ihnen nirgends um eine kleinliche Liebe für irgend einen Günſtling ihrer Phantaſie, den ſie allerdings überall zur Anſchauung bringen, zu thun, ſondern um die Schönheit des menſchlichen Daſeyns überhaupt, wie ihnen dieſes erſcheint, und deſſen kleinen Theil ihre Darſtellung trifft. Es iſt, wenn gleich nicht überall nach richtiger Anſicht, das Leben ſelbſt der Gegenſtand, der ſie begeiſtert. Daß dieſes das Charakteriſtiſche einer

echten Dichtung ſey, iſt freylich unter uns nicht immer in Erwägung gekommen, die wir, vom Urſtamm unſerer Nationalpoeſie getrennt, bey der Einzelzeit der Form angefangen haben, und uns, wie gutwillige Schüler erſt allmälich durch Verſuche im Kleinen und Kleinſten zu Kräften brachten. Es konnte auch nicht anders werden, wenn wir aus der völligen Ohnmacht, die uns der dreyßigjährige Krieg hinterlaſſen, und bey gänzlicher Unkenntniß der künſtleriſchen Kraft unſerer Vorzeit und unſrer eigenen im Schlummer der Bewußtloſigkeit liegenden Anſicht der Welt, wieder zu künſtleriſchem Leben erwachen ſollten.

Betrachten wir aber den Gang der Kunſt aller urſprünglichen Völker, ſo finden wir dort einen andern Beginn als den, der unſerer Kunſt nach dem Verhältniß unſerer Lage wie allen Nationen neuerer Bildung geworden iſt. Ueberall ging die Kunſt bey urſprünglichen Völkern von dem Beſtreben aus, die Schönheit und Würde des Daſeyns im Großen und Ganzen zu erfaſſen, und gab dadurch einer erhabnen Dichtung das Daſeyn, die, indem ſie ſo unendlichen Zweck verfolgte, in ihrer großartigen Verbreitung dennoch der Aufgabe nicht ganz genügte, und daher ſtets für eine ſpätere Zeit Veranlaſſung ward, in geänderter Form, und in anderer Richtung das Fehlende durch den indeß veränderten und an überſchauender Kraft reicheren Geiſt der Kunſt zu ergänzen. Es entſtanden dadurch abhängige Dichtungen, die ihre Wurzel in jener großen urſprünglichen Dichtung hatten, und die wir, ſeit wir zur Kraft gelangten, einzeln nachbildeten, ohne zu bedenken, daß ſie ihren höchſten Gehalt erſt im Verein mit jener Dichtung, in der ſie bey uns nicht wurzeln können, zu erhalten im Stande ſeyen.

Die dramatiſche Kunſt der Deutſchen hatte, wie all unſer Kunſtbeſtreben überhaupt, Anfangs den Charakter eines redlichen Verſuchs nach Muſtern, die als gut anerkannt waren, und erſt Göthe hat ſie frey gemacht, und ſie eignen Gang gelehrt. Schiller hat ſie, ohne im Weſentlichen ſo tief als Göthe zu ſeyn, durch die Kraft ſeiner ſtarken Seele zu einer Höhe empor gehoben, daß ſie über widrige Zufälle erhaben zu ſeyn ſchien. Dieſe wußten ihr gleichwohl ſpäterhin beyzukommen, und ſie an ihrem innerſten Leben zu verwunden, weil ſie, wenn wir ſo ſagen dürfen, keinen geſicherten Stand hatte, und ganz iſolirt, mit den übrigen Kunſtbeſtrebungen der Zeit, die ſich gleichfalls vereinzelt ausgebildet, nur in einem loſen Zuſammenhange ſtand. Sie muß erſt von der Zukunft ihre Verſchmelzung in die allgemeinen Nationalbeſtrebungen erwarten, die ihr, als einem echt nationalen Streben, auch nicht entgehen kann. Auf einer andern Seite gründete Tieck die romantiſche Tragödie in ſolcher Fülle eines

auf sich selbst beruhenden Lebens, daß sie beynahe als eine selbstständige ursprüngliche Dichtung gelten konnte; auch sie der gesammten deutschen Dichtung ein unverwüstliches Kleinod, von Jedem werth gehalten, und oft, zur Erhebung des Gemüthes vor die Seele gerufen. Beyde indeß, weder Schiller noch Tieck, haben aus dem Schatze ihrer Dichtung eine echte Schule herausbilden können, weil sie beyde, ohne Wurzel in einer nach Nationalideen über das Daseyn im Großen sich verbreitenden Dichtung vereinzelt gestanden. Freylich ist man sehr geneigt, diese Forderung, die ihnen überdieß zu erfüllen unmöglich war, für etwas Lächerliches anzusehen, da uns die Ausbildung eines dramatischen Systems im Auslande gleichsam vor Augen steht, das ruhig sich fortbildet, ohne irgendwo einen Grund seines Bestehens als in dem Willen ihrer Gründer zu haben. Wenn es aber auch dort befriedigt, den Deutschen hat es nie wahrhaft anzusprechen gewußt, obgleich er auch bey ihm in die Lehre gegangen.

Das französische Trauerspiel, ein Werk der Ueberlegung und Berechnung des fein wählenden Geschmacks, in seiner Ausführung hauptsächlich auf die Gabe der Beredsamkeit gestützt, bedarf freylich keiner andern Grundlage seiner Schöpfungen als des freyen Entschlusses, irgend eine aus der Masse der menschlichen Ereignisse heraus gehobene Begebenheit nach den Gesetzen des Trauerspiels, wie sie in Frankreich beobachtet werden, zu bearbeiten. Würdige Haltung in den Charakteren, verständige Durchführung der Handlung, Leidenschaftlichkeit der Empfindung, von angemessener Wohlredenheit überall getragen und gestützt, beschäftigen die Geisteskräfte des Hörers oder Zuschauers hinreichend, um in ihm ein gewisses Gefühl der Befriedigung hervorzubringen, wenn er, andere Forderungen beseitigend, nur dasjenige berücksichtigt, was das französische Trauerspiel sich selbst als Aufgabe gesetzt hat. Indem nämlich die großen Tragiker Frankreichs sich die Tragödie Griechenlands als Vorbild gewählt, diese aber abgerissen von dem Ganzen hellenischer Poesie als eine isolirte Erscheinung betrachteten, sahen sie mit Aristoteles, der dasselbe gethan, in der Tragödie nur die Darstellung eines unglücklichen Menschenschicksales, in großartiger Einfachheit durchgeführt. Mehr von der Natur für die Beredsamkeit als für Poesie ausgestattet, mißkannten sie die wesentlichen Vorzüge der beyden erstern Tragiker, und folgten der Fahne des Euripides mit eigensinniger Vorliebe. Die größere Leidenschaftlichkeit der Darstellung und das mehr auf Beredsamkeit gerichtete Streben dieses Dichters mußte überhaupt einer Nation, wie die französische, vorzüglich zusagen. In Zweckmäßigkeit der Anordnung des Ganzen, nach den einmal gefaßten Begriffen von dem nothwendigen Charakter

des Trauerspiels, suchten sie ihn zu übertreffen, und vollendeten mit großem Geistesaufwande in ihrer Tragödie ein in sich abgeschlossenes Ganze von so auffallenden Vorzügen, daß keine der übrigen gebildeten Nationen Europas es sich versagen konnte, dieses Kunststück menschlichen Scharfsinnes nachzuahmen, und nach ihrer Weise weiter fortzubilden. Wir verdanken diesem Bestreben in Deutschland mehrere schätzbare Werke, in welchen das französische Trauerspiel, wenn gleich vielleicht ohne bestimmten Willen des Dichters, zwar als Norm angenommen, aber die zu gesuchte Würde der Diktion, und die übertriebene Leidenschaftlichkeit, welche dasselbe oft entstellen, mit Glück vermieden worden ist.

Die Kunstversuche, welche die Deutschen unmittelbar auf das griechische Trauerspiel selbst, in Nachahmung des Wesentlicheren seiner Form gründen wollten, haben wohl lehrreiche Studien, aber keine Werke hervorgebracht, welche, wie das französische Trauerspiel und dessen deutsche Nachbildung, allgemein wirkend, oder wenigstens für die Technik von entschiedenem Einflusse gewesen wären. Denn um die zwar allerdings geistreich aufgefaßte Form, welche neuerer Bildung ganz fremd geworden war, konnte es dem Deutschen eigentlich eben so wenig zu thun seyn, als um jene in diesen Trauerspielen schroff hingestellte Idee eines vernichtenden Schicksals, welche, durch die höhere Lehre des Christenthums seit beynahe zwey Jahrtausenden zu nichte geworden, wohl einen unwillkommenen Schauder in die Gemüther warf, aber keinen Glauben an dasselbe erwecken konnte. Solche Werke bedurften daher immer einer etwas gezwungenen Versetzung in eine fremde Denk- und Gefühlsweise; eine mißliche Bedingung, da alle Poesie unmittelbar zur Wurzel des Lebens selbst dringen, und nicht durch Um- und Nebenwege dahin geleitet werden soll.

Dem französischen Trauerspiele konnte in dieser Hinsicht auch nur ein untergeordnetes Verdienst zugeschrieben werden. Wir verstehen aber, nach einem, wie wir glauben, richtigen Maßstabe der Schätzung, unter französischem Trauerspiele jene Gattung der Tragödie, welche es auf sich nimmt, mit Nichtbeachtung des menschlichen Daseyns im Großen und Ganzen, durch Darstellung des isolirt hingestellten Schicksals des Einzelnen des Geschlechts, durch erregte Bewunderung und Mitleid für den Helden, den die Darstellung trifft, poetische Wirkung hervor zu bringen. Dieß ist der Erkennungspunkt und die wahre Gränzscheide einer Kunstgattung, welche, zwar angeregt durch die Poesie eines benachbarten Volkes, ihr Heil in Befolgung einer Regel suchte, schon in ihrem Beginne nach Theorien zu bauen begann, und daher keinen Stützpunkt weder in der Poesie des eigenen

Volkes der Heimat, noch in den Wundern der Vorzeit seiner Geschichte finden konnte. Sie ward dadurch eine egoistische, sich selbst belächelnde und nach Beyfall als ihren letztem Zweck geizende Kunst, in manchem edlen Deutschen aber, der ihr nachstrebte, eine auf sich selbst beschränkte Erscheinung, von dem großen Zusammenhange der vaterländischen Poesie losgelöst, und auf ihre eigenen Mittel beschränkt und zurückgewiesen.

Die vom griechischen Trauerspiele und von Aristoteles entlehnten Grundsätze, nicht zwar jene über Einheit der Zeit und des Orts, wohl aber über Einheit der Handlung und über deren Leitung zum Zwecke einer sittlich schönen Rührung sind überhaupt dieser Kunstgattung so wesentlich, daß wir sie überall, auch wo die Kunde des griechischen Trauerspieles nicht hingedrungen, befolgt sehen: die Sakontala folgt in dieser Hinsicht denselben Grundsätzen, welche aus den Werken des Sophokles hervorgehen, und Shakespeare und Calderon haben, was die Grundeigenheit ihrer tragischen Werke betrifft, nach denselben Ansichten gearbeitet, als jener erhabene Meister der Kunst. Das geheimere Leben der Werke dieser Genien ist aber unter sich durchaus verschieden, nicht zwar in Folge zufälliger Verschiedenheit des Geschmacks, obwohl auch diese bedeutenden Einfluß zeigt, oder der Nation und der Zeit, der sie angehören, welche gleichfalls das Siegel ihrer Eigenthümlichkeit jenen Werken aufprägten, sondern entweder vermöge ihres verschiedenen Zusammenhanges mit einem auf die verschiedene Ansicht des Lebens selbst begründeten Gebäude der bereits wesentlich ausgebildeten Nationalpoesie, oder vermöge der unmittelbaren Begründung der tragischen Kunst auf die Ereignisse des Lebens selbst, aus welchen, wie aus einem großen Epos, die Tragödie Shakespeares hervorging.

In welcher inniger Wechselwirkung Religion, Philosophie und Kunst stehen, ist bereits von der Kritik unserer Zeit so oft und so gründlich dargethan worden, daß es unnöthig scheint, hierüber sich noch auf Beweise einzulassen. Die Kunst insbesondere kann keinen andern Zweck haben, als indem sie die Schönheit des Daseyns in würdiger Begeisterung feyert, die unendliche Schönheit im Endlichen des irdischen Lebens durch ihre Schöpfungen nachzuweisen, und die vergängliche Welt auf diese Weise an den Himmel zu knüpfen. Sie hat jederzeit und überall diese heilige Pflicht erfüllt, so lange das Volk, bey welchem sie blühte, selbst noch in unverdorbener Kraft, die Schönheit und Würde des Daseyns bewahrte, und Entartung von sich ferne hielt. Sie war auch überall ein Ganzes, weil sie nur einen und denselben Zweck mit naiver Sicherheit des Gefühles verfolgte. Dieselbe Verherrlichung ritterlicher Größe, jene Feyer des Christenthums und der

Liebe, welche die Jugendzeit der Kunſt aller deutſchen und der durch Germanen erneuerten Völker belebte und durchglühte, und durch welche insbeſondere die Spanier, im Kampfe mit den Mauren, ihr Daſeyn im eigentlichſten Verſtande begründeten, herrſcht in der Romanzenwelt der Caſtilier, und in den Trauerſpielen Calderons. Letztere ſind eine großartige Durchführung und Vollendung desſelben Strebens, das in der Romanze ſich zu entfalten verſucht hatte, aber der dramatiſchen Form bedurfte, um überall ergänzt, und in Innigkeit des Gefühls durchglüht, der Nation vorzuleuchten, deren Leben ſie gegründet und geleitet hatte, und nun, zur künſtleriſchen Anſchauung gebracht, ihr mit verdoppelter Kraft als deutlich erſchaute Richtſchnur des Lebens vorſchweben ſollte.

Es iſt dieß die natürliche Aufeinanderfolge der verſchiedenen Arten der Dichtkunſt bey allen Völkern, welchen das Glück zu Theil ward, ihre Kunſt in ununterbrochener Entwicklung zu vollenden. Die einfache Auffaſſung des als ſchön oder mehr noch als erhaben erkannten Lebens entwickelt ſich, nach vorher gegangenen Verſuchen, eine religiöſe Anſicht des Daſeyns zu erfaſſen, zuerſt in angemeſſener Darſtellung, und gibt dem Epos das Daſeyn. Hierauf von Beſchauung der äußern Erſcheinung des Lebens zur innern Tiefe des eigenen Seyns zurück gewandt, feyert die Kunſt den herrlichen Reichthum des menſchlichen Gemüths in den mehr oder weniger gewaltſam hinſtrömenden Ergießungen der lyriſchen Poeſie, von hier wieder zur Darſtellung der Begebenheit zurück kehrend, nicht aber, wie ſie das Epos entwickelte. Auf die innerſte Eigenthümlichkeit der Gefühle eingehend, wozu die Lyrik gleichſam den Weg gebahnt hatte, bemüht ſich nun die Kunſt den Zwieſpalt des Lebens ſelbſt darzuſtellen, um ihn großartig wieder aufzulöſen, und die ewige Harmonie alles Seyns auf dieſe Weiſe für den Beſchauer unerſchütterlich zu vollenden. Die ſolchen Zwecken nachſtrebende dramatiſche Poeſie, auf das Epos, als den Boden ihres Wachsthums geſtützt, wird natürlicher Weiſe nach Verſchiedenheit des Epos ſelbſt, aus dem ſie hervorging, eine verſchiedene Geſtalt annehmen müſſen, da ſie eigentlich den Kunſtkreis des Volks, bey dem ſie blüht, nur zu vollenden beſtimmt iſt. Sie iſt im eigentlichen Verſtande Kunſtprodukt, und das Ergebniß der höchſten Geiſtesbildung eines in ſeinen Gefühlen gereinigten und über ſich klar gewordenen Volkes, deſſen Eigenthümlichkeit ſich hier nur in vollendeter Beſtimmtheit, im Grunde aber in derſelben Art, wie früher im Epos geſchehen war, ausſpricht.

So trägt, um die Bemerkungen über die Tragödie der Spanier weiter fort zu führen, der kunſtreiche Bau dieſer Schöpfung die unverkennbaren Merkmale ſeiner Bildung aus der einheimi-

schen Romanze. Diese vertrat den Spaniern die Stelle des Epos. In einer wild bewegten Zeit entstanden, die keinen ruhigen Ueberblick des Lebens gestattete, zur Feyer von Handlungen bestimmt, die, wiewohl alle von gleichem Geiste durchdrungen, dennoch vereinzelt, in mannigfaltigster Verschiedenheit ins Daseyn traten, war sie eben so wenig geeignet, in epischer Klarheit sich zu entfalten, als wie die Rhapsodien des hellenischen Epos in ein Ganzes, die Verherrlichung einer einzigen großen Nationalbegebenheit zusammen zu wachsen. Sie war überdieß zugleich eben so sehr lyrisch als episch, und verweilte gern bey Darstellung der Tiefe des Gefühls, in welcher Beziehung sie eigentlich die erzählte Begebenheit berücksichtigt. Das Schauspiel der Spanier trug daher auch alle Eigenheiten seines Epos, aus dem es hervorgegangen war. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, im vorzüglichen Grade innerlich; es unterwirft alles der Idee, welche es darzustellen strebt, mit einer gewissen Willkür der Anordnung, so daß es die Begebenheit selbst nur als ein Mittel des Ausdrucks behandelt, und daher auch selbst in ihrer populärsten Gestalt symbolisch ist. Nicht von einer ruhigen Ueberschauung des Lebens ausgehend, sondern vielmehr von tief aufgeregter Empfindung, der eine stürmische Begeisterung folgt, zeigt es selten das innere Gleichgewicht der Geisteskraft, sondern lyrischen Erguß, vollendetes Hinüberneigen nach der einen Richtung, die es sich gewählt hat. Die meistens höchst geschmückte Sprache ist oft bis zur äußersten Gränze des Ausdrucks empor gehoben, beynahe die Möglichkeit des natürlichen Ausdrucks überschreitend; die Charakteristik aber, dem gemäß, wenn gleich mit großer Sicherheit, doch mit einer nur allein in ein solches System passenden Willkür behandelt, die sie als nur dienende Gehülfin eines außer ihr liegenden Zweckes erscheinen läßt. Dabey sucht dies Schauspiel zugleich dasjenige, was dem Epos, aus dem es hervorging, mangelte, freylich vermöge eines nicht zum Bewußtseyn des Dichters gelangten Strebens, nachzuholen, und zu ersetzen. Daher, wie bereits anderwärts bemerkt wurde, jene dem dramatischen Kunstwerke an sich fremde Fülle epischer Darstellungen, jene hoch geschmückten Schilderungen und Erzählungen, in welchen sich die dramatischen Personen Calderons gefallen, und auch dem Publikum Calderons gefallen mußten, das in ihnen ein im Epos nicht gestillt gewesenes Bedürfniß befriedigt fand.

Diese kurze Entwicklung der Natur des spanischen Schauspiels, der freylich vieles fehlt, um für umfassend gelten zu können, mag indeß hinreichend zum Erweise der Behauptung seyn, daß, wo der Gang, den die Poesie eines Volkes nimmt, nicht durch ungünstige Verhältnisse gestört wurde, diese sich als ein

fortlaufendes, in seinen Theilen sich stützendes Ganzes ausbilde. Die tiefsinnigen Untersuchungen Friedrich v. Schlegels über den Charakter des hellenischen Epos haben überhaupt, selbst ehe noch sein Werk über die Geschichte der griechischen Kunst, zu dem sie gehören, ans Licht trat, durch die Anwendung der darin enthaltenen Grundsätze in der Recension des Götheschen Werkes Hermann und Dorothea den Begriff von epischer Dichtkunst umgewandelt, und neues Licht über diesen Urstamm aller Dichtung verbreitet. Die verschiedenen Zweige der Poesie, wie wir sie zu sondern und zu bezeichnen pflegen, sind damit zugleich in neuen Beziehungen zu einander erfaßt worden. Der große Zusammenhang aller Poesie unter sich wurde erst, wie Recensent glaubt, seit jener Zeit vollständig erkannt, und deren wahres Verständniß eröffnet. Wenn man daher durch so fruchtreiche Arbeiten tiefer in die Wesenheit aller Dichtung eingeführt, überhaupt bey Betrachtung der Kunsterzeugnisse eines Volks jedes Einzelne auf das Ganze bezieht, und nur in dieser Beziehung würdigen will, so ist dieß heut zu Tage eine unter uns eben so gewiß anerkannte als die einzig richtige Weise der Beurtheilung. Das Trauerspiel wird eben so, wie jede andere Dichtungsart eines Volkes, nur als ein integrirender Theil der ganzen Masse seiner Poesie betrachtet werden können, sich auf frühere Kunsterscheinungen stützen, aus welchen es hervorging, und auch, wenn es ganz begriffen werden soll, in Beziehung auf diese betrachtet werden müssen.

Das Trauerspiel der Griechen liefert den merkwürdigsten Beleg zur Begründung dieser Ansicht. Gewöhnlich wird es seit der Wiederauflebung der Literatur in Europa isolirt, als eine für sich bestehende Kunsterscheinung betrachtet, und gab daher zu einer einseitigen Ansicht der Kunstgattung, welche die Franzosen praktisch auszuführen bestrebt waren, Veranlassung. Ist aber eine willkürliche Entstehung einer Kunstgattung auch wohl etwas im Reiche der Möglichkeiten denkbares? Die griechische Dichtkunst begann wie jede, die nicht im Wege der Nachbildung auswärtiger Kunst, sondern aus dem natürlichen Gange der einheimischen Bildung hervorschreitet, mit dem Bestreben, das Geheimniß des Daseyns zu erfassen, und in religiöser Begeisterung hinzustellen. Vielfältig mit der gleichzeitigen noch jugendlichen Wissenschaft Hand in Hand gehend, oder mit ihr zu einem Wesen verschmolzen, war sie zu gleicher Zeit belehrend und begeisternd: eine Führerin zur Erkenntniß des Ueberirdischen; daher in gewissem Sinne eine Geheimlehre; episch, wenn gleich noch nicht in rein geschiedener Form der erst später zur Vollendung ausgebildeten Gattung. Bald, eben ihres Inhalts wegen, mehr und mehr ausschließend

von den Priestern für engere Kreise der Wissenden bewahrt und der Menge entzogen, wandte sich der indeß überall in Bildungen rege Geist der Dichtkunst an die Feyer der Nationalkraft, an die Darstellung des indeß in mannigfaltiger Schönheit entfalteten Lebens, und gab jenen großen Erscheinungen das Daseyn, welche das eigentliche hellenische Epos bilden. Die Kunst war weltlich geworden, und wie sie die Götter selbst in einer von der alten Ansicht sehr entfernten Weise dem Leben der Menschen näher brachte, und sie in das neue Reich heiterer Schönheit einbürgerte, vermied sie auch Alles, was diese Ausgleichung des Zeitlichen mit dem Ewigen stören konnte. Es entstand auf diese Weise eine heitere Ansicht des Lebens, welche der äußern Erscheinung einen verhältnißmäßig zu großen Werth beylegte, und die in derselben vorwaltende Disharmonie mit zu williger Nichtbeachtung der Erwägung entzog. Sie wirkte entscheidend auf die Ausbildung der hellenischen Kunst überhaupt, obwohl sie auf die Dauer in ihrer kindlichen Sorglosigkeit nicht bestehen konnte. Schon im Hesiod erkennt man ein Zurückstreben der Kunst nach ihrem alten Stoffe religiöser Belehrung, ein Streben, das Daseyn in seiner Unterordnung unter eine höhere Macht zu betrachten, die im Homerischen Epos freylich überall angedeutet sich vorfindet, weil sie nicht ganz umgangen werden konnte, aber nicht in ihrer frühern erschütternden Wahrheit dargestellt worden war. Die gleichfalls erfolgende Ausbildung der lyrischen Kunst schloß die Tiefen des Gemüthes auf, und stellte damit eine neue Welt der Erscheinungen jener epischen gegenüber. Die grelle Disharmonie zwischen den Anforderungen des Menschen an das Leben, und dem, was es ihm eigentlich werden konnte, ergriff das Bewußtseyn in ihrer ganzen Stärke, und forderte eine andere Ausgleichung, als das bestehende Epos zu geben vermochte. So trat dann der Mensch in der Tragödie mit dem Schicksale, welches das Leben leitete, in dem er zu Grunde ging, in den Kampf, um die Selbstständigkeit und Würde seines Daseyns, mit ihnen sein eigentlich unzerstörbares Glück im Bewußtseyn zu retten. Hätte die früheste religiös-epische Poesie der Hellenen einen würdigen, zugleich die innersten Tiefen religiöser Gefühle berührenden, und auf das Mißverhältniß individuellen Glückes zum Ganzen des Daseyns eingehenden Stoff im äußeren Daseyn des Volks, eine hehre, auch in obiger Hinsicht bedeutungsreiche Nationalbegebenheit gefunden, oder aufgefaßt, in dessen Darstellung sie auch das Verhältniß der mannigfaltig bewegten Menschenwelt zu jenem höheren Seyn überirdischen Lebens einer sinnvollen Götterwelt hätte der Anschauung öffnen können, oder wäre es möglich gewesen, daß die hesiodische Dichtung und jene der Homeriden zu solcher Vol-

lendung im Umfange sowohl als poetischer Harmonie hätte gedeihen können, wie das Homerische Epos, so wäre eine andere Tragödie entstanden, als wie sie Aeschylus geschaffen, und Sophokles zur Vollendung gebracht. So aber fanden diese Dichter eine Darstellung der Welt und des Lebens vor sich, welche der theuersten Anforderungen des Menschen nur leise Erwähnung that. Die ganze Macht der neuen Dichtung beschränkte sich auf die Ausfüllung dieser großen Kluft, welche zwischen den Anforderungen des Menschen an das Leben, und dem was dieses ihm leistete, gelassen war. So entstand jene erhabene Tragödie; ein wahres Gemälde der Trauer, zugleich die kräftigste Rechtfertigung menschlicher Größe und Würdigkeit; als deren beyde äußersten Grenzpunkte der gefesselte Prometheus (der laute Schrey des Unmuths gegen die niederdrückende Gewalt überirdischer Macht) und Oedip auf Kolonos (die Versöhnung des Menschen mit der Gottheit, die Auflösung des Schicksals in die Idee einer Vorsehung; daher die willige Unterwerfung des Endlichen, Individuellen unter die Unendlichkeit der Göttermacht und das der Menschheit gegebene Gesetz) zu betrachten sind. Eng beschränkt auf wenige Motive und auf den Umkreis einzelner Menschenschicksale ist diese Tragödie; sie hatte aber im Homerischen Epos eine so mannigfaltige reiche und blühende Welt des Lebens als Grundlage ihres eigenen Daseyns, allen Gemüthern klar und gegenwärtig, daß sie sich begnügen konnte, Supplement desselben zu seyn, um in dem, was sie selbst leisten wollte, durch Verfolgung eines einseitigen Zwecks desto tiefer und erschütternder zu wirken.

Diese Tragödie darf aber, allgemein gültige Regeln der Gattung selbst ausgenommen, nicht überhaupt als Vorbild und Muster gelten, wenn von unserer Zeit die Rede ist, der andere Bedürfnisse und ein anderes Feld der Arbeit gegeben wurden. Es kann für unsere Zeit eben so wenig die wohl gewählte Beschränkung des griechischen Trauerspiels auf die einfachsten Darstellungsmittel, als jenes Verharren bey einem einzelnen Menschenschicksale als Regel gelten. Wenn gleich reich an wahrhaft epischen Dichtungen unserer ehrwürdigen Vorzeit, besitzen wir doch kein Epos, welches, seinem Geiste und seiner Ausführung nach, dem Leben der Gegenwart so verwandt wäre, daß diese einen Spiegel ihres Seyns in jener großartigen, doch zu fern stehenden Poesie erblicken, und ein dramatisches Lebensgemälde unmittelbar an dasselbe anknüpfen könnte. Wir sind vielmehr durch das Mißgeschick der Jahrhunderte von dem Urstamme unserer Poesie so lange und so gänzlich getrennt gewesen, daß wir ihrer gänzlich vergaßen, und wie die Armuth, die nichts im Hause vorfindet, in der Fremde Hülfe suchten. Indeß hat die Gewalt der an er-

ſchütternden Begebenheiten jeder Art reichen Zeiten ihren Einfluß auf die Völker ausgeübt, und ſie allmälig neu umgebildet; es iſt ein anderes Leben bey uns geworden, als z. B. jenes der Nibelungen, aus welchen deutſcher Sinn wohl Belehrung, ja Erneuerung urſprünglicher Kraft ſchöpfen, an welche er aber keine populäre Dichtung knüpfen kann. Unſere dramatiſchen Dichter ſind daher eben ſo, wie Shakeſpeare ſeiner Zeit es geweſen, von ihrer poetiſchen Vorzeit durch die Kluft erarmter Jahrhunderte getrennte, und auf ſich ſelbſt angewieſene Prieſter der Kunſt; berufen, ein Bild des Lebens zu geben, ein großes zwar und umfaſſendes. Keine in ihren Reſultaten glückliche Kunſtgebilde epiſcher Art beſitzen wir, die ihnen vorausgingen, die wenigſtens eine Seite des Lebens der bewundernden Anſchauung hinſtellten, die, als ſanfter oder auch glanzvoll erhabener Wiederſchein des Daſeyns anerkannt, dem Volke werth und lieb geworden wären, und auch, was eben ſo wichtig iſt, die Dichter ſelbſt nach dem gemeinſamen über das ganze Volk verbreiteten Geiſte dieſer Dichtung heran gebildet hätten.

Shakeſpeare fand, als er auftrat, keine große Dichtung vor ſich, welche ſich über das Ganze des Lebens verbreitete. Sein erhabner Geiſt konnte nicht Stückwerk eines Stückwerks liefern, und da er in ſich den Beruf fühlte, menſchliche Handlungen auf der Bühne zur Anſchauung zu bringen, mußte er ſie zugleich als Begebenheit auffaſſen und darſtellen, da er kein Epos vor ſich fand, in welchem dieſe Aufgabe gelöst geweſen wäre. Dieſem gemäß wurden die Zwecke ſeines Schauſpiels viel ausgedehnter als jene der griechiſchen Tragödie, weil er auch das, was bey den Griechen Aufgabe des Epos war, zu leiſten hatte, und zwar in Einem großen Ganzen ausführen ſollte, was dort in zweyen unter ſich ſtreng getheilten Hälften zur Vollendung gebracht war. Sein Schauſpiel ward daher, nicht wie die Tragödie der Griechen eine abgeleitete, ſondern eine urſprüngliche, auf ſich ſelbſt beruhende Dichtung. Der Hintergrund desſelben iſt, gleich dem Hintergrunde des helleniſchen Epos, die Sage und Geſchichte, in einem andern Sinne zwar, als beyde auch der Hintergrund des helleniſchen Trauerſpiels genannt werden könnten. Dieſes ſtellt zwar die mythiſche, oder hiſtoriſche Begebenheit dar, nicht aber um ſie als ſolche geltend zu machen, da dieſe Aufgabe ſchon im Epos gelöst worden, ſondern um den Menſchen in ſeinem Verhältniſſe zu ihr zu ergründen, und die Selbſtſtändigkeit des menſchlichen Geiſtes an ihr, wenn auch mit Aufopferung des Lebens und der theuerſten Güter desſelben, zu bewähren. Shakeſpeare im Gegentheile findet in der Darſtellung der Begebenheit ſelbſt die würdige Aufgabe ſeines Dichterberufs. Wenn

er als dramatiſcher Dichter die tiefe Begründung der Charaktere und die mächtige Darſtellung des ihnen gewordenen Loſes nicht kann vermeiden wollen, ſo iſt ihm doch beydes nicht die Hauptſache, ſondern er ſucht das Schöne oder Erhabene, welches er über ſeine Kunſtbildungen aus reichem Füllhorn verbreitet, vorzüglich in der Darſtellung der Begebenheit mit verſchwenderiſcher Ausſtattung dem Gefühle wie der Phantaſie hinzuſtellen. Es iſt ihm ſtets und überall darum zu thun, das Leben im Großen und Ganzen zu verherrlichen, und er leiſtet dieß auf eine ſo bewunderungswürdige Weiſe, daß diejenigen, welche durch die den Franzoſen nachgebildete einſeitige Tragödie verwöhnt ſind, in dem durchaus konſequenten, aus jenem einzigen Mittelpunkte großartiger Weltanſchauung herausgebildeten Ganzen, weil ſie dieſen nicht gefunden, durchaus keinen Anfangspunkt des Verſtändniſſes des Dichters finden können, der, eine zwar blendende, aber unbegriffene Erſcheinung an ihnen vorübergeht.

Bey Shakeſpeare alſo, der ſeine Dichtung unmittelbar auf das Leben ſelbſt begründete, und in ihr ein Bild des Daſeyns ſelbſt aufſtellen wollte, iſt die dramatiſche Kunſt das erſte Mal, ſeit überhaupt europäiſche Völker Poeſie bey ſich erwachen fühlten, ſelbſtſtändig als eine unabhängige Kunſt aufgetreten, und zwar in einer ſo erhabenen Form, daß es überhaupt für den Deutſchen ſchwer ſeyn müßte, in freywilliger Beſchränkung eine mindere Trefflichkeit zu ſuchen, als er in einem ſo hohen Vorbilde zur dauernden Steigerung ſeines ganzen Weſens kennen lernte. Er hat überdieß, wenn wir hier auch die oben berührte Schwierigkeit, ſich an das nationale Epos anzuſchließen, nicht erwähnen wollen, hiezu noch eine unabweisliche Aufforderung. Die großen Begebenheiten der letzten Jahrhunderte haben die Sonderung des Privatlebens von dem großen Gange der Ereigniſſe auch in der poetiſchen Anſchauung beynahe unmöglich gemacht. Es iſt ein neuer Sinn für die Geſchichte aufgegangen, der die Begebenheiten der entfernteſten Vorzeit wie die der nächſten Gegenwart unter einen Geſichtspunkt bringt, von wo aus das Leben in ſeinem mannigfaltigen Wechſel der Erſcheinungen in großartiger Einheit als eine und dieſelbe fortgeſetzte Entwicklung einer hohen Führung der Gottheit ſich kund gibt; von wo aus das Loos und die Kraft und Bildung des Einzelnen, und wären ſie die bedeutendſten und inhaltsvollſten, nur als untergeordnet zum Ganzen betrachtet werden können. Wer daher ein würdiges Bild aus dem Leben zur dramatiſchen Darſtellung entlehnen will, wird dieß, wenn er wirklich und vollſtändig befriedigen will, kaum anders als durch ernſte Mitberückſichtigung des Ganzen, zu dem dieſes als Theil ſich verhält, bewerkſtelligen können. Er wird dadurch ſeinem

Kunstwerke die höchste Bedeutung, die inhaltreichste Fülle und zugleich eine auf sich selbst beruhende Vollendung geben, die er auf anderem Wege nicht erreichen kann. Er ist hiermit, bey dem großen Ziele, das er sich gewählt, und das ihn nur des gleichen Strebens nach voller Ueberschauung des Daseyns in dessen edelstem Verhältnisse fähig macht, vor den düstern Abwegen derjenigen geschützt, die, in Begierde etwas dramatisch Bedeutendes zu liefern, ihr Heil in Erregung des Schmerzes, der Erschütterung, des Aechzens jeder Art suchen: die, indem sie so unwürdige Abwege wandeln, und an sich selbst den Ruin edler Kräfte, den Hinsturz menschlichen Strebens zeigen, für Leser und Beschauer zur Tragödie werden.

Uhland.

Herzog Ernst, Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Ludwig der Baier, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Der Verfasser dieser in Deutschland überall gekannten und geschätzten Trauerspiele findet sich dennoch in Hinsicht derselben, dem Leser gegenüber, nicht selten in einer ihm nicht zusagenden Lage; indem das beyden Werken eigenthümliche Verdienst nicht in seinem ganzen Gehalte anerkannt ist. Es fehlt Vielen in diesen Werken von geringer Ausdehnung jene tief eingreifende Macht der Leidenschaftlichkeit, jener blendende Glanz der Rede, welche man in Schiller zu bewundern pflegt, und in dessen Nachahmern als einziges Ziel mühevoller Bestrebungen wiederholt findet. Es findet sich auch in denselben nichts von jener sich selbst belächelnden Schönheit, welche bey den Gestalten ihrer Begeisterung gleichsam in stiller Beschauung verweilt, und sich ihr im Verlaufe des Gesprächs kaum allmälig im Uebergange zu neuen Bildungen entwindet. Eben so wenig wollen Handlung und Charaktere etwas anders seyn, als was die Natur der Sache begehrt, ja beyde verweilen mit einer gewissen Hartnäckigkeit bey dem Nothdürftigsten, und zeigen einige Sprödigkeit und Härte der Ausführung. Was aber noch mehr als dieß befremdet: die Helden dieser Tragödien zeigen gar keinen Aufschwung der Begeisterung, wie man ihn bey uns zu hören gewohnt ist; sie versenken sich keinesweges in studirte Betrachtung ihrer selbst, in jene psychologischen Deduktionen, die unsern Helden nicht selten weit eher einen Anspruch auf irgend eine Lehrkanzel als auf das Schlachtfeld zu geben scheinen; sondern was in diesen Schauspielen vor sich geht, geschieht eben ganz einfach, ohne viele Worte. In diesen bedeutenden Unterlassungen ist vermuthlich auch der Grund zu suchen, warum der schlichte Ludwig der Baier sich vor

dem einheimischen Gerichte keinen Preis gewinnen konnte: die reichhaltigen und breitgeschmückten Reden seines Gegners trieben ihn, er mochte selbst darüber erstaunen, aus dem Felde. Es ist dieß aber, wie man zu sagen pflegt, nur der Lauf der Welt, und darf Niemand, der mit menschlicher Gebrechlichkeit vertraut ist, zu sehr befremden, oder entrüsten.

Das Trauerspiel, Herzog Ernst, hätte vielleicht bey Manchem die Erwartung erregen dürfen, daß dieser Held einer ruhmvollen Vergangenheit, durch die Last seines Schicksals so sehr Liebling des Volks geworden, daß es sein Leben in den Kreis wundervoller Dichtungen hinüber zog, und das zu Düstere seines Verhängnisses in die Rosengewölke der Märchenwelt verbarg, auch hier in der neuen Dichtung romantische Bedeutung erhalten, und durchdrungen von dem mildernden Geiste einer im schönsten Verstande das Leben schmückenden Phantasie als Held der Sage auftreten würde. Der Dichter sah aber in ihm nur den Mann der Geschichte. Die reiche Sage will er zwar nicht übergehen, doch dient sie ihm nur den Hang des Volks zu dem edlen Kämpfer zu beweisen oder zu deuten. Sie ist in den wenigen Worten enthalten, die den Kaiser auf den großen Anhang seines Stiefsohns im Volke aufmerksam machen sollen, da dieses nicht an Ernsts frühere Gefangenschaft glaube, und das schnelle Ergrauen seines Haares der sengenden Sonne eines fernen Himmelsstriches zuschreibe:

Durch eines finstern Berges Eingeweid
Hab' ihn auf schwankem Floß der Strom gerissen,
Der riesge Greif entführt' ihn durch die Wolken;
An dem Magnetberg fuhren seinem Schiff
Die Nägel aus, daß es in Trümmern ging;
Mit Völkern von unmenschlicher Gestalt
Hat er gekämpft, und manchen Sieg erlangt.
Was je ein Pilger Seltsames erzählt,
Das wird auf eures Sohnes Haupt gehäuft,
Und dieser Schein des Wunderbaren zieht
Leichtgläubige Gemüther mächtig an.

Wenn wir nun den Inhalt des Trauerspiels anzeigen, geschieht es weniger um ihn bekannt zu machen, als um unsere Bemerkungen mit größerer Sicherheit folgen lassen zu können. Das Werk beginnt mit der Bitte der Kaiserin Gisela um die Befreyung Ernsts, ihres Erstgebornen aus einer frühern Ehe, bey Kaiser Konrad dem Salier, ihrem Gemahle. Es ist gerade der Krönungstag ihres gemeinsamen Sohnes Heinrich, der ihm das Recht der Nachfolge auf dem Kaiserthrone sichert. Die dem Trauerspiele vorausgegangene Handlung ist aber diese: Konrad hat die Gisela als Wittwe geheiratet. Sie war

mit Herzog Ernst dem Aeltern vermählt gewesen, der auf der Jagd, von Adalbert von Falkenstein, einem schwäbischen Ritter, als dieser ein Wild erlegen wollte, durch einen Fehlschuß tödtlich getroffen, sein Leben verhauchte. Aus dieser ersten Ehe hatte Gisela zwey Söhne: Herzog Ernst den Jüngern, den Helden der Tragödie, und Hermann. Der Oheim Gisela's, Rudolph, König von Burgund, hatte noch bey Lebzeiten Kaiser Heinrich den Heiligen zum Erben der Krone Burgunds eingesetzt, der Kaiser war aber vor ihm gestorben. Der Nachfolger im Reiche, Kaiser Konrad der Salier, sah diese Erbeseinsetzung als eine dem Reiche geschehene an; dessen Stiefsohn, Ernst Herzog von Schwaben, wollte sie als der Person des Kaisers, nicht aber dem Reiche verliehen, betrachtet wissen, und sah sich daher, als nächster männlicher Verwandter des verstorbenen Kaisers, für den rechtmäßigen Nachfolger Rudolphs auf dem Throne von Burgund an. Der noch lebende Rudolph gab keine Entscheidung, und Ernst hatte zur Vertheidigung seines Rechts zu den Waffen gegriffen, war von den Seinen, Graf Wernern von Kyburg seinen Freund und Lehrer, ausgenommen, plötzlich verlassen worden. Werner fiel in die Reichsacht, und irrte bannflüchtig im Lande herum; Herzog Ernst ward gefangen gesetzt, und ergrauete in den Jahren seiner Jugend im Kerker.

Im Beginn des Trauerspiels, als die edle Kaiserin für den unglücklichen Sohn vorbittet, erklärt Konrad, er habe ihn bereits selbst frey gesetzt, doch müsse sie, solle ihr Sohn dieser Freyheit genießen, ihm, dem Kaiser, feyerlich angeloben, daß wenn Ernst die Bedingungen seiner Freylassung nicht genehmigen wolle, sie ihn nicht zu retten suchen werde. Sie gelobt es. Die Belehnung mit dem Herzogthume Schwaben erfolgt; Herzog Ernst bewilliget die Verzichtleistung auf Burgund, entsagt der Rache gegen die treulosen Vasallen, die ihm am Tage, wo es galt, verlassen hatten; da er nun aber auch schwören soll, und zwar bey Androhung der Reichs- und Kirchenacht, Wernern von Kyburg in Schwaben nicht zu dulden, ja ihn gefänglich einzuliefern, weigert sich der bis jetzt still duldende Ernst mit entschiedener Verneinung:

Die Luft des Kerkers, die ich eingehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft;
Wohl bin ich mürbe worden; doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriethe, der mir einzig Treue hielt.

Als nun der Kaiser das Herzogthum dem jüngern Bruder Her-

mann verleiht, über Ernſten die Achtserklärung ausſpricht, ſeinen Handſchuh in die Verſammlung mit den Worten wirft: Ernſt möge, wie dieſer Handſchuh zertreten werde, zertreten ſeyn, und nun die Biſchöfe über ihn den Bann der Kirche mit allem Schauder des ſchreckenvollen Akts (hier ein Meiſterſtück der Darſtellung) herab rufen, ſcheidet Ernſt mit den düſtern Worten:

Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
An meine Ferſen heftet ſich der Tod,
Und unter Flüchen krachet mein Genick;
Vom Werner laß ich nicht.

Der zweyte Aufzug zeigt Ernſten landflüchtig an der Heerſtraße. Odo, Graf von Champagne, der gleichfalls nach der Krone Burgunds ſtrebt, kommt, mit Graf Hugo von Egisheim im Geſpräche. Letzterer, der Vater Edelgards, welche Ernſt einſt die Seine zu nennen gehofft hatte, mahnt Odo, von ſeinem kühnen Beginnen, in Hinſicht Burgunds, zu laſſen. Ernſt tritt hervor, und fleht Odo um Hülfe. Dieſer, einſt Ernſtens Freund, weiſet ihn mit Verhöhnung zurück. Er habe ihn an der Spitze eines Heeres ſchlagfertig, wie er hätte kommen können, erwartet, Ernſt aber habe ihn um des landverwieſenen Werners willen betrogen; nun, ein weggejagter Bettler, verlange er, daß er ihm, dem Nackten, den Purpur umwerfen ſolle. Er verläßt ihn. Auf dieſe Szene voll Bitterkeit folgt eine andere der zarteſten Rührung, da Ernſt ſich an den tief erſchütterten Hugo von Egisheim wendet, und ſich nach deſſen Tochter erkundigt:

Hat deine Tochter, wann einmal von mir,
Von meinem Mißgeſchick, die Rede ward,
Hat ſie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob ſie, geſeufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Milden Troſt gewährt der alte Vater dieſer beſcheidenen Anfrage. Sie ſey ernſter, ſtiller ſeit ſeiner Gefangenſchaft geworden, ganz nur ihrer Sorgfalt für Arme und Kranke, Pilger und Gefangene lebend. Als ſie aber vernommen, wie ihn Acht und Bann getroffen, habe ſie ihn eines Morgens gebeten, ſie nach dem Stifte Ottilienberg zu führen:

Als ſie vom Zelter dort geſtiegen war,
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da ſprach ſie: wohlgelegen iſt dieß Stift,
Man ſieht von ſeiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieſer ſchönen Welt,

So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß.
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt,
Und selbst der Blindheit mächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
Mein Aug' ist trübe worden, hob sie an,
Und wohl bedarf' ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt.
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl!

Mit diesen Worten verläßt ihn der redliche Hugo. Wir halten dafür, daß diese einzige Anfrage Ernsts und die erhaltene Antwort ein ganzes Bündel Liebesscenen aufwiege, nebst all deren Vorahnungen und Nachklagen, wie wir sie überall, ohne um das Suchen verlegen zu seyn, finden können. Ernst ist im innersten Gemüthe erschüttert, und klagt seine Verlassenheit; da kommt ein schlichter Kriegsknecht des Weges her: es ist Werner, der Geächtete, der, seit auch Ernst geächtet, ihm überall nachgespürt. Die Tiefe zweyer edeln Herzen öffnet sich, um den ganzen Reichthum heiliger Gefühle zu offenbaren. Werners Haß gegen den Kaiser weicht an Stärke doch der Liebe für diesen Ernst, der nur um der Treue seiner Freundschaft willen die Pfade des Unglücks wandelt. Er muntert den willfährig Folgenden auf, in den Schwarzwald zu flüchten, um dort geschirmt von der Treue der Seinigen sein Glück neu zu begründen, und weiset ihn auf ein künftiges besseres Schicksal hin, indem er den vom Kaiser bey der Achtserklärung hingeworfenen Handschuh aus seinem Busen zieht, der bestimmt war, zertreten zu werden, aber von einem Kriegsknechte aufgehoben, Werner übergeben worden sey, der ihn nun an seiner Brust trage.

Der dritte Aufzug führt uns wieder an den Kaiserhof zurück, wo Mangold, der Sohn des Kanzlers, die Nachricht bringt, daß Werner und Ernst durch den Schwarzwald streifen, während in Osten die Ungern einzubrechen drohten. Mangold erhält die Stelle eines Feldhauptmanns gegen Ernst. Gisela, eine treue Mutter ihres Sohnes, dem sie gleichwohl nicht beystehen soll, betrachtet das Schwert Mangolds, das diesen Sohn durchbohren soll, um in ein Gebet zur Mutter des Herrn auszubrechen, und sie um Abwendung dieser Gefahr zu bitten. Früher hat sie auf die rührendste Weise dem alten Hugo, der gegen Odo v. Champagne auszieht, um Burgund zu sichern, einen Gruß an Edelgard im Ottilienstift aufgetragen, des holden Traums gedenkend, in dem

sie sonst Trost gefunden, ihren Sohn an der Seite solch einer Braut einst vor sich zu sehen. Ihr Gebet stört ein Pilger, der sich anfangs mit ihr zur Andacht vereinigte, um sie nun mit dem Vorwurf zu belasten, daß sie dem verstorbenen Gatten die Treue nicht bewahrt, und zum neuen Ehebunde mit dem Salier geschritten sey. Es ist Adalbert von Falkenstein, der unglückliche Mörder dieses ihres ersten Gatten, der in seinen Armen mit dem Auftrage verschieden war, daß Gisela sein nicht vergessen solle. Er war ins heilige Land gezogen, sein Unglück abzubüßen, aber kein Gebet hatte die Last seines Leidens gemildert:

Zehn Jahre lang, in harter Sklaverey,
Zog ich am Pfluge, wie ein Stier, und riß
Der dürren Erde Schollen auf. Umsonst!
Die Saat ging auf, kein Segen grünte mir
Als ich nun wieder kam ins deutsche Land.
— — — — — —
— — — — — —
Da fragt' ich erst, als ich die Straße zog:
In welchem Kloster, welcher Siedeley,
In welcher tiefsten Einsamkeit verweilt
Die Wittwe des erschlagnen Herzog Ernst,
Um zu beweinen ihres Gatten Tod,
Und um zu beten für sein Seelenheil?
Da wies man mich des Weges fort und fort,
Bis ich vor diesem Kaiserschlosse stand,
Und bis ich trat in dieses Prunkgemach.
Jetzt weiß ich, warum der Ermordete
Von mir nicht läßt, und jetzt ist mir es klar,
Daß er von mir nicht lassen wird, so lang
Vergessen bleibt, was sterbend er befahl.

Würdevoller ist nie ein Vorwurf zurückgewiesen worden, wie dieser, den die Kaiserin, mit Bewährung ihrer unverletzten Treue gegen den verstorbenen Gemahl, von sich hinwegwälzt, um Adalberts Erkühnen selbst mit der gerechten Hinweisung auf seine Pflicht zu strafen, die er dem durch ihn Gefallenen zu erfüllen unterlasse:

Den Stein hast du gehöhlt mit deinen Knie'n,
Dich selbst hast du zerfleischet, ob dir gleich
Der, den dein Speer gefällt, so schön verzieh.
Dein Werk ist todt, unfruchtbar all dein Thun.
Und wenn du nun durch deutsche Gauen wallst,
Und siehst die Burgen glänzen auf den Höh'n,
Und siehst die Ritter reiten durch das Thal,
Und siehst die Kinder spielen vor der Thür,
Mußt du nicht schamroth werden vor dir selbst,
Daß du so leblos durch das Leben gehst?
Ist keine Unschuld mehr bedrängt? Ist kein

Unglücklicher, der tapfern Arms bedarf?
Irrt nicht dein Herzog, dem den Vater du
Erschlagen, irrt er hülflos nicht umher?
O läge nicht der Eid vor meinem Mund,
Wär' nicht verschüttet mein lebend'ger Quell,
Ich wollte mit dir ringen, finstrer Geist.
Und wie die Sonn' ins Mark der Erde dringt,
Und aus dem Boden treibt die grüne Saat,
So wollt' ich dich ergreifen, todtes Herz,
Und bersten sollte mir dein starrend Eis.

Sie entfernt sich, sie hat ihr mütterliches Herz, gleichsam ohne es zu ahnen, durch Hinweisung auf das, was Adalberten zu thun obliege, verrathen, und ohne mit Bewußtseyn ihren Eid zu brechen, den düstern Adalbert zur rastlosen Thätigkeit für ihren unglücklichen Sohn empor gehoben. Er entfernt sich, ohne es ihr, die ihn sogleich verließ, verkünden zu können, mit dem unerschütterlichen Vorsatz, für Ernst alles zu wagen.

Soll ich gegeißelt seyn, so sey's für ihn!
Mein Blut für ihn vergossen, wäscht mich rein,
Mein Geist, für ihn verhaucht, schwebt himmelan,
Und mein Geschlecht, das ich verflucht gewähnt,
Noch kann es blühen; bis ins fernste Glied
Bin ich gesegnet. Heil sey diesem Weib.

Dieser ganze Akt, so einfach er vor dem Leser erscheint, ist durch die Tiefe des darin ausgesprochnen Gefühls, und das Entscheidende seines Einflusses auf die Handlung im Ganzen, von großem Interesse.

Der vierte Aufzug zeigt in seinem Beginne Ernst und Wernern im Schwarzwalde. Ernst schläft in Werners Schooße, der, gerührt über ihn gebeugt, sich als den Ursprung seines Unglücks anklagt, und die Treue und Liebe des Freundes erwägt:

Kein andrer Vorwurf ward mir je von ihm,
Als diese Blässe seines Angesichts,
Und dieser Schmerzenszug in seinem Schlaf.
O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
Hinüber tragen in ein glücklich Land,
Wo Friede wohnet, und wo Freude blüht,
Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
Verschwunden wäre wie ein böser Traum!

Indeß naht sich Adalbert, der Ernsten seine Burg öffnet, und seinen eignen Sohn aus dem Kloster, für das er bestimmt war, zum Kampf für seinen Herzog berief. Es kommt noch andere Hülfe herbey, die indeß mehr geeignet ist, den kühnsten Muth niederzuschlagen, als den gebeugten aufzurichten. Es ist der kleine Rest der Truppen Hermanns, mit denen er nach

Italien gezogen, wo er mit einem großen Theile des Heeres von der Peſt ereilt, ſterbend dieſe Ueberreſte mit der Fahne Schwabens ſeinem Bruder, für welchen allein er ſie getragen, zurück zu führen befahl. Das Schaudervolle dieſes Berichts erſchüttert Ernſt:

O herrlich tret' ich in mein Herzogthum:
Des Vaters Mörder öffnet mir ſein Schloß,
Des Bruders Leichenzug iſt mein Gefolg!

Werner wagt noch einen Verſuch, den Freund zu retten. Er begibt ſich in's Lager des kaiſerlichen Feldhauptmanns Mangold, ſeines ehemaligen Freundes. Vergebens bemüht er ſich, ihn zu bereden, Ernſts Sache zu der ſeinen zu machen, und droht ihm abgehend mit dem Untergange. Ernſt, der Verlaſſene und Grambeladene, rüſtet ſich zur entſcheidenden Schlacht in der Burg des Mörders ſeines Vaters. Dieſer hängt ſeinem Herzog den farblos gewordenen Scharlachmantel des Vaters um, den dieſer in der letzten Stunde, ein trauriges Erbſtück Adalberts, getragen hatte. Ernſt nimmt ihn willig auf die Schulter. Er will es erfahren, ob dieſer welke Scharlach und das trübe gewordene Wappen in neuem Glanze entblühen ſoll.

Im fünften Aufzuge neigt ſich mit der entſcheidenden Schlacht die Tragödie zu ihrem erſchütternden Ende. Konrad kommt ſelbſt in Mangolds Lager, um die Unruhen in Schwaben zu Ende zu bringen, da er auch andere Feinde von außen fürchtet, die edle Giſela mit ihm, nicht erwartend, daß ſie ſo früh die Todtenfeyer ihres Sohnes halten ſollte. Dieſer bricht mit Werner und Adalbert aus der Feſte, ſeine letzte Schlacht als ein Mann zu ſchlagen, und in ihr zu Grunde zu gehen. Werner erliegt nach Großthaten eines ſeltenen Heldenmuthes. Ernſt tödtet Mangold; die Kaiſerin ruft nach ihrem Sohne, den ſie todt in einem Zelte findet, wo Adalbert ihn an Werners Seite gelegt. Der Kaiſer empfängt das Haupt des im Aufſtande gefällten Odo von Champagne, und die Reichskleinode, die ihm der ſterbende Rudolph von Burgund zugeſendet. Er bekleidet ſeinen Sohn Heinrich mit den Zeichen der neuen Königswürde. Die Kaiſerin, dieſen Schmuck ihres Sohnes ins Auge faſſend, bricht in folgende Klage aus:

Das alſo, dieſer Reif und dieſer Stab,
Das ſind die hohen Dinge, derenhalb
So edles Leben hingeblutet hat!
O Kaiſer! ſtaunen wird die Folgezeit,
Wenn ſie vernimmt vom Aufſchwung deiner Macht,
Von deines Herrſcherarmes Feſtigkeit.

Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt:
Vom Herzog Ernst, und Werner seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.

Sie wendet sich hierauf an die Umstehenden, um sie zu fragen, ob sie, die Mitleidsvollen, denn glaubten, daß ihr nun Alles erstorben sey?

Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,
Daß es beleben kann den todten Sohn?
Soll der mir todt seyn, dessen Leben eins
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein! leben, leben soll mein treuer Ernst,
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüth,
Er lebet dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundesarm erwacht, und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint.

Gewiß der würdigste Schluß, den dieses von dem Hauche milder Liebe durchwehte Trauerspiel gewinnen konnte. Ueber den durch das Unheil der Erde niedergedrückten und in Erfüllung heiliger Pflicht der Freundschaft Gestürzten öffnet sich die Glorie eines höheren ungetrübten Seyns, in welches sie nur durch Beschwerden eingegangen, um dort desto heller und für immer zu glänzen. Ein treues Mutterherz darf sich so schön beruhigen, das keinen andern Wunsch kannte, als das Glück eines Sohnes, der solcher Liebe werth war.

Schon ein leichter Ueberblick des Werkes belehrt den Leser, daß es dem Verfasser hauptsächlich um die Begründung und Durchführung der beyden Hauptcharaktere Ernsts und Werners, mit diesem um die Verherrlichung der Idee einer in Noth und Stürmen des Lebens stets wandellosen Freundschaft zu thun war. Um diese Gruppe des Mittelpunktes reihen sich die übrigen Charaktere, unter welchen vor allen jener der erhabenen Mutter glänzt, Adalbert und der ehrwürdige Hugo mit nicht so hellem Glanze, doch großer Sicherheit gezeichnet sind, Konrad aber mit den Dienern seiner Macht, zwar im streng berechneten Verhältnisse zum Ganzen eben so sicher, aber nur als untergeordnete Schattenpartien ausgeführt sind, die dem Gemälde die Vollendung geben, indem sie die Hauptgestalten in größeres Licht stellen. Dieß ist die Verfahrungsweise, nicht eines sich erst versuchenden Jüngers, sondern die des Meisters, der jede poetische Wirkung im dichterischen Sinne abwiegt, und keinem Theile des Werkes einen nachtheiligen Auswuchs gestatten will. In dieser

Hinsicht wäre nichts gegen ein Werk zu erinnern, welches sich durchgängig als ein in dichterischer Begeisterung empfangenes bewährt, das der deutschen Literatur Ehre bringt. Die Weitläufigkeit des hier gegebenen Auszuges wird' überdieß auch jene, die das Werk selbst nicht gelesen haben sollten, überzeugt haben, daß Herzog Ernst von Schwaben, so wie Ludwig der Baier, seiner innern Anlage nach zum historischen Schauspiele gehöre, und auch als solches eine bedeutende Erscheinung in der vaterländischen Literatur bilde. Dennoch aber zeigt sich in diesem Trauerspiele ein Streben, welches erst bey mehrmaliger Betrachtung sichtbar wird, und dem Werke, wie wir überzeugt sind, in seiner Wirkung schadet. Es ist dieß der innere Widerspruch der Behandlungsweise. Man sieht, daß der Dichter einen historischen Stoff auch historisch behandeln wollte, das ist, mit jener Ehrfurcht für die Wahrheit der Begebenheit, welche denjenigen immer eigen war, welche die Bedeutung des Lebens wahrhaft erkannten. Die alt germanische Zeit, welche wenigen besser bekannt seyn mag, als diesem Dichter, der sie in ruhmwürdigen Liedern verherrlichte, machte an ihn gebieterisch ihre Anforderung auf eine angemessene Darstellung. Er konnte auch keineswegs Willens seyn, sie zurück zu weisen, und alles athmet in seinem Werke den Geist der Zeit, den es verkünden will. Zugleich aber, wie es scheint, drängte ihn das Verlangen, eine Tragödie in dem Sinne und nach der Idee zu liefern, die der Deutsche seit längerer Zeit aus den Musterbildern hellenischer Kunst sich gebildet, und seit dem Alarkos vielfältig in Anwendung zu bringen suchte. So ward Herzog Ernst zwar nicht die Nachahmung irgend eines früheren Werkes; aber doch nach einer ihm fremden Regel, wie Recensent vermuthen muß, gedichtet. Die reichhaltige Handlung ward nach diesem Zwecke enger zusammengedrängt, das ist, auf wenigere Momente der Darstellung beschränkt, als eigentlich billig ist, und das Dargestellte selbst hat nicht die nothwendige Ausbreitung, jene Fülle des Lebens, welche das historische Schauspiel sich so gern aneignet. Die beyden Hauptheiden und die Mutter, an sich zwar durchaus vollendete dramatische Gestalten, durch Gegensätze fremdartiger Charaktere zu wenig auseinander gehalten, drücken die Last ihres Unglücks, weil die Darstellungen eines heitrern nicht ganz in ihre Kreise gebannten Lebens mangeln, mit zu sehr vereinter Gewalt in die Herzen, um so mehr zwar, als sie mit der größten Wahrheit und so sehr von falscher Sentimentalität entfernt ausgeführt sind. Nach eben dieser Behandlungsart ward Kaiser Konrad, nothgedrungen im halben Hintergrunde gehalten, mit seinem Charakter in der Geschichte verglichen, ein zu eiserner Verwalter der

Macht, und ein zu düsterer Herrscher. Der Vers drängte sich, dieser Verfahrungsart folgend, zusammen, im Raum der fünf Füße beynahe die Gliederung des reichern Trimeters nachahmend, und entbehrt der ihm natürlichen Abwechslung des weiblichen Ausgangs. Es ist auch möglich, daß der Dichter die Feyerlichkeit der Nibelungen in sein Werk herüber zu tragen gesucht, und jene Zwecke, die wir ihm geliehen, nicht gehabt habe. Aber auch hier käme zu bemerken, daß, jene riesenmäßige Gestaltung der Nibelungen, der gigantesk Ernst dieses erhabnen Heldengesanges in den engen Raum dieser Tragödie einzukehren sich weigere.

Dennoch aber, was wir auch immer hier gegen die Anlage des Trauerspiels einzuwenden für nöthig hielten, sind wir überzeugt, dieses mit echter Begeisterung für vaterländische Würde des Lebens ausgeführte Werk werde nicht unfruchtbar im deutschen Boden wurzeln. Die bestimmten Formen seiner Umrisse, die Entschiedenheit, in der sich die Charaktere aussprechen, die überall bewunderungswürdige Mäßigung des Dichters erheben es zu einer Kunstbildung, woraus jüngere Talente Belehrung schöpfen, so wie sie durch den edlen Sinn des Dichters, der sich in Darstellung mütterlicher Liebe und Freundestreue ein schönes Denkmal gesetzt, zu ähnlicher Begeisterung erhoben werden können.

Ludwig der Baier, ein viel besprochenes Werk, bedarf keiner Anführung seines Inhalts. Der Dichter hat hier, wie es auch der Stoff gebieterisch verlangte, der Handlung eine größere Ausbreitung, ein mehr heiteres Kolorit, und eine größere Beweglichkeit als im Herzog Ernst gegeben, und nähert sich den Forderungen eines historischen Schauspiels, indem er nicht bloß die Zeit in den dargestellten Helden, sondern diese in der Zeit, in der sie sich bewegen, zur Anschauung zu bringen sucht. So beginnt das Werk selbst mit einer Scene, in welcher der baierische Adel, dem Bürgerstande gegenüber gestellt, jenen Zwist der Zeit zwischen Städten und Ritterschaft zur Anschauung bringt, und die Ausgleichung in der milden Fürstengröße Ludwigs findet. Die ihm angetragene Kaiserwürde gibt neuerdings in Ueberlegung des Für und Wider Gelegenheit, das Charakteristische der Zeit, in welcher die Handlung vor sich geht, zu entwickeln, und dient so dem Werke als historische Grundlage, auf der es erbaut werden soll. Der Stoff ist von der erhabensten Art, den deutsche Geschichte aufzuweisen hat: eine erhabne Feyer vaterländischer Treue der Gesinnung, die Entwickelung des großen Kampfes um die Kaiserkrone zwischen zwey Gegnern, die, indem sie ihren großen Streit mit allem Ernst und der vollen Kraft, die ihnen zu Gebote steht, auszufechten denken, durch die Erfolge des ihnen eigenen Edelmuthes überwunden, als innige Freunde Versöhnung schließen.

Der Dichter hat die handelnden Personen so geordnet, daß sie sich in zwey große Hauptgruppen theilen, an deren einen Spitze Ludwig der Baier, an der andern Friedrich der Schöne von Oesterreich stehen. Sie sind ihrer Anlage nach sehr unter sich verschieden. Auf der Seite Ludwigs, der als ein echt fürstlicher Mann in der Fülle seiner Kräfte hervorragt, und bey welcher auch das Glück zu Hause ist, wird vorzüglich, wie dieß gleich in der ersten Scene des Stückes sich ankündigt, eine gewisse Vorneigung für die Existenz des Bürgers sichtbar; so zu sagen, ein ausgebnetes Daseyn, das sich leicht überblickt, und in welchem die Stürme des Lebens wohl gewaltsame Strömungen erregen können, aber nie hohe Wellen treiben. Des Kaisers Feldhauptmann Schweppermann selbst treibt sein Wesen beynahe wie ein Handwerk, und schlägt das Kriegsheer des mächtigen Friedrich in voller Ruhe des Gemüths, wie etwa ein Vogelsteller das Garn zuzieht, in welches er sich lebhafte Schwärme hinein gelockt. Auf der andern Seite steht Friedrich der Schöne, ein ritterlicher Held, nicht unruhig bewegt, vielmehr seiner Charakteranlage nach für eine zarte Ruhe des Lebens geschaffen, aber in seiner Umgebung zum Helden umgebildet, keinem edlen Gefühle fremd, und durch die Erinnerung an den großen Rudolph von Habsburg über die Alltäglichkeit menschlicher Ereignisse hoch emporgehoben. Seine Umgebung, der sturmkühne Leopold, die Blume der Ritterschaft, und die in edler Frauengröße glänzende Gattin, Isabella von Arragonien, dienen der Hauptperson dieser Gruppe zu vollerer Emporragung, und zugleich zur Ausbildung des Gemäldes eines tugendreichen ritterlichen Daseyns. Als Seiten- und Hinterfiguren, die Darstellung der Zeit auch von andrer Ansicht her zu beleuchten, dienet der Münchner Bäcker Thomas und sein Sohn, so wie der fahrende Schüler Albertus; letzterer eine eigene Komposition, deren Nothwendigkeit vielleicht bestritten werden dürfte. Doch ist sie gut mit in das Ganze verwebt, und in der Art, wie dieß vom Verfasser geordnet wurde, unentbehrlich. Den Gang der Handlung selbst würde man rein im historischen Sinne durchgeführt nennen müssen, wäre nicht eine leichte Vorneigung zur Charakterdarstellung sichtbar, die jene, die Handlung nämlich, in den zweyten Rang zurück drängt. Es ist übrigens dieser Ludwig der Baier ein Ganzes von so schöner Vollendung, daß es vorzüglich dazu geeignet wäre, der Bühnendichtung einen neuen Schwung zu geben, und sie auf den richtigen Weg in weiterer Fortbildung zu leiten. Ueberall ist das Gefühl echt, und keine Situation ist eines Effekts wegen herbeygeführt, alles dient nur der Idee, aus welcher das Werk selbst hervorgegangen.

Mit welcher Zartheit der Charakter Iſabella's entworfen iſt, wird man erſt bey mehrmaligem Zurückkehren zu dieſem Werke inne, in welchem alle Geſtalten, die uns begegnen, in ſo anſprechender Perſonlichkeit vor uns ſtehen. Aus der Fülle ihrer ſchönen Hoffnungen in das tiefſte Elend hinab geſtürzt, durch die nie verſiegende Flut ihrer Thranen endlich des Lichts der Augen beraubt, wird dennoch der Ausdruck ihres ehrwürdigen Leides nie läſtig oder niederdrückend. In wahrhaft kühner Zuſammenſtellung läßt ſie der Dichter im vierten Aufzuge mit Leopold zuſammentreffen, in welchem der Schmerz um den gefangenen Friedrich zu innerer Wuth geſteigert, ſchaudervoll ſich darſtellt. Die dritte Perſon dieſer Zuſammenkunft iſt Albertus, den Leopold berufen, den Bruder durch ſchwarze Kunſt zu befreyen. Als dieſer nun ein Zeichen zum Behuf des zauberiſchen Wagſtückes, ein Wort nur, einen Gedanken, der die Seele ergreife, und die Beſchwörung wirkſam mache, begehrt, und Leopold Iſabellen, als die Erblindete, die der Nacht verfallen, dazu auffordert, bricht ſie in die ſchönen Worte aus: daß, wenn ſie auch die Sterne nicht ſchaue, ſie doch wiſſe, daß ſie glänzend ob ihrem Haupte hingehen, daß, wenn auch ihr Auge dunkel ſey, in ihrem Innern doch das Andenken ſeliger Liebeszeit leuchte. Das, wobey ſie den Gemahl beſchwören wolle, habe nichts mit den Mächten der Hölle gemein:

Ja! ich beſchwör ihn bey dem Ahnungstraume,
Der mir ihn wies, bevor ich ihn gekannt,
Bey der Begegnung, als er, hergeſprengt
An meinen Wagen, die Umhüllung hob,
Und, froh erſchreckend, Eins das Andre ſah!
Bey jenen Wonnethränen, die mir quollen,
Als er zuerſt an ſeine Bruſt mich ſchloß!
Beym goldnen Liebesſterne, der ſo hell
In unſre Hochzeitkammer funkelte!
Bey jeder Stunde des verſchwundnen Glücks,
Und jetzt bey dieſen blind geweinten Augen,
Bey dieſen Seufzern, dieſer Seelenangſt,
Bey all der Sehnſucht, all der Liebe, die
Mein glühend Herz beſeligt und verzehrt.

Als Friedrich, auf ſein Wort, wieder zurück zu kehren, wenn er nicht die volle Verſöhnung ſeiner Partey mit Ludwig zu bewirken im Stande ſey, freygelaſſen, in die Heimat kehrt, iſt ihr, der Erblindeten, wie ſie mit froher Rührung bekennt, der Frühling nie entzückender geweſen, und ſie lebt ganz nur in dem innern ſeligen Beſchauen des geliebten Gatten. Die oft auf unſeren Bühnen ausgeſprochenen Gefühle der Hingebung und Liebe, die nun folgen, die Angſt, den kaum Wiedergewonnenen aufs

neue verlieren zu sollen, jene Versuche weiblicher Ueberredungskunst, welchen sie sich nun hingibt, sind alle dennoch, als tief begründet in der Lage der Handelnden, durch ihre Wahrheit und Angemessenheit selbst neu, und das Gefühl ergreifend.

Leopold ist vom Verfasser, der Geschichte treu, als eine düstere Erscheinung hingestellt: ein Mann voll Treue, brüderlichem Sinn, für die Ehre des Hauses eifersüchtig; im Zugrundegehen seiner für den geliebten Bruder genährten schönen Hoffnungen selbst eine Beute jener Stürme seines Innern, die früher nach außen gegen die Feinde getobt hatten. Die ganze Thätigkeit seiner kraftvollen Seele auf die Erhebung des Bruders gerichtet, bricht er, da ihm nicht zu besiegendes Hinderniß entgegen tritt, mit seinen Planen in Trümmer. In Behandlung dieses schwierigen Charakters, der in seiner vollen Kraft, wenn gleich mit wenigen kühnen Strichen gezeichnet wurde, ist insbesondere die Mäßigung des Dichters zu loben, die dieses durch seine eigene Kraft belastete Gemüth so wahr, ohne in Uebermaß auszuschweifen, ins Leben zu rufen wußte.

Mit gleicher Kunst, doch, wie es die Sache erforderte, mit größerer Ausbreitung sind die beyden Charaktere Ludwigs und Friedrichs behandelt. Der letztere erscheint beynahe als die Hauptperson des Schauspiels, obwohl der Verfasser es anders beabsichtigte. Edel in seinem Thun, kräftig, wenn gleich ein leicht empfindendes Herz und ein schönes Wohlwollen für Angehörige und für die Menschheit überhaupt ihm eine strenge Bewachung seiner selbst zur Pflicht machen, bewährt er sich gleich groß als Held wie als Gatte und dankbarer Bruder, und kennt keine dringendere Sorge, als jene, ein edler, sich selbst getreuer Mann durch die Welt zu schreiten. Er entsagt seinen schönsten Hoffnungen, dem froh schimmernden Glücke seines Hauses, und der Beruhigung, einem verehrten Bruder die Last des Kummers von der bedrängten Brust zu wälzen, um gegebenem Worte getreu zu bleiben, und, da er nichts über die Seinen vermag, ein Gefangener seinem Feinde sich zu stellen. Dieser, Ludwig, an die Spitze des Werks gestellt, eifert mit Recht einem so würdigen Gegner nach, ihm gleich zu seyn, oder, wenn es möglich ist, ihn zu übertreffen. Er übernimmt die Königswürde, obwohl er seinem Vetter und Gespielen seiner Kindheit, der ihm den eignen Wunsch nach Rudolphs Krone vertraute, seine Mitwirkung zugesagt hatte; er übernimmt sie aber, den Bitten der Seinen nachgebend, in Ueberlegung des Drangs der Zeiten, und in der Hoffnung dem Uebel abzuhelfen. Er bleibt seinem Gegner und Freunde, Friedrich, wohlgesinnt, obgleich fest entschlossen, vom Throne deutscher Macht nicht wieder herab zu steigen. Be-

sieger Friedrichs, will er, da die zweifelhafte Stellung seiner Angelegenheiten den Tod seines edlen Gefangenen zu gebieten scheint, nicht in eine so grausame Maßregel willigen, sondern reitet durch Sturm und Gewitter in bedrängender Nacht zur Burg, die Friedrichen gefangen hält, um diesen, im Vertrauen auf die Treue desselben, ein Vertrauen, das den, der es hegen konnte, selbst ehrt, die Freyheit bedingungsweise zu geben. Als nun aber alles die Täuschung dieses Vertrauens und den Bruch der Treue zu verkünden scheint, und Friedrich nun selbst zurück kehrt und ihm, dem er die Freunde nicht besänftigen konnte, die Krone bringt, schmilzt vor dem Edelmuthe seines Gegners der Trübsinn seiner Seele, um einer wahrhaft erhabnen Freude Platz zu geben, und in dem Antrage einer gemeinsam geführten Herrschaft die Auflösung ihres, ihnen und dem Reiche verderblichen, Zwistes zu finden. Die Ausführung dieser Scene, welche so nah an die Sentimentalitäten mancher moderner Schauspiele streift, ist musterhaft, und gibt die Gefühle dieses Augenblicks in großartiger Entwicklung. Friedrich, erschüttert, und wie im Traume diese plötzliche Wendung eines herben Mißgeschicks erschauend, ruft endlich, in die Arme des Freundes sinkend:

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindseligen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann?
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick!
Ich fühl's, und werfe mich an deine Brust.

Wir glauben nicht, daß irgend ein Publikum der sanften Gewalt, die dieses Schauspiel über die Herzen ausübt, werde widerstehen können, sind aber überzeugt, daß es eine nochmalige Ueberarbeitung sehr wohl vertrüge, da es gleichfalls eine so reiche Handlung enthält, daß die, in dem, was geleistet wurde, zwar treffliche Ausführung ihr dennoch nicht das Gleichgewicht hält. Wenn Recensent eine größere Ausführlichkeit des Werks in Darstellung von Einzelnheiten, die nicht da sind, und vielleicht von wenigen vermißt werden, aus dem Grunde für nöthig hält, weil dadurch der Schauplatz, auf welchem gehandelt wird, in klarerer Anschauung sich zeigen, die wild bewegte Zeit mehr aus dem Hintergrunde hervor treten, und der Verein der jetzt handelnden Personen in allseitiger Wirksamkeit sich zeigen, kurz ein vollendetes historisches Schauspiel entstehen würde, so heißt dieß nicht dem Dichter etwas aufbürden, was er eben nicht auf sich nehmen wollte, oder das Schauspiel nach ihm fremden Grundsätzen beurtheilen; denn Ludwig der Baier verlangt nach der Erfüllung dieser Forderung. Die einzelnen Scenen, an sich schön und voll-

endet gearbeitet, stehen gleichsam skizzenartig neben einander, weil die ausfüllende Mitte fehlt. Die kleinen komischen Scenen, oder auch lustspielartige Aeußerungen und Einfälle Einzelner aus den untergeordneten Charakteren des Schauspiels, obgleich stets mit echter Laune vorgebracht, überraschen immer als fremdartige Erscheinungen, weil die Mittelglieder fehlen, die sie an die Erhabenheit der Haupthandlung anschlössen, und verfehlen daher den beabsichtigten Eindruck. Das Ganze überhaupt, eine große Epoche in der Geschichte des Vaterlands, verlangt dieses Vaterland zum Hintergrunde; es ist seiner Anlage nach ein historisches Schauspiel, und will daher auch im Sinne Shakespeares behandelt seyn. Von andern derley zu verlangen, könnte leicht unbillig scheinen, dem Dichter Uhland aber darf man diese Arbeit aufbürden, da sie seinen Kräften gemäß seyn wird. Immer bewunderte Recensent in Uhlands lyrischen Dichtungen den volksmäßigen Geist des Dichters, der das, was er ausdrückt, wirklich in seiner Brust entstehen fühlt, nicht aber wie Manche, denen gleichwohl Lob gebührt, nur nachempfindend sich an Volksdichtung anschloß. Es ist bey ihm überall Phantasie und schmuckloser Ausdruck eng verschmolzen; nirgends herrscht weichliche Empfindung vor, und doch ist alles gefühlt, und darum seines Eindrucks gewiß. Einige Verhöhnungen der Recensenten ausgenommen, die dem Unterzeichneten, nicht darum zwar, weil er selbst als Recensent spricht, gemein schienen, und die die Sammlung entstellen, ist jener Band lyrischer Poesien ein wahres Geschenk, dem Vaterlande dargebracht, und wird durch Aufregung ähnlicher Geister gewiß reichliche Früchte bringen. Entscheidend in dieser Hinsicht mögen die Romanzen seyn, wodurch bey glücklichen Vorbildern, welche hier Uhland in Tieck und seinen Freunden hatte, die den Engländern nachgebildete, dem Deutschen eigentlich nicht zusagende Ballade verdrängt worden ist. Es wäre schwer zu sagen, worin das größere Verdienst dieser Romanzen liege, ob in der fortwährenden Hinweisung auf eine große Vorzeit, deren Thaten und Leben sie feyern, oder in dem universellen Sinne, in dem diese Feyer verschollener Herrlichkeit ausgeführt ist. Sie beruht auf einer Betrachtungsweise der Vorzeit, die ihre Begründung in der Kraft der Ueberschauung neuerer Zeit hat, daher so weit davon entfernt ist, Geroll veralteter Redensarten, und die Garderobe der Vorzeit für diese Vorzeit selbst zu geben. Aus diesem Grunde einer sich in diesem Dichter überall kund gebenden Kraft der Ueberschauung seiner Zeit und der Vergangenheit halten wir ihn für vorzüglich berufen, ein historischer Dichter im reichen Sinne dieses Wortes zu seyn; daß er dramatischer Dichter seyn

könne, haben Ernst und Ludwig der Baier hinreichend erwiesen.

Recensent hat bereits oben gesagt, daß in Shakespeare die dramatische Kunst zuerst selbstständig aufgetreten; früher hatte sie sich, als eine nur ergänzende und vollendende Kunst, mit geheimer Beziehung auf den Gehalt der früheren universellern epischen Dichtung ausgebildet, und war nur mit Berücksichtigung derselben in ihrer vollen Tiefe zu erfassen. Wenn es nun, wie Recensent oben gezeigt zu haben glaubt, in der Natur aller Poesie von selbst liegt, daß sie, bey ihrer kräftigen Erstehung in starken Gemüthern die Fülle des Daseyns im Großen und Ganzen zu ergreifen suchen, und über das Geheimniß des Lebens selbst die gewonnenen Anschauungen als Gegenstand einer tiefen Begeisterung darzustellen suchen werde, so ist es auch in der Natur der Dinge gegründet, daß eine, auf keine frühere Kunstäußerung gestützte Dichtung, wie Shakespeares Schauspiel, das Leben der Welt im Ganzen darzustellen suchen werde.

Vor mehreren Jahren bereits, im zweyten Bande des Museums Friedrich Schlegels, war Recensent bemüht gewesen, in einer Entwicklung Shakespeares die Natur des historischen Schauspiels darzustellen. Er hat dort insbesondere die Nothwendigkeit der Entstehung dieser neuen Form dramatischer Kunst aus dem Geiste des Zeitalters zu erklären gesucht, und diese Dichtung im Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet gefunden. Der alte romantische Geist fing nämlich damals bereits an, sich zu verflüchtigen. Der neuere europäische Volkscharakter, durch ein männliches Streben nach angemessener Thätigkeit, durch ein treues Bemühen nach Erkenntniß der Wahrheit ausgezeichnet, war im Beginne seiner Bildung; jene jugendliche Ansicht der Welt, welche in den frühern Dichtungen des Nordens herrschte, konnte vor der Klarheit des gereiftern Verstandes nicht mehr bestehen, der das Daseyn in der Glanzhelle des Mittags vor sich sah, und mit dessen Vorzügen zugleich dessen Gebrechen ernst erwog. Ueberdieß hatte das öffentliche Leben selbst nicht mehr die Unschuld der früheren Zeiten: die Sehnsucht des Menschen hatte sich von den Regionen des höheren Daseyns weg zu den Gütern der Erde gewendet; die Berührungen der Gegenwart waren rauh geworden; und die Heiterkeit des Gemüths ging unter den rastlosen Bestrebungen, sich im Besitze erkämpfter Güter gegen immer neue Angriffe zu behaupten, zu Grunde. Die raschen Wechsel des Glücks, all jene Umwälzungen des Menschenschicksals, welche insbesondere die Geschichte Englands jener Zeiten merkwürdig machen, mußten im Gemüthe der Edlern, die nach Erkenntniß des Daseyns, und der Einheit desselben strebten, die Schönheit des Lebens selbst

verdunkeln, und den Glauben an die Bestimmung des Menschen zu höheren Zwecken in seinen Grundfesten erschüttern.

Ein Dichter großer Art, der in dieser Zeit entstehen sollte, konnte nicht anders als den Zwist des Lebens selbst zum Gegenstande seiner erhabnen Kunst wählen, wenn er als hervorgegangen aus dieser Zeit sich bewähren, und sie befriedigen sollte; und da die neue Dichtung von der gestörten Harmonie des Daseyns und vom Zweifel ausging, mußte sie dramatisch werden. Die Ausgleichung dieses Zwistes des Lebens konnte von dem Dichter nicht in einer Emporhebung des äußern Seyns zu den Tröstungen geoffenbarter Religion gefunden werden, da auch über die geheiligtesten Aussagen derselben die Welt im Streite lag; er wußte sich aber auch über diesen Streit selbst in eine Region des Lichtes empor zu heben, wo der Einklang alles Daseyns unverwüstlich seiner Seele offenbar, und der Gang der Vorsehung in dem Thun und Treiben des Menschenlebens der Anschauung klar wurde. Die Stärke seiner Seele erlaubte ihm über den Drang und die Verwirrung der Zeiten hinüber zu dem Gesammtleben der Erde zu blicken, und die Disharmonie des Daseyns, wie die Schattenpartien eines großen Gemäldes, in der erhabenen Schönheit des Ganzen zu erkennen. Dem gemäß begeisterte ihn dieses Daseyn selbst, die Wahrheit des Lebens, das er als eine Offenbarung jenes höchsten Seyns erkannte: und das Schicksal der alten Tragödie räumte seine Stelle der Vorsehung. Von diesem Standpunkte aus konnte ihm nichts mehr im menschlichen Leben schreckend, nichts der Darstellung unwürdig, nichts auch unbegreiflich seyn. Es begeistert ihn daher auch nie das Ideal einer fernen Vollendung, sondern das Leben, wie er es in jeder Zeit in der Wahrheit vor sich findet, das ihn nach dessen Verschiedenheit erheitert, oder erhebt und entzückt, zuweilen erschüttert, nie aber ängstiget. Er fand daher in Darstellung hoher Tugend jeder Art wohl die schönste Aufgabe seines edlen Berufes; er scheuete sich aber auch nicht das Entgegengesetzte derselben darzustellen, und that dieß in so großartiger Liebe, daß nur derjenige, welchem das Einzelne im Daseyn aufgehört hat für sich etwas zu seyn, hiezu Kraft und Muth besitzen kann. Sehr schön sagt daher Solger (im siebenten Bande der Jahrbücher, Recension des Schlegelschen Werks über dramatische Literatur): »Rec. hat mit seinem Gefühl nie die überschwänkliche Liebe erschöpfen können, mit welcher der Dichter alle seine Schöpfungen umfaßt, und auch den Böseſten als ein innig verwandtes Wesen in seiner ganzen Menschheit versteht, so wie er den Guten nie zu einer leblosen moralischen Normalpuppe macht.«

Indem nun also das Zeitalter Shakespeares einer ei-

genthümlichen, das Leben selbst erfassenden Poesie bedurfte, da ihm die frühere größten Theils verdunkelt war, gründete sich das neue Schauspiel auf das Leben selbst, und ward eine ursprüngliche Kunst. Als vom Zwiespalte des Lebens ausgehend, ward diese Kunst dramatisch; dennoch aber keineswegs in ihrem innersten Charakter tragisch, sondern sie trug die Tragödie und die Komödie, beyde ihrer Wesenheit gleich befreundet, in sich; daher es ein sehr richtiger, keineswegs zurück zu weisender Sprachgebrauch genannt werden muß, wenn man zur Bezeichnung der Kunstschöpfung Shakespeare's sich der Benennung historisches Schauspiel bedient, den Ausdruck »Tragödie« aber vermeidet; denn dies Schauspiel, wie es Shakespeare geschaffen, steht über der Tragödie, die es aber als Theil in sich enthält. Es darf nie mit ihr in irgend einem Punkte verwechselt werden, obgleich Shakespeare Werke gedichtet, die an tragischer Kraft jede Vergleichung mit der eigentlichen Tragödie dulden. Es findet sich nämlich bey Shakespeare durchaus keine Beschränkung der Darstellung auf ein einzelnes im Gegensatze mit einer höhern Welt dem Untergang geweihtes Menschenschicksal; sondern, wenn er ein einzelnes Menschenleben dem Untergange zuführt, stellt er es zugleich mit dem übrigen Leben der Welt dar, in der es sich bewegt, um die dort sich entwickelnde Disharmonie sogleich in der Darstellung dieses allgemeinen Lebens wieder aufzulösen. Er sucht in vielen seiner erhabenen Schöpfungen die großartige Rührung der Tragödie, und hält sie in der nur ihm eigenthümlichen Kraft nach dem Bedürfnisse seines stets dem Erhabenen sich zueignenden Geistes aufrecht; die höchste Erhabenheit erreicht er aber eben dadurch, daß er dies einzelne Unheil durch die zur Anschauung gebrachte Harmonie des Ganzen nur als einen Schatten des Lebens erscheinen läßt, das in unvertilgbarer Herrlichkeit durch die Jahrhunderte hinschreitet.

In jenen Werken Shakespeares, welche vorzugsweise die historischen genannt werden, ist dies Bestreben sogleich klar; da sie sämmtlich auf den Thatsachen der Geschichte beruhen, da sie die Ehrfurcht des Dichters, die ihm für die Wahrheit des Lebens eigen ist, auf das klarste bewähren, und, bey allem Sturm und Zwiespalt des Lebens, der in derselben dargestellt ist, auf eine erhabne Ruhe hinarbeiten, die aus dem hergestellten Gleichgewichte der unter sich im Kampfe gewesenen Kräfte immer hervorgeht; allein auch die übrigen Werke dieses großen Meisters verrathen denselben Grundgedanken der Erfindung, und zeigen ihn überall von dem gleichen Geiste beseelt, so zwar, daß wir diejenigen Stücke, in welchen vorzugsweise der Geist der Romantik zu walten scheint, so wie jene, in welchen der ungebundenste

Scherz beynahe nur die Verspottung des menschlichen Lebens verkünden zu wollen scheint, aus demselben Standpunkte eines schlechterdings erhabenen Ueberblicks des Lebens betrachten müssen, um zum vollen Gehalte der ihnen eigenthümlichen Schönheit zu gelangen. Wenn aber überhaupt manche Werke, der Geschichte treu, geschrieben worden, dramatische nämlich, ohne historische genannt werden zu können, so wird das Bezeichnende des historischen Schauspiels nicht sowohl in der ihm natürlichen historischen Treue, als vielmehr darin zu suchen seyn, daß der Dichter, wie oben gesagt worden, nicht für das einzelne Menschenschicksal, sondern für das Leben der Menschheit im Großen, und nicht für irgend einen Charakter, sondern für die Begebenheit selbst solche Begeisterung in sich gefühlt, daß sie ihn zur Schöpfung eines Werkes kräftigt, in dem die Schönheit oder Würde des Daseyns unmittelbar aus der dargestellten Begebenheit, aus den Charakteren aber nur in so weit hervorgeht, als die Begebenheit durch sie ins Daseyns tritt, und sich mannigfach entfaltet. So sind Shakespeare's Werke überhaupt schon der tief empfundenen Liebe wegen, mit der sie das gegebene Daseyn bis in dessen kleinste Theile wahr und lebendig darstellen, historisch zu nennen; und Shakespeare ist diese Verfahrungsart so eigenthümlich, daß er selbst romantischen Stoff historisch behandelt. Er pflegt einen solchen Stoff, der seine Eigenheit freylich nicht verliert, sondern vielmehr desto glänzender erhält, als etwas historisch Gegebenes aufzunehmen, und ihn mit eben der innigen Hingebung an den Inhalt, wie eine Begebenheit der Weltgeschichte zu behandeln. Er versäumt nie (wie Recensent in jener Abhandlung bemerkte), auch wenn er ein einzelnes Menschenschicksal zur Darstellung wählte, dessen Zusammenhang mit dem Ganzen der Weltbegebenheiten anzudeuten; und nach allen Schrecken des einzeln vorgeführten Daseyns im Othello, Hamlet, Lear, in Romeo und Julie und im Makbeth besteht die Beruhigung, die er den tief erschütterten Zeugen dieser unheilvollen Schicksale gibt, nur darin: daß er über den Leichen der Gefallenen auf den ruhigen Fortgang des übrigen Lebens, in dem sie zu Grunde gingen, hinweiset. So ist auch der erhabne Gang seiner Lustspiele, wodurch sie sich von jeder künstlerischen Erzeugung dieser Art unterscheiden, und eben so sehr von dem antiken als romantischen Lustspiele sondern, einzig nur dem Geiste des Weltlebens, der in ihnen weht, zuzuschreiben.

Solger, welcher in jener Beurtheilung im siebenten Bande der Jahrbücher Shakespearn eine große Sorgfalt der Entwicklung, so sehr es die Gelegenheit gestatten wollte, gewidmet hat, ist in seinen Untersuchungen von andern Standpunkten aus-

gegangen, aber zu des Unterzeichneten großer Beruhigung größten Theils zu denselben Ansichten gelanget, die in der Abhandlung des Museums sich aufgestellt finden, und hier nur in Kürze mitgetheilt werden konnten. Ueberhaupt ist jene Beurtheilung Solgers, die sich über eins der merkwürdigsten Werke der neuern Literatur verbreitet, eine der umfassendsten kritischen Arbeiten unserer Zeit, und geht auch vorzüglich tief auf die Wesenheit der Tragödie ein. So bringt er auch in Hinsicht des Unterschieds zwischen alter und neuer Tragödie so vieles die innerste Tiefe der Kunst Berührendes zur Sprache, daß diese merkwürdige Beurtheilung wohl für lange ein Gegenstand anhaltender Studien deutscher Künstler bleiben wird. Die griechische Kunst, bemerkt er, ergreife jederzeit den Moment des wirklichen Lebens, in welchem die einander bekämpfenden Elemente des Daseyns zusammentreffen, um es in diesem Widerspruche als ein bloß erscheinendes und wirkliches zu vernichten; deßhalb müsse sie die ursprüngliche Einheit, welche alles trägt und erhält, und sich in jeder Vernichtung wieder gebiert, in dunkler Ferne als Schicksal voraussetzen. Die neuere dringe dagegen ein in die Entfaltung dieser Beziehungen aus ihrem gemeinsamen Ursprunge, sie erkenne sie schon in ihrem entferntesten Wirken, wo sie noch ganz von göttlicher Kraft erfüllt erscheinen, als zeitlich, und hinwirkend auf ihren eigenen Untergang, und eben deßwegen könne sie auch in der zuletzt hervortretenden Nichtigkeit selbst sich mit unendlicher Liebe und Freude der Gegenwart eines unendlichen Wirkens bewußt bleiben.

Diese Ansicht Solgers, welche aufs Treffendste die Möglichkeit eines gegen die Erscheinungen der Welt, als solche, zu fassenden großartigen Gleichmuths bewährt, dem zu Folge deren Vernichtung nicht als ein Gegenstand eigentlicher Trauer geschaut wird, gibt den tiefsten Grund jener erhabenen Eile Shakespear's durch die Wechsel und Umwälzungen menschlicher Schicksale an, ohne daß Solger hier dieß zu erweisen beabsichtiget hätte. Er versäumt aber auch nirgend in diesen tiefsinnigen Untersuchungen darauf hinzudeuten, daß der letzte Zweck Shakespearscher Kunstbildung Auflösung aller Disharmonie des Lebens, in der allgemeinen Harmonie der Welt gewesen sey. Er zeigt den großen Sinn seines Lustspiels wie des Trauerspiels, und verwahrt den dargestellten Dichter eigens gegen ein Mißverständniß, vermöge welchem man ihn zu Zeiten den Romantikern beyzuzählen pflegte: »Das Ritterthum und die romantische Religiosität und Liebe bilden sich zwar natürlich auch in Shakespeare ab, sie nehmen aber nicht unser ganzes Bewußtseyn gefangen, wie in den meisten Werken des eigentlichen Mittel-

alters, sondern sie sind eben Bilder aus dem allgemeinen Grunde des menschlichen Daseyns und seiner Geschicke überhaupt, welcher durch die tiefste Selbstbetrachtung erhellt und belebt wird.«

Welchen Versuch möchte wohl der Deutsche wagen, der ihm so gelingen könnte, daß er allgemein ansprechend, das ist, wahrhaft die Tiefe der Gemüther in edler Erwärmung berührend, ein Werk lieferte, worin die ernsteren Bedürfnisse der Zeit sich befriedigt fänden, wenn es nicht der des historischen Schauspiels ist? Und welch Zeitalter ist dieß, in dem wir leben? Es ist so weit von jener naiven Kindlichkeit des Gefühls entfernt, welche die germanische Jugendzeit charakterisirte; es ist so ganz jenes ätherischen Aufschwunges der Phantasie entblößt, und wenn gleich für Ideen jeder Art sich erhitzend, doch so fern davon im Leben selbst irgend einer Idee mit intensiver und wahrhaft gefühlter Begeisterung sich hinzugeben, wenn gleich immer zu leichten Spielen innerhalb des Umkreises idealer Entkörperungen bereit, daß es vergeblich wäre, und eine Selbsttäuschung des Dichters, der es unternähme, ein durchgreifendes romantisches Schauspiel begründen zu wollen. Im Gegentheile ist, wie oben angedeutet worden, die ganze Thätigkeit der Zeit, wie dieß auch, als Shakespeare lebte, gewesen, auf die großen Ereignisse des öffentlichen Lebens gerichtet, auf die Eigenthümlichkeit des Charakters der Völker, unter uns Deutschen insbesondere aber auf die Herleitung und Bestimmung unserer heutigen Charakterbildung aus den Quellen der altvaterländischen Geschichte. Seit ein gebieterischer Augenblick die Deutschen nöthigte, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen, und die Kraft gegen den allgemeinen Feind des Landes zu messen, haben sie aufgehört, ihr Heil in einsamer Spekulation zu suchen, und die Würde ihres eigenen Daseyns so sehr schätzen gelernt, daß ihnen mit dieser an großen Ereignissen reichen Gegenwart zugleich die Würde ihrer Vergangenheit im Gemüthe aufging. Sie haben für das Leben selbst ein Interesse gewonnen, das ihnen durch lange Zeit fremd gewesen war, und wenn es einen Gegenstand durchgreifender Begeisterung für sie gibt, so wird dieser nur in der dargestellten Wahrheit des Lebens und in Wiederbelebung einer Vorzeit ritterlicher Kraft, edler Treue und jener Würde des Charakters seyn, die sich in ihren eigenen Thaten, deren Erinnerung die Jahrhunderte nicht vertilgen konnten, ein ewiges Denkmal gründete. Die mühevollen Arbeiten, welche so viele schätzenswerthe Gelehrte in dem letzten Jahrzehend zur Aufhellung der Poesie des Mittelalters und zur historischen Ergründung dieses Zeitraums sich aufbürdeten, beweisen hinreichend, wie sehr die allgemeine Aufmerksamkeit dahin gerichtet ist. In England ist derselbe Fall einge-

treten; doch bey dem gänzlichen Verfall der dramatischen Kunst in diesem Lande hat sich der poetische Sinn in Romanzen und Romanen, gänzlich der Vorzeit geweiht, zu entfalten gewußt. In Deutschland, wo eine tiefere Berücksichtigung der Geheimnisse menschlicher Naturbildung und ihrer Verhaltnisse zur umgebenden Welt unmittelbar zur dramatischen Dichtung führt, zeigt sich bereits seit lange eine bestimmte, nur nicht immer klar genug erkannte Vorneigung für das historische Schauspiel.

Daß wir zur Zeit der Erneuerung unserer Literatur solchen Versuch nicht wagen konnten, ist in der Wesenheit der Dinge gegründet. Ein Maler, der sich erst bilden will, wendet sich nicht sogleich mit Glück an die Natur selbst, sondern übt seine Hand erst in Nachbildung bereits vor ihm bestandener Kunstwerke. Wir haben diese Pflicht lange und mit Treue und Anstrengung geübt, um endlich Sicherheit des Blicks, gebildeten Kunstsinn, und hinreichende Fertigkeit in Lehrjahren, die für uns so erfahrungsreich gewesen sind, gewonnen zu haben: und es ist Zeit, sich endlich an die Natur selbst zu wagen. Der Grund, warum der Deutsche so spät erst diese Kunstform aufsucht, liegt aber nicht etwa in der späten Reife seines Dichtungsvermögens, sondern in der gewaltsamen Einwirkung eines der Kunstbildung zu fremdartigen wissenschaftlichen Strebens, das erst befriedigt seyn wollte, und auch seine Abwege gehen mußte, ehe der Geist sich in sich selbst sammeln, und seine Bestimmung in der Kunst klar erkennen konnte. Denn welche Anforderungen, der Kunst das vaterländische Leben als Stoff ihres Strebens zu geben, hatten wir nicht seit Götz von Berlichingen? Welche wahrhaft geistreiche, oft in Kraft ausgezeichnete, immer aber treue Bemühungen, entwickelten sich nicht seit jenem Zeitpunkte überall im deutschen Vaterlande? Und wer darf Klinger, Babo und manche andere vergessen, welche mehr Geschick hatten, ein edles, der Schilderung werthes Leben überhaupt der Theilnahme der Zeitgenossen nahe zu legen, als es echt dramatisch zu verarbeiten? Sie haben wenigstens gezeigt, wie weit es eine für den tiefen Sinn der Wahrheit entflammte Begeisterung auch bey gänzlichem Mangel einer Schule, die nur die größten Geister sich selbst zu geben vermögen, andere aber erst in dem allmälig heran gebildeten Zeitalter gewinnen, zu bringen vermöge.

Göthe aber, der immer dieß Gepräge des Genies allen seinen Werken aufgedrückt, hatte auch dem Götz eine Form gegeben, welche als eine in sich vollendete betrachtet werden durfte, obwohl sie den Zeitgenossen vielmehr als Formlosigkeit erschien: es war aber schwer, das mit Glück nachzubilden, was, nicht ganz verstanden, auch natürlicher Weise das Gemüth nicht in seinem

vollen Gehalt hatte durchdringen können. Nichts desto weniger war Götz sogleich nach seinem Erscheinen Anregung zu einer Ansicht der Welt und der Menschen geworden, welche sich nicht mehr in den engen Raum einer französischen Tragödie einpressen ließ, und wenn gleich dieser Götz selbst mehr den Charakter seines Helden als die Handlung berücksichtigte, so war letztere dennoch in einer so großen Bedeutung und mit einem so entscheidenden Uebergewichte im Schauspiele berücksichtigt, daß das Ganze beynahe die Wirkung eines vollendeten historischen Schauspiels hervorbringen mußte. Ueberdieß kam nun Shakespeare in den Uebersetzungen Wielands und Eschenburgs mehr und mehr an die Tagesordnung, die vorzüglich an der französischen Tragödie sich übende wahrhaft vernichtende Kritik des unsterblichen Lessing machte den Deutschen schon so früh auf die Wesenheit echter Dichtung und die Gebrechen einer nur konventionellen Erfindung aufmerksam, und brachte in manche dramatische Versuche damaliger Zeit eine Solidität und Stärke, welche man nur bewundern kann. Ueberall zeigte sich eine bestimmte Vorneigung für die historische Behandlungsart, wodurch sich die Grundrichtung deutscher Dichtung überhaupt zu verkünden schien. Wie aber Göthe die in Götz errungenen Palmen verließ, um auf andern Wegen diesen ganz fremde aufzusuchen, so mit ihm das Zeitalter, ohne gerade durch ihn selbst dazu veranlaßt worden zu seyn; denn es war nur der allgemeine Gang deutscher Bildung, der alles in diese Richtung zwang. Man suchte sich nach allen Seiten hin zu vollenden und die zum Bewußtseyn gelangten Forderungen der Kunst in jeder Hinsicht zu befriedigen. Da die Kunsteinsicht nicht Gewinn der Erfahrungen des Lebens, sondern der aus den Studien gezogenen Resultate war, so umschrieb auch die dramatische Dichtkunst, wie die gesammte deutsche Kunst überhaupt, den Gesammtkreis der geschöpften wissenschaftlichen Kenntnisse in Versuchen nach fremden Mustern, in welchen man die gefundene Regel beobachtet zu sehen glaubte, um erst spät zu dem, wobey man begonnen hatte, doch indeß in mannigfaltig angeeigneter Bildung stark geworden, wieder zurück zu kehren.

Dieß edle Bemühen, überall hin die Blicke nach dem Schönen und Großen auszusenden, und dieses in der einheimischen Kunst einzubürgern, wird vorzüglich in Göthe sichtbar, der sich von den Dichtern, die ihm unmittelbar vorangingen, oder gleichzeitig mit ihm lebten, oder durch ihn selbst angeregt, ihm als nächste Nachfolger gegeben waren, durch jene große künstlerische Weihe unterschied, vermöge welcher es ihm gegeben war, auf jeder Stufe seiner rasch vorwärts schreitenden Entwicklung vollendete Kunstwerke, zugleich treue Bilder seines reichen Innern zu

vollenden, während die übrigen nur in Versuchen nachschreiten konnten, weil die gewonnenen Ansichten mit ihrer Kunstbildung und ihrem poetischen Vermögen nicht im Gleichgewichte standen. Als Hauptzeugniß dieser nicht zu läugnenden Wahrheit dürfen wir hier nur Göthe's Faust nennen, und müssen uns auch in Hinsicht der Aufgabe, die uns hier gegeben ist, auf dieses Werk beschränken. Dieser Faust, obgleich ein nicht zu vollendendes Fragment, für jetzt noch immer der Höhe- und Glanzpunkt unserer dramatischen Literatur, spricht eigentlich das innere Uebel, woran das Jahrhundert leidet, die Zerfallniß nämlich des Innern dieser merkwürdigen Generation, den Zwiespalt zwischen Idee und Realität so vollendet aus, daß dieser Zwiespalt der Grundstoff des Werks selbst geworden; der Dichter aber, der über diesem Streite in wahrer Künstlerhabenheit seinen Standpunkt gewann, wußte diesen herbsten Gegenstand, ohne ihm als mitleidende Person zu unterliegen, mit einer bis dahin in deutscher Kunst unbekannten Stärke der Seele aufzufassen, und hinzustellen. Gleiches Glück ward nicht den Zeitgenossen dieser Erscheinung, welche sie alle wie ein Blitz traf und sie entzündete, ohne sie zu erleuchten. Der vorzüglichste Grund aber, warum deutsches Kunstbestreben so lange in unentschiedener Richtung geblieben, lag, anderer mitwirkenden Ursachen nicht zu erwähnen, vorzüglich in dem übermächtigen Einflusse, welche eine theils falsche, theils nicht zur innern Vollendung gelangte Philosophie auf Gemüther, die nicht so durchaus der Kunst, wie Göthe, bestimmt waren, ausüben mußte, indem ihnen durch diese Philosophie eine Kluft zwischen Unendlichkeit und dem Endlichen, zwischen Idee und Realität sich aufthat, in deren Mitte sie nur die Klage über das Bestehen dieses Widerstreits, und mit ihr den tiefen Unmuth eines gekränkten edlen Herzens, in Dichtungen zur Anschauung gebracht, schwebend erhielten, ohne die unmöglich geachtete Ausgleichung zu ahnen, oder zu suchen.

Daß Schiller, an Kraft, Würde, und mächtiger Rührung eines für alles Gute erwärmten Gemüths die herrlichste Erscheinung unserer dramatischen Literatur, sich in diesem Falle befand, ist allgemein anerkannt. In den Räubern, Kabale und Liebe, und im Fiesko darf man die Zerrüttung dieses edlen Geistes, den tief empfundenen Jammer über das Mißverhältniß der Welt, wie er sie fand, zu dem Ideale der Vollkommenheit, das er sich gebildet hatte, schaudervoll nennen, und eben dieser Unmuth, diese wilde Gierde, gegen die Vorsehung den Schrey des Vorwurfs zu erheben, war es, was diese Werke charakterisirte; doch glaubt Recensent, daß mehr die ungemeine Kraft der Durchführung, als die zum Grunde liegende Idee selbst diesen Trauer-

ſpielen den großen Eingang in die Gemüther verſchafften, den ſie behaupteten, und in dieſer Hinſicht noch jetzt mit Recht behaupten. Von dieſen ganz ungebundenen Ausbrüchen jugendlicher Heftigkeit zum Nachdenken über die Kunſt, in der ſie ſich hervor gewagt, übergehend, ohne im Innern des Herzens noch verändert zu ſeyn, entſtanden die großen Studien, deren Reſultat Don Karlos geweſen; eine Erſcheinung, vor welcher die Nation bewundernd ſtand, in welcher ſich aber die eigenthümlichen Fehler Schillers, das Uebermaß der Leidenſchaftlichkeit und die zu ſehr Raum ſuchende Reflexion ſo entſcheidend ausgebildet hatten, daß auch die größten Verehrer des Künſtlers, ſie, welche Zerrüttung und Troſtloſigkeit des Gemüths für die eigentliche Aufgabe der Poeſie hielten, ihn hierin des Fehlers zu zeihen anfingen. Die großen Fortſchritte, welche ſeit Leſſing das bürgerliche Schauſpiel gemacht hatte, und auf welchen fußend, jene drey erſten Stücke, mit denen Schiller auftrat, allein möglich geworden waren, hatten dem großen Streben ſeines Geiſtes eben ſo wenig im Inhalt als in der Form genügen können; er hatte ſie auch nunmehr in beydem überflogen; aber ohne ſich zu genügen. Er ſah in Göthe einen Dichter vor ſich, den er anfangs gehörig zu würdigen nicht im Stande geweſen war, weil die Richtung ſeines eigenen Geiſtes von jener Göthes zu ſehr ſich ſchied und trennte. Eine echte Vereinigung der Kunſtbeſtrebungen beyder war auch eine nicht auszuführende Unternehmung. Aber welchen Arbeiten unterzog ihn der unwandelbare Entſchluß, zu einer höhern Kunſtform emporzuſteigen, als jene war, in deren Beſitz er ſich fühlte. Mit welchem Ernſte fing er an, den Räthſeln des Lebens nachzuforſchen, um ihre Bedeutung zu entziffern? welche Studien widmete er insbeſondere den Geheimniſſen der Kunſt, um nicht mehr als Naturaliſt in der Poeſie aufzutreten, da er ſeinem eigenen Gefühle zu mißtrauen angefangen hatte?

Ausgeſöhnter mit der Welt, ihren Verhältniſſen nicht mehr ſo fremd, vielmehr nun vorzüglich die Aufmerkſamkeit auf die Moral und die Lehre von den Pflichten gewendet, trat Schiller im Wallenſtein auf. Man darf ſagen, daß der Dichter in dieſem größten ſeiner Werke, dem das tiefſte Studium des Drama zum Grunde liegt, welchem ſich ein deutſcher Dichter jemals unterzog, in einem dreyfachem Streben getheilt erſcheint. Das erſte iſt das, dem Stoffe ſelbſt zu genügen, und auf dieſe Weiſe der Wirklichkeit ihr Recht zu geben. Wie treu hier auch der Wille war, blieb doch die Entfernung des Dichters von dem Verſtändniß des Lebens zu groß, um hier wahrhaft auszureichen; und wenn er ſich in Hinſicht auf

Wahrheit der Darſtellung in der Ausbildung mancher Charaktere eigentlich als ein großer Meiſter zeigte, ergründete er doch nicht die tiefere Schönheit des Stoffes, und hielt ſich für berechtigt, in der Meinung, fehlende Idealität eines zu ſpröden Gegenſtandes zu erſetzen, ein dieſem Gegenſtande ſo wie der geſchichtlichen Reihefolge der Begebenheiten fremdes Liebesverhältniß einzuflechten; obgleich auch hier, mit den vorigen Produktionen verglichen, als ein ganz neuer Meiſter ſich bewährend. Das zweyte Streben war eben dieß Suchen nach einer tragiſchen Würde, welche dem Gegenſtande, nachdem er einmal hiſtoriſch genommen war, nicht im helleniſchen Sinne gegeben werden konnte. Dieſes Streben insbeſondere hat den Dichter in die mannigfaltigſten Widerſprüche mit ſich und ſeinem Gegenſtand verwickelt, der die Vorſehung gebieteriſch als Hintergrund verlangte. Er erhielt aber nur, nach Art der Griechen, in Folge eines Mißverſtändniſſes der damaligen Kunſtphiloſophie, das eiſerne Schickſal, welches ihm der Dichter bey widerſtrebendem Stoffe nicht anzupaſſen wußte, ſondern hinein räſonnirte. Daher, des üblen Gewiſſens wegen, welches in dieſer Hinſicht den Dichter verfolgte, die handelnden Perſonen ſo ſehr und unermüdlich vom Schickſale ſprechen, weil es in der Handlung ſelbſt ſo durchaus ſich nicht zeigen wollte. Das dritte ſehr merkbare Streben iſt das nach Götheſcher Darſtellungsweiſe, verbunden mit einer zu ſehr ins Kleine gehenden Nachbildung griechiſcher Wortfügung, an welche ſich oft Ideen des Heidenthums ſelbſt anſchloſſen, die er, von Liebe zu ſeinen Studien durchdrungen, nicht zurück zu weiſen vermochte.

Dennoch war dieſes Werk, deſſen Mängel hier berührt worden, deſſen hohe Vorzüge aber, ſeit es erſchien, der dramatiſchen Kunſt einen neuen Schwung gaben, und der fortwährende Gegenſtand des Studiums aller Kunſtfreunde geblieben ſind, der Anfang einer neuen Epoche in der Poeſie, nicht nur für Schiller, ſondern für das geſammte Vaterland. Der hohe Ernſt der Begeiſterung, und die Würde des Dichters ſelbſt die aus demſelben hervorging, gaben der Dichtkunſt plötzlich für Jeden eine ſolche Wichtigkeit, daß ſie, man darf ſagen, zur Nationalangelegenheit wurde. Mannigfaltig war der Einfluß des Werks auf das Zeitalter. Zuerſt und vor allem wurde es ein Medium zum Verſtändniſſe Göthe's. Die Liebe der Zeitgenoſſen zu Göthe, als er auch von andrer Seite durch die neuen Kunſtüberzeugungen, welche die beyden Brüder Schlegel, die die Poeſie aller Zeiten in gereiftem Urtheile, und durch die Werke ſo großer Dichter, wie Novalis und Tieck, gleichſam mit der That unterſtützt, vor Deutſchlands Blicke vorüber führten, vielfältig beleuchtet ward, erreichte nun eine Höhe, wie ſie frü-

her keinem Dichter zu Theil geworden war, und übte sogleich ihre Rechte auf jüngere Dichter aus, die, nur zum Vortheile zwar für das Ganze, der Kunstweise dieses Meisters nachstrebten. Mit diesen Bemühungen ward zugleich ein doppeltes Streben deutscher Dichtung fühlbar; der Wunsch antiken Charakter des Drama ganz aufs deutsche Drama anzuwenden, und Schillers Streben gleichsam zu vollenden, und die Fortbildung der in Wallenstein vorherrschenden historischen Behandlung des Stoffs in eigenthümlichen Werken. In diesem letztern Sinne suchte Heinrich Collin die Dichtungsgabe, die ihm geworden war, zu entfalten, nach seinen Einsichten nämlich, mit stets reinem Eifer für den Gegenstand seiner treuen Bemühungen. Die Dichtung beabsichtigte bey ihm zwar jederzeit vorzüglich die Charakterentwicklung der Personen seiner Trauerspiele; doch legte er auf die Handlung selbst immer großes Gewicht. Diejenigen aber, welche das griechische Trauerspiel mit allen seinen Eigenheiten an die Ordnung bringen wollten, unter welchen vorzüglich der geistreiche Appel zu nennen ist, hatten im Wallenstein hauptsächlich das nach dem Antiken Hinstrebende berücksichtigt.

Schiller selbst, in der Braut von Messina zwar von einem Rückfalle in ein Chaos unverarbeiteter Theorien überrascht, in der Jungfrau von Orleans romantischem Schwunge nachstrebend, verließ doch, wenn auch nie ganz der Gattung sich hingebend, seit seinem Wallenstein nicht mehr die Eigenheit des historischen Schauspiels. Er hat in der Maria Stuart ihr die vorzüglichste Kraft seiner Dichtung zu danken, sie ist dasjenige, wohin er von geheimer Ahnung, wenn gleich widerstrebend, immer wieder gezogen wird, und was ihm in der ersten Hälfte des Tell noch lange ein entschiedenes Uebergewicht über jeden dramatischen Dichter auf der Bühne gewähren wird.

Wetzel.

Jeanne d'Arc. — Hermannfried, letzter König von Thüringen.

Indem wir hier zur Anzeige der beyden Werke Wetzels übergehen, werden wir genöthigt seyn, zum bessern Verständnisse seiner Jeanne d'Arc, Schillers Jungfrau von Orleans selbst in Hinsicht auf die Erfindung zu durchgehen. An und für sich möchte die gewagte Unternehmung, nach einem Werke, wie Schillers Jungfrau, das mehr wie irgend eine andere Schöpfung Schillers durch die ansprechende Führung der Handlung, durch die auf den Hauptcharakter, die Jungfrau, mit ungemeiner Kunst koncentrirte Theilnahme,

durch ein wahrhaft jugendliches Feuer der Einbildungskraft, die auch der Sprache den höchſten Schmuck verlieh, den Schiller jemals ſich gewann, eine Tragödie desſelben Stoffs zu entwerfen, für den neuen Verfaſſer ſelbſt die ungünſtigſte Meinung ſogleich feſtſtellen; denn nichts iſt verhaßter als tolle Ueberſchätzung der eigenen Kräfte, und die entehrende Begierde nach dem verdienten Lorber eines von der Nation in ungetheilter Ehrfurcht bekränzten Dichters zu greifen. Betrachtet man aber die Werke des für deutſche Kunſt zu früh geſtorbenen Wetzel, ſo leuchtet aus denſelben ein ſo einfaches Beſtreben, gewonnenen Ueberzeugungen genug zu thun, daß jeder ihm unrühmliche Verdacht ſogleich verſchwinden muß. Man erkennt in der Ausführung dieſer Werke einen Künſtler, welcher ſich noch nicht auf die Stufe der Vollendung, die ihm zu erreichen möglich war, zu bringen wußte, den aber ein ächter Sinn leitet, mit welchem er es gleichwohl bereits ſo weit gebracht, daß er die Kunſt gefördert, welcher er huldigt. Schillers Jungfrau von Orleans ſelbſt aber, der hier eine andere gegenüber ſteht, hat gleich in ihrem Entſtehen, obwohl man ſagen darf, beynahe die Geſammtheit der Kunſtliebenden habe ſich für ſie erklärt, eine Oppoſition in denjenigen gefunden, welche die Abweichung des Hauptcharakters von dem Geſchichtlichen nicht zu dulden vermochten. Die Grauſamkeit der Jungfrau gegen den engliſchen Jüngling, den ſie nach weitläufigen Wechſelreden recht kalt hinrichtet, wurde ſogleich als eine unglückliche Nachahmung des griechiſchen Epos anerkannt, der Gang der Begebenheit ſelbſt aber, obgleich ſehr bald eine kurzgefaßte Geſchichte der Jungfrau von Orleans auf die Abweichungen des Trauerſpieles hinwieſen, erhielt ſich in dem Beyfalle, den er gleich Anfangs ſich gewonnen hatte.

Die Freyheiten, welche ſich Schiller in der Bearbeitung eines ſo geheiligten Stoffes genommen hatte, zeugten wohl am deutlichſten, wie weit der in der äußeren Behandlung ſeiner Trauerſpiele ſowohl als in einzelnen Theilen der aufgenommenen Geſchichte und auch größten Theils in der Charakteriſtik ſich mehr und mehr dem hiſtoriſchen Schauſpiele anſchließende Dichter noch von der eigentlichen Erkenntniß der Weſenheit dieſer Kunſtgattung entfernt blieb; da er ſich nicht ſcheute, einen von der Geſchichte hochgefeyerten Charakter, wie jenen der Jungfrau, ganz und gar umzubilden, und die Begebenheit ſelbſt nach ſeinem Gutdünken umzumodeln. Es iſt zwar eine ganz gewöhnliche Sache, von Recenſenten aller Art zu hören, daß dem Dichter die Befugniß zuſtehe, den Stoff nach dem Bedürfniſſe der Idee, die ihm bey dem Werke vorſchwebte, umzuändern; es würde aber viel beſſer ſeyn, wenn man im Gegentheile eben ſo oft die For-

derung ausgeſprochen läſe, daß es des Dichters Pflicht ſey, nur dieſe eine Idee, welche ſeinem Stoffe ſelbſt zum Grunde liegt, gehörig aufzufaſſen, und von allen Seiten beleuchtet, im Werke, das er bearbeitet, ins dramatiſche Leben zu rufen. Denn lägen den Begebenheiten der Welt nicht ſelbſt ſchon Ideen zum Grunde, das heißt, wären ſie etwas anders, als die äußere Erſcheinung jener die Jahrhunderte erfüllenden und zu That und Handlung treibenden, machtvollen Ueberzeugung über die Verhältniſſe des irdiſchen Daſeyns unter ſich und zu einem höhern ewigen Seyn unwandelbarer Vollendung, und wären die Menſchen, die im kräftigen Wollen ihres ſtarken Gemüths die Erde umgeſtalten, oder vermöge eines ſanftern Zuges der Liebe ſie verſchönen, und einer heitern Tugend die Palme des Siegs erringen, nicht wahrhafte Träger der würdigſten Ideen, ſo wäre es eine wahre Armſeligkeit, irgend eine Begebenheit in Dichtungen feyern zu wollen. Liegt aber jedem Ereigniſſe des Lebens, und den Charakteren der Menſchen, durch welche dieſes Ereigniß erſt Daſeyn erhält, eine Idee zum Grunde, wie nicht geläugnet werden darf, ſo iſt es Frevel, die eigene Weisheit höher zu halten, als die Offenbarung Gottes in ſeinen Werken, und der einzig echten Deutung des Lebens wiſſentlich eine falſche einzubilden, einen in innerer Würde durch die Stürme des Lebens aufrecht geſtandenen Streiter für Recht und Tugend in weichlichen Gefühlen kleinlich einzuſchmelzen, oder dem Laſter verhüllende Nebel beyzugeſellen, kurz, wie es auch immer gewandt werde, falſche Münze auszuprägen.

Daß Schiller dieß Geſchäft der Umbildung eines in der ganzen Geſchichte beyſpielloſen, reinen, wie eine Erſcheinung einer höhern Welt in urſprünglicher Einfachheit der Gefühle glänzenden Charakters in voller Unbefangenheit, ja mit der unzweydeutigen Abſicht, ihm den Stempel höherer Vollendung aufzuprägen, unternommen habe, iſt keinem Zweifel unterworfen. Die Quellen, welche die Geſchichte der Jungfrau von Orleans jetzt jedem zur Kenntniß brachten, waren damals nicht ſo zugänglich; deſſen ungeachtet iſt Schiller von dem Vorwurfe einer wiſſentlichen Umbeugung der Geſchichte ſowohl als des Charakters der Jungfrau nicht zu befreyen. Er wollte eine romantiſche Tragödie ſchreiben, deren Idee ihm durch Tiecks Genoveva entſtanden war; er wollte dieß in ſeinem Sinne thun; gewohnt, große hiſtoriſche Stoffe zu behandeln, wollte er auch einen in dieſer Hinſicht bedeutenden Stoff zum Gegenſtande wählen. Daß ſeine Wahl auf die Jungfrau von Orleans fiel, bringt ſeinem Herzen um ſo mehr Ehre, weil es ſehr ſichtbar iſt, daß er bey Durchleſung Heinrich des Sechsten von Shakeſpeare, in dem die Jungfrau nach brittiſchem Vorurtheile als eine Hexe

und lose Dirne erscheint, plötzlich von der Heiligkeit ihres Wesens durchdrungen worden, und ihr ein Denkmal, würdig der edelsten Heldin ihres Volks, zu setzen sich begeistert fühlte. Und wenn wir bloß den Willen des Dichters berücksichtigen, wer darf hier an andere Aeußerung als an die eines unbedingten Beyfalls denken? Er hat die Heldin seines Werks auf die seiner Ansicht nach würdigste Art in die Scene eingeführt, und ihrem Charakter eine Wärme und Kraft der Begeisterung verliehen, welche verbunden mit einem edeln Heldenmuthe ihren wohlthätigen Einfluß noch auf jedes Publikum bewährte. Er hat, was das vorzüglichste Verdienst des Werks ist, die Zeit, in der die Jungfrau auftrat, die Umgebungen ihres Lebens in ihrer einfachen Heimat sowohl als am Hofe Karl des Siebenten in solcher Wahrheit und Schönheit zugleich dargestellt, daß das auf diese Weise zur Anschauung gebrachte Leben des entfernten Jahrhunderts, wie eine Gegenwart, die man freudig mitlebt, an deren großen Ereignissen man sich selbst zu großen Entschließungen stärkt und begeistert, vor der Seele des unbefangenen Lesers oder Zusehers vorüber schreitet. Das, was in diesem herrlichen Zeitgemälde einigem Tadel unterliegen dürfte, ist die zu merkbare Gewalt, welche Shakespeare bey Bildung der Kriegsscenen und des englischen Lagers auf Schiller ausübte. Wenn durch den brittischen Dichter, wie man nicht zweifeln darf, die schöne Scene veranlaßt wurde, in der die Jungfrau den Herzog von Burgund überredet, zu den Freunden, die ihm Gott und die Verhältnisse der Lage gegeben, zurück zu kehren, so ist die Nachahmung schon dadurch entschuldigt, daß sie zugleich ein Kampf des Dichters mit dem Britten ist, jenes was dieser zum Nachtheil der Jungfrau gebildet, hier mit Umkehrung des Sinnes der Sprechenden in ihren schönsten Triumph zu verwandeln; allein diese Nachahmung verbreitet sich noch in viel zartere Theile der Erfindung, und geht sogar bis auf Wiederholung einzelner treffender Gedanken in den Hauptepochen dieses Theils der Handlung über. Sie ist auch wahrscheinlich die Ursache, daß Schiller nicht zur reinen Ansicht des Charakters der Jungfrau durchdrang. Ja, es scheint, daß er anfänglich im Zweifel war, ob er nicht diesem Charakter einige dämonische Beymischung geben solle: wie das Zeichenschreiben in den Sand, das Sitzen unter dem Druidenbaume, vor allem die Erscheinung des schwarzen Ritters, jenes in Verzweiflung des Atheismus hinüber geschiedenen Talbot, zu verkünden scheint; da ihr hier offenbar die Hölle guten Rath spendet, und für sie eintritt. Was aber für denjenigen, der die Geschichte dieser Jungfrau von Orleans gelesen, Gegenstand eines zugleich traurigen und empörenden Anblicks wird, ist

die Umbeugung des Charakters der Jungfrau ſelbſt. Schiller hat ihr eine gewiſſe Heldenerhabenheit beylegen zu müſſen geglaubt: ſie war aber vielmehr durch die jungfräulichſte Beſcheidenheit und Demuth eines zarten Gott ergebenen Gemüthes bewunderungswerth, in dem die Heldenkühnheit, die ihr eigen war, um ſo herrlicher erſchien, weil ſie ganz als naive Natureigenheit, ohne zum vollen Bewußtſeyn in ihr zu gelangen, ſich offenbarte, und daher auch den leiſeſten Schein eines darauf gelegten Werthes von ihr entfernt hielt. Das geweihte Schwert, welches ſie in die Schlachten trug, hat ſie, dem ausdrücklichen Zeugniſſe der Geſchichte zufolge, nie vertilgend auf irgend einen Feind gewandt. Dem großen Berufe, der auf ihr laſtete, mit ergebenem Sinne ſich unterwerfend, führte ſie die gläubigen Heere in die Schlacht, und überall wo die Gefahr war, war auch die Jungfrau; ſie ſelbſt aber hat ſich nie mit Blut befleckt, und ihre Fahne unentweiht bewahrt. Schillers Jungfrau hingegen gefällt ſich im Streite, ja in grauſamer Hinſchlachtung ihrer Opfer, ſie iſt eine gerüſtete Pallas, eine allerdings erhabene Erſcheinung, aber nicht jene chriſtliche Streiterin, deren einfaches Konterfey, wie es auf uns gekommen, ſchon allein die Schiller'ſche Kriegsgöttin zurückweiſet. Einmal, in der erſten Anlage des Charakters von der Ausſage der Geſchichte abgewichen, mußte ſich Schiller auch in Führung der Handlung ſelbſt manches erlauben, was nicht mit der Wahrheit der Begebenheit überein ſtimmte. Er hat ſie vielmehr ganz entſtellt. Er hat dem reinſten Gemüthe, was ſeit Jahrhunderten menſchliches Leben zierte, irdiſche Liebe, und zwar gegen den Feind ihres Volkes angedichtet, deren Traum nicht einmal ihr ganz nur Gott geweihtes Herz berührte. Alle jene Donner, die zur Verkündung einer Schuld, von der ſie frey war, über ſie hinrollen, den Abfall der Ihrigen und ihres Königs in der grauenvollen Stunde der Anklage ihres Vaters hat ſie nicht erlebt, ſie hat nie ihr Schwert um eitler irdiſcher Liebe willen eingebüßt, und das Glück hat ſich nicht um ſolcher Schuld willen mit der Huld ihres Gottes von ihr gewendet. Es iſt ſchwer, erfüllt mit der Begeiſterung, welche das Bild einer ganz ungetrübten Tugend, und die Bewährung der Heiligkeit des Herzens in den größten Verfolgungen, die je als Prüfung auf die Schulter ſchwacher Menſchen gelegt wurden, in der Geſchichte der Jungfrau dem Leſer eingeprägt, nun hier vor einem Schauſpiele zu ſtehen, wo eine die geſammte Menſchheit ſelbſt ehrende Wahrheit des Lebens einer Willkür aufgeopfert wurde, die zwar allerdings nur das Edelſte bezweckte, aber den beabſichtigten Eindruck auf die Gemüther nur ſich ſelbſt, nicht aber jener Tugend, wie ſie einſt wirklich geleuchtet, ver-

danken wollte. — Dieß mag die Empfindung Wetzels gewesen seyn, als er, wie es nicht anders seyn kann, wohl bewußt, einen weit überlegenern Vorgänger vor sich zu haben, zu einer neuen Bearbeitung des Trauerspiels schritt, um dem Stoffe sein Recht widerfahren zu lassen.

Wetzels Werk vermeidet mit gesuchter Strenge allen romantischen Schmuck, den Schiller mit so großem Glücke über sein Trauerspiel verbreitet hatte; ja es gefällt sich sogar in einer gewissen Rauhheit der Darstellung, vermuthlich durch den Wunsch erregt, einer durch sich selbst großen Begebenheit die schlichteste Darstellung zu geben. Eine sehr gelungene Scene aus der Belagerung von Orleans selbst, wo der wackere Ponton von Saintrailles die Aufforderungen der Engländer zurückweiset, macht den Anfang des Stücks; es folgt eine Scene zu Vaucouleurs, wo der Ritter Baudricourt der zweymal zurückgeschickten Hirtenjungfrau, die die Anführung eines Haufens Kriegsvolks begehrt, um es dem Könige vorzuführen, endlich den Zutritt gestattet, und erschreckt durch die Sicherheit ihres Benehmens so wie durch die genaue Erfüllung ihrer Weissagung wegen der bey Orleans verlornen Schlacht, ihr das Kriegsvolk gewährt. Die Scene ist ohne allen Schmuck mit scheinbarer Nachläßigkeit der Behandlung, doch aufsprechend ausgeführt. Das Hoflager des Königs zu Bourges, das die dritte Scene füllt, ist höchst ironisch behandelt, wozu der Gegensatz der Lebensweise Karls mit der Noth der Zeit hinreichende Veranlassung gibt. Lahire, ein ausgezeichneter Charakter, entwickelt sich hier bedeutungsvoll; so auch König Karl, obgleich vorläufig nur von Seite seiner scheinbaren Nichtbeachtung der drängenden Zeitumstände dargestellt. Die Ankunft der Jungfrau zu Fierbois, wo sie Schwert und Fahne aus dem Grabe eines Ritters herbey bringen läßt, beschließt den ersten Aufzug. Der zweyte Aufzug hat eine desto größere Ausdehnung: er beginnt am Hoflager Karls mit dessen steigender Verlegenheit, bey welcher er aber die Tiefe eines würdevollen Charakters zeigt, faßt in seiner Mitte die Ankunft der Jungfrau und ihre Beglaubigung als Gesandte des Herrn; zeigt dann in Paris den englischen Regenten Herzog Bedford in sehr glücklicher Charakterschilderung, und endet mit der Eroberung Orleans, welche nicht erzählt, sondern dargestellt wird. Es wäre zu weitläufig, hier in der Anzeige den Dichter in den Einzelnheiten seiner Darstellung folgen zu wollen. Sie ist überall kräftig, anschaulich; aber zu sehr alles Schmuckes entblößt, und in Rauhigkeit der Sprache sich gefallend. Die Eile, mit der er durch die Begebenheiten hinschreitet, ist indeß nicht die eines Schülers, sondern eines wohl erfahrnen Künstlers.

Der dritte Aufzug ist mit der Rückkunft Johanna's nach Bourges, und Scenen im französischen und englischen Lager, die sowohl für die Charakteristik wohl berechnet als sehr lebensvoll sind, und mit dem Zuge der Jungfrau nach Rheims ausgefüllt, der am Schlusse erst bis Troyes gelangt. Der Anfang des vierten zeigt den König bereits in Rheims auf dem Throne, umgeben von den Großen des Reichs. Johanna erhält den Ritterschlag, begehrt entlassen zu werden, welches ihr zu ihrer großen Bestürzung verweigert wird; da ihre Sendung ausdrücklich nur bis Rheims gelautet. Sie gehorcht, »weil es ihr Herr und König, Gottes Bild und Stellvertreter in der Zeitlichkeit,« ist, der ihr zu bleiben befiehlt.

Dieser Ungehorsam Johannens gegen den göttlichen Befehl, der ihr nur bis Rheims zu gehen geheißen, ist, wie bey Schiller die erdichtete Liebe zu Lyonell, der Wendepunkt ihres Schicksals, welches sie dunkel ahnt, ohne es gleichwohl eigentlich vorherzusehen. Der Dichter hat sich hier ganz an die Aussage der Geschichte gehalten. Sie soll nach Compiegne, die Stadt einzunehmen, die den Zug nach Paris verhindert. Dort angelangt, findet sie alles zu ihrem Schrecken zur Schlacht bereit, die ihr die Ahnung als unglücklich sehen läßt; sie selbst soll Compiegne stürmen, wogegen sie tiefen Widerwillen empfindet. Die bald darauf beginnende Schlacht geht auf Johannens Seite verloren, sie wird verwundet, und in der allgemeinen Flucht zu ihrem Entsetzen mit fortgerissen. Lahire fällt durch Talbot. Johanna, die sich vergebens bemüht, die Schlacht wieder herzustellen, wird gefangen.

Im königlichen Hoflager zu Rheims erfreut man sich im Beginne des fünften Aufzugs des großen Sieges, der sogleich nach Johannens Gefangennehmung sich von den Engländern gewendet hatte; diese Gefangennehmung selbst erfüllt indeß den König mit gerechter Furcht, da er vernimmt, daß man sich anschicke, sie, welche der Bischof von Beauvais, Cauchon, längst als Zauberin in Bann that, als solche zum Feuer zu verdammen. Der König bietet den Herzog von Suffolk gegen sie zur Auswechslung, und bricht mit dem Heere auf, sie, wo möglich, zu befreyen. Eine herrliche Scene, die die Verzweiflung Bedfords über den bösen Stand der Angelegenheiten schildert, geht der großen Scene in Rouen voraus, wo Johanna vor Gericht geführt, von Bruder Martin edel vertheidigt, doch zum Tode verurtheilt wird. — Hier bleibt der Dichter freylich weit hinter der einfachen Erzählung der Geschichte zurück; allein es war auch die schwerste Aufgabe des Ganzen. — Rührend und für das Ganze entscheidend ist die Scene im Kerker,

wo die heilige Katharina erſcheint, ſie zur Stunde ihres Todes zu ſtärken. Dieſer Tod ſelbſt wird freylich nicht dargeſtellt; doch ſieht man das Kreuz an dem Platze aufrichten, wo ſie geendet hatte. Karl rückt in Rouen ein, zu ſpät für die Rettung der Heldin Frankreichs, die, eine Heilige, vor ihnen gewandelt war. Der letzte Sieg wird ihrem Gebete zugeſchrieben; der Herzog von Burgund eilt, dem Könige ſich zu Füßen zu werfen, bekennend, daß der Anblick ihres Todes ſein Herz gewendet. Agnes Sorel bekränzt das Kreuz auf der Stätte ihres Todes, welches feyerlich eingeweiht wird. Der König ſchließt mit der Feſtſetzung einer ewigen Feyer ihres Gedächtniſſes, und fordert das Heer auf, zum Zuge nach Paris ſich bereit zu halten.

Dieß iſt freylich kein Schluß von der ſchönen Wirkung des Ausganges bey Schiller; doch iſt er, obgleich zu gedehnt, nicht unbedingt zu tadeln. Immerhin iſt dieſer Verſuch, nach Schiller eine Jungfrau von Orleans zu ſchreiben, bey ſo unbefangenem Charakter, wie ihn der Verfaſſer überall zeigt, Zeuge eines Gefühls poetiſcher Kraft, welche ſich im Ganzen unzweydeutig ausſpricht. Das Werk hat in mancher Hinſicht Aehnlichkeit mit jenem ältern König Lear Shakeſpeares; nicht nur in der Schmuckloſigkeit, ſondern auch in jenem Genügen, das, was der Dichter beabſichtigt, mehr anzudeuten, als in ſeiner vollen Kraft auszuführen, und iſt reich an mannigfaltigem Verdienſte. Es wird vermuthlich nicht das Letzte dieſes Stoffes bleiben; denn es läßt ſich erwarten, daß noch manche Dichter, je glänzender Schiller voraus ging, in ſich die lobenswerthe Sehnſucht fühlen werden, den wahren und tiefern Anforderungen eines Stoffes zu genügen, der unter allen, welche die neuere Geſchichte aufweiſet, wenn auch in der Behandlung der ſchwerſte, doch zugleich einer der würdigſten iſt.

Hermannfried, letzter König von Thüringen, ein Trauerſpiel, mit welchem Wetzel ein Jahr ſpäter auftrat, verräth zwar in Ausdruck und Gang der Ideen überall denſelben Dichter, iſt aber mit viel mehr Sorge für die volle Entwicklung der Charaktere behandelt, wozu der Dichter auch mehr Raum bey geringerer Ausdehnung der Handlung fand. Er ſcheint mit dieſem Werke den Verſuch beabſichtigt zu haben, die Kraft deutſcher Vorzeit in einer den Nibelungen befreundeten Wildheit der Kataſtrophe zu zeichnen. Es iſt viel Unvollendetes bey mancher großen Uebertreibung der Darſtellung in dieſer Arbeit; Recenſent glaubt indeß, daß ſich aus ihr überall ein ſehr ſchätzbares Talent ausſpricht.

Hermannfried, durch ſeines Vaters letzten Willen gezwungen, die Herrſchaft Thüringens mit ſeinen beyden Brü-

dern zu theilen, von seiner Gattin Amalberta, der Tochter des großen Theodorich, unaufhörlich um dieser Theilung wegen verspottet, und zum Morde der Brüder angereizt, unterliegt endlich der vielfältigen Versuchung, und läßt den einen, und zwar in so plötzlichem Ueberfall ermorden, daß ihn der Tod, eh er ihn vermuthen konnte, ereilte; der andere, Berthar, der Hermannfrieden erst auf der Jagd das Leben gerettet hatte, sammelt, durch den Tod des Bruders zur Sorge aufgerufen, sein Kriegsheer, den Treulosen in seiner Burg anzugreifen. Berthars Tochter, Radegunde, bey Hermannfried und Amalberta zurück gelassen, wird von beyden in harter Zucht gehalten, und streng beobachtet. Sie bitten, nicht hoffend, daß sie Bertharn das Gleichgewicht halten könnten, den König der Franken, Chlodwig, um Hülfe, der sich an der Gränze mit seinem Heere befindet. Dieser sagt durch einen Abgeordneten gegen Verheißung der Hälfte des brüderlichen Königreiches die Hülfe zu. Der Gräuel des verübten Brudermordes hat indeß einen jungen Sachsenfürsten, Bernwalt, Herrn zu Anhalt, vermocht, seine Dienste Bertharn anzubieten, der ihn willig aufnimmt, und nach Scheidingen, Hermannfrieds Burg, sendet, um ihn aufzufordern, durch einen Zweykampf mit Bertharn, dessen Entscheidung das Loos der Herrschaft bestimmen sollte, den Krieg, eh er noch anfing, zu beenden. Bernwalt eilt hin; dort von plötzlicher Liebe zu Radegunden entflammt, willigt er gern ein, die Burg nicht so schnell wieder zu verlassen, und gewinnt bald ihre Gegenliebe. Berthar rückt gegen die Burg vor, eh noch Chlodwigs Truppen erschienen. Bernwalt, nur seiner Geliebten denkend, ersteigt heimlich die Burg. Er erhält das Geständniß ihrer Gegenliebe. Indeß hat im Thale die Schlacht begonnen, und Bernwalt bey Berthar eintreffend, wird noch mehr zur Tapferkeit angespornt, da demjenigen Radegunde versprochen wird, der der erste die Burg ersteigt. Er sprengt in die Unstrut, und wird mit dem Rosse vom Wasserwirbel verschlungen, so daß er für todt gilt. Als Berthars Völker in die Flucht getrieben, begegnet dieser seinem Bruder Hermannfried, der nicht den Muth hat, ihm im Kampfe zu stehen; den aber Berthar, der noch immer brüderliche Neigung fühlt, nicht nur nicht verletzt, sondern dem er, nachdem sie beyde die Waffen weggeworfen, verzeiht, als Amalberta hinzutritt, und den Wehrlosen ermordet. Die That ergreift das Gewissen Hermannfrieds mit allen ihren Schrecken, und schlägt sein schon früher beängstigtes Gemüth gänzlich in Ermattung nieder.

Indeß rückt Chlodwig, nachdem Hermannfried auf diese Weise kaum zum ungetheilten Besitze des Reichs gelangt

war, mit Heeresmacht heran, und verlangt, obwohl er zum Siege nicht mitgewirkt, die versprochene Hälfte. Man sucht Ausflüchte, Amalbertha verleitet ihn, den schriftlichen Vertrag in ihre Hand zu geben; sie zerreißt ihn, und streut ihn mit Hohn in die Lüfte. Es kommt zu einer Schlacht bey Runiberg, in welcher Hermannfried und Amalbertha, in die Flucht getrieben, kaum das Leben zu retten vermögen. Radegunde, auf der einsamen Burg Scheidingen vom Grabe ihres Vaters, an dem sie geweint, in ihre Gemächer zurückkehrend, erfährt zugleich mit der Nachricht der verlornen Schlacht, daß mitten in dem Getümmel derselben plötzlich eine Schaar Reiter aus dem Walde fiel, und unter dem Ausrufe: für König Berthar! auf Freund und Feinde zugleich in solcher Raschheit und so großer Wuth des Streites gestürzt, daß die allgemeine Verwirrung dadurch vollendet worden, und Hermannfried und Amalbertha Gelegenheit sich zu retten fanden. Es ist Bernwalt, den man in der Unstrut ertrunken glaubte, der aber nach Hause geeilt war, seine Sachsen herbey zu führen, um Bertharn zu rächen.

Die Franken umringen, nachdem Hermannfried entwichen war, Bernwalt, den sie nur nach ungemeiner Anstrengung, und indem sie ihm endlich von rückwärts beykommen, gefangen nehmen. Die Größe seines Heldenmuthes erregt in Chlodwig den Wunsch, ihn zu den Seinen zählen zu können. Er sagt ihm, er hätte eigentlich wie Bernwalt selbst für den ermordeten Berthar gestritten, da er ihn zu rächen denke, Bernwalt selbst aber nach dem Willen des Verstorbenen zum König und Gatten Radegundens zu erheben gesonnen sey. Bernwalt wird sogleich zum König ausgerufen, und eilt nach Hause, hinlänglich Truppen herbey zu führen, den Krieg zu beenden. Chlodwig fängt aber an vor dem neuen Bundesgenossen sich selbst zu fürchten, und als er vollends mit der furchtbaren Schaar seiner Sachsen, auserwählte, schon durch ihre Größe furchtbare Kriegsleute, herbeykommt, neun tausend an der Zahl, weiß man nicht sogleich, wie man dieser übergewaltigen Freunde ohne Schaden sich entledigen soll, und will sie vorerst in Eid nehmen, und unter das übrige Heer vertheilen. Indeß läuft auf Scheidingen die Nachricht vom Tode Theodorichs ein, auf dessen bevorstehende Hülfe Amalbertha vorzüglich gezählt hatte. Ein Bote, den Hermannfried an Chlodwig geschickt, heimlich mit ihm zu unterhandeln, um gemeinsam gegen die Sachsen zu streiten, ward, wie berichtet wird, von diesen gefangen; und so die beyden königlichen Gatten an den Rand der Verzweiflung gebracht. Hermannfried sendet nach einem Wahrsager, der

ihm nur Verwünſchungen ſtatt erfreulicher Kunde bringt, und den düſtern Eindruck, den dieſe Scene gewährt, vollendet.

Im Lager der Sachſen hatte man den Boten wieder entlaufen laſſen, deſſen Antrag, gegen Ueberlaſſung eines Stück Landes ſich gemeinſam der Sachſen zu entledigen, dieſen verrathen wird, die in erſter Beſtürzung nicht ſogleich wiſſen, was ſie beginnen ſollen, endlich im plötzlichen Entſchluß, von Bernwalt angeführt, mitten in der Nacht die Burg erſtürmen, in Brand ſtecken, und nachdem ihnen Hermannfried entwichen, Amalbertha vor ihren Augen ſich in die Flamme geſtürzt, den Tod ihres eigenen Anführers, Bernwalt, erfahren müſſen. Radegunde iſt ins Lager des Frankenkönigs gebracht worden, welcher die Ohnmächtige, die auf Bernwalts Leiche gefunden worden war, wieder ins Leben zurück zu rufen ſucht, gerührt von ihrer Schönheit, und entſchloſſen, ſie auf ſeinen Thron zu erhöhen. Hermannfried tritt auf, verſtört und zitternd, ein Hülfe flehender, nicht ungütig von Chlodwig aufgenommen. Er wird von dem Geſellen ſeiner böſen Thaten, Iring, der für Amalbertha heimlich geglüht, und durch ihren Tod über ſein eignes Schickſal gleichgültig geworden iſt, nach kurzem Wortwechſel, durch das feige Benehmen Hermannfrieds veranlaßt, ermordet. Iring gibt ſich dann ſelbſt den Tod. Chlodwig, über den Leichen der Gefallenen Radegunden zum ewigen Bunde die Hand bietend, wird von ihr zurück gewieſen, da ſie nur dem Andenken ihres Geliebten zu leben geſonnen iſt.

So endet das Stück, deſſen Gebrechen leichter als deſſen bedeutende Vorzüge aus dieſem Auszuge erhellen werden. Die reiche Begebenheit wird indeß ſogleich die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und um ſo mehr des Lobes werth ſeyn, da die verwickelte Geſchichte mit einer dramatiſchen Klarheit ſich entwickelt, welche von nicht vielen neueren Tragödien erreicht worden. Sie hat faſt nichts der Handlung Vorausgegangenes zu berichten, als den Tod des Vaters der Brüder, und die dem gemäß erfolgte Theilung des Landes. Ein Stoff, aus ſo weiter Ferne herbey geholt, läßt natürlich dem Bearbeiter reichen Platz zur Erfindung offen; dieſe Erfindung iſt aber auf ſolche Art gewendet, daß das Trauerſpiel durchaus hiſtoriſchen Gang gewinnt; es wurde dem gemäß vom Dichter (wozu Macbeth ein vorleuchtendes Beyſpiel hergab) durchaus im hiſtoriſchen Sinne behandelt. Manche der Charaktere ſind eine nicht ganz ins Leben getretene Nachahmung größerer Muſter, wie z. B. Amalbertha; doch ſind ſie mit einfacher Kunſt geſchickt ins Ganze verwebt, und werden durch ihre Umgebung gehalten. Die ſchwächſte Seite des Stücks iſt alles, womit Bernwalt von Anhalt in Berührung kommt; daher auch

Radegunde, seine Liebe, und er selbst vor allen, als ein schwankes Rohr hin und her getrieben wird, während der Dichter doch die Absicht hatte, in diesem jugendlichen Helden ein Bild einfacher Geradheit des Lebens und wandelloser Treue zu liefern. Indeß hindert dieß nicht, daß nicht auch in diesem Berowalt und vorzüglich in seinen Sachsen Gefühle und Thaten zum Vorschein kämen, wie sie nur dem Gemüthe eines wahren Dichters eigen werden können. Vorzüglich glücklich aber ist in diesem Theile des Werkes das Betragen der Sachsen, als sie sich verrathen sehen, gezeichnet, und insbesondere Hadegast, ihr zweyter Führer, eine treffliche Erscheinung. Ihre Ankunft in Chlodwigs Lager wird charakteristisch genug geschildert, um auf ihre Erscheinung vorzubereiten. Der König ruft aus:

Horch, draußen welch entsetzliches Getös?
Es bringt mein Ohr um's Leben. Tief und dumpf
Wie Teufelsstimme. Das macht Wölfe heulen,
Und Ure fehlgebären.

Hierauf belehrt, daß er der Sachsen Kriegsheer höre, gibt ihm ein Franke über sie die weitere Kunde:

Hoher Herr, die Sachsen
Ziehn eben ein. Hilf Himmel, welch ein Volk!
Nicht Menschen, Riesen. Nun, der große Christoph
Ist ein zwölfjähr'ger Bube gegen sie.
Die holen dir den Mond vom Himmel: ja,
Ein Dutzend solcher Bursche machen uns
Im Lande eine Sonnenfinsterniß.

Chlodwig und seine Franken sind, mit dem Hasse des Dichters beladen, ins Stück eingetreten. Sie sind, indem sie beym Verfasser die Schuld ihrer Enkel schon im voraus tragen und büßen müssen, als ein Sinnbild aller Treulosigkeit, der gleichwohl jene Hermanfrieds die Wage hält, gezeichnet, und obgleich im Ganzen mit echtem dramatischen Leben ausgerüstet, doch in einzelnen Aeußerungen nur ein mißbrauchtes Mittel, der Galle des Verfassers gegen die Franzosen Luft zu machen.

Hermannfried, der sich selbst und diesen Franken als Feind gegenüber steht, der Mörder seines Bruders und Knecht seines Weibes, furchtsam und tapfer zugleich, voll bösem Gelüste nach der Unthat, und doch vor ihr in Furcht erzitternd, wenn sie begangen ist, ohne Freude über den Gewinn, den sie gebracht hat, und doch nicht gebessert, und als ein feiger Schelm endend, obgleich in ihm die Kraft gelegen, den Edelsten es gleich zu thun, ist der Hauptcharakter des Stücks; eine sehr schwierige Aufgabe zwar; doch vom Verfasser mit großem Glücke und einer ihn ehrenden Mäßigung bearbeitet. Sein Auftreten im Walde auf der Jagd, wo ihm sein Bruder Berthar das Leben rettete, bildet

den Anfang des Trauerſpiels, und iſt durch die Art, in der ſich ſogleich die Natur ſeiner geheimen Gedanken offenbaret, der trefflichſte Anfang, der dem Ganzen gegeben werden konnte. Zuweilen geſchieht es freylich, daß wegen Aehnlichkeit der Situation der Dichter zu nah an Shakeſpeare ſtreift; doch nie verſucht er, wie z. B. Müllner im Yngurd in der Raſerey der Mutter, ſein Vorbild zu überbieten, und geht ſeinen einfachen Gang hin. Wir ſetzen hier als Beyſpiel Einiges der an König Johann erinnernden Aufforderung her, die Hermannfried Iring gibt, ſeine Brüder zu ermorden:

Hermannfried.
— Ein wackrer Diener, ſagt man, ſieht
Des Herrn Begehr ihm an den Augen ab.
Sprich, Iring, ſiehſt du nichts?
Iring.
Bleich ſeyd ihr, Herr,
Recht todtenblaß! die Mauer hat mehr Farbe.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Hermannfried.
Fluch dem Manne, der die Sprach' erfand!
Daß Jeder nicht im Andern leſen kann,
Als wie in einem aufgeſchlagnen Buch.
Wie lang der Weg vom Herzen bis zur Zunge!
Gar oft mißdeutet man ein arglos Wort,
Weil es zufällig ſchwarze Farbe trägt! —
Doch wozu dieß? Geh, lieber Iring, geh!
Ein andermal! Du weißt, ich bau' auf dich,
Der nächſte warſt du immer meinem Herzen.

Dann, nachdem er ſich erſtaunt ſtellt, daß er ſeine Gedanken dießmal nicht wie ſonſt errathe:

Noch Eines. Meine Lieb' zu dir iſt treuer
Als mein Gedächtniß. Doch beſinn dich, Iring!
Haſt Du mich eines Tages nicht gewarnt
Vor meinen Brüdern? nicht von fern gedeutet
Auf böſen Anſchlag? nun, ich glaub' es nicht,
Doch wär' in dem Fall Nothwehr wohl erlaubt.
Und will ein bös Geſchick, daß einer falle,
O träf' es mich!
Iring.
Euch? — Ew'ge Götter droben!
Hermannfried.
O ſchafft mir Luft! Luft! ich erſticke ſonſt!
Mein Reich, das Weib ſelbſt meiner Jugend, Alles
Setz' ich daran. Nur Ruhe, Iring, Ruhe!

Voll ſchöner Eigenthümlichkeit, und den Dichter beurkundend, obgleich an denſelben Johann erinnernd, iſt dagegen der Monolog, wo er der Nachricht der vollbrachten That entgegen harrt:

Vorüber Mitternacht; der blut'ge Mond
Meerunter längst; kein Stern am Himmel; nur
Die Wetterwolk' in Osten fiebert Licht,
Doch regen will sich keines Donners Puls.
O höllenschwarze grause Nacht! o Nacht,
Die mehr als Nacht, als sollt' es nimmermehr
Tag werden. Ha gewiß in solcher Nacht
Ward einst der erste Brudermord vollbracht.
Und alles todtenstill, daß sich die Nacht
Selbst athmen hort im leisen Schlaf — so still!
Die wüste Unstrut nur schilt dumpf herauf
Aus ihrem feuchten Bett, als wie im Traum.
O rasten Stürme, daß die Berge wankten,
Der Erde Säulen brächen, und der Himmel
Ließ alle seine Zornes-Wetter los! —
Mir schlägt das Herz noch aus der Brust heraus —
Ich horche schier mich taub — doch immer kehrt
Mein Ohr mit der willkommnen Post nicht wieder:
Es ist vollbracht! —

Die Herbeyrufung des Wahrsagers, dessen Erscheinung von ungemeiner Wirkung ist, und Hermannfrieden gleichsam den Stempel der Vernichtung aufdrückt, und ihn dem Tode weiht, ist ganz entfernt von manchen Scenen dieser Art, die bloß einen leeren Schreck bezwecken, und einer der Beweise der echten Weihe des zu früh verschiedenen Dichters. Es geht ihr ein Monolog Hermannfrieds voraus, der sie eben so geschickt vorbereitet, als er an und für sich von entschiedenem Werthe ist:

O eine Stunde Schlaf! mein halbes Leben
Um eine Stunde! aber ohne Traum!
Nicht solche schwarze, höllenschwarze Träume
Von todten Brüdern mit Herzwunden! — Doch,
Schlaf ohne Traum wär Tod. — Erst diese Nacht
Hab' ich in dumpfer Finsterniß gelegen,
Gen Himmel blickt' ich auf, da war' kein Himmel!
Nun sah ich meinen todten Vater schweben
Auf dunkeln Wassern, wie vom Wind geweht,
Und plötzlich war ich überm Wasser drüben:
Er aber wandte grimmig sich von mir,
Und schritt zu meinen Brüdern in die Nacht.

Recensent rühmt aber hier nicht einzelne Schönheiten an, als wäre er der Meinung, sie seyen seltene Ausnahmen; sondern er findet, bemerkte Mängel abgerechnet, das ganze Werk in einem großen Sinne gedacht, mit ungemeiner Kraft gehalten, ohne falsche Tendenzen nach übertriebener Sentimentalität, ohne eigentliche Vorliebe für die äußern Formen des Lebens der Vorzeit, und, was nicht weniger rühmlich ist, bey der großen Aehnlichkeit der Erfindung mit Makbeth in Hinsicht der Anlage überhaupt, in einer ungezweifelten Eigenthümlichkeit gerade in

den wichtigsten Grundpfeilern des Werkes gehalten, und überhaupt aus freyer Seele gedichtet. Bey weitem die glücklichste Erfindung dieses Trauerspiels ist der Charakter und die Handlungsweise Berthars, und seines getreuen Eckard. Alles, was diese beyden unternehmen, gibt ein so edles Bild einfacher Heldentreue, und insbesondere zeigt Berthar eine so holde Unschuld des Daseyns, daß der Dichter auch um dieser einzelnen glücklichen Schöpfung willen gepriesen werden muß.

Verschweigen dürfen wir nicht, daß Wetzel sich überhaupt zu sehr in dem, was man Schimpfen nennt, gefällt, und seine Personen mit zu viel Wohlgefallen bey oft sehr gemeinen Ausdrücken verweilen läßt, um die Verachtung, die sie gegen einander empfinden, recht schwer fühlen zu lassen. So werden sich kaum in unserer dramatischen Literatur ärgere Schmähungen aufweisen lassen, als jene, die sich Amalbertha und Chlodwig, als Hermannfried den Vertrag bricht, einander zurufen. Als nun aber Amalbertha die Schrift zerreißt, und ihn seiner Leichtgläubigkeit wegen verhöhnt, entleert sich Chlodwig seiner Galle in folgender merkwürdigen Rede:

Ha Bübin! Hundsgesicht! Pestbeule! Natter!
Verdammt zur dritten Hölle! Schwarzer Wurm,
In schwarzer Nacht aus schwarzem Pfuhl gebrütet
Vom gift'gen Stich des Hundssterns! — Ha bey Gott!
Wärst du kein Weib (zum mind'sten an Gestalt)
Ich fiel auf dich, ein Riesengeyer, her,
Und hackte dir die falschen Augen aus!
Doch deine Lust, du Bettel-Königinn,
Soll währen nur drey Stunden höchstens! Ich,
Ich will euch geißeln, daß ihr euer Blut
Sollt lecken, ihr meineidiges Gezücht!
Ertönen flugs soll meine Heerposaune
Wie die Posaune euch des jüngsten Tags!
Auf! das Gericht hebt an! erzittert, Sünder!

Wer kennt aber nicht den Spruch: wo Rauch ist, wird die Flamme folgen? und wer kann auch dieser ärgsten Stelle, in der Wetzel Shakespearsche Schmähungen zu stark aufgetragen, gediegene Kraft der Leidenschaft abstreiten? Hätten wir mehrere Dichter vom zweyten Range, wie Wetzel (er wäre, hätte er länger gelebt, wohl eine der vorzüglichsten Stützen der Kunst geworden), so wäre die noch zweifelhafte Fortbildung unsers Schauspiels gesichert; denn diese Mittelglieder des geistigen Vereins großer Künstler sind es eben, welche alle unter einander in größerer Verständlichkeit für die Gesammtheit des Volks vereinen, und erst die Literatur bilden, weil durch sie die poetischen Ideen der ersten Künstler, allgemeiner verbreitet, Gemeingut des Volks werden.

Franz v. Caspar: Maximilian I.— Freyherr v. Auffenberg: Schauspiele.

Der Verfasser des Schauspiels: Maximilian I. Churfürst von Baiern, bemerkt in der Vorrede: es habe bey der Einfachheit der innern Entwicklung und der geflissentlichen Vermeidung alles Theaterprunkes dem Handeln und Wirken einer glänzenden Liebes-Episode kein breiter Raum gegeben werden können. Die dieses tadeln, seyen für die Mannigfaltigkeit des Lustspiels im Drama eingenommen. Verfasser habe so gedacht: der Gegenstand des Drama sollte von bedeutend geschichtlichem Interesse seyn, die Anlage einfach, die Ausführung echt dramatisch, die theatralische Darstellung glänzend ohne Beyhülfe der Spektakelformen und Theaterkoups, und die Wirkung allgemein ergreifend; erschütternd sey sie nur in der Tragödie. »So (endigt er) dachte der Verfasser. In Jahresfrist wird es sich zeigen, ob er Partey gewonnen hat.«

Diese Jahresfrist ist nun mehr als vorüber. Wir wissen nicht, ob der Verfasser Partey in Baiern gewonnen habe, glauben aber, es bezweifeln zu können, ohne ihm deßhalb ein reelles Verdienst absprechen zu wollen. Nur dünkt uns, daß er zu sehr von dem, was er in Wahrheit leistete, geblendet, das, was er noch viel besseres hätte leisten können, sorglos übersehen habe. Der Inhalt des Stückes ist kürzlich folgender: Maximilian I. von Baiern (der große Churfürst) war nach dem Tode Gustav Adolphs von Schweden, durch die großen Verheerungen, welche das Land vom Feinde erlitt, bewogen worden, einen Waffenstillstand für sein Land, ohne Zustimmung des Kaisers, abzuschließen. In zweyter Ehe mit Maria Anna, Tochter weiland Kaiser Ferdinand des zweyten vermählt, brachte die durch den einseitigen Waffenstillstand verursachte Sonderung seines Interesse von dem des kaiserlichen Hofes dennoch eine große Spannung zwischen ihm und dem Kaiser hervor, der nun heimlich die Truppen Maximilians nach seiner Seite zu ziehen sucht, um in Stärke gegen den Feind zu gewinnen. Maximilian war indeß selbst überzeugt geworden, daß ihm der Waffenstillstand, oder vielmehr das Neutralitätssystem keinen Vortheil gewähre, und ist entschlossen, nach abgelaufener Zeit des Vertrags mit den Schweden zu brechen, und die Feindseligkeiten sogleich anzufangen, um sie aus dem schwer gedrückten Lande zu treiben. Er will dieß ohne Vorwissen und ohne Hülfe des Kaisers thun, um seiner Selbstständigkeit nichts zu vergeben. Während er aber auf Nachricht harrt, daß der Generalmajor Royer

wirklich die Feindseligkeiten bey München begonnen habe, hat ihm der Kaiser einen Theil seiner an der Donau stationirten Armee abgewendet, und Graf von Khevenhüller, an Maximilians Hoflager als Gesandter des Kaisers angelangt, sucht, indem er heimlich auch die Churfürstin zu gewinnen trachtet, den Churfürsten zur Erneuerung der Feindseligkeiten gegen Schweden, zum Erlaß der verlangten Entschädigungsgelder so wie zur Aufnahme einer kaiserlichen Armee in Baiern zu vermögen. Der Churfürst erfährt was an der Donau vorgefallen, er bleibt aber standhaft bey dem Vorsatze, mit dem Kaiser sich auf nichts einzulassen, und erklärt sich nicht über seine eignen Absichten und Plane. Als aber die verabredeten drey Kanonenschüsse ihm den Sieg Royers über die Schweden bey München verkünden, gewinnt seine Lage, dem Gesandten des Reichsoberhauptes gegenüber, eine andere Gestalt. Er erscheint als ein die gleichen Zwecke verfolgender, mit dem Kaiser in gleichem Sinne handelnder Mann, der auch, bald gänzlich versöhnt, ihm den Rest der Truppen, die nicht schon früher freywillig sich zu ihrem alten Gebieter zurück gewendet, wieder zurückführt, und die Schlußüberlegung herbeyführt, daß Baiern mit Oesterreich vereint am glücklichsten bestehe. Dieß wäre also, wie der Verfasser es von einem historischen Drama in der Vorrede verlangt, ein wichtiger Stoff, der, obwohl hier ganz allein auf eine deutsche Provinz beschränkt, durch die Größe der Folgen sowohl als durch die Wichtigkeit des Charakters Maximilians ansprechend seyn könnte. Wir wollen uns hier keineswegs auf Erörterung politischer Fragen einlassen: ob Maximilian als Haupt der Ligue, berechtigt gewesen sey, gegen die Absicht eines Reichsoberhauptes einen Waffenstillstand zu schließen? oder ob der Kaiser Maximilians Truppen wirklich als sein Kriegsvolk betrachten, und sie als reichspflichtig, aus dem Dienste des nächsten unmittelbaren Gebieters in die seinen herüber rufen durfte? Der Stoff aber, wie er nach seinen ersten Grundzügen hier liegt, bedurfte einer sich durchaus nur auf die größern Verhältnisse der Handlung einlassenden Darstellung. Der Verfasser indeß, der, laut der Vorrede, die Entwicklung eines Liebesverhältnisses verschmähte, hat diesen Stoff so sehr in den Umkreis eines bürgerlichen Schauspiels einzuschränken versucht, daß man kaum etwas Kühleres, Bedächtigeres als sein Schauspiel sehen kann, welches sich größtentheils in Diskurse auflöst; Maximilian selbst, der Held und Weise der Geschichte, ist hier beynahe nichts als nur der bekannte deutsche Hausvater, in dem Sinne wie ihn Iffland gespielt, nur auf andere Verhältnisse angewendet. Nach der Art, wie

der Verfasser die Handlung geführt, beruht ihr vorzügliches Interesse darauf, ob der Oberst Spork, der mit in den Verrath des Kriegsheeres an der Donau verwickelt ist, Verzeihung erhalten werde, oder nicht; ob dessen Sohn, der ein Oberhoffräulein der Churfürstin liebt, in Diensten bleibe, oder seinem Vater zu folgen habe, und ob endlich der Churfürst einem Oberst Wolf, der das Verbrechen begangen, dem Oberst Spork, der bald entdeckt worden wäre, seinen Mantel umzuwerfen, und ihn so zu retten, verzeihen werde oder nicht.

Das Verdienst dieses Schauspiels liegt bey übrigens sehr nachläßigem Verse in der Führung der nicht glücklich geordneten Handlung. Sie tritt mit einer gewissen Anschaulichkeit hervor, welche allerdings ein Verdienst des historischen Schauspiels ist. Der Verfasser hat den Ausdruck Drama gewählt. Wenn er dadurch etwa ein Schauspiel bezeichnen will, welches der Historie angehörige Personen der Heldengeschlechter des Vaterlands in bürgerlicher Mattigkeit und in Verwicklungen, wie sie der leidige Hausstand und die kurrenten Geschäfte des Tages mit sich bringen, darzustellen berechtigt sey, so dürfen wir ihm versichern, daß echte Künstler es jederzeit unter ihrer Würde geachtet haben, das Erhabene auf den Tummelplatz der Gewöhnlichkeit herabzuziehen. Wir sind übrigens der Meinung, daß es dem Verfasser keineswegs an Talenten für das Schauspiel mangle, und daß er bey gereiftern Studien, die er vielleicht dieser schweren Kunst widmen dürfte, weit bedeutendere Produkte, als das gegenwärtig hier angezeigte, vor das Publikum bringen werde.

Wenn wir auch hier der, in rascher Aufeinanderfolge in der Göbhardschen Buchhandlung einzeln erschienenen, jetzt bereits in neuer Auflage zu einer Sammlung vereinigten Schauspiele des Freyherrn von Auffenberg erwähnen, so geschieht dieß vorzüglich wegen des auffallenden Strebens des Verfassers nach historisch bedeutenden Stoffen. Denn von den Flibustiern, dem ersten dieser Stücke, nach der Reihefolge in der sie erschienen, hier nicht zu sprechen, da wir es später genauer prüfen wollen, so finden wir auch in allen übrigen nicht Eins, das nicht geschichtlich merkwürdige Namen an der Stirne trüge. Die Verfahrungsweise des Verfassers ist übrigens diese, daß er der Handlung seiner Schauspiele ihr volles Gewicht läßt, ihr eine ungemeine Ausbreitung gestattet, und daher in dieser Hinsicht der historischen Verfahrungsweise folgt. Dennoch ist das allen diesen Stücken Charakteristische das Gesuchte der Idealität, der Zwang, welcher dem Stoff vom Verfasser angethan wird, um ihn nach gewissen vorgefaßten Begriffen des Schönen oder Erhabenen um-

zumodeln. So hat der Verfasser in dem Trauerspiele Wallas nicht an der Kühnheit und Seelenstärke seines Helden Genüge gefunden, sondern, statt ihn zu nehmen, wie er gewesen, als einen Mann, zu gewagten Unternehmungen geneigt, nach den höchsten Ehren des Lebens trachtend, und um die zu ergreifenden Mittel nie verlegen, ist er im Trauerspiel ein Streiter für die Freyheit, und von einer idealen Liebe ganz im Innern aufgelöst, und wie zu Gallerte geschmolzen. In der Bartholomausnacht, wo dem Verfasser eine solidere Charakteristik gelungen, sind doch die wichtigsten Momente der lieben Liebe wegen in dem Hintergrunde geblieben, und in den Syrakusern erreichen die Schwärmereyen, in gegenseitigen Aufforderungen zu Großthaten, welche diesen Namen nicht verdienen, in wechselseitigen Aufopferungen, und in einem übersüßen Gekose von Liebe sich offenbarend, die höchste Stufe. Es ist schwer, hierin weiter zu gehen, als der Verfasser gegangen; es ist aber eben so schwer zu begreifen, wie er, welchem wir keineswegs Talent absprechen wollen, sich dieß erlauben durfte. Im König Erich endlich hat sich der Verfasser die Aufgabe der Darstellung eines im Laster versunkenen Gemüths, dem die Tugend in höchster Reinheit gegenüber stehen soll, gegeben, und manche glückliche Anlage gezeigt, die er sich gleichwohl, durch die Ueberfülle falscher idealischer Bestrebungen gehindert, nicht zu entwickeln gestattet. Da in allen diesen Werken dieselbe Richtung des Geistes herrscht, und dieselben Gebrechen sich kund geben, hat Recensent es für zweckmäßig erachtet, nur eines, und zwar das, womit der Verfasser zuerst auftrat, weitläufiger anzuzeigen, um so mehr, da der Verfasser sich seinen Fehlern dort mit einer gewissen Unbefangenheit hingibt, während sie in den übrigen Stücken schon den Charakter der Manier an sich tragen. Nicht gesonnen dem Verfasser falsche Zwecke unterzuschieben, wollen wir ihn über seine Ansichten, so weit es möglich ist, selbst sprechen lassen, um so mehr, da er vom Eigendünkel und Anmaßung entfernt, ganz einfach seine Zwecke verfolgt, und, was seine Kräfte zu erstreben vermögen, mit bestem Willen darbietet. In den Flibustiern also, der ersten dieser dramatischen Dichtungen, welche er ein Erzeugniß seiner geschäftsfreyen Stunden nennt, tritt der Verfasser in der Vorrede noch zweifelhaft über das Gelingen seiner Arbeit auf. Er nennt es ein gewagtes Unternehmen, am Horizont der deutschen Dichtkunst, den Sterne der ersten Größe mächtig überstrahlten, zu erscheinen. Herrlich, sagt er, erleuchtet der deutsche Genius die Zeitbahn des Jahrhunderts, kein Stern löscht seine Fackel aus, und keine Nacht umwölkt seine reine Höhe. Vor allen stehe Deutschlands dramatische Muse auf dem

sonnenhellen Gipfel des Parnassus, und es sey schwer, dem Winke der Göttin folgend, die steilen Pfade empor zu kommen. Doch tröstet er sich damit, daß schon ein edles Streben, wenn auch nicht das Ziel selbst erreicht werde, des Beyfalls werth sey. Ueber den gewählten Stoff seines Drama gibt er folgende Aufklärung. Er habe eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte jener Freybeuter, welche man Flibustier nennt, gewählt, die Eroberung von Panama. Morgan, Admiral einer von der Krone Englands privilegirten Kaperflotte, vereinigte zu dieser Absicht die sämmtliche Land- und Seemacht der Flibustier, zu welcher sich die südamerikanischen Stierjäger oder Bukanier gesellten. Den Tag des Falles von Panama bittet der Verfasser als einen Tag der Vergeltung anzusehen, an dem die Spanier die Strafe für so viele an Amerika verübten Verbrechen duldeten. So betrachtet, werde der Stoff nicht Veranlassung werden können, dem Verfasser ungeziemende Vorliebe für das Räubervolk der Flibustier selbst Schuld zu geben. Panamas Fall mußte der empörten Erde die Gerechtigkeit des Himmels verkünden. Von den unerhörten Gräuelthaten, die nun in der Feste durch die Flibustier begangen wurden, habe der Verfasser lieber den Blick des Lesers oder Zusehers, den Schreck in Wehmuth verschmelzend, auf das Schicksal eines liebenden Paares hinleiten wollen, welches als unschuldiges Opfer dieses blutigen Sieges falle.

Dieß alles möchte hingehen, die Eroberung Panama's, eine geringe Begebenheit im Verlauf der an Verbrechen schweren Geschichte des Daseyns der Spanier in Amerika, möge als eine genügende Strafe für so viele Gräuel vom Dichter betrachtet werden, er möge die Darstellung der bey der Eroberung Panama's vorgefallenen Unmenschlichkeiten mit einem verhüllenden Schleyer decken, und die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Schicksale eines liebenden Paares hinleiten; dieß alles läßt sich ausführen, und ist bey ähnlichen Gelegenheiten von glücklichen Dichtern wirklich ausgeführt worden; aber nichts soll geschehen, was die angenommene Wahrheit der Darstellung Lügen strafe; und eine nur auf die Wesenheit und echte Tiefe der menschlichen Natur gebaute Charakteristik sey die Stütze des Ganzen. Soll der Sturz Panama's eine Strafe für die Frevel einer schuldvollen Vergangenheit seyn, so ist es nöthig, diese Vergangenheit, wenn auch nur im schwachen Schattenbilde, vor den Leser zu führen. Wir glauben nicht, daß der Verfasser dieser Forderung wirklich Genüge geleistet habe. Es wird viel gegen Spanien geeifert, aber es ist weiter nichts als nur ein gehaltloses Gerede schmähsüchtiger, durch eigene Leidenschaften erhitzter

Personen. Dieser Anführer der Bukanier, Taureau, bey allen Großsprechereyen von Seelengröße, Kampf für Recht und Tugend u. d. gl., denen er sich öfter hingibt, gründet, nach seinem eigenen Geständnisse, seinen Haß gegen Spanien darauf, d.* ihm ein Spanier seine Gattin geraubt, und befindet sich nun seit Jahren in Amerika, diese einzelne Beleidigung an der ganzen Nation zu rächen. Er geht auch als ein Narr und Rasender zu Grunde, wie er verdient. Eine eben so hohl klingende Ruhmredigkeit ist dem Admiral der englischen Kaperflotte in den westindischen Gewässern eigen; Montbras aber, ein junger Franzose, der Neffe Taureaus und Hauptperson des Stücks, strotzend von falschen Tugendmaximen, nach Amerika gekommen, um den Tod seines als Seeräuber gefallenen Vaters gleichfalls an allen Spaniern zu rächen, ist kein gültigerer Ankläger als die Uebrigen. Die Geschichte spricht indeß laut genug über diesen Punkt, so daß ein nur etwas gewandterer und von der eigenen Hitze seiner Einbildungskraft nicht so ganz wie unser Verfasser geblendeter und betäubter Dichter sich hier leicht würde geholfen haben.

Bey diesem Angriffe auf Panama ereignet sich aber nach der Erfindung des Verfassers nachstehender Vorfall. Der Gouverneur von Panama hat seine Tochter Maria an einen Schiffskapitän, Don Gusman, vermählt, und schickt die Tochter mit dem Schwiegersohne gerade zu der Zeit nach Spanien zurück, als Morgan mit Taureau sich vereinigt, und dem jungen Montbras zur Lieferung des Beweises seiner Tapferkeit aufträgt, das erste spanische Schiff, das sich zeigen werde, zu nehmen. Montbras erobert das Schiff, welches Don Gusman und seine Gattin trägt. Mit seiner reizenden Gattin gefangen, faßt Gusman den Entschluß, sie für seine Schwester auszugeben. Montbras, der früher viel Weiberverachtung oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die Liebe gezeigt, entbrennt plötzlich in Maria, sie fühlt gleichfalls mit Luthers Käthe bey Werner und mit Pamina in der Zauberflöte das inhaltsschwere »Er ist's!« in ihrem Herzen tönen, und macht gegen ihren Gemahl, den sie überhaupt für zu gemein hält, um mit ihm zu sympathisiren, kein Geheimniß aus dieser, als überirdisch, die Rechte des Ehestands gar nicht berührenden Leidenschaft. Der Gemahl sieht indeß die Sache nicht ganz so an, und es däucht ihn, als ob er hier zu Schaden kommen könnte. Was der Verfasser sich alles erlaubte, um auf der einen Seite die Heftigkeit der Neigung Montbras kund zu thun, der sich wirklich wie ein Besessener geberdet, auf der andern aber die schuldlose Befangenheit Maries, die Anfangs vor der plötzlichen

leibhaften Erſcheinung ihres Ideals in dieſem wüthenden Montbras ganz ſtumm und verlegen wird, und ohne ihrem Gemahl untreu ſeyn zu wollen, ſich ſogleich die Erfüllung ihrer ſympathetiſchen Liebesentzückung für das Leben nach dem Tode vorbehält, forderte eine eigene weitläufige Entwicklung, um die ſchwärmeriſche Lebensunerfahrenheit des Dichters in ihrem ganzen Umfange darzuſtellen, welche wir uns hier nicht erlauben können. Glücklicher Weiſe fühlt ſich Montbras, als er von dem beſtehenden Eheverhältniſſe belehrt wird, welches ihn zwar im Genuſſe ſeiner ſeligen Empfindungen nicht hindert (denn ſeine Liebe iſt nicht für dieſe Welt geſchaffen) verpflichtet, das Ehepaar wieder nach Panama zurück zu ſchicken. Er beredet Morgan, nachdem ihm ein anderer Verſuch, ſie zu befreyen, mißglückt war, die Eheleute mit Taureau nach Panama zu ſchicken, unter harten Bedingungen der Auslöſung, die er indeß durch Zahlung aus Eigenem zu erfüllen beabſichtigt.

Die Verwirrungen, welche nun in Panama ſelbſt erfolgen, als Taureau in der Gattin des Gouverneurs ſeine vor Jahren entlaufene Gemahlin erkennt, wäre zu weitläufig zu beſchreiben. Das Auskunftsmittel aber, welches die Liebenden finden, um aus dem Labyrinth ihrer Lage ſich zu retten, iſt ſonderbar. Es beſteht nämlich, wie es Marie in ihrem Herzen beſchließt, darin, daß Jedes für die Seinigen zu ſtreiten habe. Sie entläßt ihn, der treuloſer Weiſe zurück gehalten war, durch einen unterirdiſchen Ausgang der Feſte, damit er den Seinigen helfen könne, ſie zu erſtürmen. Bey nun erfolgtem Sturme aber tritt ſie ſelbſt gerüſtet in den Kampf. Vom unſeligen Taureau, der eigentlich ihr Vater iſt, getödtet, erblickt ſie der ſiegreiche Montbras, und zaudert nicht, das Schwert ſich in die Bruſt zu ſtoßen, und auf ihrer Leiche zu ſterben. Dieß iſt die Fabel eines Stücks, welches nicht ſeiner eigenſten Weſenheit nach oberflächlicher erſonnen ſeyn könnte, und dem die übrigen des Verfaſſers ſämmtlich gleichen.

Ungeachtet aber Recenſent bey der Anzeige der Schriften des Freyherrn von Auffenberg in einem abſprechenderen Tone, als ihm ſonſt gewöhnlich iſt, ſich auszudrücken genöthigt war, weil der Tadel unvermeidlich, eine genauere Auseinanderſetzung aber, im Verhältniß ihres Verdienſtes, dieſer Zeitſchrift nicht angemeſſen ſchien, iſt er dennoch nicht der Meinung, dem Verfaſſer ſey alles Verdienſt abzuſtreiten. Wir glauben im Gegentheile, daß bey einer lebhaften Phantaſie und großer, nur das Maß überſchreitender Wärme der Darſtellung, die ihm eigen iſt, er in Zukunft manches Bedeutende werde leiſten können, ſobald er nur vor allem nicht ſo ſehr fruchtbar wird ſeyn wollen, um einen

Theil seiner ihm disponibeln Zeit zur Grundlegung einer echten Philosophie des Lebens zu verwenden. Wenn er dann, solchen mit Ernst getriebenen Studien zu Folge, das Leben, wie er es vorfindet, als eine an höchster Bedeutung unerschöpfliche Erscheinung ehren gelernt haben wird, werden die Verirrungen, welchen er jetzt anheim fiel, von ihm ferne bleiben. Er wird dann nicht mehr, wie er es jetzt zu thun pflegt, würdevolle tragische Stoffe durch untergeschobene, ihnen ganz fremdartige Ideen ihres eigenthümlichen Werthes berauben, und Charaktere, welche sich nach Maßgabe des Bedürfnisses der Handlung in gediegener Persönlichkeit anschaubar machen sollten, durch eine sich in allen seinen dramatischen Versuchen in gleicher Eintönigkeit wiederholende falsche Sentimentalität jedes reellen Lebens entäußern. Er wird dann die Handlung, wie sie die Geschichte liefert, als an sich selbst höchst wichtig, inhaltsreich, und jederzeit auf die Zwecke des Daseyns selbst hinweisend, erkennen lernen. Die dramatische Kunst erfordert vor allen Künsten einen männlichen Geist und Reife des Anschauungsvermögens, und will durch die Erfahrung des Lebens selbst gewonnen werden, welches sie in würdiger Nachbildung dem Verständnisse näher bringt. Nur die nicht vollendete Bildung dünkt sich zu weise, um aus den Erscheinungen des Daseyns sich Belehrung zu holen; wem es aber nur einmal vergönnt gewesen, ihren geheiligten Sinn zu erschauen, wird sich nicht mehr erlauben, Gottes erhabene Schöpfungen nach eigner Willkür zu deuten, oder in ein fremdes Licht zu stellen.

Wilhelm von Schütz.

Karl der Kühne. Drama in fünf Aufzügen.

Der um die deutsche Literatur bereits vielfach verdiente Verfasser hat sein Werk mit einer Abhandlung über das historische Drama begleitet, auf welche wir uns aber lieber erst nach Anzeige des Drama selbst einlassen wollen, einige Aufklärungen abgerechnet, welche das Verständniß seiner Dichtung erleichtern. Der Gegenstand dieser Dichtung ist zu bekannt, als daß wir genöthigt wären, uns in einer eigentlichen Inhaltsanzeige über dieselbe zu verbreiten, um so weniger zwar, da der geschichtliche Stoff mit einer bisher in Deutschland ungewöhnlichen Treue beybehalten ist. Die Poesie ist nur einzig darin gesucht worden, daß die der reichhaltigen Begebenheit zum Grunde liegende Idee in allen dargestellten äußern Verhältnissen klar in ihrer Eigenthümlichkeit hervortrete, durch eine Charakteristik gehalten und belebt, welche sich überall in selbstständiger Wahrheit als eine in der Natur, nicht aber in irgend einem Wahn oder Traum des Dich-

ters begründete, kund gibt. Indem Recensent dem Verfasser dieses, wie er glaubt, rühmliche Zeugniß gibt, muß er doch zugleich bemerken, daß eine gewisse Dunkelheit der Sprache und der Zwang des Ausdrucks dem Leser die Auffassung der Vorzüge des Werks sehr erschwere; welcher üble Eindruck jedoch dem Zuhörer (wie Recensent bey zweymaliger Vorlesung erfuhr) fast gänzlich fremd bleibt.

Die Erscheinung dieses Werks ist um so erfreulicher und belehrender, da es einen Dichter zum Urheber hat, der sich früher auf so mannigfaltige Art versucht, und beynahe alle Wege und Irrwege der deutschen dramatischen Literatur gewandelt, eh er den einfachen doch sichern gefunden, welchen er in diesem Trauerspiele sich erkor. Wir sind weit entfernt, den Lacrimas unseres Dichters, über welchen Viele gelacht haben, als eine verfehlte Arbeit anzusehen. Er hat im Gegentheile durch die tiefe Glut der Gefühle, welche sich in demselben ausspricht, und durch den reichen Schmuck seines Verses einen eigenen Reiz, und der etwas zu gesuchte Ausdruck steht sogar dieser Dichtung wohl, die sich in einer ganz fremden, in sich abgeschlossenen Welt bewegt, und daher auch im Ausdrucke ihre Eigenheit haben darf. Noch weniger können wir die Gattung, zu der dieß Schauspiel gehört, tadeln wollen, da wir in derselben im Alarkos ein Werk besitzen, bey dem nur die eine Klage Raum findet, daß ihm nicht mehrere gleichen Gehaltes folgten. Noch weniger könnte damit ein Tadel des romantischen Drama beabsichtigt werden, welches für jetzt wenigstens der höchste Schmuck und der Gipfel deutscher dramatischer Kunst ist; obgleich selbes noch immer einer festen Begründung in dem Gesammtleben deutscher Kunst entgegen sieht. — Wohl aber darf man die mit großem Studium und vielfältigem Geistesaufwande zu Stande gebrachten Versuche: die mit Chören vermengte oder auf Chöre gebaute Tragödie der Griechen wieder bey uns einzuführen (ein Streben, welches dem Verfasser mit andern ausgezeichneten Dichtern Deutschlands gemein ist), als eine Verirrung anführen, welche dazu beygetragen, die selbstständige Entwicklung unserer dramatischen Kunst in ihrer blühendsten Zeit zu hemmen. Auch die Proserpina darf als eine durch gehäufte Kombinationen in ihrem eigenthümlichen Leben gestörte Dichtung angesehen werden. Graf Schwarzenberg endlich, welcher der Kunstgattung nach den Uebergang zu dem historischen Schauspiele, Karl der Kühne, bildet, ist zwar schon der Richtung wegen, die der Geist des Dichters in demselben nahm, ein lobenswerthes Werk; allein bey allen Vorzügen der Charakterdarstellung, die in diesem Stücke nicht durch den Ausdruck gesteigerter Leidenschaftlichkeit wirken will, sondern sich

vielmehr in einer mehr ruhigen Entwicklung gefällt, wird man demselben dennoch die nicht eigentlich dramatische Verknüpfung der Scenen, und im Hauptcharakter eine zu reflektirende Beschauung seiner selbst, eine größere und hemmendere, als die Anlage erfordert, zur Last legen können, welche für den Gang des Ganzen nachtheilig wirkt. Ueberhaupt gehört Herr von Schütz zu jenen Dichtern, in deren Werken die Reflexion eben so vielen Einfluß als die schaffende Phantasie zeigt, obgleich sie, wie nicht geläugnet werden darf, in dichterischer Stimmung empfangen und gestaltet worden. Die Mitherrschaft einer Reflexion aber, die ihrer Art nach mehr der Kritik als der Poesie angehört, nöthigt ihn zu einem unbeabsichtigten Verweilen bey den Ideen, die ihm die Begeisterung schenkt, und nöthigt seinem Verse ein gewisses Zaudern auf, welches sich mehr fühlen als bezeichnen läßt, indem sie zugleich diesen Vers, wenn wir so sagen dürfen, überfüllt, und ihn im freyen Fortgleiten hindert. Diese oben bereits berührten Eigenheiten, welche sich auch in Karl dem Kühnen nicht verläugnen, überdieß durch eine oft eintretende Dunkelheit des Ausdrucks vermehrt sind, welche aus der gedrängten Kürze der hier nothwendig gewordenen Sprache, die mit Wenigem Vieles umfassen muß, entstanden ist, hindern gleichwohl nicht, diesem Karl dem Kühnen das Zeugniß zu geben: daß er in deutscher Sprache das erste Beyspiel eines durchaus im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßten Stoffes sey. Dieser Stoff ist überdieß in einer solchen Art durchgeführt, wie sich außer Shakespears Heinrich dem Sechsten kein weiteres Beyspiel findet.

Recensent will durch diese Aeußerung nicht etwa zu verstehen geben, daß Herr von Schütz ein Shakespeare sey, oder daß Karl der Kühne die hohe Vollendung und Tiefe Heinrichs VI. erreiche. Dieses würde um so weniger erwartet werden können, da Karl der Kühne nur im Beginne einer sich umwandelnden Zeit steht, Heinrich VI. aber den vollendeten Umschwung eines ganzen Zeitalters, den Uebertritt desselben in Jahrhunderte eines ganz neuen Daseyns, und jenen großen Kampf feindseliger Kräfte darstellt, der eine Fülle so inhaltsreicher Charaktere hervorbrachte, daß es beynahe unmöglich ist, irgend etwas Aehnliches zu bilden. Im Gegentheile erscheint in Karl dem Kühnen die Hauptperson fast allein in voller Beleuchtung, und hat zwar sehr sicher gezeichnete, doch nur in den zweyten Grund des Gemäldes gestellte Personen zur Begleitung. Herzog René von Lothringen aber, Kaiser Friedrich, Ludwig von Frankreich, Erzherzog Sigmund von Oesterreich, und vorzüglich die Schweizer, diese

wieder in die Landleute und Herren von Adel getheilt, als die Karl im Streit entgegen tretende Partey, ſind ſchon in Folge der Oekonomie des Werks, bey der größeren Maſſe von Individualitäten, nothgedrungen mehr in allgemeinen Umriſſen gezeichnet, als Karl. Die Aehnlichkeit aber, welche wir zwiſchen beyden Werken nachweiſen möchten, beruht, bey gänzlicher Verſchiedenheit des Stoffs ſowohl in Hinſicht der Handlung als der Charaktere, in jener ſtrengen Behandlungsweiſe, vermöge welcher der Dichter, mit Beſeitigung alles auch ſonſt billigen Schmucks in Ausführung der Einzelnheiten bloß auf die Entwicklung oder Darſtellung der Hauptſache hinarbeitet, die er in der Begebenheit ſelbſt, wie ſie die Geſchichte darbeut, gefunden hat. Aus dieſer nur der Begebenheit geweihten Darſtellung entwickelt ſich dann die Charakteriſtik in jener eigenthümlichen Art, vermöge welcher ſie nur als das Mittel, in welchem die Begebenheit ſich entwickelt, zur Entfaltung gelangt, keinesweges aber nach irgend einer ſelbſtſtändigen Ausbildung und einſeitiger Vorherrſchaft trachtet. Daß Karl der Kühne in dieſer Art gedichtet iſt, welche das eigentliche hiſtoriſche Schauſpiel genannt werden muß, wird keinem, der das Werk in die Hand nimmt, fremd bleiben können. Es umfaßt die ganze Zeit der Herrſchaft Karls, von der Belagerung Lüttichs anzufangen, wo er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters Philipp erhält, bis zur Schlacht von Nancy, in welcher er geblieben. Dieſer bedeutende Zeitraum iſt in ſo raſcher Aufeinanderfolge der Begebenheiten dargeſtellt, daß ſie wie im Fluge an dem Leſer vorüber gehen, ohne ſich gleichwohl zu drängen, oder zu hindern. Sie entwickeln ſich in anſpruchsloſer Natürlichkeit, durch Karls Charakter veranlaßt, oder herbeygeführt, andrerſeits wieder auf ihn einwirkend, und ſo ſchon den Keim der Zukunft in ſich tragend, die ihnen unmittelbar folgt.

Indem Karl auf dieſe Weiſe fortwährend der natürliche Mittelpunkt des Ganzen bleibt, um den Alles, was geſchieht, in engern oder weitern Kreiſen ſich bewegt, iſt es natürlich, daß auch ſein Schickſal ſelbſt der Mittelpunkt des Ganzen wird, und ſein Charakter die entſcheidende, durch dasſelbe wirkende Kraft. Der Verfaſſer hat ſich in der Vorrede lichtvoll über die Art, in der er den Zeitraum ſowohl, den er darſtellte, als den Charakter Karls ſelbſt auffaßte, verbreitet. Er bemerkt, daß das Leben Karl des Kühnen eine Epoche in der Geſchichte Europas bezeichne, deren Eigenthümlichkeit darin beſtehe, daß ſie die erſte Kriſis der Umwälzung geweſen ſey, welche die Feudalverhältniſſe aufhob, und das hierauf folgende Leben der Staaten begründete. Die als Zwiſchenzuſtand vielleicht nothwendige Zerſetzung

habe alle Elemente und Kräfte der Staaten zu zerreißen gedroht, die ersten Symptome aber, mit welchen sie sich ankündigte, seyen interessant gewesen. Reichthum, von Philipp dem Guten an gesammelt, und das mächtige Emporragen der niederländischen Städte, kündeten den großen Kampf der Zeit an. Karl sey, seiner Gesinnung nach, auf der Seite des Ritterthums gestanden, überhaupt sey er für alles Edle und Große gewesen, doch habe er dieses unglücklicher Weise mehr in der Erscheinung als in dem Wesen gesucht. Wenn ihn auch nicht Ehrgeiz niederer Art, sondern ein wirklicher Enthusiasmus zu Thaten angetrieben, so habe er doch das Gute nicht aus dessen Wesenheit, sondern aus einem Vorbilde, das in seinem Innern lebte, hervorrufen wollen, und sey daher, wie das immer geschehe, das Werkzeug geworden, welches das, was er gründen oder befestigen wollte, selbst zerstörte. Indem er sich so gegen das, was er gern gehegt hätte, selbst kehrte, mußte er in Doppelheit und Halbheit zu Grunde gehen. So sey er für das Ritterthum aufgestanden, und habe es vernichtet. Ganz dieser Ansicht gemäß, hat der Dichter die reiche Begebenheit dargestellt, von welcher er selbst bemerkt, daß sie in ihrer mannigfaltigen Fülle Stoff zu verschiedenen Tragödien in sich enthalte. Recensent hat, was die Führung dieses im echtesten Sinne historischen Schauspiels betrifft, fast nur dieß Eine mangelhaft gefunden, was die Verhältnisse mit Frankreich betrifft; denn hier ist das Werk meistens in einer unerfreulichen Dunkelheit, mit geheimer Beziehung auf die Historie; da es doch durch sich selbst sprechen sollte. In desto klarerer Anschaulichkeit tritt aber Karls Verhältniß zu den Schweizern, eigentlich der Hauptgegenstand des Ganzen, und hier zwar um so wohlthuender hervor, da das einfache Leben des Gebirgsvolkes, so wie Erzherzog Sigismunds Freundschaft zu demselben, und die innere Tüchtigkeit und anspruchslose Heldenkühnheit der Schweizer in einem wahrhaft schönen Gemälde gezeichnet sind. Karl der Kühne, solchen Feinden gegenüber, erscheint im Uebermuthe eines der eigenen Kraft ganz vertrauenden Helden, dessen Kühnheit, Trotz geworden, sich selbst den Untergang bereitet. Es war schwer, den Charakter eines Herrschers darzustellen, der eigentlich schon im Beginne des Stücks ein ungeheures Wollen verkündet, bey dem geringsten Widerstande der Gegner im gekränkten Eigenwillen wie ein Vulkan Feuerströme des Zorns auswirft, der in der Folge vielfältig in seinen Zwecken wirklich gehemmt, dennoch sich für denselben unüberwindlichen Helden in seltsamer Ueberschätzung hält, wie es hier geschah, zu zeichnen, ohne daß der Charakter in eitle Prahlerey und sich selbst lächerlich machende Großsprecherey aus-

arte. Wir glauben, der Verfasser sey einige Male, doch nur ganz leise, an diese Klippe gestreift. Offenbar aber hat er der Darstellung des Charakters Karls in jenen Stellen geschadet, wo er ihn mitten in den Schlachten erscheinen läßt, und zu wenig berücksichtigt, daß, wo Karl ist, er nur als Kämpfer und Ordner, nicht aber als Beschauer und Erzähler erscheinen könne. Die zwey Schlachten gegen die Schweizer sind übrigens mit einer Lebendigkeit und Wahrheit dargestellt und erzählt, welche wenig Aehnliches in deutscher Kunst finden wird. Ein Bild des edelsten Ritterthums in diesem Werke ist René Herzog von Lothringen. Wo er immer auftritt, erhebt sich das Schauspiel zu einer heitern Würde, die um so willkommner wird, da auf Seite Karl des Kühnen beynahe nur der düstere Trotz des Stolzes, gegen welchen weiser Rath der Freunde selbst nichts vermag, sichtbar wird; Maximilian von Oesterreich und seine Braut aber, welche ein mild strahlendes Licht über das Ganze hätten verbreiten können, nach dem Plane des Werkes ganz im Hintergrunde gehalten sind. Manches ist, wie wir dieß auch bey Shakespeare finden, der großen Menge der Ereignisse wegen, nur skizzirt dargestellt, welches freylich nicht zu vermeiden ist, wobey aber insbesondere eine weise Umsicht des Dichters vor Allem nothwendig wird, um nicht zu wenig, und selbst um nicht zu viel zu sagen. Hier glauben wir sey dem Verfasser bey Darstellung der Eroberung Nancys durch René ein Unglück widerfahren; auch die darauf folgende Scene, wo Karl vor der Stadt erscheint, hat der Schwierigkeit der dargestellten äußeren Verhältnisse wegen keine wahre Anschaulichkeit. Manche einzelne Gestalten dieser reichhaltigen dramatischen Welt verrathen wahrhaft die Hand eines Meisters, je weniger sie auf irgend einen Vorrang Anspruch machen; unter diese rechnen wir vorzüglich den Feldherrn Campo Basso, der beynahe nicht aus dem Hintergrunde hervor tritt, überall und immer aber ein bestimmtes Bild gibt. Dasselbe gilt von allen Helden der Eidgenossenschaft (von welchen indeß einige, wie natürlich, in voller Entwicklung hervortreten); und diese Kunst, im Hintergrunde mit klaren Umrissen zu zeichnen, verdient um so unbedingtere Anpreisung, da hierin in deutschen Werken nicht immer das Wünschenswerthe geleistet wird.

Daß dieses Werk übrigens, während es den ganzen Lebenslauf eines der merkwürdigsten Fürsten neuerer Jahrhunderte, und zugleich die Zeit selbst, in der er wirkte, darstellt, nicht etwa wie unsere dramatisirten Romane mit Vorüberführung der Begebenheiten sich begnüge, sondern, nach Bedürfniß seines Stoffs ein tragisches, dramatisch gegliedertes Ganzes sey, das allmälig einer düstern Verwicklung der Begebenheit entgegenreift, die

mit einer Katastrophe endigt, wollen wir hier noch im Vorbeygehen bemerken; obgleich wir in gegenwärtiger Abhandlung ben Entwicklung der hier der Anzeige unterzogenen Werke diese ersten Bedingungen tragischer Kompositionen, als vorhanden, übergingen, um die Aufmerksamkeit mehr auf die Poesie selbst, die sich in dieser Form äußerte, hinzuleuken. In dieser Berücksichtigung wollen wir uns auch noch nicht von dem Werke entfernen, sondern vielmehr von dem, was dasselbe zu leisten strebte, auf das dramatische Bedürfniß unserer Zeit mit klarem Umblicke zurückkommen.

Indem der Verfasser eine so umfassende Begebenheit in den Raum von fünf Akten zusammendrängte, war er überall genöthigt, die Begebenheit im Großen aufzufassen, und alle Lyrik ferne zu halten. Er hat dadurch der Zeit, in der er lebt und wirkt, ein großes Beyspiel, was uns allen zu thun obliege, gegeben. Denn wenn bey den Griechen die Tragödie nur dadurch möglich geworden, daß der in allgemeiner Beschauung des Lebens der Welt gleichsam über die äußere Fläche des Daseyns hingleitende Geist durch Begründung der Lyrik in sich versammelt, und die innere Würde menschlicher Empfindung enthüllt ward, so ist bey uns, um ein echtes Schauspiel zu erhalten, gerade das Gegentheil nothwendig. Wir sind nämlich nicht vom Allgemeinen, wie die Griechen, sondern von der abgezogensten Einzelnheit ausgegangen, und haben es in der Dichtung bis jetzt größtentheils versäumt, uns in der gehörigen Unterordnung, in jenen ewigen Verhältnissen des Einzelnen zum Ganzen des Menschenlebens zu betrachten, aus welcher Betrachtung allein die echte Würdigung des Daseyns, und in der Kunst echte Erhebung, Großheit des Gefühls und begeisternde Wahrheit hervor geht. Aus diesem einen Grunde ist uns auch bis jetzt kein Epos irgend einer Art ganz gelungen, und wir werden dahin, gerade in der den Griechen entgegen gesetzten Richtung, erst den Weg durch ein vollendetes, mannigfaltig in seinen reichen Zweigen bearbeitetes Schauspiel finden, welche uns erst eines wahrhaft umfassenden Gefühles fähig machen kann. Für Deutschland insbesondere, das, wenn gleich nie fremder Trefflichkeit verschlossen, doch seine eigentlichen Vorzüge so gern sich selbst allein verdanken will, ist es vor Allem nöthig, seine vaterländische Vorzeit dramatisch zu beleben, um auf die solcher Gestalt neu in's Daseyn getretene Würde des Nationalsinns eine nur in demselben mögliche unzerstörbare Kunst zu begründen. Die Aufgabe ist eben so reich, als dankbar, und der Versuch ihrer Lösung, wie wir glauben, eine Pflicht für Jeden, der dazu die Kraft in sich fühlen mag. Vorläufer zu solcher erhabenen Arbeit sind bereits bey

uns viele vorhanden, seit im Götz von Berlichingen deutsche Kunst vaterländischen Stoff zu bearbeiten versucht hat.

Es handelt sich aber nicht darum, einzelne vaterländische Ereignisse, oder das Leben irgend eines durch eigenthümliche Tugend ausgezeichneten Mannes dramatisch zu geben, sondern fürs erste einen solchen Stoff zu wählen, aus welchem deutsches Leben der Vorzeit im Großen und Ganzen, und die tiefere Eigenthümlichkeit seines universalhistorischen Strebens in jenen mächtigen Verhältnissen sichtbar würde, welche unser Mittelalter charakterisiren. Ein solches Werk, in würdigem Gemüthe empfangen, und mit jener Begeisterung ausgeführt, welche der Stoff selbst mit unwiderstehlicher Macht in der Seele des Dichters erzeugen mußte, würde in deutscher Kunst, indem es dieselbe auf die geheiligte Wahrheit des Lebens, hier als die einzige Schönheit aufgefaßt, begründete, sogleich die Stelle einer Ilias ersetzen, und alle Kunsterzeugung der verschiedenst begabten Geister um sich versammeln, oder besser aus sich heraus bilden. Daß die Epoche der Hohenstaufen, als im wahren Mittelpunkte deutscher Kraftäußerung gelegen, der geeignete Stoff eines so erhabenen Werks sey, hat Recensent mit andern Männern gleicher Ansicht längst erkannt, und ermüdet nicht, darauf hinzuweisen. Welche Wirkung solch eine gesegnete Arbeit, die dem gegenwärtigen, an Genie keineswegs, wie einige sich zu glauben stellen, erarmten, sondern im Gegentheil sehr reichen Zeitalter vorbehalten bleibt, auf die Veredlung der Bildung und des Charakters selbst ausüben würde, kann man hier übergehen, welchen Einfluß sie aber auf die Kunst ausüben dürfte, wird wenigstens in Kürze hier angedeutet werden müssen.

Wäre die Würde deutscher Vorzeit durch solch ein Werk einmal in den Gemüthern zu lebendiger Anschauung gebracht, und damit zugleich die Ueberzeugung gewonnen, wie die Wesenheit der Poesie nicht in jenem nichtigen Streben nach einem immer inhaltsleeren Ideal, sondern in der Verherrlichung des im Leben selbst in immer erneuerter Schöne kund werdenden Geheimnisses menschlichen Wirkens liege, auf Ideen begründet, welche man nicht erfinden, sondern in scheuer Ehrfurcht zu erschauen bemüht seyn muß, so wäre damit zugleich die sich brüstende Afterweisheit unserer Tage, und deren Jüngerthum in Kunst und Philosophie beseitigt. Jenem unsichern Fühlen nach Gegenständen der Darstellung nicht nur, sondern sogar nach Ideen und Empfindungen, welche zu äußern seyn möchten, würde die klarste Anschauung des Schönen folgen, und der Grund, der zu bebauen wäre, würde gefunden und gegeben seyn; mit diesem zugleich angemessene Form, Styl, jener Ausdruck der Gedanken,

welcher sogleich den Gehalt verkündet, und, wenn man so sagen darf, zwar nicht der Geist, doch die Seele echter Dichtung ist. Von da an, würde es möglich werden, wie den Griechen dieß erlaubt gewesen, mit stillschweigender Beziehung auf jenes größere, umfassende, deutsche Sinnesweise charakterisirende Werk neue Dichtungen zu gründen, welche den tieferen Mittelpunkt ihres Lebens in jenem größern poetischen Leben hätten, das der Nation in jenem Werke zur Anschauung gekommen war. Es wäre dann nicht mehr nöthig, wie es bis jetzt oft gewesen, die Exposition zu überladen, oder vielfältige Mühe auf Begründung von Ideen zu verwenden, welche jedem schon deutlich seyn würden. Die gesammte deutsche Literatur würde endlich um dieß erhabene Gebilde eines großartigen Seyns zu einem Ganzen sich runden, in ihm seinen klar erschauten Mittelpunkt findend, und die Klage über Zerstücklung und Geschiedenheit deutscher Kunst würde zum Traum und nichtigen Schalle.

Die Leere und Wesenlosigkeit des Vorwurfs nämlich, der deutschem Kunstbestreben, das allerdings ein universelles, nicht aber centrifugales ist, einen innern gemeinsamen Mittelpunkt abstreiten will, ist wohl jederzeit von Männern, welche die Eigenthümlichkeit unserer Kunsterzeugnisse zu würdigen wissen, erkannt, nur aber darum nicht allgemein erschaut worden, weil dieser Mittelpunkt selbst nirgends in einem großen Werke nationaler Bildung, wie den Griechen ihr Epos gewesen, zu Tage kam, und daher auch nicht eine allgemeine Anerkennung durch die klare Anschauung selbst erhalten konnte. Bey der so sehr ins Allgemeine gehenden Bildung unserer Zeit, und der noch insbesondere den Deutschen eigenen Universalität des Strebens, wodurch sie auch das, was das Fremdeste scheinen möchte, bey sich einzubürgern trachten, muß natürlich den Kunstwerken neuerer Zeit eine Vielseitigkeit in der Erscheinung eigen seyn, welche in einem einzelnen Werke, und wäre es ein undenkbares Hyper-Epos, auszudrücken rein unmöglich ist; um so unmöglicher zwar, wenn auf dieselbe die Darstellung germanischen Charakters selbst gebaut werden wollte. Es ist aber leicht einzusehen, daß eine solche Individualitätsdarstellung weder gesucht wird, noch hier gemeint seyn kann. Es handelt sich vielmehr um Darstellung jenes tiefern Kerns germanischer Natur, vermöge welchem der Deutsche die Welt nur als höchst bedeutungsvolle Verkünderin eines höheren Seyns von jeher betrachtete; eine Eigenheit, die eben so klar aus der ernsten Götterlehre seiner Heidenzeit, als aus der Art, in der er dem Christenthume huldigte, und sein Leben darnach in neuer Blüte entfalten durfte, hervorleuchtet; die aus dem Nibelungenliede so deutlich als aus Jean Paulscher Ironie sich ver-

kündet, in den entgegen gesetztesten Strebungen sich dennoch immer dieselbe zeigt; am ehrwürdigsten aber sich in den Geschichten seines öffentlichen Lebens, in dem Zeitalter noch unverhüllter ursprünglicher Gefühle, verkündet. Wie dort das Handeln noch durchaus groß war, ungebeugt von den beengenden Verhältnissen späterer Zeiten, wie das Ziel, dem die vorleuchtenden Männer des Jahrhunderts und die Blüte edler Frauen entgegen trachteten, unumwölkt, und jedem Gemüthe deutlich, das Streben selbst aber einfach, und deßhalb mit der ehrwürdigsten Kraft ausgestattet, gewesen war, so würde eine Dichtung unserer Zeit, die der Darstellung eines solchen Jahrhunderts nachstrebte, ohne solche Eigenheit selbst an sich aufzuweisen, gar nicht entstehen können. Sie würde aber noch den wesentlichen Vorzug sich eigen machen (indem sie, aus Gefühlen und Anschauungen unserer Gegenwart hervorgequollen, eigentlich uns ganz angehörte): daß sie den ganzen Reichthum unsers eigenen Daseyns im Spiegel jener ehrwürdigen Vorzeit uns wieder erkennen ließe, die Gegenwart durch die Vorzeit erklärte, und, ein schimmernder Bogen des Friedens, durch die Jahrhunderte hinleuchtend, Vorzeit wie die Gegenwart für die allgemeine Anschauung erhellte. Hiemit wäre sodann das volle Verständniß unseres Kunstbestrebens seit ältester Zeit bis in die neueste Gegenwart zugleich gegeben. Wie eine solche Dichtung einmal wirklich Gegenstand allgemeiner Nationalverehrung geworden wäre, würde das Nibelungenlied aufhören eine fremde Erscheinung zu seyn, sondern vielmehr Charakter und Poesie der Deutschen mit neuer Kraft durchglühen. Das bis jetzt in mancher Hinsicht mehr bewußtlose als klar erkannte Streben großer Dichter unserer Zeit, würde klar erschaut, und was Faust gewollt, und welchen tiefen Gehalts er voll sey, nicht mehr heraus raisonirt, sondern im Gefühle erfaßt werden. Schiller bekäme die ihm nöthige Basis, und die Ehrwürdigkeit seines oft mißlungenen Strebens würde so deutlich empfunden werden, daß diejenigen, welche ihm nachzustreben suchten, hinfüro weder falscher Idealität, noch dem Schicksale, noch sententiösem Wortklange sich hingeben, sondern ihr Heil auf ganz andern Wegen zu suchen veranlaßt seyn würden. Vor allem aber, wäre dem bey weitem wichtigsten Theile unserer dramatischen Literatur, dem romantischen nämlich, in der allgemeinen Anerkennung erst seine wahre Bedeutung gegeben, und es würde nur dann erst möglich werden, das, was die ungemeine Kraft des Genies gleichsam gegen die Ordnung der Dinge bey uns früh reif und unversehens zu Stande brachte, wirklich in der Zeit zu begründen, und weiter fort zu bilden.

Wenn wir die romantische Poesie der weit verbreiteten ger-

manischen Vorwelt betrachten, so erkennen wir in ihr ein größten Theils bewußtloses kindliches Streben, die Welt, die ein reizendes Geheimniß vor den Blicken der Dichter lag, durch eine gesuchte Analogie mit den zartesten Gefühlen, die das Herz des Menschen in einem der Natur nähern Stande der Bildung zieren, zu entziffern. Es liegt in ihr ein so reines Bewußtseyn von der höheren Abkunft der menschlichen Natur, daß sie, die Fesseln des irdischen Seyns nicht fühlend, dasselbe in ununterbrochener Richtung nach dem Aether vergeistigt, und nur die einfache Erklärung desselben gegeben zu haben wähnt. Solche fromme Selbsttäuschung ist für uns, die wir mit bleyerner Ferse den Boden des Lebens drücken, das uns überall hemmt und irrt, eine zu ferne, ja unmögliche Sache. Dennoch haben wir die Erscheinung erlebt, daß unter uns romantische Poesie, und zwar in einer Weise entstand, die sie von dem Vorwurfe eitler Nachahmung, jenes freywilligen Hinkens nach Gegenständen ferner Begierde, gänzlich frey spricht, ihr selbstständiges Leben zusichert, und auch das Nachklingen ihrer Akkorde in dem Busen der Edelsten unseres Volkes sich sogleich bey ihrer ersten Erscheinung gewonnen hat. Für die Menge, worunter wir nicht die Gemeinheit, sondern die Ueberzahl verstehen, ist sie entweder ein Geheimniß und Ziel der Abneigung geblieben, oder sie ward ein Gegenstand so verunglückter Nachahmung, daß sie in ein Spiel mit Klängen, und in ein Gewinsel von Gefühlen ausartete, welche männlichen Sinn zur Verzweiflung und zu Verwünschungen treiben könnten, fände er solche Entehrung deutscher Kraft nicht durch die erhabensten Werke wieder vernichtet, welche die romantische Poesie in den Schatz des Vaterlandes niedergelegt hat. Immer aber ist sowohl die Verachtung des Höchsten, was deutsche Kunst geleistet, als die hohle Nachahmung ein Zeichen, wie wenig der wahre Geist dieser Poesie erfaßt, wie sehr das Zufällige für die Hauptsache genommen worden, und wie wenig überhaupt im Allgemeinen das Zeitalter für eine Poesie vorbereitet war, deren großes Geschäft vom Anfange her gewesen ist, dem Leben eine Bedeutung nachzuweisen, welche durch historische Dichtung wohl begründet, nicht aber in ihrer höchsten Verklärung zur Anschauung gebracht werden kann.

Die neuere romantische Poesie ist mehr aus der Erkenntniß der Schönheit der ältern germanischen Poesie, als durch die Kraft eines sich selbst überlassenen Dichtungstriebes entstanden. Ein tief in die Wesenheit der Dinge eindringender philosophischer Geist hat das Verhältniß jener Dichtung zum Daseyn erkannt; die religiöse Rührung, welche sich seiner bemächtigte, hatte die Weihe zur Dichtung über ihn ausgegossen, und ihn, eine fremde Erscheinung, in eine Zeit gestellt, die ihn mehr anstaunte, als be-

greifen mochte. Wir ſprechen hier von Novalis, der auf ſeine, mit gleicher Tiefe der Einſicht und Macht des Gefühls ausgeſtatteten Freunde wie ein Prophet gewirkt, und ſie in die Woge ſeiner Begeiſterung zog. Wenn aber in Novalis die Poeſie rein ſymboliſch geweſen, nahm ſie in Friedrich Schlegel, obgleich ihre Natur überall behauptend, eine mehr klaſſiſche Wendung; in Tieck aber, bey großer Produktionskraft und äußerſt beweglicher Phantaſie, ſuchte ſie das Leben in ſeinen mannigfaltigen Verhältniſſen zu umfaſſen, näherte ſich zwar den Empfindungen und der Sinnesweiſe der Gegenwart, meiſtens aber mehr um über ſie die Geißel der Satyre zu ſchwingen, als um ſich ihr wirklich beyzugeſellen. Man darf wohl behaupten, daß die Begeiſterung, welche ſich der Freunde bemächtigt hatte, auch das ſcheinbar Widerſtrebende in Poeſie umſchuf, und die meiſten der im Athenäum erſchienenen kritiſchen Arbeiten ſind, bey tiefem philoſophiſchen Gehalte, in Auffaſſung und Verkündung der Ideen Werke höherer Poeſie. Wenn aber Novalis in ſeiner Art, die Welt zu betrachten, durchaus von dem gewonnenen Standpunkt der Romantik ausging, und ſelbſt helleniſcher Poeſie eine romantiſche Seite abgewann, ſo ſah man beyde Brüder Schlegel vielmehr den Gegenſatz beyder Dichtungsweiſen auf das ſchärfſte begränzen, und, die Poeſie aller Nationen würdigend, unter dem heftigen Widerſpruche der ältern Chorführer der Literatur, ein Syſtem der Kritik begründen, welches ſeither zu Zeiten angegriffen, nie aber erſchüttert worden iſt. Beyde Verfahrungsweiſen liefern den Beweis, wie weit diejenigen, welche die neue Poeſie gründeten, von jener einfachen Auffaſſung der Natur entfernt waren, welche urſprünglicher Poeſie, die aus dem Leben ſelbſt hervorquillt, eigen zu ſeyn pflegt, für welche aber das Zeitalter ſo wie die in demſelben hervorragenden erſten Geiſter nicht geſchaffen ſeyn konnten.

Göthe, in deſſen mannigfaltigem Streben, wie bemerkt worden, ſich überhaupt die Geſammtheit der Dichtungen der Zeit voraus verkündete, hatte allerdings in ſeinen Liedern eine ſo einfache Gefühlsweiſe, eine ſo naturgemäße zarte Innigkeit gezeigt, daß ſie als echter Volksgeſang betrachtet werden konnten, und in ſeinem Fauſt ein Werk geliefert, welches hiſtoriſchen Gang mit romantiſchem Aufſchwung der Begeiſterung vereinte, und überhaupt durch die Echtheit ſeiner Kunſtwerke Veranlaſſung zu jenen Aufklärungen gegeben, welche ſich in der ſo genannten neuen Schule über die Geſammtheit der Kunſt aller Zeitalter verbreiteten. Dennoch aber würde man ſehr irren, wenn man die neuere romantiſche Kunſt insbeſondere auf Göthe begründen wollte; ſie ruht vielmehr auf dem Gewinn der Poeſie aller Jahrhunderte,

wenn gleich in deutscher Volksmäßigkeit vorzüglich dem Vaterlande angehörend. Der Charakter der Poesie Göthe's im Ganzen ist die ruhige Ueberschauung des Schönen, das befriedigte Gefühl des Besitzes der Trefflichkeit; die Stürme des Werther bezeichnen nur den Durchgang zu dieser Läuterung. Die romantische Poesie aber geht immer von einer zu Zeiten zwar verhüllten Rührung aus, mehr geneigt in liebenswürdiger oder erhabner Unruhe nach dem Schönen zu streben, als sich irgend einem befriedigten Gefühle des Besitzes hinzugeben. Wer Tiecks ewig denkwürdige Werke betrachtet, denen in späterer Zeit ein entscheidender Einfluß auf die Umbildung deutscher Poesie vorbehalten ist, die er zu ihrer ersten ätherischen Natur, sollte er auch solche Hoffnung nie gehegt haben, zurück führen wird, dem muß sogleich in denselben bey übrigens ganz deutschem Charakter seiner Poesie ein Bestreben auffallen, das Schöne aller Zeiten zu erfassen, um es, in dessen tiefern Wurzeln umgewandelt, in dem reichen Garten der Trefflichkeit, den er vor sich ausgebreitet, zu neuer Blüte und zu neuem Leben zu fördern. Es ist alles in ihm eigen; alles beruht aber auf dem Ueberblicke der Poesie aller Völker, vorzüglich germanischer Abkunft, und dieser Ueberblick der Gesammtheit weckt in ihm die heilige Flamme der Begeisterung, die Gründerin eines so mannigfaltigen und reichen poetischen Lebens. Wenn aber ein so ernstes Streben, verbunden mit den Aufklärungen, welche die gleichzeitige Kritik seiner Freunde, und das hohe Beyspiel Göthe's gegeben, in Einzelnen, welchen durch ähnliche Studien Kraft geworden war, nach dem Schönen zu streben, Veranlassung zur Hervorbringung rühmlicher Dichtungen geworden, und überhaupt alle, die zu dichten fähig sind, auf bessere Wege geleitet hat; wenn insbesondere das deutsche Lied zu einer Vollkommenheit gediehen, wozu vor wenigen Jahren kaum Hoffnung war, darf man darum behaupten, daß die Poesie dieses Meisters im Allgemeinen jenen Eindruck auf die Gemüther gewonnen, der ihr gebührt? Hat sie das Volk durchdrungen, und lebt sie in dessen Munde? Hat sie sich eigentlich wahrhaft fortgebildet, oder nicht vielmehr, wie sich bey ruhiger Ueberlegung der Sache ausweiset, mehr Veranlassung zu Mißbildungen als zu wahren Kunstgebilden gegeben? Ein Beweis, wie sehr sie geeignet ist, mißverstanden zu werden, und wie sehr sie es geworden ist.

So wie Alarkos (ein Werk, in dem man den gründlichen Bau einer Tragödie und die würdigste Tiefe der Charakteristik im beschränktesten Raume, daher der Auffassung erleichtert, seit es erschien, bewundert) von der Menge nur als eine Sammlung wunderlicher Reime und Assonanzen betrachtet ward; und wie Novalis bey denselben Verehrern der Kunst, welche gleich-

wohl nicht für jedes Schöne blind sind, kaum für mehr gilt, als für einen liebenswürdigen, zu Zeiten zu tiefsinnigen Schwärmer, Faust aber für eine kecke Narrheit, in dem Gretchen gleichwohl liebenswürdig sich ausnimmt; so gilt die Genoveva, nach Faust die größte Erscheinung der Zeit (ungeachtet der Name Tiecks sich jetzt Respekt erworben, und manches aus seinen Schriften auch von denjenigen, welche die romantische Kunst verläugnen, geschätzt wird); dennoch bey einer Gattung keineswegs überhaupt zurück zu weisender Leser für nicht mehr als für eine rührende, doch in ihrem Detail zu überspannte Geschichte, in der gleichwohl der Charakter des Golo eine baare Unmöglichkeit darbiete. Das Totalbestreben Tiecks aber scheint überhaupt noch von manchen, welche in der Gesellschaft den Ton angeben, so mißgünstig betrachtet zu werden, daß ein Kritiker, der ihn vielleicht am gründlichsten zu würdigen im Stande gewesen wäre, nicht den Muth gehabt zu haben scheint, ihn vor solcher Gesellschaft geltend zu machen, und das Stillschweigen vorzog. Es scheint daher, als biete die romantische Poesie bis jetzt noch in der deutschen Literatur eine Vereinzelung dar, und stehe noch immer außer dem Zusammenhange des allgemeinen Kunstbestrebens. Das Geheimniß dieser ungünstigen Stellung ist, wie Recensent dafür hält, gleichwohl leicht aufgefunden. Diese Poesie vergeistiget einen Zustand, dessen Realität nicht einmal noch hinreichend erkannt worden, und schwebt unbegriffen über einem unbegriffenen Thema. So ergreift sie z. B. in der Genoveva die heilige Würde des Lebens unserer Vorzeit, um sie, im Sinne der Poesie dieser Vorzeit selbst auf eine Art zu verklären, und im wundervollen Spiele der Farbenbrechung in strahlendem Zauberlichte glänzen zu lassen, wofür nur derjenige Gefühl haben kann, der mit reiner Verehrung vor dieser Vorzeit zu stehen fähig ist, und auch die Klänge ihrer Harmonie begriffen hat.

Wie ganz anders aber stünde das deutsche Volk um ein Werk solcher Art, wenn es erst, durch Gründung eines echten historischen Schauspiels wieder in die Erkenntniß seiner eignen Wesenheit gesetzt wäre, und mit seiner Vorzeit auch sich selbst so klar erschaute, um dann in solcher Dichtung die Erhebung der an sich schon ehrenvollen Wirklichkeit des Lebens auf die reinste Höhe der in ihr selbst ruhenden Idee zu erblicken? Welches Geheimniß könnte es ferner in den Darstellungen dieser Dichtung finden, die durchaus nur von deutscher Volksindividualität selbst in jene höhern Regionen des Schönen empor strebt, wohin jeder, der sich nur selbst begreift, gerne im Geiste folgen wird? Es ist uns also auch hier, zum Verständnisse dieser Dichtung, da ein Epos uns noch zu fern liegt, die Begründung einer umfassenden dramatischen

Dichtung nothwendig. Deutsche Poesie würde durch sie, mit sich selbst ins Gleichgewicht gebracht, des ganzen Umfangs ihres Reichthums froh werden. Von ihr, als einer festen Grundlage, welche, da sie die Wahrheit des Lebens selbst ist, unerschütterlich genannt werden kann, würde sie erst ihre luftigen, in den Aether strebenden Gebäude, wie sie dieselben in der Architektur liebte, auch in der Dichtung aufsteigen lassen können.

Wir sind indeß weit davon entfernt, durch diese Auseinandersetzung etwa die Meinung äußern zu wollen, das historische Schauspiel solle nur einen Durchgangspunkt zum romantischen bilden, da es vielmehr schon seiner Natur nach eine solche Selbstständigkeit besitzt, daß es, einmal ins Leben gerufen, schwerlich wieder irgend einer andern Kunst weichen würde. Wohl aber glauben wir, daß, wenn es einmal hinlänglich auf die Geschichte des Vaterlandes und die erlebte Wirklichkeit begründet wäre, sich ihm leicht romantischer Geist beygesellen, und demselben solchen eigenthümlichen Schmuck, eine so tiefe, Wirklichkeit und Dichtung in sich nach einer höhern Idee des Wahren vereinende Natur verleihen würde, daß hierin echte deutsche Kunst neuerer Zeit zuerst ganz offenbar werden, und hierin das lang gesuchte Nationaltheater der Deutschen sich begründet finden würde.

Uebrigens würde sich um ein historisches Schauspiel, das sich, in einer Reihefolge sich wechselweise stützender Werke, der Geschichte des Vaterlandes im Großen widmete, und das Kaiserthum selbst als den Mittelpunkt seiner Darstellung festhielte, bald eine Reihe anderer Dichtungen sammeln, welche die Eigenthümlichkeit des Lebens der verschiedenen Hauptvölker deutschen Stammes feyerten. Dieß ist darum wahrscheinlich, weil es dem Deutschen eben so angeboren ist, sich nach dem einzelnen Stamme, als im Großen des gemeinsamen Vereines zu würdigen, und weil die Liebe zum Vaterlande bey uns zugleich auf der erkannten Trefflichkeit des Stammes beruht, der den Glanz seiner vaterländischen Natur in eigenthümlicher Lichtbrechung glänzen läßt. Solche Schauspiele, weil es leichter ist, sich zu der in denselben waltenden Idee zu erheben, besitzen wir noch vor Gründung eines größern allgemein deutschen Schauspiels bereits mehrere, und obgleich jenem erhabneren Werke voraus geeilt, werden sie sich einst zu demselben als untergeordnete Dichtungen verhalten. Es gehören hieher alle jene Werke, an welchen wir in dieser Abhandlung die Natur des historischen Schauspiels zu entwickeln versuchten. Auch die, natürlich hier nicht zur Anzeige gebrachten Versuche des Verfassers dieser Abhandlung, in Dramatisirung der Geschichte der letzten Babenberger, gehören hieher. Der Unterzeichnete hat diese Schauspiele, ehe er noch eine Ahnung seiner hier dar-

gelegten Ueberzeugungen hatte, vermöge eines natürlichen Gefühls für die Schönheit des vaterländischen Lebens gedichtet, und denkt ihnen einst, indem er sie unter sich in genaue Verbindung bringen wird, ihre wahre Bedeutung zu geben. Vorzüglich aber gehört hieher Karl von Burgund, weil er eine große Begebenheit, einen Seitenzweig deutscher Geschichte auch in einem großen Style darstellt, wenn gleich selten von der Sprache begünstigt.

Sehr fruchtbringend für die Gründung eines echten historischen Schauspiels werden die Bemerkungen seyn, welche Herr von Schütz seiner Dichtung in einer eigenen Abhandlung vorausschickte. Diese Bemerkungen sind Niemanden nachgesprochen, obgleich sie sich zu Zeiten auf Solgers Recension im VII. Bande dieser Jahrbücher beziehen. Von der Abhandlung im Museum, scheint es, habe er nicht Notiz nehmen wollen. Herr von Schütz sucht die Sache vorzüglich durch den Gegensatz aufzuhellen, der bey Darstellung einer Handlung sich sogleich zwischen dem, der die Handlung ausübt, und den ihm entgegen strebenden Kräften kund gibt. Verbreitet sich die Darstellung hauptsächlich über die Entwicklung des Schicksals der handelnden Hauptperson, die in ihrem Streben scheitert, so wird das dramatische Werk Tragödie; verbreitet sie sich aber über die Mitdarstellung jener entgegen wirkenden Kräfte, welche eigentlich die leitende Hand der Vorsehung, die den Gang des Lebens ordnet, selbst repräsentiren, so wird, indem bey dieser Behandlung der Hintergrund des Dargestellten die Bedeutung des Vorgrundes theilt, und mit ihm in gleiche Rechte tritt, das Werk historisches Schauspiel. Sehr sinnreich vergleicht der Verfasser diese Behandlungsart mit dem Verfahren der alt deutschen Malerey, obwohl, wie uns dünkt, für das verglichene historische Schauspiel nicht erschöpfend; doch dürfen wir uns hier nicht in genauere Erörterungen einlassen. Eben so müssen wir verschiedene Untersuchungen übergehen, welche der Verfasser, im Verlauf seiner Arbeit anstellt: über Geschichte, und welchem Volk eine Geschichte zugeschrieben werden kann, oder darf; welche Geschichte ferner zur poetischen Bearbeitung geschaffen ist; worin Sage und Geschichte zusammen treffen; und welchen Gründen der Mangel des typischen in unsrer älteren Historie zuzuschreiben sey. Untersuchungen, welche wir zwar wohl im Ideengange des Verfassers begründet, aber größten Theils zur Aufhellung des hier zu beleuchtenden Gegenstandes nicht unumgänglich nöthig fanden. Die Gegensätze, welche er zwischen dem Theile der Geschichte Englands, den Shakespeare bearbeitete, und der zu bearbeitenden deutschen Geschichte aufstellt, sind aber in vieler Hinsicht sehr lehrreich. Eben so hat er auch tief in die Wesenheit der Sache aufhellende Blicke gethan, indem

er dem Shakeſpearſchen Schauſpiel das Luſtſpiel wie das Trauerſpiel vindicirt, und als in ihm vorhanden, nachweiſet. Die gleichfalls verſuchten Entwicklungen des Trauerſpiels Richard II. und der beyden Heinriche IV. und V. zeugen von der Einſicht eines Kenners, und werden nicht, ohne zu weiterem Nachdenken Veranlaſſung zu geben, geleſen werden.

Immermann.

Die Prinzen von Syrakus, romantiſches Luſtſpiel. Trauerſpiele: Das Thal von Ronceval. Edwin. Petrarca.

Recenſent beſchließt dieſe ausführlichen Betrachtungen über die neuere dramatiſche Literatur mit der Anzeige der Verſuche des hier genannten Dichters, welche ein unläugbares Talent verrathen; aber dennoch weit von der Vollkommenheit entfernt ſind. Sie ſind größten Theils der Reflex der excentriſchen Seite unſerer Literatur, Nachklänge gewiſſer poetiſcher Uebertreibungen, die ihr Verdienſt inner den Gränzen des Ganzen, in dem ſie zum Vorſchein kamen, hatten, und haben, aber an und für ſich nicht als Muſter der Nachbildung genommen werden können. Dennoch wird Jedermann gern geſtehen, daß ſolches Uebermaß, wie es ſich in Immermann verkündet, mehr Anregung zur Poeſie enthalte, als jenes Hinſchmelzen in falſchen Idealitäten, wovon wir hier Proben gegeben haben.

Die Prinzen von Syrakus ſind ein Luſtſpiel, welches in modernem Stoffe Ariſtophaniſch iſt, und bey trefflicher Laune, beißender Satyre, einen durch das Ganze hindurchgehenden Zug der Ironie verräth; Eigenſchaften, welche ohne Zweifel dem Verfaſſer einen hohen Sieg errungen hätten, wäre er ſchon im vollen Beſitze ſeiner Kräfte, und überdieß Herr ſeiner ſelbſt. Fernando, Carlo, Arminio, drey Prinzen von Syrakus, aus den Zeiten des Minnegeſangs und der Kreuzzüge, Brüder, und jeder in eigener Art dem Luſtſpiele angehörend, treffen in den Umgebungen eines Schloſſes des Fürſten Manfred, ohne ſich zu kennen, zuſammen. Ein grauſames Schickſal, welches insbeſondere Brüder in manchen unſrer Trauerſpiele zu verfolgen pflegt, hatte über ſie folgendes düſtre Loos verhängt: Immer im Streite ſchon in zarteſter Kindheit, waren ſie ein Gegenſtand banger Beſorgniſſe ihres Vaters geworden, der befürchtete, es möchten ſich in ihnen die Gräuel ſeiner eigenen Jugend erneuen; denn er hatte ſeinen Bruder in wildem Haſſe ermordet. Er entſchließt ſich daher bey gegebner friſcher Veranlaſſung kurz, Fernando nach ſich auf den Stuhl ſeiner Macht folgen zu laſſen, und bey ſich zu erziehen. Die beyden andern werden gräulich durch-

gegeißelt, und mit dem Bedeuten in die Welt gejagt, daß, wenn sie je sich erkühnen sollten, nach Hause zurück zu kehren, der unvermeidliche Tod die Strafe ihrer Kühnheit seyn würde. So glaubt er dem Brudermorde hinlänglich vorgebeugt zu haben. Als er aber selbst dem Tode seine Schuld bezahlt, und dies Leben verlassen hatte, erwägt Fernando die Unbilligkeit des den Brüdern heimgefallenen Schicksals, entschließt sich, sie aufzusuchen, und befindet sich bey Anfange des Stücks, incognito, weil er so seinen Zweck besser zu erreichen hofft, indem er unter dem Namen eines Doktors Speranzio nur für einen reisenden Gelehrten gelten will, von seinem treuen Diener Fedrigo begleitet, im Schlosse Manfreds. Vor diesem Schlosse bey Sonnenaufgang in Studien vertieft, von welchen ihn der Gesang Angelikas, der Tochter Manfreds, weglockt, zeigt er sich sogleich in den komischen und edlen Ingredienzen seines Charakters so anziehend, daß man ein weit feiner angelegtes Stück, und ein Lustspiel im schönsten Sinne des Wortes vor sich zu haben glaubt, und später mit einigem Unwillen sich gezwungen sieht, mit geringerer Gabe vorlieb zu nehmen. Von dieser ersten Scene wollen wir einige Proben geben, um den bessern Geist des Verfassers mit einem Male zu charakterisiren. Nachdem Fernando rasch nach einander den Cicero, den Hippokrates und den Donat von seinem Diener verlangt, der die Folianten unter ironischen Bemerkungen herbeyschleppt, und Fernando sich zu den Büchern gesetzt hat, überrascht ihn die Schönheit des anbrechenden Morgens:

Der Morgen tanzt, wie ein verliebter Jüngling,
Mit rothen Fackeln seiner hohen Braut,
Der königlichen Sonne vor. Da ist sie!
Nun hängt die Fürstin ihren Dienern allen,
Den Gräsern, Halmen, Blumen, Bergen, Felsen
Goldnes Geschmeide um, sie zu begnad'gen.
Licht, wie die Welt, wird auch des Menschen Geist,
Und alle Nebel, böser Nächte Plage,
Ziehn in den Abgrund. Dir o Wissenschaft
Weih' ich des freyen Geistes Morgenkraft.

Dieses morgendliche Entzücken und die darauf folgenden Studien kränken aber den Diener Fedrigo, der in treuer Seele überlegt, um wie viel besser es wäre, des freyen Geistes Morgen- und Abendkraft dem Aufsuchen der armen Brüder zu weihen,

Die jetzt vielleicht — o das bringt mich zum Weinen,
Erheben sich vom Lager auf den Steinen,
Den Frühtrunk halten an der Waldesquelle,
Und Mittags speisen auf der fremden Schwelle!

Indeß erhebt Angelika, ungesehen, ein schönes Lied von der Rose, im Style unserer Minnelieder, welches sich allmälich so

ſehr des Herzens Fernandos bemeiſtert, daß er, ſeinem beobachtenden Diener ein fortwährendes Spiel gutmüthiger Ironie, endlich, in Uebereinſtimmung mit dem Liede, in dem Ausrufe ſein Gefühl erleichtert:

O Glücklicher, der andre Blumen flieht,
Weil er in ſeiner Roſe Alle ſieht!
Der von der Andern Reizen ungetroffen,
Aus ihr ſein Fürchten zieht, aus ihr ſein Hoffen.
Laß Schmetterlinge herzlos gaukelnd dahlen,
Die Treue freut ſich ihrer tiefen Qualen,
Weil Alles, was man ſonſten ſieht,
In dieſer Roſe blüht.

Dieſe ſchön eingeleitete Liebe verliert ſich dennoch bald darauf, nachdem zwiſchen Fernando und Angelika ein ſinniges Geſpräch ſich entwickelt hatte, in eine abgedroſchene Lektion, über Amare, lieben; indem der Liebende der Geliebten mit dem Latein zugleich das Lieben lehren will; und wie dieſe Lektion an die Afanaſia und Benjowsky erinnert, folgt ihr auch die Puſeldufel aus der Ehrenpforte Kotzebue's unwillkürlich in der Erinnerung nach, und kränkt die Phantaſie des Leſers. Das Geſchäft der Entdeckung der Brüder aber geht einen eignen Gang in dieſem Luſtſpiele, der wenigſtens hoch komiſch entworfen, wenn auch nicht durchgehends glücklich ausgeführt iſt. Nachdem ſich zuerſt Fernando dem auf die Jagd gehenden Fürſten Manfred, bey dem er als Gaſt iſt, dieſer Angelegenheit wegen entdeckt hatte, erhält er zwey Briefe, in welchem ihm berichtet wird, daß ſeinen Brüdern vergeblich nachgeforſcht worden. Der Podeſta von Mailand, dem Carlo anvertraut worden war, hatte ihn ſterbend einem treuen Diener anbefohlen, der ſich mit ihm, wie es hieß, nach Deutſchland und in die ſcandinaviſchen Wildniſſe geflüchtet hatte. Von Arminio aber berichtet der andere Brief: er ſey an der Seite König Guido's in der Schlacht von Tiberias in Paläſtina gefallen. Es ſey zwar eine unverbürgte Sage vorhanden, daß er ſpäter im Kloſter am Karmel geſehen worden ſey; doch die deßhalb befragten Väter des Kloſters erinnerten ſich wohl eines Poſſenreißers, den ſie einige Jahre zu ihren Dienſten verwendet, dann weggejagt hatten, deſſen Namen ihnen aber unbekannt geweſen, und an dem überhaupt nichts Fürſtliches erkannt worden.

Der beſtürzte Fernando gelangt aber bald darauf zum Beginn der ſo ſehnlich gewünſchten Entdeckung, ohne es zwar zu ahnen; die Erkennung bleibt dem Ende des Stücks vorbehalten. Denn indem er ganz trunken von dem Glücke, das ihm aus der Konjugation des Amo aufgeblüht, nur das eine beklagt, daß er nicht Dichter iſt, und ſeinen Gefühlen nicht Sprache zu geben

versteht, gewahrt er Carlo, der aus Deutschland zurückkehrend, sein Glück bey Manfred versuchen will, und Fernando für diesen Fürsten hält. Es ergibt sich bald, daß Carlo der Dichter jenes Liedes ist, das aus Angelikas Munde Fernando begeistert hatte, und er entschließt sich, ihn bey sich zu behalten. Kaum daß sie mit einander eins geworden, kommt Arminio mit einem Knaben, der ihm den Ranzen trägt, und den er in komischer Zusprache zu bereden sucht, sich ohne Tragelohn zu entfernen. Es entspinnt sich in drolligem Hin- und Wiederreden die Bekanntschaft mit Fernando. Die mit Carlo hatte er schon früher gemacht, weil dieser, als er, die Augen gen Himmel gerichtet, durch das Feld ging, den in seinem Wege befindlichen Arminio überrannte, welcher dadurch veranlaßt, plötzlich aus dem Korn sich zu erheben, von dem im Jagen herbeyeilenden Manfred für einen Trappen gehalten, im raschen Schuß durch einen Pfeil verwundet, und dann aufs Schloß gesendet worden war. Diese Scene der Zusammenkunft mit Fernando und Carlo, welche hier in der Anzeige nicht in ihrer komischen Kraft entwickelt werden kann, ist im Werke selbst durch die reiche Laune des Dichters von sehr erfreulicher Wirkung, wenn gleich etwas überladen. Der Knoten des Stücks fängt jetzt an sich zu verflechten, und allmälig wieder aufzulösen, indem Arminio, nicht glaubend, in Fernando einen Mann von Ansehen vor sich zu haben, da er sich so schnell zur Freundschaft herbeyließ, den Herrn im Hause spielt, den Diener beleidigt, Carlo, dessen Schwärmerey ihm ein Gegenstand des Gelächters wird, verleitet, daß er in Liedern um die Liebe Angelikas wirbt, und dadurch Fernando gegen sie beyde aufbringt, endlich durch die Albernheit des Dieners plötzlich entdeckt, daß Fernando sein Bruder sey, und von Ahnung geleitet, auch Carlo erkennt, da er bey ihm das Porträt der Mutter findet. Es folgt nun eine lächerliche Scene mit dem Diener, bey dem er sich als Zauberer geltend macht, und ihn zu allerley Tollheit verleitet, bis die Verwirrung auf den höchsten Grad gebracht, sich in sich selbst auflöset, die Erkennungsscene und auch die Vereinigung des liebenden Paares erfolgt, und nachdem mit Amare wieder Spiel getrieben worden, das Stück sich mit folgender Standrede Fernando's endigt:

Laßt die Trompeten auf gen Himmel schmettern,
Daß unsre Lust sie tragen zu den Göttern!
Lichtweiße Zelter führt hervor, und streut
Bis an den Strand der Blumen Herrlichkeit;
Kein Platz sey unverziert am Schiff geblieben,
An alle Flaggen schreibt: Amant, sie lieben!

Doktor Speranzio fuhr mürriſch aus,
Fürſt Ferdinand kehrt überfroh nach Haus!
Denn mit ſich führt er Minne, Laune, Lieder:
Komm meine Braut! Kommt Vater! Kommt ihr Brüder!

Es iſt leicht zu fühlen, wie dieſes luſtige Stück zugleich Parodie eines verfehlten tragiſchen Syſtems, und durch die Kraft der Darſtellung auch ſelbſtſtändiges Werk iſt. Es hat des Guten ſo viel, daß man dem Verfaſſer Uebertreibungen, wodurch er beſonders dem Charakter des Carlo geſchadet, den er gleichwohl geltend machen will, und auch Ungezogenheiten, in denen ſich Arminio gefällt, gerne vergeben kann. Das Stück mahnt durch die Keckheit der Erfindung an Holberg, ohne daß dem Verfaſſer ein Plagiat zu Schuld käme. Dasjenige aber, was wir an dem Stücke zu tadeln finden, iſt dieß: daß der Ernſt, der hinter dieſem Scherze vom Dichter immer angedeutet worden, nicht gründlicher zum Vorſchein kömmt, und ſo das Ganze mehr den Anſchein eines loſen Spiels, als einer männlichen Auffaſſung der Kehrſeite dieſes Ernſtes erhält, welchen der Dichter dennoch beabſichtigte. Der Prolog zu dieſem Werke einer muthwilligen Laune, erzählt vom Verfaſſer, der ſich einer langweiligen Verſammlung, hier die Freunde ceremoniöſer Geſellſchaftlichkeit, in der er bald zu Grunde ginge, entwindet, um in der freyen Natur, durch Licht, Leben, heitre Sonnenluft, und den Anblick des Treibens der Menſchenwelt geſtärkt, wieder zu ſich zu kommen. Er ladet jeden ein, der nicht in gleicher Ohnmacht wie jene Verſammlung ſich befindet, zu ſchauen, ob ihr auch ſeine Sprünge behagen mögen. Den Epilog ſetzen wir wegen ſeiner treffenden Bezeichnung der Stadien, welche Dichter zu durchwandeln pflegen, ganz her, und glauben, der Leſer werde es uns Dank wiſſen.

Ein Rebenſtock, dem Saft des Lenzen
Die gottgewkihten Glieder ſchwellt,
Kann ſeine Wonne nicht begränzen,
Sie ſucht ſich Raum und freyes Feld.

Da quillt die Thräne erſt gelinde,
Die Botin aus dem tiefen Schacht —
Dann keimt das luſt'ge Blattgewinde,
Die Rankenſchaar, die Blüthenmacht.

So ſtrömen aufgewühlte Herzen
Erſt heil'ge Zährenquellen aus,
Dann brichts hervor von Schwänken, Scherzen,
Ein üpp'ger Blatt- und Blumenſtrauß.

Der Herr, ſich ſelber kund zu machen,
Schafft weiß und ſchwarz und kalt und heiß;
Er zeitigt Weinen, zeitigt Lachen
Auf einem Bett vom ſelben Reis.

Ein gewiß sehr gelungenes Gedicht. Möge der Verfasser einst noch Ursache finden, mit Beziehung auf sich selbst eine Strophe einzuschalten, daß endlich die Rede mit einer Frucht schließe, durch die begeisternde Fülle ihres Inhalts erfreuend, und das Leben kräftigend. Was die Thräne betrifft, mit welcher, wie das Lied bemerkt, Rede und Dichter beginnt, so müssen wir gestehen, etwas, früher als dieses Lustspiel vom Verfasser in Druck gegebenes, nicht gesehen zu haben. Wir glauben aber alle Ursache zur Vermuthung zu haben, daß die später erschienenen Trauerspiele früher gedichtet worden, da sie noch weniger Reife der Kunst als dieß Lustspiel verrathen, obgleich sich an ihnen überall Dichtergeist bewährt.

Das Thal von Roncevaal, das erste dieser Trauerspiele, welches den Fall Rolands durch die Verrätherey Ganelons schildert, zeigt ein sehr lobenswerthes Streben, einem so gefeyerten Stoffe Genüge zu leisten. Von den falschen Sentimentalitäten junger Dichter zeigt sich der Verfasser beynahe frey, und hat die Handlung in einer Art geordnet, daß sie ganz so, wie sie ist, der höchsten tragischen Effekte fähig wäre. Sie ist aber nicht bis zu dieser Tiefe der Begründung in der Kraft der Charaktere, durch welche sie wirkt, vorgedrungen, um die Gemüther wahrhaft zu berühren. Der Gang der Handlung, welcher mit vieler Umsicht in historischer Weise geleitet ist, hat, nicht der Anlage sondern der Ausführung nach, manches Zufällige, und die Charakteristik, welche zwar durchaus echt ist, entbehrt, wie bemerkt worden, der nöthigen Kraft. Gleichwohl liest sich das Werk angenehm, und läßt einen guten Eindruck zurück, so daß es wohl gethan wäre, einen Versuch damit auf der Bühne zu machen, da die Persönlichkeit der Darstellung dort vieles ersetzt, was Dichter versäumen.

Mit mehr Kraft, ja zu Zeiten mit Erhabenheit und großer Lebendigkeit der Darstellung ist das Trauerspiel Edwin ausgestattet, welches der Dichter Göthen zueignet, ohne daß es diese Ehre wirklich verdiente; denn eine Fülle von Mißverständnissen entstellt dieses in seiner Anlage wohl berechnete Werk, und macht es unmöglich, daß es je mit Liebe von einem gesunden Gefühle gehegt werden könnte. Was in diesem Trauerspiele mit wahrem Dichtersinne dargestellt ist, sind glücklicherweise die edlen Personen; die Bösartigkeit ist aber dem Verfasser so sehr mißlungen, daß sie durchaus gar keinen Eindruck hervorbringt. Die komischen Scenen sind meistens außer ihrem Platze, und Junker Dunst, welcher den Mittelpunkt der komischen Kraft des Stücks bilden soll, läßt einen solchen Eindruck von Ekel und Langerweile zurück, daß man nicht begreift, wie der Verfasser des Thals

von Ronceval oder der Prinzen von Syrakus nur zu ſolcher Schöpfung gekommen iſt. Dieß ſind alles Behauptungen ohne Beweiſe; wir müſſen aber den Leſer bitten, die Ausſage auf Treue und Glauben hin zu nehmen. Den Inhalt des Werks liefert die Tyranney Adalfrieds, Königs von Northumberland, der den rechtmäßigen Thronfolger von Deiri, Edwin, der ihm als Knabe anbefohlen war, ermordet zu haben wähnt, aber durch die treue Geſinnung Offa's, dem er die Ermordung auftrug, daran verhindert ward. Dieſer hatte ſich vielmehr mit Edwin in die Tiefe eines Walds geflüchtet, wo er ihn unerkannt aufzog, als er erwuchs, ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, und des Augenblicks harrte, wo er ihm und dem Reiche ſeinen Namen und wahre Abkunft entdecken könnte. Die Art, wie Edwin, der in Offa's Hütte den Namen Waldmann führt, wieder zum Throne gelangt, iſt der eigentliche Inhalt des Trauerſpiels, welches, in allem, was dieſen Waldmann betrifft, mit Dichterſinn, dramatiſcher Kraft und Einſicht in die geheimen Tiefen des Herzens gearbeitet, um ſo mehr der Klage Raum läßt, daß dem Verfaſſer Unwerth und Thorheit eben ſo lieb als Werth und Würde geweſen, und er, zwiſchen beyden in der Darſtellung unentſchieden, etwas zu hart im Falle den Boden berührt hat.

Das letzte des in drey Trauerſpielen beſchloſſenen Bandes iſt Petrarka, der Inhalt desſelben die Darſtellung ſeiner Liebe zu Laura. Auch hier muß man in Anordnung und Behandlung des Stoffs einen Dichter erkennen, obgleich man wieder den Beyſatz, daß dieß Trauerſpiel ein mißglücktes Werk ſey, nicht unterlaſſen darf. Um einen Gegenſatz zwiſchen gewöhnlicher und höherer Liebe aufzuſtellen, vielleicht, in einer unglücklichen Nachahmung Romeo's, um die Wandelbarkeit menſchlicher Gefühle zu zeigen, läßt der Dichter Petrarka den Morgen ſelbſt, eh er Laura kennen lernt, Liebe zu einem jungen Mädchen faſſen, die er für den Abend in eine Laube beſtellt, um ihr dort, weil er indeß Lauren lieben lernte, in wahrhaft gemeiner Niederträchtigkeit Verachtung und Hohn für Liebe zu geben. Während ſich das Mädchen in Verzweiflung erwürgt, will er die Kammer Laurens erſteigen, durch den Degen ihres Gatten daran gehindert, aber durch ſeine Vorwürfe nicht gebeſſert. Er geht, von Laura ermahnt, von dem Freunde zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt aufgerüttelt, durch den Anblick des erwürgten Mädchens endlich zu Reue und Beſchämung gebracht, als ein gemeiner Sünder von der Bühne; eine Erſcheinung, die kein Gegenſtück zu Taſſo bildet, aber das ſchönſte hätte werden können, wenn der Verfaſſer das Daſeyn als ein Heiligthum, das ſich mannigfaltig zwar, doch

immer verehrenswerth gestaltet, und in seinen edelsten Aeußerungen, wie Petrarka eine derselben gewesen, geschont, und nicht der Willkür unterworfen seyn will, ehren gelernt hätte.

Hiermit beschließt Recensent diese Anzeige, bey welcher er außer der unparteyischen Entwicklung der angezeigten Werke hauptsächlich die Darstellung des wahren Charakters des historischen Schauspiels bezweckte, über welchen eine gründliche Entwicklung Shakespears, wie wir sie von Tieck erwarten, erst die wahre Aufklärung geben wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die deutsche dramatische Kunst seit ihrer edleren Ausbildung dahin gestrebt habe, und es schien daher nothwendig, dieß einmal durchgreifend zur Sprache zu bringen. A. W. Schlegel wies bereits in seinen Vorlesungen über dramatische Literatur auf die Bearbeitung historischer Gegenstände hin; über Nationalität der Kunst bestehen bey uns bereits verschiedene zu beherzigende Entwicklungen, worunter die von Docen in diesen Jahrbüchern einen ausgezeichneten Platz behauptet; unser deutsches Lied, wie es bey uns seit Göthe besteht, und durch Uhland in neuester Zeit abermal bereichert worden, liefert den sprechenden Beweis, wie auf vaterländisches Leben Kunst sich begründen könne. Recensent fügt vielen rühmlichen Arbeiten der Zeitgenossen, die den eigenthümlichen Geist deutscher Dichtung gerne im vollen Lichte sähen, hier die seine bey, in der Hoffnung Gutes zu wirken.

Demjenigen, welcher vielleicht glauben möchte, der entschiedene Ton, mit welchem meistens in dieser Beurtheilung und oft selbst über Werke vom größten Gehalte gesprochen worden, stimme mit den im Anfange geäußerten mäßigen oder bescheidenen Gesinnungen nicht überein, glaubt Recensent, indem er hier von seiner Arbeit scheidet, in Erwägung geben zu müssen, daß jedes Urtheil, als solches, sich mit Bestimmtheit, unumwunden, und auch ohne Rücksicht auf Person oder Ansehen auszusprechen habe, auch wenn es, wie hier der Fall ist, eben nur für eine einzelne Meinung sich geben will. Vieles wurde übrigens hier nicht berührt, welches vielleicht Recensent bey anderer günstiger Gelegenheit zur Sprache wird bringen können. So wird es vor Allen nöthig seyn zu zeigen, wie eine auf vaterländische Geschichte und Nationalität begründete dramatische Kunst, ihrer Natur nach, fremden Stoff keineweges im Verfolg ihrer Entwicklung von der Bearbeitung ausschließen, sondern ihn vielmehr suchen werde. Auch dieß wird nöthig zu erörtern seyn, wie ein solches Schauspiel Grundlage eines sich über die Verhältnisse der Häuslichkeit auch der neuesten Zeit verbreitenden Lustspiels werden könne. Wenn überhaupt in dieser Abhandlung vielleicht einiges noch dunkel ge-

blieben, oder nicht umfassend genug begründet scheinen möchte, möge dieß der Leser mit der Schwierigkeit des Gegenstandes gütig entschuldigen, da hier keine Arbeit gescheut worden, und auch überall guter Wille zur Hand war. Immer handelt es sich in Dingen von Bedeutung darum, daß man mit hinreichendem Muthe zur Arbeit Hand anlege, um, sollte man den Zweck auch nicht ganz erreichen, doch andern vorgearbeitet zu haben, die dann geebnetere Wege finden.

M. v. Collin.

Art. VII. Istorija gosudarstva rossijskago, d. i. Geschichte des russischen Staates Zweyte verbesserte Ausgabe. Petersburg, 1818, 1819. VIII Bände in gr. 8.

Die mit Würde geschriebene Zueignung an Kaiser Alexander, die der russische Historiograph, Niklas Karamsin, am 8. Dec. 1815 bey der ersten Ausgabe unterzeichnet hatte, ist auch bey dieser zweyten dem Werke vorgesetzt worden. Diese in jeder Rücksicht vortreffliche Arbeit, die aller Vorgänger Versuche weit hinter sich zurückläßt, ist die Frucht von zwölfjähriger Anstrengung. In der Vorrede wird Schlözers bekannte Eintheilung der russischen Geschichte (Russia nascens, divisa, oppressa, victrix) mit gutem Grunde zurückgewiesen, und eine bessere in Vorschlag gebracht. Ein besonderer Aufsatz macht uns mit den Quellen der russischen Geschichte bis zum siebzehnten Jahrhunderte bekannt, worunter die Nr. I. genannten Chroniken die reichhaltigsten sind. Den Anfang macht Nestor, der etwa mit dem Jahre 1110 endigte; an ihn schließen sich nun andere Fortsetzer an. Die ältesten zwey auf Pergament geschriebenen Handschriften sind aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte, wovon eine leider beym Einfall der Franzosen verbrannte. Desto schätzbarer sind nun die häufigen Auszüge aus derselben, so wie aus andern, die in den, jedem Bande beygefügten, zahlreichen Noten reichlich mitgetheilt werden. Der erste Band ist mit 539 Noten ausgestattet. Bey dem fleißigen Vergleichen der ältern Chroniken konnten dem Historiographen die spätern Zusätze in der Nikonischen Chronik nicht entgehen. Auch anderer Chroniken Widersprüche mußten von ihm oft gehoben werden. In den genealogischen Büchern (N. VII.) stieß er nicht selten auf Unrichtigkeiten, die er verbesserte. Selbst die Legenden (Nr. IV.) durfte er nicht verschmähen, weil sie manches wichtige Datum liefern, das anderwärts nicht zu finden war. Doch sind wohl einige Märchen daraus nur wiederholt worden, um des damaligen Zeitalters Leichtgläubigkeit darzu-

stellen. Die wichtigsten Quellen sind die Urkunden (gramoty Nr. XI.), wovon sich keine ältere erhielt, als eine um das Jahr 1125 geschriebene, und die Archivschriften (Nr. XIV). Das russische Reichsarchiv stand dem Hrn. Verfasser als Reichshistoriographen offen, und aus dem Königsberger Archiv erhielt er Abschriften. Auch ist seinem Fleiße in Aufsuchung ausländischer Quellen, in zweckmäßiger Benützung späterer Bearbeitungen fast nichts entgangen, den griechischen, von Leo Allatius aus einem Vatikanischen Codex citirten, und seitdem von Ambr. Pampereus 1802 in Wien edirten Biographen des bulgarischen Erzbischofs Klemens ausgenommen. Seinem geübten kritischen Blicke hat man eine Menge Berichtigungen früherer Schriftsteller zu danken. Müllers, Bayers, Schlözers und anderer, besonders polnischer Historiker Fehltritte werden nicht selten gerügt; am häufigsten aber wird der Verfasser der Nikonischen Chronik und Tatischtschew, beyde willkürlicher Zusätze wegen, zurecht gewiesen. Doch schwankt bisweilen sein kritisches Urtheil in Fällen, wo der russische Nationalruhm etwas einbüßen möchte. Zur leichtern Uebersicht der in der alten Geschichte vorkommenden Städte und anderer Orte dient die Landkarte Rußlands und der angränzenden Länder aus dem neunten Jahrhundert, die nach den im Werke selbst bestimmten geographischen Angaben entworfen ist. Sollte sich nicht noch manche Lücke darauf ausfüllen lassen? Den Werth der genealogischen Tabellen der russischen Fürsten, wovon die neunte bis ins siebenzehnte Jahrhundert reicht, kann niemand verkennen. Erfreulich ist es für alle Slawen, den Originaltext der alten Chroniken in den Noten zu jedem Bande lesen zu können, mögen auch die Uebersetzer dieser Geschichte ihre Noth damit haben, und nicht wenige davon für ihren Zweck entbehrlich finden. Die Zeugnisse der Ausländer sind gewöhnlich in ihrer Sprache angeführt; Stellen aber aus den Byzantinern nur in lateinischer Uebersetzung. Den gegebenen Erklärungen veralteter slawonischer Wörter wird bis auf wenige Ausnahmen selbst der Kenner seinen Beyfall nicht versagen, wenn er gleich z. B. szczliag, das für ein altslawonisches Wort Note 526 ausgegeben wird, bloß für eine Verkürzung von Schilling, folglich für fremd halten muß; und volos (vlas) nicht mit dem lateinischen pilus, sondern lieber mit dem deutschen Flachs vergleichen wird. — Gehen wir nun zur Anzeige des Inhalts der einzelnen Bände über, deren nicht mehr als acht vor uns liegen.

Des ersten Bandes erstes Kapitel handelt von den Völkern, die ehemals Rußland bewohnten, und von den Slawen überhaupt. Ganz kurz berührt der Historiograph die Argonauten, Tauren, Kimmerier, Hyperboreer, die griechischen Kolonien O-

bia, Pantikapäa, Fanagoria, Tanais, Cherson. Rec. will hier auf eine Stelle des Jordanis, die noch einen russischen Kommentator erwartet, aufmerksam machen. Er sagt im fünften Kapitel von Scythien: in eo vero loci latere, quo Ponticum littus attingit, oppidis haud obscuris involvitur, *Boristhenide*, *Olbia*, *Callipode*, *Chersone*, *Theodosia*, *Pareone*, *Mirmycione et Trapezunte*, quas indomitae Scytharum nationes Graecos permisere condere, sibimet commercia praestaturos. — Die Scythen werden nun nach Herodot beschrieben, dann Sarmaten, Jazygen, Alanen, Gothen und endlich Veneden genannt. Jordanis Veneden im sechsten Jahrhundert sind unstreitig Slawen, aber die Veneden des Plinius und Tacitus möchten doch eher zu den Germanen gehören, und Rec. weiß es sich gar nicht zu erklären, wie die Serbi des Plinius und Ptolemäus, die doch schon Dubravius und Andere nach ihm für Slawen hielten, in der russischen Geschichte gänzlich konnten übergangen werden. Dieß ist ja der älteste Name der Slawen. Noch im zehnten Jahrhundert saßen Σέρβιοι nach Kaiser Konstantin in Rußland neben den Chrowaten. Bey den Lausitzer Wenden und den südlichen Serbiern hat sich der alte Name bis zur Stunde erhalten, ein Beweis, daß er, ehe noch der Name Slowenen aufkam, allen Slawen gemein war. Die Hunnen mögen sich wohl einige slawische Stämme, namentlich diejenigen, über die der gothische König Hermanrich herrschte, unterworfen haben; die meisten aber scheinen sich ihrer Herrschaft, so wie später der awarischen Macht, durch ihre weitere Entfernung entzogen zu haben. Mühsam und zum Theil auch glücklich wird (Note 44) das alte geographische Fragment bey Buat erklärt, das selbst nach Hrn. Karamsins Urtheil nicht aus dem sechsten Jahrhunderte seyn kann. Seit 527 verheeren die Slawen das griechische Reich. Samo soll (S. 27) von den Böhmen zum König gewählt worden seyn. Samo gehört eigentlich den Karantanern zu, und ist nun von einigen Neueren mit offenbarem Zwange nach Böhmen (und Mähren) versetzt worden. — Kap. II. Von Slawen und andern Völkern, die den Staat Rußlands ausmachten. Nach Nestors Berichte (bloßer Vermuthung) kamen die Slawen, aus den Gegenden an der Donau von den Walachen vertrieben, nach Rußland und Polen. Nestor konnte wohl, da nach ihm der Apostel Andreas schon Slawen in Rußland vorfand, unter Walachen kein anderes Volk verstehen, als die Gallier, die vor Christi Geburt in die illyrischen Provinzen einfielen. Nestor nahm an, bloß nur darum, weil zu seiner Zeit slawische Völker das Norikum und

Illyrikum bewohnten, daß auch schon die alten Illyrier und Noriker zum slawischen Völkerstamme gehörten. Allein hierin ist Nestors Aussage gar nicht zu beachten, und selbst der Historiograph glaubt, daß die Veneden, die schon vor Christi Geburt an den Küsten des baltischen Meeres saßen, auch im Innern von Rußland wohnen mochten, daß vielleicht Herodots Androphagen, Melanchläuen, Neuren, selbst die Geten in Dacien, Vorfahren der Slawen waren. Wozu will man die Slawen unter diesen oder noch andern Völkernamen der ältern Welt suchen? Man vermenge die alten Veneden nicht mit den neuern Wenden des Jordanis, und halte sich bloß an die Serben, bis endlich im sechsten Jahrhunderte der Name Slowan, Slowenen, die allgemeine Benennung der ganzen Völkerschaft wird. Neben den Slowenen kommen beym Konstantin sowohl als beym Nestor schon mehrere Specialnamen vor und bey beyden finden sich Chorwaten in Rußland, aber Serbier nur bey Konstantin, wofür Nestor die ihm bekannten Sewerier aufführt. — Kiews Erbauung durch drey Brüder und ihre Schwester wird mit Nestors Worten erzählt, allein für die Wahrheit der alten Sage will Hr. Karamsin nicht Bürge seyn. Dobrowsky's Erläuterung der warägischen Benennung Sambatas (Sammlung der Böte) aus dem Schwedischen wird zwar gebilligt, doch zugleich an das russische sama mat' erinnert. Allein der slawische Name der Stadt ist Kiew, der warägische aber Sambatas, der keine Deutung aus dem Slawischen zuläßt. Konstantins βιτεζεβη deutet der Historiograph, Viticzev darunter verstehend, viel richtiger als Bayer bey seiner noch mangelhaften Kenntniß der Geographie von Rußland, der es auf Witepsk bezog. So wird auch Müller, der Nowgorod unter Jordanis civitas nova finden wollte, dadurch widerlegt, daß diese nicht im Norden, sondern nach der Lage, die sich aus dem ganzen Zusammenhange ergibt, an der Donau zu suchen sey. Rec. kann noch hinzusetzen, daß im echten Texte des Jordanis gar keine civitas nova vorkommt, indem für a civitate nova et Sclavinorumunense nach allen verglichenen Handschriften mit Weglassung der eingeschobenen Randglosse Sclavinorum gelesen werden muß: a civitate Novietunense. Der chasarischen Stadt Sarkel Lage wird sehr genau bestimmt. Von den Ruinen einer Stadt Serklia spricht der Metropolit Pimen in seiner Reise und da stand Sarkel. — Die Waräger sind Skandinavier (Normänner). Unter den Namen Russen werden sie 839 zu Konstantinopel und in Deutschland bekannt. Dieser Name ging in der Folge auch auf die Slowenen in Rußland über. Die Sitten der Slawen werden

aus Prokop und Mauriz im dritten Kap. schön beschrieben. Daß die Böhmen lange vor Karl dem Großen Bergbau getrieben, mag Thunmann, dem es nacherzählt wird, verantworten. Demselben ist auch die weit hergeholte Erklärung von konczina (so hießen die Tempel der Wenden) abgeborgt. Ein Slawe sollte hier nicht an das polnische gonta, Schindel, sondern vielmehr an konec denken und davon konczina ableiten. Man theilte die Städte in Quartiere (Viertel) ab, und diese hießen bey den Slawen konci. In jedem Viertel stand eine konczina, worin sich die Bürger eines Viertels versammelten. Unter den slawischen Benennungen der Monate sind einige z. B. Prosinec von sinij blau, nicht ganz richtig im Texte erklärt, wiewohl Note 159 auch bessere Erklärungen gegeben werden. Prosinec ist gewiß von prositi bitten, weil die Knaben um die Neujahrsgeschenke bittend herumziehen. An proso, Hirse, ist hier gar nicht zu denken. Der Rjujen ist der Brunftmonat, von rjuju. Dieß bestätigen auch die böhmischen Monate zarzig (ehedem zarzuy) und rzigen, der Anfang der Brunft und die volle Brunft. Die neue Erklärung durch das serbische ruj, Färbeholz, Rhus cotinus, so passend sie scheint, ist doch nicht richtiger, weil das Wort ruj in andern Dialekten gar nicht vorkommt und aus Rhus entstanden ist. Den Izok kannten auch die alten Böhmen. Bey ihnen war es der May. — Der kroatische Ban sollte doch von dem polnischen und böhmischen pan, Herr, unterschieden werden. Ein sonderbarer Mißgriff ist es, wenn koleda (koljada) zu einer slawischen Gottheit gemacht wird. Koleda ist nichts anders, als das lateinische colenda des Mittelalters, ein Geschenk, das man zum neuen Jahre verehrt, davon nun koledovati, solche Geschenke sammeln, darum bitten. Ueberhaupt bedarf die slawische Mythologie noch vielfältiger Sichtung und kritischer Prüfung. So sind Porevit und Porenut gewiß nicht zwey Gottheiten, sondern Porenut nur ein Schreibfehler. Svatovid ist wohl leichter zu erklären, aber nicht richtig geschrieben. Es soll Svatovit heißen, d. i. der heilige Sieger. — Einige slawische Wörter werden Note 245 mit indischen, weit mehrere Note 246 mit lateinischen, deutschen und griechischen verglichen, um über das Verhältniß und Aehnlichkeit der slawischen Sprache mit andern urtheilen zu können. Bey usta sollte doch nebst στόμα auch das lateinische os stehen. Bey den nebst dies lieber das indische din als das griechische δὴν δηναιὸς. Korob, corbis, Korb, stehen wohl gut neben einander, allein der Korb ist aus corbis, und das russische korob aus Korb entstanden. So ist auch das russische penja kein ursprünglich slawisches, sondern ein fremdes Wort aus poena, so wie

glyba aus gleba. Mit slabyj (slab) kann wohl das deutsche schlaff verglichen werden, aber mit slabieju nicht wiederum das lateinische labo. — Vor 863 hatten die Slawen noch keine Schrift. Sie verdanken sie dem Philosophen Konstantin, sonst Cyrill genannt. Auch der Runen zu Rhetra wird gedacht. Die glagolitische, nach der cyrillischen viel später erfundene Schrift wird fälschlich dem Hieronymus zugeschrieben. Dobners paradoxe Meinung von dem höhern Alter der glagolitischen Schrift, die er dem Cyrill und Method als Erfindern derselben zuschrieb, wird (Note 267) gründlich widerlegt. — Das vierte Kapitel ist überschrieben: Rurik, Sineus, Truwor 826—879. Das Summarium, das jedem Kapitel vorangeht, bestimmt den Inhalt noch genauer: Warägische Fürsten werden gerufen — Gründung der Monarchie — Askold und Dir. — Einfall der Russen in das griechische Reich. — Anfang des Christenthums in Kiew. — Ruriks Tod. Nach Nestors Darstellung ist Rurik kein Usurpator, soudern ein gerufener Herrscher. Nowgoroder Slawen, Kriwitschen, Wessen und Finnen vereinigen sich und berufen Rurik mit seinen Brüdern. Ob der Nowgoroder Aelteste Gostomysl dazu gerathen, ist zweifelhaft. Ja selbst die drey Brüder, die gerufen werden, scheinen zweifelhaft zu seyn. Note 283 wird Schlözer widerlegt, der den Einfall hatte, die Russen (Ρως der Byzantiner), die 866 gegen Konstantinopel einen Zug zu Wasser unternahmen, nicht für Kiewer Russen gelten zu lassen. — Kapitel 5. Oleg regiert 879—912. Askold und Dir werden erschlagen, Kiew genommen. Die Ungern ziehen bey Kiew vorbey. Dieß veranlaßt den Historiographen von den Ungern weitläufiger zu handeln und von den Rußniaken in Ungern zu sprechen. Diese, meint er, seyen nicht vor dem eilften und zwölften Jahrhunderte nach Ungern gekommen, und ihre Sprache sey vollkommen die russische. Allein die Rußniaken in Ungern sprechen wohl rußniakisch, aber nicht vollkommen russisch und viel anders, als die Note 302 angeführten russischen Verse des Hrn. Orlaj lauten. Gegen Olegs Zug mit zweytausend leichten Fahrzeugen nach Konstantinopel im Jahre 906, so wie gegen die Echtheit des 911 mit den Griechen geschlossenen Traktates hat schon Schlözer erhebliche Einwendungen gemacht, die durch die Erinnerung, daß doch verloren gegangene Byzantiner davon Nachricht gegeben haben mögen, noch gar nicht gehoben werden. Nicht nur einige erdichtete Umstände, wie Herr Karamsin gesteht, nahm Nestor aus Sagen, sondern die ganze Erzählung ist nicht mehr als ein patriotisch erdichtetes Märchen, zu dem noch die Friedensartikel erst nach Nestors Tode hinzugekommen sind.

Man wollte, da die Russen 866 den ersten, und Igor nach fünf und siebzig Jahren den zweyten Zug unternahm, auch den Oleg nicht leer ausgehen lassen. Wie wäre es sonst begreiflich, daß die Byzantiner davon nicht eine Sylbe melden. — Kap. 6. Igor 912—945. Igors Zug gegen die Griechen im Jahre 941 kann nicht bezweifelt werden, wenn gleich die griechischen und russischen Nachrichten davon in vielen Umständen nicht übereinstimmen. Igors zweyter Zug aus Rache ist wiederum nur eine Sage, und den Friedenstraktat in vierzehn Artikeln hält Rec. gleichfalls für eingeschoben. Im siebenten Kapitel tritt Swjatoslaw (der erste slawische Name eines Regenten) auf, 945—972. Olga, des erschlagenen Igors Wittwe, straft seine Mörder, die Drewier. Ihre listige und grausame Rache wird mit Nestors Worten erzählt. Sie läßt sich 955 (nach den Byzantinern 957) zu Konstantinopel taufen; ihren feyerlichen Empfang bey Hofe beschreibt Kaiser Konstantin selbst. Beym Nestor fehlt es nicht an fabelhaften Umständen. Nach ihm wollte der Kaiser die alte Matrone heirathen u. s. w. Unter Swjatoslaw's kriegerischen Unternehmungen zeichnet sich der Zug nach Bulgarien aus. Leo Diakonus, dessen kritische Ausgabe man großmüthigen Beyträgen des russischen Staatskanzlers Romanzow zu verdanken hat, beschreibt den bulgarischen Krieg ganz anders als Nestor, dessen Nachrichten aus Leo oft berichtigt werden mußten. Leo's Held ist der Kaiser Timisces, Nestor aber läßt die Russen überall siegen. Der Friedenstraktat, wie er bey Nestor steht, ist eben so verdächtig, wie die früheren; doch diesen scheint Nestor selbst koncipirt zu haben. Woher nahm er wohl den Stoff dazu? Swjatoslaw, den Hr. Karamsin den russischen Alexander nennt, wird bey seinem Rückzuge 972 an den Wasserfällen des Dniepers von den Petschenegen erschlagen. Er gab das erste Beyspiel von Theilungen des Reichs. Fruchtlos bemühet sich Olga um seine Bekehrung zum Christenthum. Daß sie durch Gesandte an Kaiser Otto I. auch einen lateinischen Bischof verlangt habe, will der Historiograph nicht begreifen. Er nimmt also an, daß der Bischof Adalbert, der die Russen bekehren sollte, nicht zu den Russen, sondern, wie schon vorhin Assemann glaubte, nach Rügen geschickt worden sey. Allein wenn man auch nur die von Schlözer angeführten Zeugnisse genauer vergleicht, so ist es fast handgreiflich, daß hier Russen und nicht Bewohner der Insel Rügen verstanden werden müssen. — Kap. 8. Jaropolk, Großfürst 972—980. Im Jahre 973 kommen russische Gesandte mit Geschenken an Kaiser Otto. Jaropolk zieht wider Oleg. Dieser kommt um. Wladimir verläßt aus

Furcht Nowgorod, bringt Waräger mit zurück; erschlägt den Rogwolod, weil dessen Tochter Rogneda, die an Jaropolk versprochen war, seine Hand ausschlägt, und läßt den Bruder Jaropolk tödten. — Kap. 9. Wladimir 980—1014. Er soll noch als Heide vier Weiber und achthundert Kebsweiber gehabt haben. Auf einem Hügel zu Kiew stellte er den Perun, den slawischen Jupiter, mit einem silbernen Kopfe auf. Diesem wurden auch Menschen geopfert. Die von Wladimir unternommene, sehr umständliche Prüfung der Religionen, glaubt der Historiograph durch ein griechisches Fragment bey Banduri, dessen Uebersetzung Note 447 eingerückt ist, bestätigen zu können. Allein dieß Fragment ist ganz neu; sein Inhalt aus russischen Chroniken gezogen, ziemlich verworren, und hätte nicht für eine alte Handschrift ausgegeben werden sollen. Der Brief, in der bulgarischen (altslawonischen) Sprache, den der Arzt Johann Smera aus Alexandrien, an Wladimir schreibt, worin die griechischen Kirchengebräuche getadelt werden, wird billig als unecht verworfen. Den Polen nimmt Wladimir Galizien, die Stadt Czerven und andere Städte weg; er soll auch schon die Bulgaren an der Kama, doch ohne sie zinspflichtig zu machen, im Jahre 985 bezwungen haben. Er erobert Cherson, begehrt die Prinzessin Anna, des Kaisers Schwester, zur Frau, und läßt sich 988 taufen, errichtet Schulen, bauet Städte. Die Erbauung von Perejaslawl ist Hrn. Karamsin aus dem Grunde zweifelhaft, weil diese Stadt schon im Olegischen Traktat genannt wird. Sollte man nicht vielmehr schließen, daß der Olegische Traktat, in welchem eine später erbaute Stadt als schon vorhanden genannt wird, ein untergeschobenes, in Nestors Chronik von jüngerer Hand eingeschobenes Machwerk sey? Der fabelhafte Krieg mit dem norwegischen Prinzen Erik aus Sturleson hätte wohl eine Stelle in einer Note, nicht aber im Texte selbst verdient. Wladimir theilt das Reich unter seine zwölf Söhne. Jaroslaw zu Nowgorod, nach Unabhängigkeit strebend, will keinen Tribut zahlen. Vater und Sohn rüsten sich zum Kriege. Wladimir stirbt zu Berestow 1015 ohne seinen Nachfolger zu bestimmen. — Das 10te Kapitel, worin der damalige Zustand Rußlands geschildert wird, gewährt eine leichte und schöne Uebersicht dieser früheren Epoche, die mit Wladimirs Tode schließt. Die Meinung des Historiographen, daß wo nicht die Slawen, doch die Waräger schon im neunten und zehnten Jahrhunderte geschriebene Gesetze gehabt hätten, kann Rec. nicht unterschreiben, weil sich keine Spur davon finden läßt. Gesetze, wie Gewohnheiten, lassen sich ohne schriftliche Abfassung lange

erhalten. Wladimirs Kirchensatzung (Note 506), die sonst in einer kormczaja (sonst Nomokanon) aus dem dreyzehnten Jahrhundert gelesen wird, erklärt Hr. Karamsin für untergeschoben. In der Kriegskunst waren die Waräger der Russen Lehrmeister. Mit Konstantins Worten werden die jährlichen Züge mit Kähnen (μονόξυλα) auf dem Dnieper beschrieben. Die ziemlich genaue Beschreibung der Kähne bey Gibbon ist aus Beauplan entlehnt, der nun freylich nur von Kähnen seiner Zeit sprechen konnte. Unter den Handlungsartikeln, die Rußland liefern konnte, werden Honig, Wachs und Rauchwerk genannt. Die Schiffahrt bis Syrien ist wohl zweifelhaft, da wahrscheinlich συανια, wie Gibbon vermuthet, für συρια zu lesen ist. Daß es kein Rind und keine Pferde in Rußland gegeben, wie Konstantin berichtet, soll geradezu eine Lüge seyn. Vielleicht gab es keine vorzüglich schönen Pferde. Nowgorod ist der Mittelpunkt der Handlung mit Skandinavien. Es gab noch andere namhafte Städte. Kiew hatte nach Ditmar mehr als vierhundert Kirchen und acht Marktplätze. Es scheint wohl, man müsse bey Ditmar quadraginta anstatt quadringenta lesen. So wäre das Verhältniß von vierzig Kirchen zu acht Marktplätzen natürlicher. Der sächsische Annalist, der dreyhundert Kirchen hat, scheint die Zahl vierzig auf jeden Marktplatz bezogen zu haben. — Thierläppchen, Schnautzen, lederne Streifen mit Sternchen und andern Zeichen vertraten lange das Metallgeld. Die Benennungen, kuny, grivna, deren verschiedener Werth bestimmt wird, sind gut erläutert. Die Runenschrift, wie es scheint, war in Rußland nie eingeführt. Die cyrillische Schrift ist den Russen, wo nicht eher, doch gewiß unter Wladimir durch die slawisch-bulgarische Uebersetzung der liturgischen und einiger biblischen Bücher bekannt worden. Der Historiograph spricht von einer alten Uebersetzung der Bibel in jener Zeit, wo nur von einigen Theilen (dem Psalter, den Evangelien und Briefen der Apostel) die Rede seyn kann. Er nennt sie serbisch, aber gleich auch wiederum mährisch. Die zum Gottesdienst nöthigen Bücher sind nicht in Mähren übersetzt worden, sondern Cyrill und Method brachten die schon übersetzten Bücher aus Bulgarien nach Mähren. Die richtigere Lesart beym Nestor, wenn gleich der ganze Abschnitt von Method nicht von seiner Hand seyn mag, ist knigy położeny (niedergelegt) und nicht preloženy (übersetzt). Die aus den Evangelien vom Jahre 1144 mitgetheilte Probe Joh. I. 1—17 soll beweisen, daß die Russen schon im eilften und zwölften Jahrhundert dieselbe Uebersetzung gehabt hätten, die sich in der Ostroger Bibel findet. Allein andere, besonders aus Briefen gewählte Stellen würden dieß nicht bewei-

sen, sondern vielmehr darthun, daß man schon vor der Ostroger Ausgabe an der alten Uebersetzung vieles, wo nicht immer verbessert, doch geändert habe. In Rücksicht der meisten Bücher des alten Testaments ist die slawische Uebersetzung auch nicht so alt, als hier vorgegeben wird. Die Böhmen und Polen hatten wohl eher in ihren Dialekten eine ganze Bibel, als die Russen in ihrer Kirchensprache. Alois Hanke von Hankenstein glaubte einen Kodex zu besitzen, der eine vorcyrillische slawische Uebersetzung aus dem achten Jahrhunderte enthielte, allein dessen Alter ist hier gehörig gewürdigt worden. Er ist, heißt es, jünger als die Evangelien vom Jahre 1144, aber älter als der Kodex vom Jahre 1307. Von den zu Krakau 1491 gedruckten slawischen Büchern waren dem Historiographen nur der Psalter und das horologium (czasoslovec) bekannt. Den Oktoich (Osmoglasnik) von demselben Jahre hat Hr. Senator und Professor Bandtke zu Krakau in einer eigenen Dissertation beschrieben, und von dem Buchdrucker Schwantopolt Fiol sind in den Miscellaneis Cracoviensibus gute Nachrichten zu lesen.

Im zweyten Bande, worin jedem der sechzehn folgenden Großfürsten ein eignes Kapitel gewidmet ist, wird die Geschichte bis 1169 fortgesetzt. Swjatopolk besteigt als Usurpator den Thron; Boris und Glieb werden erschlagen. Jaroslaw siegt über den Swjatopolk 1016. Den flüchtigen Swjatopolk unterstützt der polnische König Boleslaw. Dieser nimmt 1018 Kiew ein; verläßt die Stadt bald wieder; behält aber die czerwenischen Städte und Galizien. Bey dem Brande von Kiew sollen siebenhundert Kirchen (nach Tatischtschew Häuser) verbrannt seyn. In einem Zeitraume von dreyßig Jahren seit Wladimirs Taufe kann man wohl siebzig, aber nicht siebenhundert Kirchen annehmen, indem erst um das Jahr 1037 die ersten Klöster daselbst gestiftet worden. Nach der Schlacht an der Alta 1019 rettet sich Swjatopolk in die böhmische Wüste (zwischen Polen und Böhmen) und stirbt daselbst. — Das chasarische Reich, das sich von der Mündung der Wolga ans schwarze Meer, an den Dnieper und die Ufer der Oka erstreckte, schwächten von einer Seite die Russen, von der andern die Usen, Peczenegen, Komanen, Jassen. So fällt der Chasaren Macht 1016 in Europa; erhält sich aber noch an den Ufern des kaspischen Meeres bis 1140. Mstislaw, Fürst von Tmutorokan, vereinigt sein Heer mit dem griechischen Feldherrn Andronik; nimmt den Kagan Zul gefangen; bekriegt 1022 die Kasogen (der jetzigen Czerkassen Vorfahren); ersticht ihren riesenmäßigen Fürsten Rededja; zieht 1023 gegen Kiew und Czernigow, die sich ergeben, und besiegt den Groß-

fürsten Jaroslaw bey Listwen. Die zwey Brüder theilen 1026 das Reich. Den westlichen Theil behält Jaroslaw, den östlichen nimmt Mstislaw. Nach dessen Tode (1036) herrscht nun Jaroslaw von den Ufern des baltischen Meeres bis nach Asien, Ungern, Dacien. In dem Zuge wider die Griechen (1043) wird der russische Feldherr Vyschata bey Warna geschlagen. Von dieser Zeit an sah man keine russische Flotte mehr im Bosporus. Wie alt mag wohl die prophetische Inschrift auf dem Bellerophon zu Konstantinopel seyn, nach welcher die Russen das orientalische Reich einst besitzen sollen? Von den Töchtern Jaroslaws heirathet Elisabeth den norwegischen König Harald; Anna aber, die früher dem Kaiser Heinrich angetragen ward, 1048 Heinrich I. König von Frankreich. Gibt es wirklich, wie Note 56 behauptet wird, eine echte Münze von Jaroslaw? Seine bürgerlichen Gesetze enthält die Pravda Ruskaja (russisches Recht), die hier im dritten Kapitel aus ältern Handschriften berichtigt erscheint, und vortrefflich erläutert wird. Die Note 108 eingerückte Kirchensatzung von ihm ist untergeschoben und etwa im vierzehnten Jahrhunderte erfunden. Er ließ Bücher (welche, wird nicht gesagt), aus dem Griechischen ins Slawische übersetzen, Sänger aus Griechenland kommen. Von der von ihm zu Nowgorod errichteten Nationalschule, in welcher dreyhundert Knaben unterrichtet wurden, sprechen wohl nur die Chroniken der mittlern (spätern) Zeit. Jaroslaw starb, über siebzig Jahre alt, den 19. Febr. 1054. Sein Monument von Marmor hat sich zu Kiew noch erhalten. Mit ihm ging auch Rußlands Macht zu Grabe. Die vielen einzelnen Fürsten waren uneinig und zu schwach, dem Andrange so vieler Feinde zu widerstehen, wenn es gleich manchen unter ihnen an heroischem Geiste nicht fehlte. Unter sechs junge Herrscher war nun Rußland getheilt. Isjaslaws (mit dem Taufnamen Demetrius) Gebiet erstreckte sich nebst Nowgorod von Kiew bis ans karpatische Gebirge, an Polen und Litauen. Der Fürst von Czernigow nahm noch das entfernte Tmutorokan, Rjasan, Murom und das Land der Wjatitschen; Wsewolod nebst Perejaslawl auch Rostow, Susdal, Bjelosero und die Ufer der Wolga. Das Gebiet von Smolensk enthielt noch Theile der jetzigen Statthalterschaften Witepsk, Pskow, Kaluga, Moskau. Igor, der fünfte Sohn Jaroslaws, bekam vom ältern Bruder zur Apanage die Stadt Wladimir. Der Fürst von Polozk, Brjaczislaw war schon 1044 gestorben und sein Sohn Wseslaw behielt seines Vaters Antheil. Hätte es doch dem Historiographen gefallen, um den Lesern bey

so vielen Namen der abgetheilten Fürsten die Uebersicht zu erleichtern, am Ende oder Anfange der Kapitel auch diese namentlich nebst ihrem Regierungsantritt anzuführen. Isjaslaw besiegt die Goljaden, ein lettisches Volk, Bewohner des preußischen Galindien, und Wsewolod die Torken, unter welchem Namen die Usen zu verstehen sind. Im Jahre 1055 rücken die Polowzer, sonst Kumanen, an. Erläuterungen über dieß neue in der Weltgeschichte noch unerhörte Volk gibt die Note 112. Da sie die Polen Plowci, der böhmische Cosmas Plauci (Plawci) nennt, so möchte wohl ihr Name weder von dem slawischen Pole, noch von low, polow abzuleiten seyn. Die Sylbe plaw, entspricht dem polnischen plow, und beyden das russische polow, so wie grad, grod, gorod; klas, klos, kolos. Da nun plav eben das ist, was falb, so ist es klar, welches Volk die altdeutschen Dichter unter den Falben verstehen, nämlich die Polowzer der russischen Chroniken. Sie sollen Sprachverwandte der heutigen Kirgisen seyn. Sie wohnten in den Steppen am kaspischen Meere, verdrängten die Usen, vertrieben die Petschenegen aus dem südöstlichen Rußland und nahmen die Küsten des schwarzen Meeres, bis zur Moldau hin, ein. Sie schlugen 1061 den Wsewolod. Von nun an fängt das Elend in Rußland an. — Note 114 wird des ältesten, im Jahre 1057, für den Posadnik Ostromir geschriebenen Evangelienbuches gedacht. Möchten doch daraus wenigstens einige Proben den Liebhabern der slawischen Literatur mitgetheilt werden. Ueber den marmornen, in den Ruinen von Tmutorokan oder Phanagoria gefundenen Stein, wovon Note 120 Meldung geschieht, sind zwey Schriften erschienen. Man liest darauf: »Fürst *Gljeb* hat im Jahre 1068, der 6. Indiktion, auf dem Eise von Tmurorokan bis Kerczew gemessen 10,000 und 4000 Klafter.« Herr Karamsin ist vorsichtig genug, es merken zu lassen, ob er dieß Monument für gleichzeitig halte oder nicht. Da das Präteritum mjeril ohne jest, anstatt mjeri oder mjeril jest, darauf gelesen wird, so ist das Alter der Inschrift wohl sehr verdächtig, und das ganze Denkmal, wie es scheint, eine ganz neue Erfindung. — Nach der an der Alta 1068 erlittenen Niederlage zwingt ein Aufruhr in Kiew den Isjaslaw die Flucht zu ergreifen. Er begibt sich nach Polen. Boleslaw II. nimmt ihn auf und zieht mit ihm gegen Wseslaw, den man auf den Thron erhob. Dieser entweicht und Isjaslaw wird Herr in Kiew. Aber bald zwingt ihn Swjatoslaw nach Polen zu fliehen, wo er jetzt (1073) kein Gehör findet. Er wendet sich an Kaiser Heinrich IV., dem er zu Mainz vorgestellt wird. Er verspricht, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wenn er ihm zu sei-

nem Throne verhelfen wollte. Swjatoslaw zu Kiew herrschend zeigt den deutschen Gesandten seine ungeheuern Reichthümer, schickt an den Kaiser Geschenke, die in Deutschland nie gesehen waren. Der flüchtige Isjaslaw sucht nun Hülfe bey dem Papste Gregor VII, dessen Brief russisch übersetzt hier ganz eingerückt ist. Swjatoslaw stirbt 1076. Der Note 132 beschriebene sehr merkwürdige Sbornik vom Jahre 1073 stellt diesen Fürsten, seine Frau und Söhne auf der Rückseite des ersten Blattes in Farben dar. Der Großfürst Isjaslaw, der in der Schlacht 1078 blieb, führte Geldbußen anstatt der Todesstrafe ein. Nestor lobt vieles an ihm; doch stimmt der Historiograph nicht ganz unbedingt in dessen Lob ein. — Daß die jungen Fürsten Wladimir Monomach und Oleg, die sich mit dem polnischen Boleslaw verbunden, und wider den böhmischen Wratislaw 1076 nach Schlesien gezogen, auch Glatz erobert, tausend Mark Silber bekommen hätten, erzählt zwar Tatischtschew, aber davon, heißt es Note 131, stände kein Wort in den ältern Chroniken. Wenn man hiermit auch böhmische Geschichtschreiber vergleicht, so ergibt sich wohl, daß der frühere Krieg mit den Böhmen zwar nicht in das Jahr 1062, sondern in das Jahr 1068 gehöre, und daß Nestor, der das Jahr 1076 angibt, von einem ganz andern Zuge spreche. Die Agnes oder Adelheid, des Markgrafen von Stade Witwe, welche Heinrich IV. im Jahre 1089 zur Frau nimmt, mochte wohl, wie Herr Karamsin vermuthet, des Großfürsten Wsewolod Tochter gewesen seyn. Der Metropolit Johann, ein Grieche, eifert in seiner Kirchensatzung wider die Fürsten, die ihre Töchter an lateinische Fürsten verheirathen, wider die Kaufleute, die christliche Sklaven verkaufen u. s. w. Der Metropolit Efrem, ein Kastrat, führte die Taufkammern ein und verordnete, das Uebertragungsfest der Reliquien des heiligen Nikolaus nach Bar am 9. May zu feyern, woraus, da dieß Fest der abendländischen Kirche von den Griechen nicht angenommen ward, der Historiograph auf eine freundschaftliche Verbindung der Russen mit Rom schließt und höhnend hinzusetzt: ohne Zweifel suchten die herrschsüchtigen Nachfolger des heiligen Petrus jederzeit sich die russische Kirche zu unterwerfen. — Unter dem Großfürsten Swjatopolk (1093—1112), ungeachtet er des polowzischen Fürsten Tugorkan Tochter zur Frau nahm, dauern die Verheerungen Rußlands durch die Polowzer, so wie die Fehden der russischen Fürsten unter einander, fast ununterbrochen fort. Die von dem Großfürsten nach Galizien gerufenen Ungern werden von den Polowzern, die dem russischen Fürsten David zu Hülfe kamen, an der San aufs Haupt geschlagen. Sie

sollen gegen 40,000 Mann verloren haben. Aus den russischen Chroniken, heißt es, würde Pray die Ursache des Krieges wohl erfahren haben, wenn er sie hätte lesen können. — Vom russischen Igumen Daniel ist eine Reisebeschreibung vorhanden. Er spricht zu Jerusalem mit Balduin, mißt das heilige Grab, findet Kiewer und Nowgoroder Pilger daselbst. — Um das Jahr 1110 schließt Nestor seine Chronik. Basilij aus Volynien ergänzte schon einiges mit seinen Nachrichten. Der weitern Fortsetzer Namen sind nicht bekannt. Sylvester war bloß ein Abschreiber. Swjatoscha, ein Sohn Davids von Czernigow, wird Mönch im peczerischen Kloster zu Kiew, und wirkt mit zur Einrichtnng einer Bibliothek in demselben. In Kiew werden die Juden geduldet und selbst der Großfürst handelt mit Salz. — Wladimir Monomach wird Großfürst (1113—1125). Die Nachricht der spätern Schriftsteller von der Eroberung Thraciens durch die Russen findet der Historiograph selbst nicht wahrscheinlich. Leo, des Kaisers Diogenes Sohn, Wladimirs Schwiegersohn, der sich gegen Kaiser Alexius auflehnte, ward 1116 zu Dristra (Dorostolum) ermordet. Die Russen unternehmen deßhalb einen Zug an die Donau, doch ohne Erfolg. Die goldene Kappe oder Krone Monomachs, die noch zu Moskau aufbewahrt wird, mag immerhin ein Geschenk vom Kaiser Alexius seyn, so sehr auch die Meinungen darüber getheilt sind. Von den vertriebenen Berendjern, Peczenegen, Torken blieben viele am Dnepr und dienten unter dem Namen der schwarzen Hüte den Russen. (Die Karakalpaken sind auch schwarze Kappen) — Jaroslaw Fürst von Wladimir verstößt seine Gemalin und flieht nach Polen und dann zum König Stephan nach Ungern. Dieser zieht in das Wladimirsche Gebiet (1123) mit Ungern, Böhmen und Polen; zieht sich aber, da Jaroslaw erstochen ward, wiederum zurück. Durch den großen Brand zu Kiew (1124) wurden beynahe sechshundert Kirchen eingeäschert. Herr Karamsin tadelt es an Tatischtschew, daß er die unglaubliche Zahl bis auf dreyßig verminderte. Die kurzen Auszüge aus Wladimirs Lehren, die er seinen Kindern schriftlich hinterließ, müssen russischen Lesern sehr willkommen seyn. Er sagt unter andern, sein Vater habe fünf Sprachen gesprochen, ohne zu bestimmen, welche. Herr Karamsin nennt nebst der russischen Mutterspräche die griechische, skandinavische, polowzische, ungrische. Sollte er nicht vielmehr die litauische und polnische, anstatt der griechischen und ungrischen, gekannt haben? Von dem Metropoliten Nicefor haben sich zwey Briefe an Wladimir, einer von der Trennung der lateinischen Kirche, der andere über

die Fasten, doch nur in jüngern Abschriften erhalten. Beyde hat nun Herr Kalaidowitsch ganz herausgegeben, den über die Fasten schon 1813 in seinen russischen Denkwürdigkeiten, den andern erst 1821 in den Denkmalen der russischen Literatur aus dem zwölften Jahrhundert. — Den Großfürsten Mstislaw (Kap. VIII.) nennt die alte Nowgoroder Chronik den Großen. Sein dem Kloster Jurjew zu Nowgorod gegebener Machtbrief ist die älteste fürstliche Originalurkunde, etwa vom Jahre 1125. Sie ist Note 256 ganz eingerückt. Das Siegel daran wird zwar beschrieben, doch nicht gesagt, woran es hänge, ob an einer seidenen Schnur, oder an einem Streifchen Pergament. — Die Polowzer werden hinter die Wolga vertrieben und dürfen nicht mehr die russischen Gränzen beunruhigen. Merkwürdig ist der Fall der Fürsten von Polozk. Auf drey Schiffen wurden alle Fürsten nach Konstantinopel geschickt, und das Polozker und Minsker Fürstenthum gibt Mstislaw (1129) seinem Sohne. — Wladimirko Wolodars Sohn versetzt den Sitz des südwestlichen Rußlands nach Halitsch; steht dem Boris, Kolomanns und der vertriebenen Euphemia Sohne, bey, der es wagte Bela den Blinden in Ungern anzugreifen. Die Unternehmung mißlingt und Boris irrt flüchtig herum, dessen weiteres Schicksal S. 169 beschrieben wird. — Von nun an dauert die unversöhnliche Feindschaft zwischen den Nachkommen Oleg's und Monomachs hundert Jahre fort. Wsewolod Olgowitsch (1139—1146) vertreibt den Wjaczeslaw, der ihm zuvorkam, von Kiew, und nimmt den großfürstlichen Stuhl ein, wodurch er sich Monomachs Söhne und Enkel zu Feinden macht. Wladimirko, Fürst von Halitsch, der dem Großfürsten den Eidbrief zurückschickte, wird 1144—1146 mit Kriege überzogen. — Unangenehm ist es, daß die galizischen Händel in mehrern Kapiteln zerstückelt gelesen werden, und so der Faden der Begebenheiten gar zu oft zerrissen und wieder angeknüpft werden mußte. Dieß war bey der strengen chronologischen Anordnung unvermeidlich. — Wsewolod bestimmte zwar seinen Bruder Igor zum Nachfolger, allein die Kiewer mit ihm unzufrieden rufen den Isjaslaw Mstislaws Sohn, Monomachs Enkel zum Throne. Igor wird gefangen, eingesperrt und zuletzt als Mönch erschlagen. Mehrere Fürsten stehen wider den Großfürsten auf. Georg von Susdal zieht als Sieger in Kiew ein. Der Großfürst bemächtigt sich mit 10,000 Ungern, die ihm König Geisa zuschickte, Kiews. Georg wird gedemüthigt. Mit Hülfe der Ungern wird auch Wladimirko besiegt u. s. w. Die neuern Erzählungen von der Erbauung der Stadt Moskau werden

(Note 301) in Kürze angeführt und verworfen. Sie war im Jahre 1147 schon da, und Fürst Georg mag ihr Stifter seyn. Der folgende Großfürst Rostislaw Michael kann sich nicht behaupten. Georg (Jury), genannt Dolgoruky, zieht in Kiew ein (1155), gegen welchen sich wiederum mehrere Fürsten verbinden. Er stirbt 1157. Note 380 liest man Auszüge aus den Antworten des Nowgoroder Bischofs Nifont auf die Anfragen eines gewissen Kyriaks (nicht Cyrills). Schon Herberstein gab Nachricht davon und 1821 hat sie Herr Kalaidowitsch in den erwähnten Denkmalen der russischen Literatur ganz, doch mit Weglassung einiger Stellen, die keusche Ohren beleidigen könnten, abdrucken lassen. Isjaslaw, Fürst von Czernigow, wird auf den Kiewer Thron berufen. Die Würde des Großfürsten bleibt nur dem Namen nach übrig, indem viele Fürsten unabhängig geworden. Ein neues mächtiges Fürstenthum entsteht neben dem Kiewer. Andreas Fürst von Susdal, genannt Bogoljubsky, begründete es. Die mit dem Halitscher verbündeten Fürsten besiegen den Isjaslaw und Rostislaw Michael wird zum zweyten Male Großfürst in Kiew. Andreas regiert in Susdal allein, indem er seine Brüder und Vettern verjagte. König Manuel nimmt die Flüchtigen zu Konstantinopel mit Ehren auf. Eilf Fürsten verbinden sich wider den Großfürsten Mstislaw, weil er seinem Sohne Roman das Fürstenthum Nowgorod gab. Am 8. März 1169 wird Kiew mit Sturm genommen. Andrej der Sieger verleihet Kiew seinem Bruder Gljeb. Dieser und sein Nachfolger hängen hinfort von Wladimir ab, das nun die Residenz der Großfürsten wird. —

Im dritten Bande, der von 1169 bis 1238 reicht, sind die sechs ersten Kapitel, so wie das achte, eben so vielen einzelnen Großfürsten gewidmet; im siebenten aber wird Rußlands Zustand, wie er im eilften und zwölften Jahrhunderte war, treu geschildert. Andrej wird 1174 erschlagen. Der Umfang seiner Länder erstreckte sich über vier jetzige Statthalterschaften. In Galizien wird Anastasia, weil Jaroslaw sie seiner Gemalin vorzog, von den aufrührerischen Bojaren verbrannt. Die erzwungene Versöhnung mit der Olga dauerte nicht lange. Sie verläßt Halitsch mit ihrem Sohne Wladimir zum zweyten Male. Kaum werden unter Wsewolod die innern Fehden beygelegt, so fangen die Kriege mit Feinden von außen an, und zwar mit den Bulgaren, Polowzern, Litauern. Die letztern, die hundert und funfzig Jahre Tribut gaben, ergreifen jetzt die Gelegenheit, sich unabhängig zu machen. Die Polowzer wurden 1184 geschlagen, ungeachtet sie ein Geschoß mit lebendigem

Feuer hatten, wahrscheinlich mit sogenanntem griechischem Feuer oder vielleicht auch, setzt Herr Karamsin hinzu, mit Pulver. Er verweiset den Leser auf den fünften Band, Note 136, wo einiges von dem frühern Gebrauche des Pulvers vorkommt, das aber für diesen Fall kaum entscheidend seyn kann. Der durch einen poetischen Sermon gefeyerte, hier umständlich beschriebene Zug, den Fürst Igor das Jahr darauf unternahm, fiel an der Kajala unglücklich aus. Die Kajala heißt jetzt Kajalnik, der in den Don fällt. — Der galizische Fürst Jaroslaw bestimmt seinen jüngern Sohn Oleg zum Nachfolger und stirbt 1187. Die Bojaren vertreiben den Oleg und setzen Olegs älteren Bruder Wladimir ein. Roman eilt aus dem benachbarten Fürstenthume Wladimir nach Halitsch und bringt es dahin, daß auch dieser vertrieben, er selbst aber als Herrscher anerkannt wird. Der Vertriebene geht mit seiner Frau, zwey Söhnen und mit seinen Schätzen nach Ungern. König Bela zieht mit großer Macht nach Galizien und setzt dort seinen Sohn Andreas zum König ein, den Wladimir aber führt er als Gefangenen nach Ungern zurück. Es gelingt ihm aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Kaiser Friedrich entläßt ihn mit Empfehlungen an den polnischen Kasimir. Mit Hülfe der Polen wird Andreas aus Halitsch 1190 verjagt und dem König Bela blieb nichts als die Schande und der Titel eines Königs von Galizien, dessen er sich seit diesem Jahre in seinen Briefen bediente. Nach Wladimir, dessen Todesjahr in den russischen Chroniken nicht verzeichnet ist, bemächtigt sich Roman Mstislaws Sohn auch mit Hülfe der Polen des Thrones von Halitsch. Er vertreibt den Rjurik von Kiew, greift die Polowzer an und befreyet dadurch das griechische Reich, das von ihnen in Thracien bedrängt war; wird endlich 1205 in einem Gefechte mit den Polen erschlagen. Papst Innocenz III. trug ihm durch Gesandte die Krone an, wenn er zur lateinischen Kirche treten würde. Merkwürdig ist der Brief des Bischofs von Krakau, Matthäus, an den heiligen Bernard, worin er ihn auffordert, die Russen zu bekehren. Auf solche Versuche ist Herr Karamsin sehr übel zu sprechen. Roman scheint aber der lateinischen Kirche nicht so abgeneigt gewesen zu seyn, wie es im Texte (S. 3) steht, da sein Sterbetag in dem Nekrologe des Klosters St. Peter zu Erfurt wegen einer Schenkung von dreyßig Mark verzeichnet ward. Er heißt darin Romanus Rex Ruthenorum. Der Volynische Chronist nennt ihn sogar Großfürst und Selbstbeherrscher von ganz Rußland. Andreas, König von Ungern, schützt zwar Romans Söhne; doch flieht Romans Wittwe mit ihren Söhnen, bey der Annäherung der

russischen Fürsten nach Wladimir. Andreas unterhandelt mit den Polen, die den Russen zu Hülfe kamen. Ungern, Polen und Russen verlassen hierauf Halitsch. Die Einwohner berufen des Großfürsten Sohn, den jungen Jaroslaw. Aber auch die czernigowischen Fürsten hatten im Lande ihren Anhang. Die Halitscher schicken Gesandte ins russische Lager und tragen dem Wladimir Igorewitsch die Regierung an. Er kommt drey Tage früher als Jaroslaw in Halitsch an. Roman von Swenigorod vertreibt mit Hülfe des Königs Andreas den Wladimir. Aber bald darauf läßt König Andreas den Roman nach Ungern führen. Die Tyranney der Ungern in Galizien wird hier und weiterhin mit starken Zügen geschildert. Roman entflieht, vereinigt sich mit Wladimir, die Ungern weichen. Der Bojar Wladislaw geht mit einigen andern nach Ungern, kommt mit Daniel an der Spitze eines Heeres zurück, und Daniel nimmt Besitz von Halitsch (1211). Das Susdalische Großfürstenthum wurde getheilt. Georg regiert zu Wladimir und Susdal. Konstantin zu Rostow (1212—1216). Die Brüder hängen bald einem, bald dem andern an. Die entscheidende Schlacht bey Lipetz wird umständlich beschrieben. Mstislaw und Konstantin siegen über Georg und Jaroslaw. Konstantin wird nun Großfürst von Wladimir und Susdal. — König Andreas schützt den Daniel und stillt die Unruhen in Halitsch. Mstislaw der Stumme, den man herbeyrief, zwingt den Daniel nach Ungern zu fliehen. König Andreas setzt nun den Bojar Wladislaw ein, der die ungrische Oberherrschaft anerkennt. Nun nimmt sich Herzog Leschko der Weise des Daniels an; kann aber Halitsch nicht bezwingen. Die Ungern und Polen vereinigen sich endlich über folgende Punkte: der minderjährige Koloman, König Andreas Sohn, heirathet des Herzogs Tochter Salomea und soll in Halitsch regieren; die Polen bekommen Przemysl, Daniel mit seinem Bruder Wladimir. Allein Mstislaw bemächtigt sich des Thrones in Halitsch und gibt dem Daniel seine Tochter Anna zur Frau. Die Polen erneuern hierauf den Bund mit König Andreas. Ungern und Polen nehmen Halitsch. Mstislaw, mit Polowzern verstärkt, rückt abermal an, untergräbt die Stadt, zieht ein und nimmt den jungen Koloman gefangen. Herr Karamsin folgt hier in einigen Stücken dem Dlugosch, und meint, er möchte sichere Nachrichten gehabt haben. Daß sich Mstislaw mit der Krone, die Koloman zurück ließ, zum König von Galizien von russischen Bischöfen habe krönen lassen, erzählen wohl nur die Neuern, wie der Historiograph richtig bemerkt. Recensent darf hoffen, daß man in einer künftigen

Geschichte von Galizien die russischen Berichte nicht unbenutzt lassen wird. — Noch wollen wir aus dem siebenten Kapitel einiges herausheben. Das Seniorat in der Erbfolge ward gleichsam ein Grundgesetz. Der griechische Nomokanon ist durch die slawonische Uebersetzung schon im dreyzehnten Jahrhunderte bekannt worden. Man hat eine Handschrift der Kormczaja vom Jahre 1280. Aus einigen nur in Servien oder der Bulgarey üblichen Wörtern schließt der Historiograph, daß diese Uebersetzung nicht in Rußland gemacht worden. So habe es, sagt er, nur in südlichen slawischen Ländern Zupane gegeben. Allein Zupane gab es auch in Böhmen, unter den Meisnerserben, in Polen und Siebenbürgen. Handeltreibende Genueser finden sich schon in dem südlichen Theile von Tauris (Krimm). Zu Kiew gibt es Mährer, Venetianer und andere Lateiner; 1233 werden die Dominikaner aus der Stadt vertrieben. In den Ruinen der Stadt Bolgar an der Gränze von Asien, die nach Ebn Haukal im zehnten Jahrhunderte zehntausend Einwohner hatte, findet man armenische Inschriften aus dem dreyzehnten Jahrhunderte; desgleichen arabische von 1222 bis 1341, von Leuten aus Schirwan Schamachan. Die Nowgoroder sammeln Abgaben an Gold und Rauchwerk in Ingrien ein, schicken Schiffe nach Dänemark und Lübek; hatten ihre Kirche zu Wisby auf der Insel Gothland. Die deutschen Kaufleute hatten einen Hof zu Nowgorod, wo das Hauptkontoir der Hanse war. Aus dem Lübeker Archiv verschaffte sich der Staatskanzler eine treuere Abschrift von dem Entwurfe eines Vertrages (um das Jahr 1233), als diejenige, die Dreyer geliefert hatte. Der Inhalt derselben wird hier erläutert. Das Märchen von der deutschen Kirche, das aus einem alten Buche entlehnt ist, hätte wohl nicht verdient, in den Noten abgedruckt zu werden. Willkommner ist uns der in Note 248 ganz abgedruckte Traktat des Fürsten von Smolensk mit den deutschen Gothländern vom Jahre 1228. — Der älteste russische Maler ist der heilige Alimpij. Er lernte die Kunst von den Griechen, malte Bilder für Kirchen. Bey Gelegenheit der mit Gemälden versehenen Bücher spricht Herr Karamsin auch von den Kapponischen Tafeln, einem gemalten Kirchenkalender, dessen Alter er zu bezweifeln scheint. Unmöglich können diese gemalten Tafeln, die Assemann in Kupfer stechen ließ und erläuterte, ein Werk des siebenzehnten Jahrhunderts seyn. Sie gehören ganz gewiß in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und gehen, da sie eigentlich serbisch sind, die Russen nicht unmittelbar an. Bischöfe und Mönche schreiben Chroniken, Biographien der Heiligen, Homilien, ascetische und polemische Abhandlungen. Von den merkwürdigen Schriften des

Turower Bischofs Kyrill, die Herr Kalaidowitsch später vollständig herausgegeben, war dem Historiographen nur der Aufsatz (N. XIII.) vom Mönchsorden bekannt, woraus er Note 29 kurze Auszüge liefert. Aus der sonderbaren Rede von dem verwiesenen Daniel gibt er hinlängliche Proben in den Nachträgen am Ende des achten Bandes. Ganz ist dieser Aufsatz, der wohl kaum von Daniel selbst, noch aus jener Zeit herrühren mag, nun auch in den Denkmalen der russischen Literatur aus dem zwölften Jahrhunderte zu lesen. Fürsten und Fürstinnen schreiben in slawonischer Sprache Briefe. Jaroslaw I., Konstantin, Mstislaw und Euphrosynia schreiben Kirchenbücher ab. Die merkwürdigste Erscheinung im Gebiete der Literatur ist die poetische Rede vom Zuge Igors, deren Gehalt und Werth ohne Uebertreibung gewürdigt wird. Auch erhielten manche dunklere oder unrichtig erklärte Stellen durch Herrn Karamsin's Erläuterungen gehöriges Licht. Der unbekannte Verfasser mag immerhin, ungeachtet er als Dichter heidnischen Gottheiten Wirkungen zuschreibt, ein Geistlicher gewesen seyn. Er scheint sich hierin den ältern geschätzten Dichter Bojan zum Muster genommen zu haben. Den Werth dieser in einen Sermon eingekleideten, und daher nicht selten zur Prosa herabsinkenden Dichtung hat man auch außer Rußland nicht verkannt. Herr Joseph Müller faßte in seiner deutschen Uebersetzung (Prag 1811) manche Stelle viel richtiger auf, als es in einer frühern (Riga 1803) geschehen war. In der zu Prag 1821 erschienenen böhmischen Uebersetzung, die dem mit lateinischen Lettern abgedruckten Original gegenüber steht, hat Herr W. Hanka aller frühern Erklärer Bemerkungen nicht unbenützt gelassen. Die Erklärung von kmeti, nach Herrn Karamsin Diener, Knappen, Gefährten, scheint dem böhmischen Uebersetzer nicht entgangen zu seyn. Aber er billigte sie nicht, und las k-meti, weil im Original das k von m durch ein grobes jer getrennt ist. Daher sind ihm svjedomi k-meti, wie es auch in der angehängten deutschen Uebersetzung heißt, des Wurfes Kundige. In derselben Handschrift, aus der die Rede von Igors Zuge zum Drucke genommen ward, sind noch drey Aufsätze, die wohl in spätere Zeiten gehören mögen, zu finden. Zwey Märchen und die Erzählung vom reichen Indien oder der vermeintliche Brief des Priesters Johann an König Manuel. Das Märchen Sinagrip kommt auch in einer französischen Uebersetzung aus dem Arabischen in der Fortsetzung von Tausend und einer Nacht vor. Das zweyte enthält Thaten von drey Brüdern und ihrem Vetter Dewgenij. — Daß die Goldstickerey in Rußland eher als in andern europäischen Staaten bekannt war, dürfte noch bezwei-

felt werden. — Ungeachtet der beständigen Kriege war doch die Epoche vor dem Einfall der Tataren (Mogolen), in Vergleich mit den folgenden trüben Zeiten, das goldene Zeitalter Rußlands. Die Tataren, von deren Ursprung und Verfassung das Nöthigste vorausgeschickt wird, kündigten sich durch Gesandte als Freunde der Russen an. Nur die Polowzer, wie sie vorgaben, wollten sie demüthigen. Man faßt den unglücklichen Entschluß, die tatarischen Gesandten zu erschlagen. Von nun treten die Tataren als Feinde der Russen auf. Zwey verlorne Hauptschlachten lähmten Rußlands Kräfte. Die erste fiel an der Kalka (jetzt Kaletz) am 31. May 1224 vor. Bey dem zweyten Einfall 1227 unter Baty wird Räsan erobert, Moskau verbrannt, Wladimir (1238) und Susdal genommen, vierzehn andere Städte verwüstet, und in der Schlacht an den Ufern der Sit fällt der Großfürst Georgij. Hierauf nehmen die Tataren Wolok Kamskij, Twer und andere Städte. Nur Nowgorod entgeht der Verwüstung. —

Der ganze vierte Band, der bis 1362 reicht, enthält größten Theils das übermüthige und tyrannische Verfahren der Tataren und die Demüthigungen der russischen Fürsten, die an ihre Besieger Tribut zahlen, die Orde besuchen, um dem Großchan zu huldigen, sich ihre Fürstenthümer von ihm bestätigen und ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen. — Baty verließ auf einige Zeit Rußland, bloß um die Polowzer in den astrakanischen Steppen anzugreifen. Der Fürst Kotjan wird von Baty geschlagen und zieht mit 40,000 Polowzern (Kumanen) nach Ungern, wo ihnen Plätze zur Ansiedlung angewiesen werden. Baty verheert nun das südliche Rußland, nimmt Perejaslawl. Czernigow wehrt sich tapfer, wird endlich erobert und verbrannt. Mangu, Tschingischans Enkel, besieht vom linken Ufer des Dnepers Kiew 1240, sucht durch Gesandte die Kiewer zur Uebergabe zu bereden. Diese aufgebracht, erschlagen jene, und nun wird Kiew belagert, und des hartnäckigen Widerstandes ungeachtet von den Tataren eingenommen. Baty zieht in das galizische Gebiet. Die Fürsten fliehen nach Ungern. Herr Karamsin glaubt, der gefangene Woywode Dimitrij habe, indem er dem Baty rieth, nach Ungern zu ziehen, seinem Vaterlande große Dienste geleistet. Wohl nur für einen Augenblick. Die Stärke der Mongolen schätzt Herr Karamsin auf eine halbe Million. Nach ihm erstreckte sich Baty's Herrschaft von der Wolga bis an die Donau. Der Großfürst Jaroslaw geht zu Baty ins Lager, sein Sohn Konstantin in die Tatarey zum Großchan Oktaj (1243). Baty nennt den Großfürsten das Oberhaupt aller russischen Für-

sten und übergibt ihm Kiew. So unterwerfen sich die russischen Fürsten, nach dem Beyspiele des Großfürsten, dem tatarischen Joche. In den Tagen der allgemeinen Noth glänzen des jungen Fürsten von Nowgorod, Alexanders, rühmliche Thaten. Durch den Sieg an den Ufern der Newa über die Schweden (am 15. Jul. 1240) erhielt er den Beynamen Newskij. Die aus Plan Carpin, den der Papst (1246) in die Tatarey schickte, ins Russische übersetzten Nachrichten von Rußland und den Tataren nehmen mehr als funfzehn Seiten im Texte ein. Wenn Carpin des Thierchens erwähnt, das in Rußland und Polen dochon (ein Schreibfehler anstatt dochor), in Deutschland aber illic heiße, setzt Hr. Karamsin Note 65 hinzu, daß Illik (Üllik) in Niedersachsen, in andern deutschen Ländern aber Jstik noch üblich sey. Er wollte wohl Jltiß schreiben. — Auch Alexander (Newskij), bisher noch unabhängig, muß sich mit seinem Bruder in die Tatarey zum Großchan begeben, auf dessen Befehl ihm das südliche Rußland und Kiew, seinem Bruder Andrej aber Wladimir übergeben wird. An Alexander schickt Innocenz IV. seine Legaten. In dem an ihn gerichteten Briefe stellt er ihm vor, daß er dem Beyspiele seines Vaters Jaroslaw zu folgen schuldig sey, der sich mit der lateinischen Kirche hätte vereinigen wollen. Davon sey er durch Johann von Plan Carpin unterrichtet worden. Fruchtlos mag die Vorstellung geblieben seyn, indem Alexander, wie sein Biograph berichtet, antworten ließ, ihm sey die wahre Lehre der Kirche wohl bekannt, er wolle keine andere annehmen. Daß aber der Historiograph das Vorgeben des Papstes in Betreff des von Jaroslaw geäußerten Verlangens geradezu Lügen straft, geht doch zu weit, da man andere Beyspiele nicht läugnen kann, wäre es auch, daß z. B. der Fürst von Halitsch, der die königliche Krone vom Papste annahm, es mit aus Politik gethan habe, indem er glaubte, durch die Union mehr Kräfte gegen die Tataren zu gewinnen. — Baty stirbt 1256. Unter seinem Nachfolger Berka wird das russische Volk konscribirt, um die Kopfsteuer sicherer einzuheben. Die widerspenstigen Nowgoroder wollen sich, ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Großfürsten, zu keiner Abgabe verstehen, müssen sich zuletzt aus Furcht vor schlimmern Folgen doch dazu bequemen. König Daniel von Galizien wagt es, sich als Feind der Mogolen zu erklären. Aber bald wird auch er durch den mit frischen Heerhaufen anrückenden Borondaj gezwungen, Tribut zu zahlen, zu ihm mit seinen Völkern zu stoßen, um die Litauer zu züchtigen. Auch die Russen von Wladimir, Susdal und Rostow empören sich 1262 wider die Besermenen, die die gepachteten Steuern ge-

waltsam eintreiben. Um den Chan dieser Frevelthat wegen zu besänftigen, begibt sich Alexander mit Geschenken in die Orde. Er traf den Chan Berka zu Saraj an der Wolga, mußte den Winter und Sommer hindurch da verbleiben. An Gesundheit schwach, kehrte er zurück, erkrankte zu Gorodez, ließ sich scheren und nahm das Mönchskleid (Schima) an und starb als heiliger Dulder am 14. November 1263. »Die Sonne des Vaterlandes ist untergegangen,« rief der Metropolit Cyrill in der Versammlung der Geistlichkeit aus. Man holte seine Leiche und begrub sie zu Wladimir in dem der Geburt Mariä geweihten Kloster, woselbst sie bis ins achtzehnte Jahrhundert ruhte. Peter I. erhob die Ueberbleibsel dieses Schutzheiligen und ließ sie an das Ufer der Newa bringen, wo sein Name durch das ihm zu Ehren erbaute Alexandernewskische Kloster zu Petersburg verewigt werden sollte. — In der Wolgischen oder Kaptschakischen Orde entstehen Unruhen, Vorboten ihres Falles. Nogai, einer der tatarischen Hauptanführer, will sich dem Chan nicht unterwerfen, macht sich in den Gegenden des schwarzen Meeres unabhängig und schließt mit dem griechischen Kaiser Michael Paläologus, dessen natürliche Tochter Euphrosyne ihm zur Frau gegeben wird, einen Bund. Von diesem haben wahrscheinlich die Nogaischen Tataren ihren Namen erhalten. — Die älteste Nowgoroder Originalurkunde vom Jahre 1264 wird Note 114 von Wort zu Wort mitgetheilt. Wenn es in der Urkunde heißt: ot lnu i ot chmelna koroba, von Flachse und von einem Korbe Hopfen, so sollte doch korob nicht auch, wie es im Texte geschehen ist, auf den Flachs bezogen werden. Oder sollte ein Korb Flachs ein bestimmtes Maß seyn? Ein Vertrag mit dem Großfürsten Jaroslaw kommt Note 132 mit einigen Auslassungen vor. Daniel, König von Galizien, stirbt 1266 (nach einigen Chroniken 1264). Dieß gibt Anlaß zu einem Kriege mit Polen, der aber bald beygelegt wird. Nach Schwarn's Tode bekommt Leo (Lew), von welchem Lemberg (Löwenberg) den Namen hat, dessen Antheil, d. i. Halitsch, Cholm, Drogitschin, und wählt Lemberg zur Residenz. — In diese Zeit fällt die Erbauung der Stadt Kaffa an der Stelle, wo ehedem Theodosia stand, durch die genuesischen Kaufleute. Sie besaßen auch Sudak, das heutige Asow (Tanais). Noch jetzt gibt es Spuren von den ehemaligen Besitzern. Nahe bey Kaffa stand die berühmte große Mogolische Stadt Krim, die man auf einem schnellen Pferde kaum in einem halben Tage habe umreiten können. Tauris heißt seit dieser Zeit die Krim. — Leo ruft die Tataren zu Hülfe wider die Litauer 1275, und abermal 1287 wider die Polen, wo Nogaj und Terebuga bis

an die Weichsel vordrangen. — Der Metropolit Cyrill stirbt 1280. Merkwürdig ist die unter ihm gehaltene Synode im Jahre 1274. Seine Kirchensatzungen sind in der Kormczaja aus dem dreyzehnten Jahrhundert zu lesen, wovon die Note 154 Auszüge gibt. — Die Wolynische Chronik, aus welcher viele lange Stellen in die Noten aufgenommen sind, schließt hier mit der umständlichen Erzählung von der bösen Krankheit und dem Tode (1289) des frommen Fürsten Wladimir, des Philosophen. Im Texte heißt es zwar, er habe Kirchen mit heiligen, von ihm selbst geschriebenen, Büchern versehen, allein die Chronik nennt unter den vielen mit Silber beschlagenen und mit Perlen besetzten Büchern doch nur zwey, welche er selbst abgeschrieben (sam spisa), nämlich einen Apostol und ein Evangelium Oprakos (sonst Aprakos, von ἄπραχτος) genannt, weil es nur die Perikopen aus den Evangelien in der Reihe, wie sie das Jahr hindurch gelesen werden, enthielt. Spisa ohne sam, so wie skowa, kann hier nur heißen: er ließ abschreiben, ließ malen, ließ beschlagen. — Unter Daniel hob sich Moskau, indem er von Johann Pereslawl (1302) erbte. So ward der Moskauer Fürsten Unabhängigkeit immer mehr befestigt. — Leo von Galizien stirbt 1301. Zwey Schenkungsbriefe von ihm von den Jahren 1292 und 1301 verwirft der Historiograph als unecht. Leo's Sohn und Nachfolger Georg erhielt auch nach Mstislaw's Tode Wladimir und schrieb sich König von Rußland, wie die Worte Rex Russiae auf seinem in dem Königsberger Archiv erhaltenen Siegel ausweisen. — Nach des Großfürsten Andrej Tode (1304) streiten der Fürst von Moskau, Georg, Daniels Sohn, und Michael von Twer (dieser mit größerem Rechte) um die Würde des Großfürsten. Michael begibt sich in die Orde, kommt mit Mogolen und einem Machtbriefe des Usbeks nach zwey Jahren (1315) zurück. Auch Georg, den die Nowgoroder in Abwesenheit des Großfürsten als ihren Fürsten aufgenommen hatten, wird in die Orde beschieden, wo er drey Jahre verweilt, sich durch Geschenke beliebt macht, des jungen Usbeks Schwester Kontschak zur Frau bekommt. Nun erscheint er von Tataren begleitet. Michael siegt über ihn und die Tataren (1318). Georg flieht zu den Nowgorodern, die ihn unterstützen. Michael will ihren Streit durch den Chan entscheiden lassen. Es kommt zu einem Vergleich, worin Georgij Großfürst genannt wird. Das Original der Urkunde ist kaum zur Hälfte mehr leserlich. Beyde Fürsten erscheinen in der Orde. Usbek läßt sie richten. Dem Michael wird die Vergiftung der Frau des Georgs Schuld gegeben. Er wird in Ketten geworfen und erstochen (22. Nov. 1319), als Märtyrer verehrt.

Georg, vom Chan als Großfürst bestätigt, zieht in Wladimir ein. — Im Jahre 1321 geschieht die erste Erwähnung von Rubeln, länglichen Stücken Silber ohne Bezeichnung, worüber die Note 250 mehr Auskunft und zugleich davon eine Zeichnung gibt. — Dmitrij bewirbt sich um das Großfürstenthum bey Usbek und erhält es. Georg begibt sich in die Orde, das Jahr darauf auch Dmitrij Michaels Sohn. Beyde treffen sich dort. Dmitrij ersticht (21. Nov. 1325) den Georg. Nach zehn Monaten wird auch Dmitrij in der Orde umgebracht. Usbek ernennt seinen Bruder, Alexander Michailowitsch, zum Großfürsten. Ein Vertrag mit den Nowgorodern vom Jahre 1327 ist im Originale noch vorhanden, woran ein bleyernes Siegel hängt. — Bey dem zu Twer entstandenen Aufruhr werden die Mogolen erschlagen. Der Chan macht den Johann, Fürsten von Moskau, zum Werkzeuge seiner Rache. Twer und mehrere Städte werden verheeret, die Einwohner vertilgt. — Der Litauer Gedimin tritt auf. Das Pinsker Fürstenthum wird mit Litauen vereinigt. Er erlaubt seinen Söhnen, sich taufen zu lassen. Diese heirathen russische Fürstentöchter. Gedimin gründet Wilna, ertheilt (1323) deutschen Kaufleuten Freyheiten. Das lateinische Original ist im Königsberger Archiv vorhanden, wo sich auch vier lateinische Urkunden von dem letzten galizischen Fürsten Georg befinden. Sie betreffen Unterhandlungen mit dem Hochmeister des deutschen Ordens. — Kiew kommt unter Litauen, man weiß aber nicht genau, wann. — Unter dem Großfürsten Johann, Daniels Sohne, genannt Kalita (des Geldbeutels wegen, den er bey sich trug, um Almosen zu spenden), wird Moskau seit 1328 das Haupt von Rußland, wohin auch der Metropolit seinen Sitz verlegt hatte. Johanns Testament ist im Originale noch vorhanden und in der Sammlung fürstlicher Briefe abgedruckt. Sehr zu loben ist es, daß gewöhnlich auch die Siegel beschrieben werden. — Der letzte Fürst von Galizien stirbt 1336. Ihm folgt Boleslaw, des Fürsten von Masowien Trojdens Sohn. Dieser wird mit Gift umgebracht, und 1340 kommt sein Schwager K. Kasimir zum Besitze von Galizien. In dem Vertrage mit den Litauern tritt er einige Theile an die litauischen Fürsten ab. So endigte Galizien als selbstständiges Reich. — Die Pest, der schwarze Tod genannt, nahm ihren Anfang in China und verbreitete sich über Asien und ganz Europa. Sie wüthete 1346 in den Gegenden des kaspischen und schwarzen Meeres, 1349 in Skandinavien, von dort oder aus Deutschland kam sie nach Pskow und Nowgorod. Sie zeigte sich zuerst im Frühjahre 1352, und raffte bis zum Winter den dritten Theil der Ein-

wohner weg. Simeon (gestorben 1353) nannte sich, wie es scheint, der erste Großfürst von ganz Rußland (vseja Rusi), wie es auf dem silbernen und vergoldeten Siegel bey seinem Testamente eingegraben steht. Dieß ist, so wie sein Vertrag auf Papier (von Linnen) geschrieben. Herr Karamsin vermuthet, daß das Papier über Nowgorod aus Deutschland dahin gekommen sey. Wenn er aber Note 373 sagt, daß auch die illyrischen Slawen das Linnenpapier bumaga nennen, so irrt er sich ganz gewiß. Ihnen ist das Wort bumaga ganz fremd. Stulli hat es zwar aufgenommen, aber als ein russisches Wort bezeichnet. — Zu Ende des eilften Kapitels äußert der Historiograph seine nicht unwahrscheinliche Meinung über das Entstehen der neuen Fürstenthümer in der Moldau und Walachey. Wenn er glaubt, daß noch im zwölften Jahrhundert unter der Herrschaft der galizischen Fürsten einige Ueberbleibsel der alten Geten, vermengt mit römischen Kolonisten des ersten Jahrhunderts, unter dem Namen der Wolochen (Wlachen) in der Moldau gewohnt hätten, wer könnte ihm hierin beystimmen? Die Walachen der Moldau und Walachey sind viel später aus der Bulgarey und andern südlichen Gegenden dahin gezogen. Die moldanischen Urkunden von Stephan und Peter, die Hr. Karamsin besitzt, sind in russischer, die walachischen aber in bulgarischer Sprache abgefaßt. Siehe die Note 389. —

Wir haben noch vier starke Bände vor uns; um nicht gar zu weitläufig zu werden, wollen wir uns in Betreff ihrer kürzer fassen. Der fünfte Band begreift 99 Jahre, in diesen nur drey Regierungen. Noch immer seufzen die Russen unter dem Joche der Tataren, wenn sie gleich den Muth und das Glück haben, ihre Bedrücker tüchtig zu schlagen. Der Sieg, den der Großfürst Dimitrij Joannowitsch im Gebiete Räsan 1378 über die Mogolen erringt, ist schon deßhalb merkwürdig, weil er seit 1224 der erste war. — Vom Metropoliten Alexij (gest. 1278) erfahren wir manche schöne Handlung; auch noch den Umstand, daß er seinen Namen, selbst in russischen Urkunden, griechisch unterschrieb, aber kein Wort davon, daß er, wie es doch in seinem Leben behauptet wird, das neue Testament aus dem Griechischen übersetzt habe. Im Kloster Tschudow in Moskau ward sonst eine alte Handschrift davon, die man sogar für seine eigene ausgab, aufbewahret. Eigentlich hat er die schon vorhandene slawonische Uebersetzung mit dem griechischen Original genauer verglichen, und sie, wo es ihm nöthig schien, verbessert. — Die große entscheidende Schlacht (8. Sept. 1380) am Don verewigt des Großfürsten Dimitrij Andenken, indem man ihm deßhalb den Beynamen der Donische beylegte. Aber sie entschied noch

Rußlands Schicksal nicht gänzlich. Tochtamysch, der mit Hülfe Tamerlans den Feind der Russen, Mamaj, überwältigte und nun wie Baty oder Usbek über Rußland herrschen wollte, beschied die russischen Fürsten in die Orde. Sie erschienen nicht. Der Chan Tochtamysch verheerte hierauf Rußland. Moskau wird am 26. August 1382 eingenommen und geplündert. Daß die Barbaren viele Bücher verbrannten, ist wohl sehr zu bedauern. Dasselbe Schicksal erfahren mehrere Städte des Großfürstenthumes. Wasilij, Sohn des Großfürsten, stellt sich in der Orde, muß aber als Geißel mit andern Fürstensöhnen da verbleiben. Nach drey Jahren gelingt es dem erstern, heimlich zu entfliehen. — Jagailo von Litauen (1386) wird Christ, heirathet die Tochter K. Ludwigs, Hedwig, wird König von Polen, und läßt die Litauer von lateinischen Priestern taufen. Der Historiograph stellt ihn als Verfolger der russisch-griechischen Kirche auf. — Dimitrij Konstantinowitsch, Fürst von Nischnij Nowgorod, stirbt 1383. Ihm verdanken die Russen die älteste noch vorhandene Handschrift des Nestors. — In dem Vergleiche zwischen dem Großfürsten Dimitrij und dem Fürsten Wladimir (1389) wird die neue Successionsordnung im Großfürstenthum, nach welcher nun die Söhne den Vätern folgen, bestätigt. — Permien wird getauft; ihr Apostel, Stephan, richtet für die permische Sprache das Alphabet ein, wovon die Züge und Benennungen der Buchstaben in der Note 125 nachzusehen sind. Aus des Metropoliten Pimen Reise, die sein Begleiter beschrieben, sind im Texte, und zwar der Weg aus Moskau nach Konstantinopel, und Note 133 das griechisch-kaiserliche Krönungsceremoniel zu lesen. — Unter Dimitrij kommen schon kleine Münzen vor. Die tatarische tanga und pula dienten zum Muster, daher nun denga für silberne, pula für kupferne Münzen gebraucht worden. Im Jahre 1389 brachte man Waffen und Feuergewehre aus Deutschland nach Rußland. Note 136 wird Pelzels Geschichte (ohne Citation der Seite) genannt, worin er beweise, daß ein Berauner Bürger unter König Johann zwischen 1310 und 1346 das Feuerrohr erfunden hätte. Rec. kennt alle Auflagen von Pelzels Geschichte und kann die Stelle in keiner finden. — Die großfürstliche Würde wird nun bey den Moskauer Herrschern erblich. Der Sohn Wasilij folgt dem Vater. Nischnij Nowgorod und Susdal wird (1392) mit dem Moskauer Fürstenthum vereinigt. — Timur (Tamerlan) siegt zweymal über den Chan der Kaptschakischen Orde (1395). Bey Tamerlans Annäherung bebt ganz Rußland. Der Großfürst bewaffnet sich und zieht ins Feld. Er läßt das Wladimirsche Marienbild nach

Moskau übertragen. Diesem schreibt man den Rückzug der Mogolen zu. — Zu Smolensk, wohin sich der Großfürst begab, werden (1396) die Gränzen zwischen Litauen und Rußland festgesetzt. Smolensk wird von Witowt (Witold) wiederum genommen und bleibt hundert und zehn Jahre bey Litauen. Großfürst Basilius zieht gegen Witowt, indem er Hülfe von den Tataren erhält; es kommt ein Waffenstillstand zuwege (1406). Man vergleicht sich. — Der mogolische Heerführer Edigej belagert (1408) Moskau, plündert andere Städte, wird von Chan zurückberufen, nimmt als Lösegeld 3000 Rubel. Der schwarze Tod wüthete in Rußland vom Jahre 1352 bis 1427. — Das litauische Rußland bekommt einen eigenen Metropoliten in der Person des Gregor Zamblak, eines gelehrten Bulgaren (1425). — Aus der Gerichtsordnung des Basilius stehen die wichtigsten Artikel im Texte. Man hat seit Jaroslaw dem Großen bis ins funfzehnte Jahrhundert nichts ähnliches aufzuweisen. Man zählt nun den Anfang des Jahres vom September, nicht mehr wie ehedem vom März. Familiennamen werden immer gewöhnlicher, und die slawischen Benennungen hören auf. Der letzte Fürst slawischen Namens in Moskau war der Sohn des Wladimir Andrejewitsch Jaroslaw. Bey den Polen und Böhmen dauerten sie noch länger fort. — Die erste Schlaguhr verfertigte (1404) der Mönch Lasar, ein Serbier. — Bey der großen Zusammenkunft der Fürsten zu Troky (1430) bewirthete der achtzigjährige Witowt seine Gäste durch sieben Wochen. Täglich sind sieben hundert Eimer Meth, nebst Wein und Bier, gebraucht worden. In die Küche schaffte man sieben hundert Ochsen und Kalbinnen, vierzehnhundert Hammel, hundert Auerochsen, eben so viele Elen und Wildschweine. Witowt wollte, wie es ihm Kaiser Sigmund zu Luzko gerathen hatte, sich als König von Litauen von einem päpstlichen Legaten krönen lassen. Die polnischen Magnaten setzten sich dawider. Auf ihre Seite trat auch der Papst. Witowts Briefe an den Hochmeister des deutschen Ordens sind deutsch geschrieben. Mit ihm erlosch (1431) der Ruhm der litauischen Nation. — Dem Wasilij Wasiljewitsch wird auch in der Orde gegen seinen Nebenbuhler Jurij das Großfürstenthum zugesprochen. Er besteigt feyerlich zu Moskau den Thron und Wladimir verliert das Recht der Residenzstadt. Durch das Urtheil der Orde ist die Feindschaft zwischen dem Oheim und Neffen nicht erloschen. Jurij zieht in Moskau ein und erklärt sich nach dem ehemals gültigen Rechte des Seniorats zum Großfürsten; nimmt den Basilius gefangen, und entläßt ihn wieder. Zu diesem eilen die Bewohner Moskau's, Bojaren

und Volk. Jurij sehend, daß er sich zu Moskau nicht halten kann, begibt sich nach Halitsch und tritt den großfürstlichen Sitz dem Basilius ab; bricht aber bald sein Wort; schlägt das Heer des Großfürsten. Dieser flieht nach Nowgorod, Jurij besetzt (1434) Moskau, nimmt die Mutter und Gemahlin des Basilius gefangen. Unverhofft stirbt der sechzigjährige Jurij. Sein Sohn Kossoj erklärt sich zum Großfürsten von Moskau. Dessen Brüder wollen ihn dafür nicht erkennen; versöhnen sich mit Basilius und jagen den Kossoj aus der Residenz, der endlich nach einigen Streifereyen gefangen und geblendet wird. Johann der Große wird 1440 geboren. — Des Metropoliten Isidor Reise zum Kirchenrathe nach Florenz wird sehr umständlich beschrieben. Er langte am 18. August 1438 zu Ferrara an. Die Griechen unterzeichnen zu Florenz die Uniousakte. Der weitere Hergang wird in nachstehender Weise erzählt: »Isidor geht von Florenz (6. Sept. 1439) über Venedig nach Ofen. Von hier aus läßt er einen Brief an alle ihm untergeordnete Eparchien ergehen, worin er sie über die zu Stande gebrachte Union belehrt. Hierauf erscheint er als Legat a latere des apostolischen Stuhls zu Kiew; und begibt sich im Frühjahre (1440) nach Moskau, überreicht dem Großfürsten einen Brief vom Papst Eugen IV. Bey einem feyerlichen Amte läßt er die Vereinigungsurkunde von der Kanzel vorlesen. Man schweigt vor Verwunderung und Bestürzung. Der Großfürst allein disputirt mit dem Metropoliten, erklärt ihn für einen Ketzer, falschen Hirten und läßt ihn im Kloster Tschudow festsetzen. Isidor, aus Furcht, etwa gar als Ketzer verbrannt zu werden, entweicht und eilet nach Rom.« — Der Zar (König) von Kasan, Machmet, überfällt Rußland, nimmt den Großfürsten gefangen, entläßt ihn aber bald wieder gegen ein Lösegeld (1445). Schemjaka, Jurijs Sohn, verbindet sich mit andern Fürsten wider den Großfürsten. Ihre Mitverschwornen öffnen ihnen die Thore von Moskau, während Basilius sich im Dreyfaltigkeitskloster aufhält. Er wird von da nach Moskau gebracht, am 16. Februar 1446 geblendet und nach Uglitsch geschickt. Er versöhnt sich mit dem Schemjaka, dem er eine glückliche Regierung wünscht und entfernt sich. Alles eilet dem Basilius zu Hülfe. Einer seiner Bojaren kommt mit einiger Begleitung nach Moskau, bemächtigt sich des Kremels. Basilij versöhnt sich mit seinen Feinden, Dimitrij Jnriewitsch (Schemjaka) schwört ihm als Großfürsten Treue (1447), die er noch einmal bricht. — Basilius erklärt seinen zehnjährigen Sohn Johann 1449 zum Mitregenten. — Schemjaka wird 1450 geschlagen. Dieß war die letzte merkwürdige Schlacht, die in den Streitigkeiten der Fürsten vorfiel.

Basilius, der 1462 starb, wird mit Unrecht Selbstherrscher genannt. — Unter ihm wurde das öffentliche Peitschen mit der Knut eingeführt. — Die Nowgoroder nehmen eine Veränderung ihrer Münze vor. Es gibt auch schon Falschmünzer. Der Wogulitschen erste Erwähnung geschieht in den Chroniken bey Gelegenheit der Erzählung von dem Bischofe Pitirim, der das Evangelium bey den Permiern predigte und an der Kama erschlagen ward. Im vierten Kapitel, worin der Zustand Rußlands seit dem Einfalle der Tataren bis zu Johann III. geschildert wird, mußte manches wiederholt werden. Die heidnischen Sitten der Tataren konnten die Russen nicht leicht annehmen, aber in ihre Sprache haben sie gar viele Wörter aufgenommen. Hr. Karamsin sagt zwar, im Wörterbuche der Akademie wären kaum vierzig oder funfzig Wörter tatarischen Ursprungs zu finden. Allein er mag sich als geborner Russe wohl irren, der von Jugend auf neben den slawischen tatarische Wörter hört und sie nicht so gut unterscheiden kann, als ein Slawe, der kein Russe ist. Selbst Loschad, Pferd, wäre nach dem Verf. schon vor Baty üblich gewesen. Mag seyn, wiewohl zu vermuthen ist, daß erst spätere Abschreiber loschad für kon' gesetzt haben. Wäre aber Loschad wirklich so alt im Russischen, so müßte es durch die Petschenegen zu ihnen gekommen seyn. Die Rubrik: Ursprung der Kosaken, ist sehr belehrend. Räsaner Kosaken kommen 1444 vor. In der Ukraine wurden sie 1517 bekannt. Herr Karamsin findet es wahrscheinlich, daß der Name schon vor Baty den Torken und Berendjern gehörte, die an den Ufern des Dnepers unter Kiew wohnten. Sie hießen Czerkassen, wie die Kosaken, und Czerkassen hießen sonst Kasachen; daher nun Kosaken oder Kasaken. — Außer der Stadtmauer und einigen Kirchen gab es in Moskau noch kein Gebäude von Stein bis ins funfzehnte Jahrhundert. — Die Erzählung von Alexanders Tapferkeit mag, nach dem Style zu urtheilen, aus dem vierzehnten oder dreyzehnten Jahrhundert seyn. Des Sinagrips haben wir schon oben gedacht. Die Chronikenschreiber verrathen hier und da Bekanntschaft mit den alten Griechen. Nicht ohne Werth ist die poetische Beschreibung der Kulikower Schlacht, von einem Räsaner, dem Priester Sophronius, verfaßt. Sie erinnert an das Wort von Igor. Die Lobrede auf Dimitrij den Donischen zeichnet sich durch Stärke und Zartheit aus. Von beyden sind hier im Texte und in den Noten Proben zu lesen. — Die sieben Kapitel des sechsten Buchs begreifen bloß die Regierung eines einzigen Großfürsten. Unter Johann III. dem Schrecklichen, dem Großen (1462—1505) erhebt sich die russische Geschichte zur Würde einer wahren Staatsgeschichte. Achmet, Kö-

nig (Zar) der Wolgischen Orde zieht gegen Moskau, 1465, der Chan der Krim nimmt es mit ihm auf, an den Ufern des Dons entsteht ein blutiger Krieg unter den zwey Orden. Der Krieg mit den Nowgorodern fängt 1469 an, die sich endlich dem Großfürsten unterwerfen. Permien muß sich 1472 ergeben. Achmet zieht sich bey seinem zweyten Einfall schnell zurück; der Großfürst wird als Sieger in Moskau aufgenommen. Er heiratet die unirte griechische Prinzessin Sophia 1472, weßhalb zu Rom schon seit 1469 durch Gesandtschaften verhandelt worden. Des Großfürsten Brief, den die Gesandten dem Papste Sixt im May 1472 einhändigten, war russisch geschrieben. Die Braut wird nach dem Verlobnisse zu Rom über Lübek, Nowgorod nach Moskau begleitet, wo sie am 12. November ankam. — Der zweyköpfige Adler kommt in das russische Wappen. Johann sorgt für Künste. Aus Italien wird der Baumeister Fioraventi Aristoteles von Bologna berufen. Er bauet Kirchen, Paläste, die Mauern des Kremels, gießt Kanonen und Glocken, prägt Münzen. Auf Johanns Münzen steht der Name Aristoteles. Contarini, ein Venetianischer Gesandter, der 1476 aus dem Orient nach Moskau kam, beschreibt Rußland. — Die letzte Stunde der Freyheit der Nowgoroder schlug 1478. Johann verwirft alle Bedingungen der Unterwerfung. Bey dieser Gelegenheit gibt der Historiograph eine kurze, lesenswerthe Uebersicht der Schicksale der Stadt Nowgorod. Achmets letzter Zug 1480. Er wagt es nicht, die gerüsteten Russen anzugreifen. Iwak, Fürst der Schibanischen Ulussen, verfolgt den sich zurückziehenden Achmet und erlegt ihn mit eigener Hand. Die Orde zerfällt und die Russen sind nun von der langen Knechtschaft, die mehr als zweyhundert Jahre dauerte, befreyet. Iwak sucht Johannes Freundschaft. — Krieg mit dem liefländischen Orden 1480. Stillstand 1483. — Der Chan von der Krim als Verbündeter des Großfürsten nimmt Kiew ein, plündert die Stadt, wofür ihm Johann dankt. Johann verbindet sich mit dem König von Ungern, Mathias, gegen Polen 1482, Gesandte gehen hin und her mit Geschenken. Der Großfürst verlangt unter andern von Mathias Künstler, die Kanonen gießen und daraus schießen können, Feldmesser, Silberarbeiter und Bergverständige. — Der Fürst von Twer wird 1485 bekriegt, weil er sich mit dem König von Polen verband. Die Rostower, Jaroslawer Fürsten verlieren das Recht, selbst zu herrschen. Kasan wird 1487 genommen, die Herrschaft über Wjatka befestigt, das arskische Land erobert. — Johann der jüngere stirbt 1490 im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters. Der Arzt Leo, von Geburt ein Jude, nahm es auf sich, ihn zu heilen und verbürgte seinen Kopf. Er ward der unglücklichen Kur

wegen eingesperrt und nach sechs Wochen öffentlich hingerichtet. Ein ähnliches Schicksal hatte im Jahre 1485 ein deutscher Arzt, Anton. Der Baumeister Aristoteles darüber erschrocken, wollte unverzüglich Rußland verlassen. Johann erzürnet, ließ ihn in seinem Hause einsperren, aber bald wieder befreyen. — Merkwürdig ist der umständliche Bericht von der kaiserlichen Gesandtschaft. Zwar kam schon im Jahre 1486 mit einem Briefe von Kaiser Friedrich III. Niklas Poppel, aber bloß als neugieriger Reisender nach Rußland; aber mit Aufträgen als kaiserlicher Gesandter erst im Jahre 1488. Die Antwort des Großfürsten ward durch den Griechen Trachaniot, der die Prinzessin Sophie begleitet hatte, dem Kaiser zu Frankfurt sammt den Geschenken eingehändigt. Ein zweyter Gesandter, Doktor Delator, unterhandelt um eine Braut für König Maximilian. Der Vertrag mit ihm vom 16. August 1490 steht ganz im Texte. Der russische Gesandte verlangt, daß der Allianztraktat in russischer Sprache von einem serbischen oder slawonischen Schreiber abgefaßt werde. Von dem Briefe Maximilians ist das Original im russischen Reichsarchiv nicht mehr vorhanden, sondern nur eine Abschrift davon. Wegen der Heirath entschuldigt Delator den König Maximilian, der Kaiser habe eine andere Braut vorgeschlagen. Dem Michael Snups, der mit Briefen von König Maximilian und dem Erzherzog Sigmund versehen, nach Moskau 1492 geschickt ward, um russisch zu lernen und um geographische Kenntnisse zu sammeln, wird die weitere Reise ins Innere von Rußland nicht gestattet. — Friede mit Litauen 1494. Fürst Alexander heiratet die Tochter des Großfürsten, Helena, ohne zu verlangen, daß sie zur lateinischen Kirche trete. Nur konnte sie, als Alexander 1501 König in Polen geworden, der griechischen Religion wegen nicht als Königin gekrönt werden. Wahrscheinlich ist der Kommunionlöffel, den schon Eckard auf einer Tafel nebst gothischen Münzen 1720 abbilden ließ, ein Denkmal von dieser Helena. Er ist auch auf der zwölften Tafel bey Knittel (Vers. Goth. 1761) zu sehen. Gern hätten wir des Historiographen Meinung darüber vernommen. Mit dem türkischen Sultan steht Johann in freundschaftlichen Verhältnissen, laut seines S. 233 abgedruckten Briefes (1492). Doch geht erst 1497 die erste Gesandtschaft nach Konstantinopel. Seit der völligen Unterwerfung Jugriens (1499) schreiben sich die russischen Herrscher Fürsten von Jugrien. — Papst Alexander VI. und Wladislaw, König von Ungern, suchen 1503 den Frieden zwischen Johann und dem deutschen Orden zu vermitteln. Es wird mit Litauen und Liefland ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen. — Vom Kaiser Maximilian langen 1504 und

1505 Gesandtschaften zu Moskau an. Maximilian bittet sich weiße Geyerfalken (Kretschet) aus. Hartinger (so hieß der Gesandte) verlangt, daß, weil man am kaiserlichen Hofe nicht russisch verstünde, Johanns Brief lateinisch geschrieben werde. Es wird ihm bedeutet, der Großfürst wolle auf unnütze Unterhandlungen kein Geld ausgeben, schicke daher keinen Gesandten mit. Basilius, Johanns Sohn, den der Vater 1502 zu seinem Nachfolger bestimmte, wählt sich im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters aus 1500 adeligen Fräulein, die zum Hofe gestellt worden, die Salomone zur Frau. Sie war die Tochter des Jurij Saburow, eines Nachkommen des Mursa Tschet, der aus der Orde emigrirte. Johann, der Schöpfer der Größe von Rußland, stirbt am 27. Oktober 1505. Er war stolz auf den alten Titel eines Großfürsten, nur in Verhandlungen mit Auswärtigen nannte er sich Zar. Herr Karamsin bemerkt ganz richtig, daß Zar keine Verkürzung von dem lateinischen Caesar sey, wie viele ohne Grund dafür hielten, sondern daß diese alte Benennung aus dem Orient herstamme, deren Bedeutung schon Bayer im Persischen aufsuchte. Den Russen sey Zar in der Bedeutung eines Königs durch die slawonische Bibelübersetzung bekannt worden. Man habe die griechischen Kaiser und in späteren Zeiten die mogolischen Chane Zare genannt. Ganz was anders sey kesar, womit Zar nicht zu verwechseln ist. Unter Weißrußland (vor Johann III. kommt diese Benennung nicht vor *) ist Groß- oder Altrußland zu verstehen. Aus Johanns Gerichtsordnung (sudebnik), die er durch den Sekretär (Djak) Wladimir Gussen 1497 zusammentragen ließ, enthält die Note 609 Auszüge. Von seinen Polizeygesetzen ist die Einrichtung der Posten, Verbote wider das Saufen, und der Auftrag an Mamonow merkwürdig, der sich zu Smolensk und Wilna erkundigen sollte, ob die französische Krankheit da herrsche. In Krakau zeigte sich die Lustseuche schon 1493. Johann wollte seine jüngste Tochter Theodosia an keinen auswärtigen Prinzen verheiraten, sondern gab sie dem russischen Fürsten Wasilij Cholmski. Aus der vollständigen Beschreibung von der Hochzeit dieses Paares führt nun der Historiograph Einiges an, so wie er noch zuletzt der Reise nach Indien, die 1470 Athanas Nikitin unternommen und beschrieben, im Kurzen erwähnt, und daraus N. 629 Proben des Styls und einen Auszug mittheilt.

VII. Band. Basilius, Johanns Sohn, 1505—1533.

*) Sonderbar! während doch ein deutsches Gedicht aus dem vierzehnten Jahrhundert von Weißreussen spricht! Siehe Jahrbücher XIV. A. B. S. 23.

Basilius tritt die Regierung an, ohne sich feyerlich krönen zu lassen. Das Schicksal des im Gefängnisse schmachtenden Dimitrij, den Johann feyerlich gekrönt hatte, aber später einsperren ließ, ward auch jetzt nicht erleichtert. Basilius, sagt Herr Karamsin, wollte nicht großmüthig seyn. Die Stadt Pskow verlor 1510 ihre bürgerliche Freyheit, deren sie seit sechshundert Jahren genoß. Smolensk, das hundert zehn Jahre unter litauischer Herrschaft stand, ward 1514 von den Russen wieder erobert. Kaiser Maximilian schickt seinen Rath Georg Schnitzenpamer nach Rußland, um sich mit dem Großfürsten gegen Sigmund von Polen zu verbinden. In der Bundesakte, die man zu Moskau aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte, steht Kaiser für Zar (König). (Es ist möglich, daß der Uebersetzer das Wort auch für eine Verkürzung von caesar hielt.) Das russische Original ist verloren gegangen. Aber den deutschen Vertrag, den Maximilian zu Gmunden unterzeichnete, las Kaiser Joseph II., als er in Moskau war, mit Neugierde, und sagte lächelnd zu den Beamten beym Archive: »Meine Herren, zeigen Sie dieß dem König von Frankreich.« Denn der französische Hof weigerte sich lange, den Titel Kaiser oder Imperator anzuerkennen. Im Jahre 1718 ließ Peter I. diese deutsche Urkunde mit einer französischen und russischen Uebersetzung drucken. In letzterer heißt es: gegeben in unserer Stadt Gunden (gundenje), in dem deutschen Abdrucke noch fehlerhafter Brundenaw, wo im Originale, das Herr Karamsin einsah, Gmunden am (vierten Tag ic.) zu lesen ist. Basilius sucht durch eine zweyte Gesandtschaft 1517 die Pforte für sich zu gewinnen. Es gelingt nicht. Der König von Dänemark, Christian II., schließt ein Bündniß mit dem Großfürsten wider Schweden und Polen in demselben Jahre. Die dänischen Unterthanen erhalten in Rußland Freyheiten. Auch der deutsche Orden wendet sich an Rußland und sucht Hülfe wider Sigmund. Des kaiserlichen Gesandten Herberstein Rede, die er bey seiner Audienz an den Großfürsten hielt, legt der Historiograph seinen Lesern russisch vor. Der Zweck seiner Sendung, die Vermittelung des Friedens zwischen Polen und Rußland, ward noch lange nicht erreicht. Die russischen Gesandten werden von Maximilian sehr gnädig zu Innsbruck empfangen. Der Kaiser schickte 1518 den Francesco da Collo und Antonio de Conti nach Moskau. Auch sie sollten den Frieden zwischen Sigmund und Basilius vermitteln. Ihre Unterhandlung ist unter dem Titel Trattamento di pace ec. zu Padua 1603 herausgekommen. — Die krimischen Tataren verheeren Litauen zu Gunsten der Russen, mit welchen sie 1519 ei-

nen Vertrag eingingen. Die Vorstellungen des Papstes Leo X., die er durch den Hochmeister dem Großfursten machen ließ, konnten den Frieden mit Litauen noch nicht herbeyführen. Der Krieg dauert fort bis zu dem Waffenstillstand, der 1522 am 25. December auf fünf Jahre geschlossen ward. Die Russen behielten Smolensk. Der deutsche Orden in Preußen hört auf, indem Sigmund den Hochmeister Albrecht zum Erbherrn der Ordensbesitzungen erklärt, der von Polen abhängig bleibt. Der liefländische Orden erneuert den Friedenstraktat mit Rußland im Jahre 1521 auf zehn Jahre. Der Chan von der Krim nimmt Astrachan, der Zar von Kasan läßt die russischen Kaufleute und den Gesandten erschlagen. Die Russen unternehmen 1524 einen Feldzug gegen Kasan ohne erwünschten Erfolg. Die Salomone, mit der Basilius zwanzig Jahre in kinderloser Ehe lebte, wird wider ihren Willen als Nonne eingekleidet. Er heiratet 1526 des Basilius Glinski Tochter Helena. Um der jungen Frau zu gefallen, läßt sich der viel ältere Großfürst den Bart scheren. Der Kapitän Paul, ein Genueser, der schon unter Leo X. durch Rußland reiste, kommt als Gesandter das zweyte Mal mit einem Briefe vom Papst Klemens VII. an, um den Großfürsten zum Kriege wider die Türken und zur Union mit der lateinischen Kirche zu bewegen, wofür ihm, wie schon zuvor, die königliche Krone angetragen wird. Mit dem Gesandten Paul schickt der Großfürst den Kourier Dimitrij Gerasim mit Freundschaftsbezeugungen nach Rom. Dimitrij kommt 1526 im July mit einem neuen päpstlichen Gesandten zurück. Dieser, so wie der kaiserliche, hat den Auftrag, den Frieden mit Litauen vermitteln zu helfen. Es konnte nichts erreicht werden (weil Sigmund nur unter der Bedingung, wenn ihm Smolensk zurück gegeben würde, den Frieden schließen wollte), als die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum Jahre 1533. Die Gesandten verlassen Moskau und mit ihnen werden russische Gesandte nach Rom, zum Kaiser, und zu dem Könige von Polen geschickt. Die Gesandtschaft nach Rom hat Paul Jovius in schönem Latein beschrieben. — Der 1530 unternommene Zug wider Kasan schreckte die Kasaner. Sie unterhandeln mit Moskau, vertreiben den Zar Safa-Girej, und erbitten sich vom Großfürsten den Enalej zum Zar. Es wird ihnen willfahret. Erwähnung verschiedener Gesandtschaften, als der moldaischen, astrachanischen, nogaischen, indischen. Des Großfürsten Krankheit, Tod, Charakter, Privatleben, Titel werden beschrieben. Des gelehrten Mönchs Maxim Grek Schicksale, der vom Berge Athos berufen ward, die griechischen Bücher in Rußland zu verzeichnen, die russischen Kirchenbücher zu verbes-

fern, und welcher zwey und zwanzig Jahre als Verwiesener zu Twer eingesperrt war, wird man nicht ohne Theilnahme lesen. Von einhundert vier und dreyßig Schriften, worunter freylich auch bloße Briefe vorkommen, sind in der Note 341 zwey und zwanzig mit ihren Titeln verzeichnet. Er schrieb auch wider Luther. Rußlands Zustand vom Jahre 1462 bis 1533 konnte schon zum Theil aus Paul Jovius, Contarini und Herberstein, dessen Buch ungeachtet einiger Fehler immer sehr wichtig für Rußland bleibt, geschildert werden. Der Herrn Karamsin unbekannte Nikolaus Kusan, den Herberstein citirt, kann wohl kein anderer seyn, als der Kardinal Nikolaus von Cusa. Im Jahre 1520 hätte Moskau 41,500 Häuser gezählt. Einwohner dürfe man 100,000 annehmen. Die Großen nannten sich cholopi (Knechte) des Monarchen. Smerd hieß ehedem ein Bauer, jetzt Krestjan, weil die Tataren aus Verachtung die Russen so nannten. — Die jungen Mädchen wurden eingesperrt, gingen selten in die Kirche. Ihre Unterhaltungen waren Schaukeln (Katscheli). — Literatur: die slawonische Sprache reichte damals vom steinernen Gürtel bis zum adriatischen Meere, von Thracien, Bosporus bis an den Nil (?). Am Hofe der türkischen und ägyptischen Sultans redeten, wie Paulus Jovius versichert, ihre Weiber, die Renegaten und Mameluken slawonisch. (Ist wohl nur von einzelnen Personen zu verstehen.) Die Russen hatten schon Uebersetzungen von den vier Kirchenvätern Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Gregorius (wohl nur einzelner Theile, nicht ihrer ganzen Werke); eine Kaisergeschichte (wohl nicht diejenige, die Suetonius schrieb, sondern einen aus den Byzantinern entlehnten Auszug). Bassian, Erzbischof von Rostow, wird mit Demosthenes verglichen. Man hat von ihm einen Brief an den Großfürsten Johann. Des h. Daniels von Perejaslawl Leben ist nicht ohne Werth. Besonders zeichnen sich die Rede über die Geburt des Zar Johann nnd die Lobrede auf Basilius aus. Aus beyden liest man Proben des Styls im Texte. Von Werken des Witzes und der Phantasie fand Hr. Karamsin weiter nichts, als zwey Stücke: die Erzählung von einem Kiewer Kaufmann, dessen Sohn Borzosmysl die ihm von dem Tyrannen Swijan vorgelegten Räthsel witzig aufzulösen verstand, und die Nachricht von dem Walachen Drakula. Aus beyden kommen in der Note 411 zur Probe einige Stellen vor.

Der achte Band begreift nicht einmal die ganze Regierung des Großfürsten und Zars Johann IV., Basiljewitsch II., sondern das fünfte und letzte Kapitel reicht nur bis 1560. Tauris (die Krim), Litauen und Kasan waren nun die Haupt-

gegenstände der russischen Politik. Dem unmündigen Johann (er ward 1530 geboren) wird feyerlich Treue geschworen. Des Großfürsten Mutter Helena regieret mit dem Rathe der Bojaren bis 1538. Jurij und Andrej, des vorigen Großfürsten Brüder, werden einer nach dem andern verhaftet und kommen um. Man befürchtete, sie könnten sich der Regierung bemächtigen. — Es wird ein sechzigjähriger Waffenstillstand mit Schweden geschlossen, der Friede mit Liefland auf siebenzehn Jahre bekräftigt. Peter, Stephans Sohn, Woywode der Moldau, sucht russischen Schutz, der ihm zugesagt wird. Allein gegen Soliman, der 1537 die ganze Moldau verheerte, konnte ihn Rußland nicht schützen. Die Moldauer mußten sich dem Sultan unterwerfen, doch wurde ihnen noch das Recht, ihre Herrscher zu wählen, zugestanden. — Man weiß nicht, welchen Auftrag die russischen Gesandten hatten, die an Kaiser Karl V. und an König Ferdinand 1538 geschickt wurden. Sigmund, König von Polen, hetzt die asowischen und krimischen Tataren gegen Rußland auf, nimmt die russischen Verräther auf, will die russischen Eroberungen zurücknehmen. Litauen wird von Russen verheeret. Die Litauer nehmen Gomel und Starodub. Sieg der Russen. Stillstand mit Litauen (1537) auf fünf Jahre. — Die Kasaner erschlagen den Enalej, rufen den Safa-Girej, der ihre Unabhängigkeit wieder behaupten soll. Ein Theil der Kasaner will den Russen treu bleiben. Sie verlangen den Schig-Alej zu ihrem König. Man läßt den zu Bjelo-Ofero eingesperrten Schig-Alej nach Moskau kommen. Er schwört feyerlich dem sechsjährigen Großfürsten Treue und Unterwürfigkeit (1536). Der Krieg mit Kasan fängt nun an. Man achtet die Drohungen des Saip-Girej nicht, der 1538 nach dem erschlagenen Islam in der Krim regierte. Helena, wegen ihrer Tyranney und bekannter Neigung zu Iwan Telepnew gehaßt, stirbt (an beygebrachtem Gifte, wie Herberstein bezeugt) am 3. April 1538. — Kapitel II. 1538—1547. Nun herrscht vollkommene Aristokratie bey dem siebenjährigen Großfürsten. Den siebenten Tag nach Helenens Tode ließ der Fürst Basilius Basiljewitsch Schujskij die Aufseherin (Oberstlhofmeisterin) des jungen Großfürsten, die Bojarin Agrippina und ihren Bruder, den Fürsten Iwan Telepnew, greifen, sie in Ketten legen und im Kerker verwahren, ohne auf das Geschrey und die Thränen des jungen schutzlosen Knaben zu achten. Basilij Schujskij regiert. Nach Basilij ist Iwan Schujskij das Haupt der Bojaren. Der Metropolit Daniel muß abdanken, weil er mit Bielskij einverstanden, die Fürsten Schujskij stürzen wollte. Schujskij wird als

grober, herrschsüchtiger Barbar geschildert. Der neue Metropolit Joasaph verwendet sich bey dem jungen Monarchen und beym Bojarenrath, um den Fürsten Iwan Bielskij zu befreyen. Im Triumphe führt man den Bielskij aus dem Gefängnisse. Schujskij erscheint nicht mehr im Rathe. Die neue Partey regiert mit Mäßigung und Einsicht. Der junge Fürst Wladimir Andrejewitsch, Johanns Vetter, wird sammt seiner Mutter befreyt. Helena hatte sie beyde einsperren lassen. Einem andern im Gefängnisse neun und vierzig Jahre lang schmachtenden Verwandten des Großfürsten, dem Fürsten Dimitrij, Sohne des Andrej von Uglitz, ward zu Wologda sein Schicksal dadurch erleichtert, daß man ihm die Ketten abnahm, mehr Licht und Luft im Kerker vergönnte. — Safa-Girej, Zar von Kasan, fällt in Rußland ein und der Chan von der Krim zog mit türkischen Hülfsvölkern bis an die Oka. Der Chan flieht bey Annäherung der Russen; zum ersten Mal befinden sich ottomannische Trophäen in russischen Händen (1541). Schujskij sinnt auf Rache, zettelt eine Verschwörung wider Bielskij an. Des Nachts (am 3. Jänner 1542) wird Bielskij von den Verschwornen im Kreml ergriffen, ins Gefängniß gesetzt; der Metropolit nach Bielooſero ins Cyrillische Kloster geschickt. Früh langt Iwan Schujskij selbst aus Wladimir kommend an, und steht nun als Haupt an der Spitze der Bojaren. Bielskij wird nach Bjelooſero verwiesen, und auf Befehl des Schujskij, ohne Wissen des Großfürsten, ermordet. Makarius, der Erzbischof von Nowgorod, wird zum Metropoliten ernannt. Von Schujskij's Regierung ließ sich nichts Gutes erwarten. Indessen wuchs Johann heran. Den Waffenstillstand mit Litauen auf sieben Jahre hat er selbst beschworen. Iwan Petrowitsch, Stephans Enkel, schreibt an den Großfürsten Johann, Soliman hätte ihm aus Gnaden die Moldau zurückgegeben, verlange aber über den jährlichen Tribut noch 300,000 Gulden, und bittet um Hülfe an Geld, die ihm auch geworden. — Schujskij's Macht dauerte nicht lange. Eine Krankheit zwang ihn, den Hof zu verlassen. Er lebte noch zwey oder drey Jahre. Das Ruder hatte er drey andern Schujskij, dem Iwan, Andrej, Fedor übergeben. Diese herrschsüchtigen Oligarchen litten keinen Widerspruch im Rathe (Duma), entfernten alle, die ihnen gefährlich schienen. Allein Johann kam zur Besonnenheit, fühlte das Lästige einer ungesetzmäßigen Vormundschaft. Er haßte die Schujskij, besonders den heftigen wilden Andrej, und sein Gemüth neigte sich zu denen hin, die den Oligarchen nicht wohl wollten. Unter denen war Fedor Semenowitsch Woronzow, der die

Liebe des Monarchen täglich mehr gewann. Die Oligarchen wagen es mit andern Gleichgesinnten in Gegenwart des Monarchen den Woronzow wie rasend anzufallen, ihn mit Gewalt in ein anderes Zimmer zu schleppen, und wollten ihn tödten. Der Metropolit und die Bojaren Morosow sprechen im Namen des Großfürsten für Woronzow. Die Schujskij gaben gleichsam aus Gnaden ihr Wort, ihn am Leben zu lassen, aber sie stießen, schlugen ihn, führten ihn auf den Platz hinaus und sperrten ihn ins Gefängniß. Johann schickt den Metropoliten und die Bojaren das zweyte Mal an die Schujskij, um sie zu bereden, sie sollten denn Woronzow, wenn er ja nicht bey Hofe und in Moskau bleiben könnte, nach Kolomna schicken. Der Monarch selbst mußte ihren Ausspruch bestätigen. Sie führten endlich den Woronzow mit seinem Sohne nach Kostrom. Diese Frevelthat beschleunigte die vom Volke gewünschte Veränderung in der Regierung. Johann hatte bereits das dreyzehnte Jahr zurückgelegt. Seine schlechte Erziehung, das Werk der Schujskij, wird nun beschrieben. Die Fürsten Glinskij, seine Oheime, stellten dem Johann vor, daß es nun Zeit wäre, sich als Selbstherrscher zu zeigen. Er zeigt sich als strenger Gebieter drohend in der Versammlung der Bojaren (29. Dec. 1543). Er erklärte, den Fürsten Andrej Schujskij wolle er strafen als den Strafwürdigsten. Man nahm ihn, übergab ihn den Jägern, die ihn von Jagdhunden auf der Straße zerreißen ließen. Die Fürsten Glinskij regieren nun im Namen des Fürsten. Wir übergehen das grausame Verfahren der neuen Regierung. — Safa-girej wüthet (1546) zu Kasan. Die Kasaner wollen ihn dem Großfürsten ausliefern, wenn er ihnen ein Heer zuschickte. Die Verschwörung bricht aus, Safa-girej flieht, und Schig-alej wird triumphirend eingeführt. Da Safa-girej abermal gerufen mit Nogaischen Haufen an der Kama erscheint, gelingt es dem Schig-alej unbemerkt aus Kasan nach Rußland zu entweichen. — Das zweyte Kapitel beginnt mit der feyerlichen Krönung des siebenzehnjährigen Großfürsten (1547). Von dieser Zeit an nennen sich die russischen Monarchen in Urkunden Zare, behalten aber auch den alten Titel der Großfürsten. Johann wählt aus den vielen ihm vorgestellten adeligen Mädchen die Anastasia, Tochter der Witwe Zacharina, deren Mann Roman Jurjewitsch hieß. — Nie ist Rußland schlechter regiert worden, als unter den Glinskij, die im Namen des jungen Monarchen thaten, was sie wollten. Es half auch den Bedrückten nicht, sich an den neuen Zar zu wenden. Siebzig Pskower Bürger, die ihren Statthalter verklagten, stan-

den zu Ostrowka vor ihm bittend; er schäumte vor Zorn, schrie, stampfte mit den Füßen, goß heißen Wein auf sie, verbrannte ihnen den Bart und die Haare, ließ sie entkleiden und auf die Erde legen. Sie konnten nur ihren Tod erwarten. In dieser Minute meldet man ihm den Fall der größern Glocke, er eilet nach Moskau und die Pskower blieben am Leben. Um ihn zu bessern, mußte Moskau abbrennen (12. April 1547). Bey dieser schrecklichen Feuersbrunst verloren 1700 Menschen das Leben, ohne die Kinder zu rechnen. Man gibt den Brand den Glinskij Schuld. Ihre Feinde verschwören sich, der aufgebrachte Pöbel dient ihnen zum Werkzeuge. Die Empörung bricht aus, der Pöbel wüthet. — Wunderbare Besserung Johanns. Ein gewisser Silvester erscheint als Prophet, droht und rührt den Fürsten und dieser wird ein anderer Mann. Der Aufruhr wird gestillt. Der Bojaren Tyranney hört nun auf, Johann regiert nun allein. Sein Gerichtsbuch (Sudebnik), das 1550 erschien, nennt Herr Karamsin die zweyte russische Gerechtigkeit (prawda), einen treuen Spiegel der Sitten und der Begriffe jenes Zeitalters. Die Kirchensatzungen enthält der Stoglaw, so genannt, weil er aus hundert Kapiteln oder Artikeln besteht. Die Verbesserung der Kirchenbücher ward auch von ihm zuerst angeordnet. Am merkwürdigsten sind seine Anstalten zur allgemeinen Aufklärung seines Staates. Der Sachse Schlitt (1547—1551) hatte Zugang zum Zar, lernte russisch, ward mit Johanns Briefen an Kaiser Karl V. gesendet. Schlitt bringt 120 Personen für den Dienst des Zars zusammen. Von Lübek wollte er mit den Angeworbenen, worunter auch Buchdrucker und Sprachgelehrte waren, nach Liefland schiffen. Die Hansa und der liefländische Orden verhindern es aus niedriger neidischer Politik. Man fürchtete, Rußland könnte ihnen gefährlich werden. Der Lübeker Rath setzt den Schlitt in Kerker. Er entflieht daraus 1551, kommt erst 1557 nach Moskau ganz allein, ohne Geld, mit Schulden und mit verschiedenen Vorschlägen: der Zar, z. B. sollte dem Kaiser mit Geld und Leuten im Türkenkriege beystehen, zum Beweise der Treue Geißel (fünf und zwanzig Fürsten und Edelleute) stellen, einen beständigen Gesandten an Karls Hofe halten, einen Orden für Russen und Ausländer stiften, 6000 deutsche Krieger miethen, eine Post von Moskau bis Augsburg anlegen, endlich auch versprechen, die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen. Der stolze Saip-girej, der Astrachan eroberte, droht nun fürchterlich. Seiner groben Drohungen wegen läßt Johann den krimischen Gesandten ins Gefängniß setzen. — Mit allen, auch den kleinsten Umständen wird der letzte Zug nach Kasan und die Eroberung der Stadt

im vierten Kapitel beschrieben. Der feyerliche Einzug Johanns geschah am dritten Oktober 1552. Hundert funfzehn Jahre, vom Machmet an, bey dem Johanns Urgroßvater gefangen war, dauerten die Feindseligkeiten fort. Die Unruhen in Kasan, die vor diesem Zuge vorfielen, übergehen wir. Hätten sie nicht besser, ohne sie unter andern Begebenheiten zerstreut aufsuchen zu müssen, im Zusammenhange mit dem endlichen Falle Kasans dargestellt werden können und sollen? — Den Ursprung der donischen Kosaken dürfen wir nicht unberührt lassen. Sie bestehen aus Leuten, die russisch reden, griechischer Religion sind. Sie zeigen an ihren Gesichtern asiatische und europäische Züge, sind geborne Reiter, und treten jetzt erst auf dem historischen Theater auf. Eher hießen sie asowische Kosaken. Die ersten Gründer dieser militärischen Republik waren russische Flüchtlinge, die sich in den Gegenden, wo sich die Wolga dem Don nähert, ansiedelten, wilde Freyheit liebten, Kaufleute, die nach Asow und Kafa zogen, beraubten. Sie nahmen die Stadt Achas und nannten sie Tscherkas, d. i. die Kosakenstadt; denn Tscherkes und Kosak bedeutet einerley. Sie holten ihre Weiber aus dem Tscherkassenlande. Johanns Vater klagte sie beym Sultan an, als dem Gebieter über das asowische Land. Allein sie wollten von Muhamedanern nicht abhängen, sondern unterwarfen sich den russischen Zaren. Ihr Anführer Saryasman nennt sich 1549 Johannes Unterthan. Sie bauten Festungen am Don, kriegten mit den Nogajern, mit Astrachan und der Krim, forderten Tribut von Asow, schonten selbst die Türken nicht. — Kapitel V. Nach seiner Krankheit 1553 besucht Johann mit der Großfürstinn das Kyrilliſche Kloster; der junge Zarewitsch Dimitrij stirbt unterwegs, wie es Marim der Grieche vorhergesagt haben soll. Auf dieser Reise spricht Johann mit dem ehemaligen Bischof von Kolomna, Bassian. Auf die Frage, wie der Staat am Besten zu regieren sey, antwortet der alte Bassian, wenn du wahrer Selbstherrscher seyn willst, gib keinem Rathgeber Gehör, sondern befehle selbst. Bessern Rath, erwiederte der Zar, könnte mir selbst mein Vater nicht geben. — Der mit russischer Hülfe neu eingesetzte Zar Derbysch zu Astrachan schwört sammt dem Volke dem russischen Großfürsten Treue. Bey hergestellter Ruhe kehren nun die verscheuchten Kaufleute von Schamach, Derbent, Schawlak, Tjumen, Chiwa und Sarajtschik nach Astrachan zurück, und entrichten die bestimmten Zölle. Die Zare von Chiwa und von der Bucharey schicken ihre Gesandten nach Moskau mit Geschenken. Das Schawlakische und Tjumenische Land und Grusinien (Georgien) wollten Rußland unterwürfig seyn. Die Tscher-

kassischen Fürsten schworen dem russischen Monarchen Treue und verlangen Hülfe gegen des Sultans Herrschaft in der Krim. Man antwortete ihnen, daß der Sultan mit Rußland in Frieden lebe, aber wider den Chan Dewlet-girej wolle und werde sie Rußland schützen. Nur wenige Spuren des zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere zur Zeit der byzantinischen Herrschaft gepflanzten Christenthums waren noch übrig, jetzt wird es durch die Russen erneuert und verbreitet. Fürstensöhne aus jenen Gegenden werden zu Moskau getaufet und lernen lesen. Der nogaische Fürst Ismael, der seinen Bruder Jusuf erschlug, und nun über alle Ulusse (tatarische Lager) herrschte, sucht Johanns Freundschaft durch Zuschriften und Geschenke. Doch durfte sich Ismael in Huldigungsbriefen weder Vater noch Bruder des Großfürsten nennen, weil dieß für Rußland erniedrigend wäre. Der Ruf der russischen Eroberungen drang bis nach dem entfernten Sibirien, worunter der mittlere Theil der Statthalterschaft Tobolsk zu verstehen ist. Dort herrschten mogolische Fürsten, Nachkommen des Schiban, der Baty's Bruder war. Wahrscheinlich standen sie schon früher in Verbindung mit Rußland. Johann nennt sich schon im Jahre 1554 in Briefen Herrscher oder Gebieter von Sibirien. Der sibirische Fürst Ediger schickt Gesandte 1555 nach Moskau ab, und verspricht von jedem Kopfe jährlich einen Zobel und ein Eichhorn zu entrichten. Man gab 30,700 Einwohner seines Gebietes an. So fand Rußland den Weg zur unermeßlichen Erweiterung seines Gebietes im Norden von Asien, der dem gebildeten Europa ganz unbekannt war. — England, um einen Weg durchs Eismeer nach China zu finden, schickte (1553) drey Schiffe in den nördlichen Ocean. Zwey gingen zu Grunde, das dritte kam an das Ufer, wo jetzt Archangel steht. Der Kapitän Chanceler kommt nach Moskau, überreicht einen Brief von König Eduard VI. an alle Machthaber der nordischen Länder, der hier im Texte russisch übersetzt zu lesen ist. Lateinisch und englisch ward er schon ehedem herausgegeben. Im Februar 1554 wurde Chanceler mit einem Briefe vom Zar an König Eduard entlassen. Der russisch verfaßte Brief war mit einer holländischen (Dutch, nicht etwa deutschen? fragt Herr Karamsin) Uebersetzung begleitet. Chanceler kommt zum zweyten Male 1555 mit zwey Schiffen, mit Briefen von der Königin Maria versehen, um einen Handelsvertrag mit Rußland zu schließen. Die drey Briefe, einer italienisch (po frjaski), der zweyte polnisch, der dritte griechisch geschrieben, waren einerley Inhalts. Die vorzüglichsten Waaren, die die englischen Schiffe brachten, waren Tücher und Zucker. Der rus-

sische Gesandte, den Chanceler 1556 mitnahm, entgeht der Gefahr, in welcher Chanceler ertrank, und wird zu London sehr gut aufgenommen. Die Londner Tuchhändler verehren ihm eine goldne Kette von hundert Pfund Sterling, und fünf kostbare Gefäße. Er kehrt auf einem englischen Schiffe 1557 zurück und bringt Handwerker, Bergleute und Aerzte mit. Unter den Letztern befand sich der erfahrne Doktor Stendisch. Herr Karamsin läßt es nicht unbemerkt, daß der Großfürst in den Briefen der Königin Maria großer Imperator genannt wird. Der Chan von der Krim wird zurückgedrängt. — Der Krieg mit Schweden wird bald (1557) beygelegt. Die alten Gränzen wurden festgesetzt. — Für Schweden hatten sich der König von Polen und der Großmeister des liefländischen Ordens verwendet. Mit Litauen wurde der Waffenstillstand bis 1562 verlängert, Johann wollte einen ewigen Frieden schließen, wenn ihn August für einen Zar anerkennen würde. Allein August sträubte sich gegen diese Neuerung, indem er glaubte, dieser Titel gebühre nur dem deutschen Kaiser und dem türkischen Sultan. Die Bojaren zeigten den polnischen Gesandten die Briefe von Papst Klemens, vom Kaiser Maximilian, vom Sultan, von den Königen von Spanien, Schweden, Dänemark, die schon den Großvater und Vater Johanns Zar nannten; endlich den neuesten Brief der Königin von England. Nichts konnte den König August bewegen. Er scheint sich mehr vor dem Titel, als vor der Macht des russischen Monarchen gefürchtet zu haben. — Seit 1503 hatten die Russen weder dauerhaften Frieden mit Liefland, noch Krieg, sondern nur Waffenstillstand. Der liefländische Orden sucht 1554 bey Rußland an, ihn auf funfzehn Jahre zu verlängern. Er wird von Johann nur unter der Bedingung gestattet, wenn ihm von dem dorpatischen Gebiete der jährliche Zins nach einem Vertrage, den der Großmeister Plettenberg 1503 eingegangen, bezahlt würde. Dorpat verbindet sich schriftlich unter der Bürgschaft des Großmeisters, nicht nur in Zukunft eine deutsche Mark von jedem Kopfe, sondern auch den Zins für die verflossenen funfzig Jahre in drey Jahren abzutragen, ferner die russischen Kirchen, die von den lutherischen Fanatikern zu Dorpat, Reval und Riga zerstört worden, wieder herzustellen. Der Vertrag, der von den Gesandten zu Moskau entworfen war, sollte nun vom Bischofe und den Aeltesten mit ihrem Eide und Siegel bekräftigt werden. Man beschuldigt die Gesandten, daß sie ihre Vollmacht überschritten hätten, und beschließt die Einwilligung des Kaisers, als obersten Schutzherrn, abzuwarten. Mit diesem Vorbehalt wird der Vertrag beschworen. Johann schwieg, aber von dieser Zeit an

schrieb er sich in Urkunden Herr von Liefland. Nun wird Liefflands elender Zustand und Rußlands Macht geschildert, zugleich gezeigt, was ohnehin jedem in die Augen fällt, wie unpolitisch es gewesen sey, es mit einem so mächtigen Feinde aufzunehmen. Johann, der sonst, wie im Kriege mit Kasan, 150,000 Mann ins Feld stellte, konnte jetzt nach der Eroberung Kasans und bey besserer Einrichtung des ganzen Kriegswesens 300,000 aufbieten. — Die Gesandten des Großmeisters und des Bischofs kamen im Februar 1557 noch einmal nach Moskau, um die Ungerechtigkeit der russischen Forderungen zu beweisen. Da sie ohne Geld kamen, wurden sie zurückgeschickt mit dem Bedeuten, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllen wollten, so würde der Großfürst schon Mittel finden, das seinige zu nehmen. Zu Ende dieses Jahres rückte ein Heer von 40,000 Mann an die Gränzen. Es bestand nebst Russen aus Tatarn, Tscheremissen, Mordwinen, Tscherkassen. Die liefländischen Gesandten kamen mit reichen Geschenken und schönen Worten. Johann wollte keines von beyden. Man zeigte ihnen den abgeschlossenen Vertrag. Sie kamen endlich überein, daß Dorpat anstatt der Kopfsteuer jährlich tausend ungrische Goldgulden, Liefland aber 45,000 Thaler für Kriegskosten zahlen sollte. Der Vertrag sollte nun erfüllet werden. Die Gesandten erklärten, daß sie kein Geld mit hätten. Da ließ der Großfürst, wie man schreibt, sie nach Hofe zur Tafel laden und leere Schüsseln vorsetzen. Hungrig standen sie vom Tische auf und gingen nach Hause, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und hinter ihnen das russische Heer, das am 22. Jänner 1558 mit Feuer und Schwert in Finnland einrückte. Die schrecklichen Verheerungen des Landes, die Einnahme der festen Plätze, die mit allen Umständen beschrieben werden, übergehen wir. Drey Könige (von Polen, Schweden und Dänemark) treten als Vermittler für Liefland auf. August, König von Polen, verlangt, daß dem Kriege mit Liefland ein Ende gemacht werde, weil er es selbst nehmen wollte. Gustav Wasa bittet dem Kaiser Ferdinand zu Gefallen, den Johann als großmüthigen Nachbar, aus Mitleid und Menschenliebe und des allgemeinen Wohls der Christenheit wegen den Liefländern den Frieden zu schenken. Der dritte Vermittler war Friedrich II. König von Dänemark, der Ehstland für ein von jeher den dänischen Königen angehöriges Land ansah. Von russischer Seite werden die dänischen Gesandten aus der Geschichte eines andern belehrt und dem Könige gerathen, er solle ja nicht Esthland betreten. Wenn er sich für Liefland verwenden wollte, sollte er dem Meister des liefländischen Ordens und dem Bischofe rathen, daß sie sich vor

Johann persönlich zu Moskau stellten. Zu diesem Ende ward den Liefländern ein Waffenstillstand auf sechs Monate bewilligt (vom May bis November 1559). Kettler, der neue Großmeister, unterhandelt mit König August und verbindet sich mit ihm. Zum Unterpfande werden ihm feste Plätze übergeben. August droht und rüstet sich; verlangt, daß die russischen Heere Liefland räumen. Auch Kaiser Ferdinand schickt einen Kourier nach Moskau, und verlangt, daß Liefland als ein Reichsland nicht bekriegt werde. Wenn der Kaiser Ferdinand, wie ehedem Maximilian und Karl V, Freundschaft mit Rußland verlange, so müßte es durch förmliche Gesandte, angesehene Männer geschehen, mit Kourieren könnten keine wichtigen Geschäfte abgehandelt werden, antwortete der Zar. Liefland steht hinfort in Flammen. Des Einfalls der krimmischen Tatarn wird gedacht, das Vordringen der Russen in die Krim beschrieben, und der ganze Band mit dem Tode der Zarin Anastasia (7. Aug. 1560) geschlossen. Hier das Ende der glücklichen Tage Johanns und Rußlands, setzt der Historiograph hinzu. Man wird den Reichthum der historischen Daten aus diesen Auszügen wohl abnehmen können und das Streben des Herrn Verfassers, alles, was zum Ruhme Rußlands gereicht, chronologisch zusammen zu stellen, nicht verkennen. Noch müssen wir, um wenigstens zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir selbst die Noten gelesen haben, einige Kleinigkeiten rügen. In den Zusätzen zu Ende des achten Bandes heißt es S. 129, die Slawen hätten Gott Perun, d. i. den Großen, nennen können, weil perun im Indischen groß bedeutet. Perun ist nicht Gott, sondern der Donnergott, der Jupiter, und der Name hat seine Stammwurzel peru, schlagen, im Slawischen selbst. Man vergleiche noch das polnische Substantiv piorun, der Donner, Donnerschlag, das Diminutiv piorunek, Donnerstein, ferner piorunowisko, und das Adjektiv piorunowy. Die Slowaken nennen den Donnerstrahl paromowa strela. Im ersten Bande Note 170 soll 1349 für 1249 stehen. Die fehlerhafte Jahrzahl der Gesetze Stephans steht auch bey Rajtsch und Engel. Der von Skorum gedruckte Apostol kam 1525 (nicht 1527, wie es in der Note 529, S. 213 steht) heraus. Note 243 heißt es, bulgarisch spreche man in Bulgarien und Rascien. In Rascien spricht man Rascisch, Razisch, d. i. serbisch, illyrisch, nicht gerade bulgarisch, wenn man auf Sprecharten der Provinzen Rücksicht nimmt. Note 267, S. 100 wird gesagt, das neue Testament mit glagolitischen Buchstaben sey 1553 in Tübingen erschienen. Es soll 1563 stehen.

Art. VIII. Antiquités grecques du Bosphore Cimmérien, publiées et expliquées *par M. Raoul-Rochette*, membre de l'Académie Royale des inscriptions et belles-lettres, et de la Légion d'honneur; l'un des conservateurs-administrateurs de la bibliothèque du Roi. A *Paris*, chez *Firmin-Didot*, père et fils etc. MDCCCXXII. 235 Seiten in 8. nebst XV Platten, enthaltend die Abbildungen von Münzen und Inschriften.

Je angenehmer es ist, Zeuge zu seyn von dem lebhaften Interesse, mit welchem Alles, was die reichen Fundgruben der klassischen Gestade des Pontus liefern, von den neuesten Forschern des Alterthumes aufgenommen wird, um so mehr fühlt man gegenwärtig sich berufen, sowohl das, was darüber gesagt wird, selbst zu prüfen, als auch seine, öfters schon durch Autopsie gerechtfertigte Ansicht öffentlich mitzutheilen. Noch lebhafter indeß wird dieser Beruf, noch größer das Interesse als Berichterstatter aufzutreten, wenn man, jenen Gegenden selbst angehörend, gegen seine Erwartung Theil hat an dem, was der Fremde seinen Zeitgenossen bietet. — Dieß ist's, was auch den Unterzeichneten bestimmt, bey Veranlassung des vorliegenden Werkes schon jetzt einige Ideen über die Nordgestade des Pontus mitzutheilen, welche nur einem mehrjährigen Forschen und öfteren Reisen durch Rußland ihre Entstehung verdanken, welche Referent aber dem ungeachtet noch Jahre lang hätte reisen lassen, wenn nicht die Herausgabe der vorliegenden Schrift denselben zu einem andern Entschlusse gebracht hätte.

Nichts scheint allerdings kleinlicher als Geheimnißkrämer im wissenschaftlichen Fache zu seyn, und selbst über schon gedruckte Sachen ein mysteriöses Stillschweigen beobachten, oder alles allein ediren zu wollen. Aber doch kann auch von der andern Seite ein literärischer Mißbrauch nie für rechtmäßig anerkannt, noch am geeigneten Orte mit Stillschweigen übergangen werden.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus darf der geneigte Leser die folgenden Bemerkungen berücksichtigen, und er wird es dem Referenten sicher zu Gute halten, wenn derselbe wegen Mangel an Raum und Zeit ihn nicht alle die Nebenwege führt, die er selbst gehen mußte, um zu den hier aufgestellten Ansichten zu gelangen.

Zuerst über Titel und Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser will darin, wie man beym ersten Anblicke des Buches natürlicher Weise, und nicht unlogisch, schließet, über den Kimmerischen Bosporus handeln; aber gleich S. 15—25 spricht er bloß über Olbia, dessen Geschichte mit ein Hauptzweck des Werkes zu seyn scheint.

Dieser Umstand zeigt, daß der Schrift nicht ohne Grund ein anderer Titel beygelegt werden dürfte. — Auch muß es den Leser wundern, wie Hr. R.-R., der doch zu den vorzüglichsten Hellenisten unserer Zeit gehört, nach der in Frankreich gewöhnlichen Art, Bosphore gegen die angenommene Etymologie dieses Wortes schreibt.

Die Gründe hiefür hat Hr. R.-R. freylich nicht angegeben, obschon er selbst das, wie es scheint ursprünglich die Meerenge (Ochsenfurt — trajectus bovis — nach Herodot (IV, 12 u. 45) auch die πορθμὶὴα Κιμμέρια genannt) andeutende, auf Steinen aber als Reich oder als Stadt (S. 158) vorkommende BOCΠOPOC (sic) mehr denn einmal hat drucken lassen. — Muß da einem bey der Ausdehnung, welche der Verfasser seiner Schrift gibt, nicht das Symbol oder der Repräsentant des Orients, Phosphorus (φωσφόρος — Lucifer, der Morgenstern) einfallen, der auch als gleichbedeutend mit Venus vorkommt? Die in Vulgarausgaben des Plinius gewöhnliche Schreibart — Bosphorus für Bosporus — dürfte hier nichts entscheiden, da dieser Autor selbst (VI, 1) diese Benennung vom bubus meabilis transitus herleitet [1]).

Die äußere Form der Schrift ist gefällig, und wenn man gleich nicht immer die Meinung des Verfassers, besonders aber die Anordnung der abzuhandelnden Gegenstände billigen kann, so folgt man ihm doch gern. Den Text begleiten vielfältige Anmerkungen, deren Fülle bisweilen so groß ist, daß man, wie z. B. S. 144 und 145, sogar auf Anmerkungen zu den Anmerkungen stößt, was dort wirklich eine abondance de richesses zu nennen ist.

Ob der Hauptzweck des Verfassers, mehrere, durch den Mangel einiger Bücher Diodors in der Geschichte entstandene Lücken auszufüllen, erreicht sey, wagt Ref. nicht zu entscheiden; das aber ist gewiß, daß Hr. R.-R. seinen Leser auf manche Gegenstände hinleitet, die eine neue Untersuchung verdienen.

Der russisch-kaiserliche Oberst von Stempkovskij [2]) ist derjenige, dem Hr. R.-R. den meisten Stoff zu seinem Werke verdankt. Auch Hr. Staatsrath von Blaramberg [3]) in Odessa

---

[1]) Wie beym *Ammian. Marcell.* XXII, 8: hac causa Bospori vocitati, quod per eos quondam Inachi filia mutata (ut Poëtae loquuntur) *in bovem*, ad mare Jonium permeavit.

[2]) Nicht Stempkousky, wie der Hr. Verf. überall schreibt; noch weniger aber Stemptousky, wie Letronne ihn in der Anzeige der R.-Rschen Schrift — Journal des Savans, *Août.* 1822 — nennt.

[3]) Nicht Blaremberg, wie S. 2, 98 und 114 steht.

hat mehreres dazu geliefert, und vom Hrn. Gallera in Theodosia erhielt er einen von ihm selbst verfaßten catalogue exact et raisonné (S. 120 und 134) seiner Münzsammlung, die er jetzt dem königlichen Kabinette zu Paris cedirt hat (S. 132).

Für die an Pontischen Alterthümern reichsten Sammlungen hält der Hr. Verf. (S. 3) die zu Odessa, Nikolajew und Theodosia. Aber nicht minder reich als diese sind die der kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg, J. M. der Kaiserin Maria zu Pawlowsk, und des Grafen Kuschelew-Besborod'ko, dem die Gegend Stomogil (смо могилъ [1]), d. h. hundert Hügel) am Bug, wo einst Olbia lag, gehört. Auch sind schon öfters die Sammlungen des Hrn. Generals van Suchtelen und des verstorbenen Grafen Johann Potozki zu Tultschin (Тульчинъ) [2]) benützt worden.

Ob die Münzsammlung des Grafen Severin Potozki, wie S. 127 angeführt wird, jetzt gerade in Petersburg sey, ist dem Ref. unbekannt, wahrscheinlich aber wird sich dieselbe auf den Gütern des Grafen im cherßonischen Gouvernement befinden.

In der Vorrede läßt Hr. R.-R. einige Worte über die Geschichte der griechischen Sitze am Pontus fallen. Er hält hier, wie in seiner *Histoire critique de l'établissement des Colonies grecques* (*Paris* 1815, 8.) alles für hellenische, besonders für Milesische Kolonien, obschon er eben daselbst (III, 315) sich genöthigt sah, ein älteres Olbia anzunehmen, das Vormilesische, und ein neueres, welches von den Joniern erbaut wurde. — Wie aber, wenn sich's darthun ließe, daß auch hier die bey den Priesterschaften neuerer zur Blüte gelangten Städte gewiß beliebte Kakusmethode nicht unangewendet geblieben sey?

Die herrschsüchtigen Schüler wurden gern zu Gebietern ihrer Meister, und die gealteten Mutterstädte traten zurück in die Reihe der untergeordneten, hülfsbedürftigen Dienerinnen, besonders wenn sie von der Jugendkraft ihrer einstmaligen Tochter neu ins Leben gerufen wurden. Wenn Seneca [3]) von fünf und siebenzig, Plinius (V, 29) von achtzig, und Heeren [4])

---

1) Nicht Stromogil, wie Sestini hat in seinen Lettere e dissertazioni numismatiche, le quali servir possono di continuazione ai nove tomi già editi. *Firenze* 1818, in 4. T. IV, 35.

2) Nicht Tulazyn, wie Clarke in seinen Travels etc. (I, 620 der dritten Ausgabe, London, 1813, in 4.) anführt.

3) L. Annaei Senecae ad Helviam Matrem de consolatione, c. VI.

4) Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Göttingen, 1805, 8. Bd. I. S. 203 — und desselben Handbuch der Geschichte der Staaten des Alter-

von mehr als hundert Milesischen Kolonien reden, die größten Theils im Norden und Osten angesiedelt wurden, während Phokaea sich seines Ueberflusses an Menschen nach Westen hin entledigte, so muß es dem nicht ganz unkritischen Leser doch wohl einmal einfallen, auch nach der Möglichkeit solch eines politischen Phänomens zu fragen. Selbst Rambach, welcher in seiner beachtungswerthen Schrift [1]) deren nur zwey und funfzig aufzählt, wird gewiß die unbedingte Echtheit aller dieser Angaben nicht verbürgen wollen.

Noch ist zu bemerken, daß die Milesier, wie aus mehreren Stellen der Klassiker hervorgeht, sich am liebsten, ja vielleicht nur da niederließen, wo schon früher Ansiedelungen waren. So war Abydus thrakisch, ehe es Milesisch wurde [2]). Heraklea soll von den Milesiern gestiftet seyn, die Mehrzahl aber gibt die Megarenser für ihre Begründer an [3]); Strabo (XII, 542) glaubt dagegen ihren Ursprung den Thraken zuschreiben zu müssen. Tieum oder Tium, welches nach Mela (I, 19) Milesisch seyn soll, wurde, wie Strabo eben daselbst sagt, von Kaukonen bewohnt, welche einige für Skythen, andere für Makedonier, noch andere für Pelasger halten. Sinope hält er (XII, 545, 546) für so alt, wie die griechische Geschichte überhaupt reicht, d. h. für gleichzeitig mit der Argonautenfahrt, und erst in neueren Zeiten sollen sich die Milesier dieses Ortes bemächtigt haben, nachdem sie die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schwäche der Besitzer desselben kennen lernten. Herodot, der nicht leicht etwas älteres kennt, als die Kimmerier, sagt (IV, 12), daß sich diese hier zuerst niederließen.

Schon Kanngießer hat den Beweis geführt, daß das am Hypanis gelegene Olbia (Miletopolis) eigentlich für das ältere Milet zu halten sey [4]); von hier aus läßt er auch

---

thums ꝛc. In dessen (sämmtlichen) historischen Werken. Göttingen, 1821, 8. B. VII, 185.

[1]) De *Mileto* ejusque coloniis, scripsit Frider. Eberh. *Rambach*. Halis Saxonum 1790. 23 S. in 4.

[2]) *Strabo* XIII, 591.

[3]) So Xenophon, Diodor, Trogus Pompejus (im Justin), Plinius und Pausanias; — woher denn Penzel und Andere hier die Lesart Μεγαρέων für Μλησιων adoptiren. S. die Anmerkung zur Tzschucke'schen Ausgabe des Strabo, Bd. V, S. 49 und 50.

[4]) S. Grundriß der Alterthumswissenschaft, von Peter Friedrich Kanngießer. Halle, 1815, 8. S. 168 ꝛc. — Für die Urstadt aber hält er (S. 363 und 400) das pontische, schon von der Semiramis (also über 2000 Jahr vor Chr.) gebauete Melita.

die Istrier kommen, und der auf den Münzen dieser Kolonie, gerade wie in Olbiopolis vorkommende Vogel auf dem Delphine, wird interessant in dieser Beziehung. Ritter hat seinerseits dargethan, daß Phanagoria, Hermonassa und Pantikapäum, die auch von jonischen, ätolischen oder päonischen Flüchtlingen sollen gegründet seyn, schon in den ältesten Zeiten da waren *). — Selbst die Fische lassen die Klassiker aus der Mätis, das schwarze Meer hinab in die mittelländische See kommen, nur die Milesier müssen hier öfters unschuldiger Weise wider den Strom schwimmen.

Doch es ist hierbey nöthig, etwas weiter hinauf zu gehen, um diesen Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen. Möge der geneigte Leser die Geduld haben, uns zu folgen. —

Die Idee, das Menschengeschlecht von den hohen Ebenen Asiens herab kommen zu lassen, ist nicht neu, und noch täglich stellen sich neue, glaubwürdige, von Osten her anlangende Zeugen zur Bestätigung derselben ein. Doch systematisch hat sie, unseres Wissens, noch keiner so durchgeführt, wie der geistvolle Kanngießer in seinem Grundrisse der Alterthumswissenschaft, dem Auszuge aus seiner noch unedirten *Antiquitas reclusa*. Leider scheint jedoch dieses Werk eben so wenig in Frankreich gekannt und studirt worden zu seyn, als die eines Creuzer und Ritter, dieser ausgezeichneten Forscher Deutschlands. Nur einen geringen Beytrag zu den Arbeiten dieser Männer wünschen wir hier zu liefern.

Auf Ritters Vorhalle, da diese mit der vorliegenden Schrift ähnliche Zwecke hat, doch ungleich tiefer in das Wesen des Alterthumes eingreift, werden wir fortwährend hinweisen, und aus eben diesem Grunde manches berühren, was mit der Schrift R.-Rs. in keiner unmittelbaren Verbindung steht.

Da aber alle Ansichten R.-Rs. in drey Hauptrubriken zerfallen, so wird es das angemessendste seyn, demnach auch hier zuerst über pontische Erd- und Völkerkunde, dann über Münzen, und zuletzt über Inschriften zu handeln.

1. Pontische Erd- und Völkerkunde.

Es lassen sich füglich drey Perioden des Wasserstandes des Pontus angeben. In der ersten kann das Meer sich erstreckt

*) S. die Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodotus um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde, von Carl Ritter. Berlin, 1820, 8. S. 205—213.

haben bis zu der Granitlage, welche vom Aſow'ſchen Meere zwiſchen der Berda und den Molotſchnyja Wody ausgehend, die Waſſerfälle des Dnjepr's bildet; dann zwiſchen Jeliſſawetgrad und Nikolajew durch's cherſonische Gouvernement geht, wo auch Pallas dieſelbe beobachtet hat [1]); hier den Flüſſen Taſchlik (den ſteinigen), an denen ſchon Güldenſtädt [2]) röthlichen Feldſpath ſah, ihre tatariſchen Benennungen gibt; — ferner ſich durch's Kijew'ſche Gouvernement zieht, wo neben Uman' die bedeutend großen Steinmaſſen zur Verherrlichung des ſchönen Potozkiſchen Gartens Sophijewka benutzt ſind, und endlich an der Gränze Volyniens und Podoliens (ſo genannt von Podol — подолъ — die Niederung) bis zu den Karpathen fortläuft, die Markſcheide zwiſchen den Waſſerſyſtemen der Oſtſee und des ſchwarzen Meeres bildend [3]).

---

[1]) Dieß ſind des verdienſtvollen Forſchers eigene Worte: »Zwanzig Werſte vom Ljekarſkij Traktir kommt man bey Tkatſchik über den zum Ingul fallenden Bach Gromokleja, in welchen hier ein anderer kleiner Bach einfällt. Hier ſtreichen harte Kalkflötze. Der Eigenthümer hat eine ſchöne Stuterey, und das Getreide wird auch hier in der Erde verwahrt. Nach fünf und zwanzig Werſten findet man ein mit Läuflingen beſetztes Dorf des Grafen Witt an der Gromokleja, der man nun immer aufwärts folgt, und längs welcher ſich im Ufer, bald darauf auch oben auf der Fläche, gemiſchte rothſpathige Granitlagen, die von Süden nach Norden ſtreichen, und theils gegen Oſten ſteil einſchießen, theils auf dem Kopfe ſtehen, zu zeigen anfangen. Die einzelnen Schichten des Granits ſind von einer Spanne bis auf anderthalb Arſchine mächtig, und beſtehen aus dem vollkommenſten urſprünglichen Granit. Es iſt die Fortſetzung des Granitſtrichs, der die Waſſerfälle des Dnjepr bildet, und die Gegend zwiſchen der Berda und Molotſchnyja Wody ausfüllt. Bey den Dörfern Gromokleja (fünf und zwanzig Werſte) und Sujakleja (fünf und zwanzig Werſte) waren die Felslagen am Bache grobfügiger Granit mit vielem blaſſen Feldſpathe, ebenfalls in Lagen, die von Süden nach Norden ſtreichen, und auf dem Kopfe ſtehen.« S. Peter Simon Pallas Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs, in den Jahren 1793 und 1794. Leipzig, 1801, 4. Bd. II. S. 514 und 515.

[2]) Güldenſtädt's Reiſen durch Rußland, herausgegeben von P. S. Pallas, 1787, in 4. II, 173. — Es gibt in dieſer Gegend drey Flüſſe dieſes Namens, und zwar der ſchwarze, der gewundene und der trockne Taſchlik. Das Wort Taſch heißt Stein, taſchlik aber bedeutet ſo viel als ſteiniger Grund.

[3]) Dieſe Anſicht des Ref. hat der Herr Hofrath und Hiſtoriograph des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, Joſeph Freyherr von Hormayr, ſchon in Nr. 53 ſeines Archivs für Geographie, Hiſtorie ꝛc. dieſes Jahres mitgetheilt. Eine ausführlichere Beſchreibung dieſer Granitlage

In diese Epoche fallen die Nachrichten des Plinius (IV, 12), welcher einer Zeit erwähnt, da Taurien noch ein seeumflossenes Eiland war *), und da der Pontus sich bis zu den Mündungen der Save und der Drave, d. h. auch westwärts tief hinein ins Land erstreckte, aber nicht als Meerbusen, wie Kanngießer (S. 45 u. 299) meint, sondern als offene See selbst. — Unterhalb der benannten Ströme fließt noch jetzt die Donau, beynahe von der Mündung der Nera an, durch die engen Pässe, und bietet dem schiffenden Handelsmanne, — der den Wasserfällen nahend, am Babakay-Felsen, gleichsam zur Sühne der Wasser-Devs, Geld in die Fluten wirft, — die reizendsten Uferansichten dar. Diese Wasserfälle, welche jeden nach Orschowa schiffenden Russen ganz natürlich an die Schwellen (порогы) des Dnjepr's erinnern müssen, sind von der Art, daß man, wie Referent im verflossenen Sommer selbst erfuhr, genöthigt ist, hier eigene, das Fahrwasser genau kennende Steuermänner aufzunehmen.

Wirft man nun einen Blick auf die besseren Karten jener Gegenden, so wird es wahrscheinlich, daß einst das ganze, südlich von der beschriebenen Granitlage befindliche Terrain Rußlands wie Beßarabien, die Moldau und die Wallachey, bis Orschowa hin, unter Wasser gestanden haben, und es ist kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß hier die Höhen, barometrisch aufgenommen, einen gleichen Wasserstand beurkunden würden. —

Sind also, was wohl so gut wie gewiß ist, die Völker vom Kaukasus zu den Karpathen gewandert, so können sie zu Lande nur nördlich von dieser Granitschicht ihren Weg genommen haben. Nach Spuren früherer Wohnsitze darf da freylich nicht gefragt werden, da der Urmensch, so wie er aus den Gebirgschluchten auf die Ebene kam, nur Nomade, und selbst das Haus des lichten Sonnengottes ihm ursprünglich nur eine dunkle Höhle war. — Ein zweyter Weg, welcher zum Theil zu Wasser zurückgelegt werden mußte, könnte über die Berghöhen der taurischen Insel geführt haben.

---

hier aus dem Tagebuche seiner Reisen zu liefern, hält Ref. für überflüssig. Die in polnischer Sprache gedruckte Nachricht über das östliche Ende derselben, welche wir dem Hrn. Professor Besser zu Kremenjetz verdanken, befindet sich in der Wilna'schen pharmaceutischen Zeitschrift: Pamietnik farmaceutyczny Wileński. *Wilno* 1820, in 8. Nro. 2. S. 243—247.

*) Sed in Carcinite Taurica incipit, quondam mari circumfusa et ipsa, quaque nunc jacent campi; deinde vastis attollitur jugis. — Vergl. v. Engelhardt's und Parrot's Reise ꝛc. II, 164. —

Dieses könnte diejenige Periode seyn, in welcher, nach Aussage der Klassiker, das nachgehends von Thrakien aus bevölkerte Bithynien [1]) noch unter Wasser stand. Noch hat man, so viel wir wissen, nicht genauer bestimmt, wie weit sich hier, zu jener Zeit, das Meer erstreckte, und doch scheint dieß klar am Tage zu liegen, da das bey Heraklea befindliche Acherusia nur an der Gränze der Nacht, im äußersten Westen zu suchen ist. Hier im *Μυχοπόντιον* [2]) — der schauererregenden Höhle, war, so will es die Mythe, der Eingang der Seelen ins Reich der Schatten, — vermuthlich nach einer der ältesten Traditionen des östlich gelegenen Kolchiens. Eine Sage, die von Zeit zu Zeit immer weiter hin nach Westen übertragen ward, bis ins Land der Hesperiden und zu den glücklichen Inseln der Atlantis, wo mit der Kunde der alten Welt auch der Fabelwanderung ein Ziel gesetzt ward.

Ob vielleicht gerade zu jener Zeit das Meer noch die ganze niedrig gelegene ungesunde Gegend zwischen dem Kuban und dem Bej-ßu (Βεῦσυς, Fürstenwasser) deckte, ist wohl eine der Untersuchung nicht ganz unwerthe Frage. Der Karte nach zu urtheilen scheint es, daß hier die Ufer längs dem Bej-ßu und dessen Ausflusse bis zur Dolgaja-Koßa (dem langen Reife oder der Landzunge) gegangen seyen, und dann oben zwischen der Molotschnyja-wody und der Berda fortsetzten. Die ganze Gegend vom Bej-ßu bis zu Kurki am Kuban (wo, nach Ritter, das alte argonautische Erytheia gewesen seyn soll) muß daher unter Wasser gestanden haben.

Eben so ist hiemit die Pallas'sche Beschreibung der alten Ufer der kaspischen See, welche dieser geübte Forscher an der Sarpa wahrnahm, in Verbindung zu setzen [3]).

Daß das Meer sich einst auch weiter hinein nach Europa erstreckte, und höchst wahrscheinlich die unabsehbare Ebene des innern und eigentlichen Ungerns von Großwardein bis Pesth

---

1) *Herodot* VII, 75. *Strabo* XII, 564, 566.

2) *Amm. Marc.* XXII, 8. — *Mela* I, 19: Juxta specus est Acherusia, ad Manes, ut aiunt, pervius, atque inde extractum Cerberum existimant.

3) S. dessen Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. St. Petersb. 1771—76, im 4. Bd. III. S. 569—577. Als Beweis dafür, daß das Niveau des kaspischen See's tief unter der Meeresfläche des Pontus liegt, dient auch ein Aufsatz des Herrn v. Pansner über die Waldaj-Höhen und das Gefälle der Wolga, dessen russische Uebersetzung Referent im Соревнователь, oder den Akten der Gesellsch. d. Freunde russ. Literatur ꝛc. 1818. eingerückt hat.

und Promontorium an der Donau deckte, unterliegt wohl keinem Zweifel [1]). Dieses, wie Böhmen, ringsum von Bergen umgebene ungrische Binnenmeer kann aber wohl nur einen Ausfluß oder Felsausgang durch die Donaupässe oberhalb Orschowa gehabt haben, gerade wie das thessalische Tiefthal Coele, welches, da es noch eine Limne war, wie Herodot (VII, 129) berichtet, nur mittelst des Peneios mit dem Meere in Verbindung stand.

Eine zweyte Periode des pontischen Wasserstandes muß jene gewesen seyn, wo das Meer schon so ziemlich auf seine jetzigen hohen Ufer beschränkt war, noch aber große Limnen bildete, wie z. B. deren eine die Wyßun'jer Steppe im cherßonischen Gouvernement gewesen seyn kann. Diese, zwischen dem Ingul und dem Ingulez gelegene, zwey hundert Werste (fast dreyßig geographische Meilen) lange Steppe [2]), auf welcher jetzt noch am Wyßun, wie zu Herodots Zeiten an den Quellen des Bugs [3]), wilde Pferde weiden, muß so ein Mittelmeer gewesen seyn. Seine Gränzen werden durch die beyden genannten Flüsse, den großen und den kleinen Ingul angedeutet, deren Ufer sich entgegengesetzt erhaben sind, und die daher gerade an den früheren Küsten fortfließen. Einen zweyten Beweis hiefür scheinen die Benennungen der Bäche selbst abzugeben, die träg über jene Spiegelebene dahin schleichen. Sie heißen Мертвыя воды (Mertwyja-wody, todte Wasser), гнилой Еланецъ (der faule Jelanetz), Соленая (die Salza), u. s. w. Endlich trifft man am linken Ufer des Ingulez, z. B. bey der Station dieses Namens, denselben porösen Muschelstein an, welcher sich auch von Nikolajew bis Odessa erstreckt [4]); dazwi-

---

[1]) Die Trägheit der moorbildenden Theiße, die vielen Mineral-Kali haltigen Niederungen, besonders die Sümpfe dieser Art im Sathmarer Komitate, der bergumgebenen Steppenecke des nordöstlichen Ungerns (deren Hr. v. Schwartner in seiner Statistik erwähnt), wie auch ganze Tagereisen lang mit Natron übersäete Felder, erinnern an Strato's Ansicht von dem einst seeumflossenen Ammonstempel in Afrika, worüber Strabo I, 50 ff. handelt.

[2]) Зуевъ, I. 234.

[3]) *Herodot* IV, 52.

[4]) P. S. Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 511: »Der ganze Winkel zwischen dem Ingul und Bug enthält ein Flötz von Kalkstein mit Muscheln, woraus die Häuser in Nikolajew gebaut werden, und dieses Flötz erstreckt sich westwärts über den Bug bis in die Gegend der neuangelegten Seestadt Odessa.« — Diese nämliche Steinart findet sich auch im Norden des Asow'schen Meeres, selbst bey Rostow am Don wieder; aus ihr ist Odessa,

schen aber, in der Gegend von Cherßon, liegt eine andere Schicht, die, nach dem Zeugnisse sachkundiger Mineralogen, jünger seyn dürfte, und hier könnte der Zusammenhang dieses Wyßun'schen Binnenmeeres mit der See Statt gefunden haben.

Dem Direktor der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, Hrn. Staatsrath von Fischer, verdankt Referent die Nachricht, daß ein Hr. v. Laffert geologische Untersuchungen im südlichen Rußland angestellt habe, deren Resultate aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. Es wäre zu wünschen, daß Hr. v. Laffert diese eben berührten Punkte näher untersucht hätte.

In diese Periode, vielleicht erst in die letzte Zeit derselben, wenn überhaupt an feste Sitze schon vor der vollkommnen Konsolidirung der jetzigen pontischen Gestade gedacht werden darf, möchten die ersten Ansiedelungen der von Kolchis nach Thrakien gewanderten Völker fallen. In diese vorhistorische Zeit könnte man dann auch die, von Ammian Marcellin (XXII, 8) den Phönikiern zugeschriebene Begründung von Tyras oder der Schlangenstadt Ophiusa, wie vielleicht eben so den Ursprung der Tumuli setzen, deren welche aber auch auf der Wyßun'schen Steppe vorkommen.

Ueber den Unterschied der Grabhügel des südlichen Rußlands von denen des nördlichen ist in dem Aufsatze über Alterthum und Kunst in Rußland vom Unterzeichneten gesprochen; auch ist dort angedeutet, daß die südlichen nur so weit reichen, wie das Herodotische Skythien, welches drey der verdienstvollesten Gelehrten Deutschlands, J. C. Gatterer [1]), und mit ihm auch Mannert und Heeren, viel zu weit nach Norden hin ausdehnen [2]). Zieht man die Stadienmaße des Vaters der Geschichte und seine Tagereisen, welche letztern freylich von ihm selbst (IV, 101, und V, 53) verschieden angegeben werden, zu Rathe, so folgt daraus, daß sein Skythien ungefähr nur so weit reichte, wie die besagten südlichen Tumuli im Kurskischen

---

und zum Theil auch Taganrog aufgeführt, und die alten unterirdischen Gräber zu beyden Seiten der kimmerischen Meerenge — bey Kertsch, wie auf der Halbinsel Taman — sind aus eben diesem Steine gebauet worden.

1) In seiner Schrift: An Prussorum, Litvanorum ceterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? im XII. Bande der Göttinger Comment. S. 132 und 140.

2) Mannert's Geographie der Griechen und Römer. Göttingen, 1795, IV, 104. — A. H. L. Heeren's Ideen ꝛc. Göttingen, 1796, 8. Bd. I. S. 758. (Ausg. vom J. 1805, I, 893.)

Gouvernement [1]), wo, durch sonderbare Fügung, auch jetzt noch ein anderes Geschlecht beginnt, in so fern der südliche Russe, seiner Sprache und seinen Sitten nach, ein anderer ist als der nördliche.

Es ist kein Zweifel, daß die westlichen Nachbarn der Skythen, die im goldreichen Lande am Maris (dem heutigen Marosch) wohnenden Agathyrsen [2]), welche Ritter [3]) ursprünglich für Mäten hält, eines von den ältesten Völkern Siebenbürgens waren, wo es noch jetzt, wie z. B. auf dem Wege von Zalathna [4]) zum merkwürdigen Basaltgebirge, die Dje-tunata genannt, ganze Gebirge gibt, deren fast jeder Stein goldhaltig ist. Doch auch diese kamen von Osten her, und müssen noch vor den Gelonen das Skythenland besessen haben. Dieß nur, glaubt Ref., deutet Herodots griechische Sage vom Agathyrsus, Gelonus und Skythes, den drey Söhnen des Herakles und der grausamen Göttin Echidna an [5]). Schon die bloße Gestalt dieses ungeheuren Wesens —

Halb schönwangige Nymphe, mit freudiger Schnelle des Blickes,
Halb miermeßliche Schlang', in furchtbare Größe gedehnet,
Buntgefleckt, rohfressend, im Schooß des heiligen Landes [6]) —

scheint ihr hohes Alterthum hinlänglich zu beurkunden [7]). Die Skythen selbst leiten ihre Herkunft vom Jupiter (?) und einer Tochter des Borysthenes, d. i. des Nordstroms oder der nor-

---

[1]) Man darf hier nicht einwenden, daß nach Herodot (IV, 18) zwischen den Skythen und den übrigen nördlich wohnenden Völkern noch wüste Ebenen lagen. Skythien selbst war ja ein unbebautes Land, und jene Ebenen fingen schon dort an, wohin man in eilf Tagen den Borysthenes hinauffahren konnte; denn nur zehn Tagereisen weit lebten hier den Dnjepr aufwärts die ackerbauenden Skythen. Der Borysthenes aber war (vermuthlich bis zu seinen Wasserfällen) ganze vierzehn Tage lang schiffbar. S. IV, 53.

[2]) Herodot IV, 49, 100, 102, 104, 125.

[3]) Vorhalle ꝛc. S. 263, 286 ff.

[4]) Diese Benennung ist slawischen Ursprungs, und kommt von Slato oder Soloto: Gold her. Daß die Römer die Goldgruben Siebenbürgens nicht unbenützt ließen, beweisen mehrere auf uns gekommene Steinschriften, worüber zu lesen ist: *S. Köleseri* de *Keres-eer* Auraria Romano Dacica etc. Zweyte, von J. Seivert besorgte Ausgabe. Preßburg, 1780, 8.

[5]) Herodot IV, 9. ff. Ihr Wohnort war eine Höhle in Hylăa.

[6]) Hesiod's Theogonie, V. 293 ff. Beym Diodor heißt sie: *virgo ex terra nata* etc. *Diodori* Siculi Bibl. Hist. Lib. II.

[7]) So erscheint auch Vischnu (Avater) in seiner ersten Verwandlung als Halbgott oder halb Fisch, wie die syrische Fischgöttin und der syrische Fischgott. —

diſchen Avater ab [1]). Auch Diodor läßt den Skythes, der dem Volke den Namen gab, vom Zevs und der Jungfrau Echidna gezeugt ſeyn [2]). — Die Gelonen, deren Ueberreſte Herodot jenſeit des Don kennt, kommen beym Virgil in Thrakien vor.

Acer-Gelonus
Quum fugit in Rhodopen, atque in deserta Getarum [3]).

Erſt nach dieſen kamen die Skythen, das jüngſte Volk, welche hier durch den jüngſtgebornen Skytha (oder Skythes) angedeutet werden.

Für die Meinung derjenigen Gelehrten, welche dieſe Gelonen, oder altväterlichen (Ritter überſetzt S. 266 geradezu altväteriſchen, alſo nicht im Geiſte des neuen Griechenthumes lebenden) Hellenen [4]), wie die neueren Autoren, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit glauben, die Vorfahren der neueren Hellenen ſelbſt waren, ließen ſich vielleicht auch noch chronologiſche Gründe aufſtellen. Man hält nämlich dieſe Gelonen für geflüchtete Griechen [5]), alſo für Flüchtlinge der mileſiſchen Kolonien am Pontus, deren Errichtung, wie z. B. die von Olbia in das Jahr 655 vor Chr. geſetzt wird. Nun aber ſoll der Zug des Darius

---

[1]) Δία τε καὶ Βορυσθένεος. Herodot IV, 5. Die alte Benennung des Dnjepr's, Boryſthenes, wird wohl nur eine übertragene ſeyn, wie ſie denn, nach Stephanus Byzantinus, auch dem Helleſponte zu Theil ward. Referent glaubt ſelbſt in einer von den Ausgaben des Steph. Byz. geleſen zu haben, daß auch der Tanais einmal dieſen Namen führte; doch will er dieß keineswegs für gewiß ausgeben, da er nachgehends dieſe Nachricht nicht wiederfinden konnte. Merkwürdig iſt es, daß Tanais ein Sohn des Beroſſus genannt wird, und daß auch einer Aphrodite Tanaidos Erwähnung geſchieht. Ritters Vorh. 270 ff. — Der Laut D-n (oder T-n), welcher noch heute bey den Oſſeten Fluß oder Gewäſſer bedeutet, kann in eben dieſer Bedeutung auch in der griechiſchen Götterlehre nachgewieſen werden.

[2]) *Diodori* Siculi Bibl. Hist. L. II. — Ritters Vorh. S. 176 ff.

[3]) *Virgil. Georg.* III, 461 ff. — und II, 115; auch *Aen.* VIII, 725, und *Horatii* Lib. III, Od. IV, 35.

[4]) In Beziehung auf Gelonen und Hellenen bleibt zu bemerken, daß auch der ſlawiſche Buchſtab Г den einen ein G, den andern aber ein H iſt. J. A. Kanne aber will in ſeinen erſten Urkunden der Geſchichte oder allgemeinen Mythologie (Bairеuth, 1808, 8. S. 618) die Benennung der Hellenen vom männlichen Mondgotte Hellen ableiten. Herodot nennt (VII, 37) den Helios einen Beſchützer von Hellas.

[5]) Weſſeling überſetzt: Sed ex emporiis summoti; Andere haben: qui ex emporiis (Graecorum) digressi; noch Andere bloß: Sed summoti inter Budinos habitaverunt. Im Texte ſteht aber (IV, 108) wirklich: aus den Emporien weggezogen.

im Jahr 511 (nach andern 508) vor Chr. Statt gefunden haben; also müßten dieselben schon in den ersten 144 Jahren aus den pontischen Kolonien vertrieben worden seyn: was jedoch kaum zu glauben ist, und historisch unerweislich bleibt. Um so unwahrscheinlicher wird dieses, wenn man bedenkt, daß in jener kurzen Zeit nicht nur die Milesischen Kolonien so gestiegen seyn mußten, um sich den Neid der habsüchtigen Zerstörer zuzuziehen, und die Flüchtlinge wiederum in ihrer neuen Heimath Gelonos zu dem Ansehen gelangten, welches sie zum Augenmerke eines Darius machen konnte. Eher wäre es möglich, daß die griechischen Wohnsitze an den Nordgestaden des schwarzen Meeres selbst viel älter, und die Gelonen nur Ueberreste der älteren oder Ur-Hellenen wären, die, von Barbaren verdrängt, sich weiter hinein ins Land begeben hatten, wenn sie nicht auch dort schon viel früher ihre Sitze hatten. Milesier aber erneuerten hier nur die Städte.

Wenn es heißt, daß die Griechen am Pontus, die doch noch zu Dio Chrysostomus Zeiten (im ersten Jahrhundert nach Chr.) sich so kleideten wie die Griechen der Iliade, ein schlechtes Griechisch sprachen, so kann zu diesem selbst in unsern Tagen ein nordisches Gegenstück aufgewiesen werden. In Finnland, und namentlich in Nyland, wird eine Sprache geredet, welche die Schweden eine verdorbene schwedische Mundart nennen. Nun aber behaupten diejenigen, welche die Edda in ihrem Grundterte lesen, und Island wie Finnland genauer kennen *), daß jenes, vom Flusse Kimmene bis Borgo oder Helsingfors übliche, sogenannte schlechte Schwedische, ganz die Spuren des, noch jetzt in Island gebräuchlichen, Altnordischen oder Normännischen an sich trage. Diese Gegend selbst soll erst um das Jahr 1150 wiederum neu bevölkert worden seyn, woher sie auch den Namen Ny- oder Neu-land führt; denn ihre früheren Bewohner waren (größten Theils) ausgewandert. Wohin? — Dieß bleibt verschwiegen. So wie nun dieses Vorschwedische eine Stieftochter des heutigen Schwedischen heißt, so konnte fälschlicher Weise auch das Vorhellenische (vielleicht Dorisch-Karische?) am Pontus eine verdorbene griechische Mundart genannt worden seyn.

Vorstehende Ansicht über die Ophis-Echidna des Herodot konnte hier nur angedeutet werden; wir müssen nur noch hinzusetzen, daß die Mythe von einem Wesen dieser Art, welche auf ältere Schule hinweiset, erst durch Zusammenstellung mit meh-

*) Wie z. B. der Professor Rask und der Pastor Hipping zu St. Petersburg, denen Referent die Mittheilung dieser Nachricht verdankt.

reren ähnlichen Fabeln in ein helleres Licht gesetzt wird. Solche Schlangen werden denn auch wohl diejenigen gewesen seyn, welche die zwischen dem obern Tyras (Dnjestr) und dem Borysthenes (Dnjepr) wohnhaften Neuren [1]) in die Flucht schlugen, und sie über hundert deutsche Meilen weit bis ins Land der jenseit des Tanais (Don) ansäßigen Budinen trieben [2]).

Neben den Neuren wohnten an der Ostseite des Dnjepr's die Alazonier oder Halizonier [3]). Zwischen dem Dnjepr aber und dem Don hielten sich die Androphagen und die Melanchlänen auf, welche Gatterer [4]) und Heeren für germanische Völkerschaften, für die nachmaligen Bastarnen halten [5]). So sehr es nun auch gegründet ist, daß die ältere Geographie nur historisch aufgefaßt werden kann, das heißt, daß sie als eine mit dem Volke selbst wandelnde zu betrachten sey, so interessant ist es doch von der andern Seite wiederum, die Angaben des ältesten Geschichtschreibers den Localitäten selbst anzupassen. Bayer war der erste, welcher dieß zu thun versuchte. Rennell, aus dem Bredow einen deutschen Auszug geliefert hat [6]), verdient in dieser Hinsicht besondere Berücksichtigung. Adoptirt sind die Ansichten J. C. Gatterer's, der, seine früheren Angaben widerlegend, doch noch manches zu wünschen übrig läßt [7]). Es kommt hier besonders darauf an, die nördlichen Gränzen des Skythenlandes, wie Herodot dieselben angibt, richtig zu bestimmen, und hierin eben kann Referent Gatterer'n, dem auch Mannert und Heeren folgen, nicht ganz beypflichten. Um allem Hypothetischen aus dem Wege zu gehen, werden wir hier diese Ansicht nur aus geographischen Gründen etwas anders zu stellen suchen. Die Hauptstelle im Herodot (IV, 101) lautet so: »vom mittelländischen (dem Asow'schen) Meere an, bis zu den Melanchlänen, welche über den Skythen wohnen, beträgt der Weg zwanzig Tagereisen. Auf jeden Tag aber rechne ich zwey hundert Sta-

---

1) Herodot erwähnt ihrer IV, 17, 51, 100 und 105.
2) Herodot IV, 105.
3) Herodot IV, 17 und 52.
4) Götting. Comment. XII, 148, wo auch die Neuren mit hinzu gerechnet werden.
5) Heerens Ideen ꝛc. Göttingen, 1805. I, 893 ff.
6) G. G. Bredow's Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. Altona 1800, 8. II. Stück, wo S. 379—714 Rennell's System der Geographie Herodot's ꝛc. sich findet.
7) Im XII. Bande der Gött. gel. Comment. in seiner Abhandlung: An Prussorum Litvanorum ceterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? S. 132.

dien. Nun ist jedoch die Nordküste des genannten Meeres fast sechzig deutsche Meilen lang, und es frägt sich daher, von welchem Punkte an gemessen werden soll. Der Unterschied von dem einen Extreme zum andern beträgt mehr denn einen ganzen Grad, indem das auf der taurischen Landenge befindliche Perekop nur unter dem 46° 8′ 57″ nördlicher Breite, Taganrog aber, an der Mündung des Don, unter dem 47° 12′ 40″ liegt. Herodot kann von dem nächsten Orte an gemessen haben; er kann dieß aber auch von der Tanaismündung an gethan haben, weil er von Melanchlänen spricht, und man thut daher wohl am besten, wenn man oben im Norden die skythische Gränze dem Asow'schen Meere parallel laufen läßt. Rechnet man mit Rennell und Bredow [1]) 732 Stadien Herodots auf einen geographischen Grad, so werden 4000 Stadien hier etwas über $5\frac{2}{5}$ Grad ausmachen, und somit würde Skythien im Norden zwischen dem 51sten und $52\frac{3}{5}$ Grad enden. Mannert, welcher dieses eingesehen, läßt daher die Androphagen über den 52° hinaus wohnen, statt daß Gatterer des 54° erwähnt. Beyde aber, und mit ihnen auch Heeren, sprechen hier von Moskau, welches fast auf dem 56° (namentlich auf 55° 45′ 45″) nördlicher Breite liegt. Referent sieht sich aus angeführten Gründen genöthigt, die Gränzen der Androphagen nicht im Smolenskischen, sondern in den Gouvernements von Mohilew, Tschernigow und Orel zu suchen, die der Melanchläen aber, welche ins Moskow'sche gesetzt werden, ins Orel'sche und Tula'sche zu übertragen. — Mannert stellt eine kühne Idee auf, wenn er meint, daß Herodot schon etwas vom Ladoga und Onega gewußt habe, weil er (IV, 20) von Limnen spricht, welche sich jenseits des Melanchlänenlandes befänden; aber noch weiter geht Rudbeck, welcher das letztgenannte Volk an diese Seen selbst setzt.

Jenseits des Don's wohnten die Sauromaten (Sarmaten), und in ihrem Norden die Budinen (Ritters Buddhisten), in deren Lande der Vater der Geschichte die Biber kennt, und wo noch heut zu Tage Bobrow (die Biberstadt) im Woronjesh'schen Gouvernement liegt [2]).

---

[1]) Bredow's Untersuchungen ꝛc. S. 386 ff.

[2]) Diese Stelle im Herodot (IV, 109) suchen Einige verdächtig zu machen; Gatterer schreibt dieselbe einem schlechten Kopisten zu. S. die Gött. Comment. XII, 120 in d. Anm. Mögen diejenigen es verantworten, welche dem treuherzigen Herodot diese Kunde absprechen! Ref. bemerkt nur noch, daß das Wort Biber, russisch Bobr (Бобръ), oder das Babjor des gemeinen Großrussen, sich im Zendavesta als Beovre wiederfindet. S. Kleukers Z.-A. III, XIV. S. 81.

Sieben Tagereisen jenseit dieser Budinen ist das Land der Thyssageten [1]), aus welchem die Flüsse Lykos, Oaros, Tanais und Syrgis strömen. Diese fließen durch der Mäten Gebiet, und fallen in die Mätis-Limne [2]). Es ist nun die Frage, ob dieser ins Asow'sche Meer fließende Oaros, an welchem Darius seine acht großen Umwallungen zurücke ließ, wie man seit Bayer fast allgemein behauptet, für die Wolga gehalten werden darf? [3]) — Wäre dieses der Fall, so würde aus Herodot's Nachrichten folgen, daß die Wohnsitze der Mäten sich bis dahin erstreckten, worauf, so viel Ref. weiß, noch nicht hinlänglich Rücksicht genommen, und woran auch überhaupt wohl nicht leicht zu glauben ist.

Die Benennung der Mäten, welche beym Strabo, Plinius ꝛc. *Μαιῶται*, *Maeotae* heißen [4]), hat Ritter [5]), der Herodot'schen Lesart gemäß, in Mäeten (*μαιῆται*) abgeändert. Die Steinschriften aber, deren Hr. v. Koehler in seiner Komosarye zwey mitgetheilt hat [6]), haben dafür nur Mäten (MAITAI), und Ref. trägt kein Bedenken, diesen sicher gleichzeitigen Denkmälern folgend, die Schreibart Mätis und Mäten den übrigen vorzuziehen. Ritter leitet (S. 58 ff.) diese Benennung nicht ohne Wahrscheinlichkeit von *Maïa* (Dea Maia, Avia, Nutrix), der noch gegenwärtig bey den Buddhisten in Nepaul, im indischen Alpenlande verehrten Maha-Mai ab. Diese

---

[1]) Der Name erinnert unwillkürlich an die Thiße, die Theiße, die noch jetzt von den Ungern und den Slawen Tißa genannt wird, und an die unweit von derselben wohnhaft gewesenen Gethen.

[2]) Herodot IV, 22, 123.

[3]) Daß Herodot die Wolga auch unter dem Namen Araxes kennt, ist bekannt genug. A. G. Kephalides hat in seiner Schrift: de historia maris Caspii (*Gotting.* 1815. 8.), die Stellen des Geschichtschreibers, welcher vier verschiedene Flüsse dieses Namens anführt, am besten verglichen und gezeigt, daß man darunter einmal die Wolga, dann den jetzt noch im Kaukasus fließenden Aras, und endlich den Oxus und den Gihon (d. i. Amu- und Syrdarja, welche in den Aralsee fallen) zu verstehen habe. Dieß läßt sich dadurch erklären, daß Aras (wie Kämpfer in seinen Amoenitates exoticae S. 300 sagt) nur ein Appellativum ist, und im Altpersischen überhaupt Fluß bedeutet.

[4]) Auch Diodor, Skylax und Andere schreiben Mäotis.

[5]) Ritter's Vorhalle, S. 152. Wesseling in seiner Ausgabe Herodot's, Amsterdam, 1763, in Fol. p. 300 in der Anm. 52 zum IV, 45, erwähnt einer Stelle des *Procopius* (de bello Goth.), wo dieser den Herodot abschreibend Μαιῶται hat, und setzt hinzu: Qui cum Μαιῶται adpellat, suo utitur more, ut Jonico Noster.

[6]) Bey R.-R. Pl. VI. Nr. 2 und 3.

Magna Mater, die Allernährerin und Allgebärerin, iſt Heſiod's

Metis, die kundigſte weit vor ſterblichen Menſchen und Göttern [1]).

Es iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen, daß bey den Serbiern (Serbi), deren Plinius (VI, 7) und Ptolemäus auch jenſeits des Tanais gedenken, jetzt noch Maja oder Majka ſo viel als Mutter heißt [2]). Doch nicht bloß dieſe, ſondern vorzüglich auch die jedesmalige Verpflegerin oder Allernährerin, welche hier wie in Slawonien, wo noch echt patriarchaliſches Beyſammenleben ganzer Familienſtämme beſteht, wöchentlich der Wirthſchaft vorſteht, führt jenen Namen [3]).

Daß dieſe Maia die älteſte Ceres ſey, leuchtet ein, weil bekanntlich das joniſche Δημήτηρ, doriſch Δαμάτηρ (nach Andern auch wohl Δάματερ), nur ein Umlaut des zuſammengeſetzten γῆ und μάτηρ oder μήτηρ, d. i. Erden-Mutter oder Mutter-Erde iſt, woher denn auch dieſe von den Orphikern die Alleinige genannt wird [4]).

Auch wurde erſt vor ein paar Jahren in den unterirdiſchen Grüften bey Kertſch das Bruſtbild einer Ceres-Diana gefunden, auf deren Haupte Kornähren zwiſchen den Hörnern des Mondes hervorblicken, wie eine uns vom Hrn. P. du-Brux zugeſtellte Abbildung derſelben zeigt.

Die alte Metis aber war, wie Ritter ſelbſt anführt, nicht bloß das weibliche Princip, ſie war zugleich auch des Orpheus ſchaffender Eros, alſo ganz androgyniſch; ſie war Hermes und Aphrodite in einer Perſon — Herm-aphrodit, oder Mann-Weib. In der neueren Schule, die, wie Kanngießer darthut, erſt in Theſſalien mit dem griechiſchen Jupiter auf dem erſten Olymp ihren Anfang nahm, iſt's die Athene (Ἀθήνα), Tochter der Metis, als erſter Gemahlin des Allvaters Zeus welcher, die Mutter im eigenen Bauche verbergend, die Tochter gebar [5]), und wie in der alten Schule die Diana vorzugsweiſe die jungfräuliche (eine Parthenos) hieß, ſo wird dieß hier ein Beyname der neuern Minerva.

---

[1]) Heſiod's Theogonie. V. 880.

[2]) S. Вук Стефановић, Српски рјечник (Wien 1818). S. 382, wo ſich auch das von Maja oder Majka abgeleitete Мајин für Мамин findet.

[3]) J. v. Csaplovics Slavonien und zum Theil Croatien ꝛc. Peſth 1819, 8. Bd. I. S. 106, wo dieſes Maja für ein bloßes Diminutiv von Mati, Mutter, gehalten wird.

[4]) J. A. Kanne erſte Urkunden ꝛc. S. 483, 484.

[5]) Heſiod's Theogonie, V. 883 und 892. So wurde alſo der ältere Kultus vom jüngeren verſchlungen, um unter neuer Form wieder ans Tageslicht zu treten.

Man darf sich nicht wundern, eine jetzt noch echt indische Gottheit so frühe schon am Pontus zu finden: Kanngießer, der geistreiche Forscher und fleißige Sammler, hat in seiner Alterthumswissenschaft eine Menge vollkommen gleichlautender Namen zusammengestellt, welche vom hohen Mittelasien aus sich sowohl südlich auf dem Wege nach Indien, wie östlich nach Kolchis bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres vorfinden. Ein gleiches thut Ritter (283), der im Plinius (VI, 16) an den Ufern des Pontus Völker nachweiset, welche noch gleichnamige Zweige in Baktrien sitzen hatten. Eine Erscheinung, die wohl nicht das Spiel eines bloßen Zufalls genannt werden darf. Eben so hat es Kanngießer mit den östlichen Gestaden des schwarzen Meeres und Thrakien gemacht, und wir werden suchen weiter unten die Zahl seiner Beyspiele noch zu vermehren. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß wie Metis, Phanes und Eri-Kapäos, als Rath, Licht und Lebengeber, in der alten Lehre mit einander zugleich genannt werden, auf ähnliche Weise auch hier Mâtis, Phana-goria und *Παντικάπαιος* — (Panti-kapaeum) neben einander vorkommen [1]).

Mâten wären also die Anwohner des jetzigen Asow'schen Meeres gewesen, und hätten sich von Taurien aus, — welches auch die mätische Insel genannt ward [2]), — bis jenseits des Oaros (?) erstreckt.

Da uns vorzüglich um genauere Länder- und Völkerkunde zu thun seyn muß, so sehen wir uns genöthigt, hier noch etwas länger an den Ostgestaden der Mâtis zu verweilen, ehe wir auf R.-Rs. Schrift zurücke kommen. Besonders aber wird die Rechtschreibung der Ortsnamen zu berücksichtigen seyn, die bey der jetzigen auffallenden Vorliebe für etymologische Forschungen auf manche neue unhaltbare Hypothese (deren man sich zuweilen bey dem besten Willen nicht erwehren kann) führen dürfte. Bey Beschreibung jenes Landes werden wir uns an das neun und vierzigste Blatt der Spezialkarte Rußlands [3]) halten, und dieß nach den Zusätzen, welche am Kuban mit Hülfe sachkundiger Bewohner jener Gegenden gemacht wurden, zu vervollkommnen suchen.

---

[1]) S. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausgegeben und mit Zusätzen begleitet von Fr. Gottl. Welcker. Göttingen, 1817, 8. in der Abhandlung über den uranfänglichen Gott der Orphiker. S. 228. — Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 213, wo Metis, Phanes und Erikapäon als männliche Namen der Orphiker vorkommen.

[2]) *Eustathii* Commentarii in *Dionysium* Periegetam. Ed. Coloniae Allobrogum, 1741, 8. p. 151. Ritters Vorhalle, 208 und 209. *Dionysii* de situ orbis. Ed. Basil. 1556. p. 104.

[3]) Подробная карта Россіи л. 49.

Ritters kleinere Limne Mätis (S. 192. Ob eins mit der Mätis von Korokondame, S. 211?), an der auch die jenſeit dem Hypanis (Kuban) in Sindike befindlichen Städte Hermonaſſa und Apaturon [1]) lagen, kann wohl nur der Kuban'ſche Liman (Кубанской лиманъ) ſeyn, welcher auch der Kiſiltaſch'ſche [2]) (Кизилташской лиманъ) genannt wird, und deſſen nordweſtliche Bucht der Sſukur-Liman (Сукуръ лиманъ), der enge Ausfluß aber ins ſchwarze Meer Bugas (Бугазъ, d. i. türkiſch die Mündung) genannt wird [3]). Die Naphtabrunnen in dieſer Gegend werden Peklo (die Hölle) genannt, nicht Preklo, wie Clarke (I, 409 ff.) ſchreibt.

Der Bosporus ſelbſt heißt Tanais beym Procopius [4]), wie nachgehends auch das ganze Aſow'ſche Meer *Mare Tanae* genannt ward [5]). Die Italiener nannten dieſe Meerenge ſchlechtweg Vospero; ſonſt aber auch Stretto di Caffa, oder Bocca di S. Giovanni [6]). — Auf der ſlawoniſchen Inſchrift vom Jahre 1068, welche zu Taman liegt, heißt ſie nur das Meer (море), die alte ruſſiſche Hydrographie aber führt ſie als Морскïя гирлы (os ponti) auf [7]). Wenn Ammian Marcellin von der Mätis redend ſagt: par Patares angustias undarum magnitudo prorumpit in Pontum, ſo erinnert dieß nur an Apaturos des Ptolemäus, und an des Plinius pene desertum Apaturos (wo nach Strabo XI, 495 ein Veneris fanum war [8]).

Zwey die Oſtſeite des Bosporus bildende Landzungen, die ſüdliche (южная коса) und die nördliche (сѣверная коса), welche

---

1) Das Πάτους des Scylax-Caryandensis. S. Geographiae veteris Scriptores minores. *Oxoniae*, 1698. 8. T. I. — Dieſer nennt auch die ſindiſche Limne, was im Lateiniſchen durch Sindicus portus überſetzt iſt.

2) Von Kiſil, roth; und Taſch, Stein.

3) Wie ſo viele Flüſſe, wenn man auf den Urſprung ihrer Benennung zurück geht, Fluß Fluß heißen, ſo wird auch dieſe Oeffnung von den Anwohnern die Mündung Bugas, гирло Бугазъ (Girlo, d. i. Gurgel Bugas) genannt. — An der Sſukur-Limne, wo alt- und neugriechiſche, wie auch italieniſche Münzen aus dem Mittelalter gefunden werden, hat Ref. ſelbſt unzweydeutige Spuren früherer Wohnſitze wahrgenommen.

4) Fragm. de priscis sedibus Gothorum: Vocant autem incolae Tanaim etiam illam eruptionem quae a Maeotide palude incipiens ad Euxinum Pontum usque pertinet etc.

5) Mare Tanae, mare Zabacharum aut mare Ciabaci. S. Tatariae Descriptio; edit. Elzeviriana, *Lugd. Batavorum*, 1630. p. 245.

6) Ebendaſelbſt.

7) Древная Россiйская Идрографïя. 1773. S. 57 ff.

8) Ritter möchte (S. 213) dieſe Benennung von Patäus ableiten.

letztere auch Puſchka (коса пушка) genannt wird, bilden die weit durchbrochene Vormauer der Taman'ſchen Bucht (Таманской заливъ). An der Südküſte dieſer Bucht liegt Taman', das Tamatarcha Konſtantin's Porphyrogeneta, das neue Phanagoria und zwey unbedeutende Dörfer. Im Norden befindet ſich das auf der Spezialkarte nicht angegebene Dorf Titarskaja (Слобода [1]) Титарская), im Weſten aber liegen die Dörfer Schum (Шумъ) und Ali-bej (Алибей).

Oeſtlich von dieſen letztgenannten Dorfſchaften kommt man auf eine Limne, die mitten zwiſchen der Kubanslimne und dem Aſow'ſchen Meere liegt. Auf der Karte wird ſie die Temrjuk'ſche (Темрюкской лиманъ [2]) genannt; die Anwohner aber benennen ſie Achdenißow'ſkoj Liman (Ахденисовской лиманъ), nach dem auf der weſtlichen Seite derſelben gelegenen, der Spezialkarte abgehenden, Dorfe Achdenißowka. Die Limne ſelbſt ſoll eigentlich den Namen Ak-dengis [3]) führen, welches im tatariſchen ſo viel als das weiße Meer heißt, wie denn auch wirklich, wenn man auf einem der daſigen Hügel oder Schlammvulkane ſteht, die Gewäſſer desſelben weiß erſcheinen, im Vergleiche mit denen der großen Mätis. Daß beyde einſt mit einander in Verbindung ſtanden, wie dieß auch jetzt wahrſcheinlich noch bey hohem Waſſer der Fall ſeyn wird, ſcheint die Benennung des Flüßchens Pereßyp (пересыпъ, nicht перелылъ) zu beweiſen, denn пересыпать heißt überſchütten, und ſicher mußte hier der Weg von Temrjuk nach Taman gedämmt werden. Das Waſſer des Ak-dengis wird, weil es ſüß iſt, von den Einwohnern Temrjuk's gebraucht.

Nach dieſer letztgenannten Stadt nennen die Koſaken des ſchwarzen Meeres [4]) die nordweſtlich von derſelben befindliche

---

[1]) Слобода, Sloboda wird im ſüdlichen Rußland jedes Krondorf mit einer Kirche genannt; eine Benennung, die auf den freyen Stand des Landmannes hinweiſt, weil Sloboda und Swoboda in den verſchiedenen ſlawiſchen Mundarten ſo viel als Freyheit heißt. Ein herrſchaftliches Dorf mit einer Kirche wird hier ßelo (оело) genannt, und ein Dorf ohne Kirche heißt Derjewnja (деревня). Im nördlichen Rußland iſt der Ausdruck Sloboda nicht gebräuchlich.

[2]) Nicht Timriuk, wie in der Reiſe in die Krym und den Kaukaſus von M. v. Engelhardt und F. Parrot (Berlin, 1805, 8. I. Bd. S. 81), ſteht.

[3]) Nicht Aftanis, wie dieſe eben daſelbſt genannt wird, woraus denn bey Ritter S. 193 Aſtanis ward. — Wie leicht könnte nun nicht einer hieraus das Gewäſſer der Aſen machen?

[4]) Eine von dem achtungswerthen Direktor des Jekaterinodar'ſchen Gymnaſiums, dem Protojerej Waßilij Roßinſkij verfaßte

Limne [1]), welche bey ihnen bisweilen auch nach dem Dorfe Kurki, die Kurkin'sche Limne (Куркинской oder Курчанской лиманъ) heißt. Diese da wird, wie schon angeführt ist, für das alte argonautische Erytheia am kaukasischen Vorlande gehalten [2]). Hier eben wäre es der Mühe werth, an Ort und Stelle zu untersuchen, um wie viel das südwestliche Ufer dieser Limne höher sey als das nordöstliche, und ob der Kuban alle Jahre sich auch auf diesem Wege bey Kurki vorbey ins Asow'sche Meer ergieße. Daß die erstere Seite überhaupt höher sey als die letztgenannte, daran wird gewiß keiner zweifeln, wer nur einmal den Weg von Jekaterinodar nach Taman zurückgelegt hat [3]). Wenn man nach Tage langen Reisen längs der schilfreichen, und besonders nach der Erntezeit wegen der feindlichen Ueberfälle unsicheren Gestade des Kubans die Höhe bey Kurki erreicht, ist's als begönne man ein neues Leben, und man setzt nun, schon vom westlichen Seewinde angefächelt, seinen Weg weiter nach Temrjuk fort. Die Kosaken des schwarzen Meeres haben hier, besonders von Kopyl' bis Kurki, ihre wahre Noth, denn im Winter müssen sie jeden Augenblick dem Feinde entgegen sehen, im Sommer aber werden sie sammt ihren Pferden fast aufgezehrt von den unzähligen Mücken, und die mit hoher Rohrwaldung bedeckten Niederungen, wo (wie in einigen Gegenden des ungrischen Heidelandes) die Reiter sammt ihren Piken sich ungesehen verbergen können, erzeugen konvulsivische Fieber (корчи), die der Europäer glücklicher Weise nicht kennt. —

Den bestimmten einzelnen Arm des ganzen Systems von Stromscheidungen, welche hier, wie in jedem Deltagebiete beständigen Wechseln unterworfen sind, nachweisen zu wollen, wird, wie Ritter [4]) ganz recht sagt, immer eine vergebliche Bemühung bleiben, zumal wenn hier noch uralter künstlicher Kanalbau hinzukommt. Und solcher Kanalbau findet auch jetzt noch Statt, denn so ward z. B. im Jahre 1816 das Kubanwasser in eine von den Limnen durch einen Graben geleitet, welcher nicht tiefer als

---

historisch-statistische Beschreibung des Landes dieser Kosaken seit 1793 bis 1820 ist in den Akten der Gesellschaft der Freunde russischer Literatur ꝛc. zu St. Petersburg abgedruckt worden.

1) Wie bey Engelhardt und Parrot S. 82 ganz richtig angegeben wird.

2) S. Ritters Vorhalle, S. 189, 191 und 195, nach *Orpheus Argon.* V. 1048.

3) Vergl. auch v. Engelhardt's und Parrot's Reise S. 83 ff.

4) Ritters Vorhalle, S. 186 ff.

eine Arschine (zwey Fuß) gewesen seyn soll, und es floß durch selbigen mit bedeutender Schnelligkeit [1]).

Da aber einst, wie oben angedeutet wurde, die ganze Gegend vom Kuban bis zum Bej-ßu unter Wasser gestanden haben kann; so wird es einen nicht wundern, wenn der Kuban nicht bloß bey Kopyl', — wo Ritter (191) nach v. Engelhardt und Parrot (I, 84) die Spitze des schilfwaldigen Deltagebietes annimmt, — mit dem Asow'schen Meere in Verbindung steht. Auch noch gegen sechs Meilen höher, von hier hinauf bis über den halben Weg nach Jekaterinodar entledigt sich der Kuban seiner Gewasser, mittelst der zur Mätis-Limne fließenden Angelinka, deren unterer Theil auf der Karte unter dem Namen Angaly vorkommt [2]). Wäre hier, dem Kuban näher, gar kein fließendes Wasser, so würde auch wohl das Dorf Mischastiwskoje (das nördlichere von den beyden gleiches Namens) gewiß nicht dort, wo es jetzt liegt, angesiedelt worden seyn.

Unter Ritters beyden größten nördlichen, zur Mätis fließenden (Neben-) Armen des Kuban's, Dewedinka und Kaulaus (191), die bey v. Engelhardt und Parrot (I, 84) Dawidinka und Kalaus heißen, werden wohl die Flüßchen zu verstehen seyn, welche bey den auf der Karte genannten Medwjedjewka [3]) und Kalaus vorbeyfließen.

Jedoch hat der Kuren' (so nennen die Kosaken ihre Ortschaften) Wedmidewka vor etwa zwanzig Jahren wegen der Ueberfälle der Tscherkessen müssen zum Kirpilisfluße (dessen Urbäche auch fast bis an den Kuban hoch über Jekaterinodar reichen) verlegt werden. Nach ihm wird jetzt einer der vier Natschalstwa oder Regierungsbezirke des Kosakenlandes, zu dem auch der Hauptort Jekaterinodar gehört, benannt. Die übrigen drey Bezirke sind der Taman'sche, der Bejßu'sche und der Jej'sche, so genannt von den Flüssen und dem Fort Jeja (En). — Das

---

[1]) Vergl. Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 254?

[2]) Auf einer unedirten Spezialkarte, die man in Jekaterinodar für die beste hielt, ist dieses Gewässer geradezu Jerok Angelinka (Ерокъ Ангелинка) überschrieben; Jerok aber heißt nur Nebenarm.

[3]) Nach der kleinrussischen Mundart Wedmid'ewka genannt. Der zweyte Vocal ist der Doppellaut je (ѣ), der in mehreren slawischen Mundarten wie i lautet. So auch im Weißrussischen; und selbst um Ladoga und Tichwin, tief im Norden, sagt der gemeine Mann Medwid'ewka für Medwjedewka, wie denn auch auf einem Heiligenbilde vom Jahre 1603 in Neu-Ladoga ein früher daselbst befindliches Kloster das Medwidew'sche genannt wird. Der Serbe sagt dagegen Medwed (der Bär).

aus Clarke's Reise entlehnte Siena, welches an Italien erinnert, und dessen Ritter (S. 229) erwähnt, heißt eigentlich Sjenno, für Sjennoje oder Sjennaja Balka (Heuschlucht).

Die Benennung Kurki (S. 191), geschrieben Kur-ki, als deutete es auf Kur oder Kor, Sonne und Sonnenkultus hin, dürfte wohl neueren Ursprungs seyn, gerade wie das Korßun'skoje, Poltaw'skoje u. a., die nur Uebertragungen aus den früheren Wohnsitzen der hiesigen Bewohner sind, und deren gleichnamige Stammörter sich in Kleinrußland wiederfinden. Auch jetzt noch erhält das Land der Tschernomor'schen Kosaken von Zeit zu Zeit bedeutenden Völkerzuwachs aus Malorossien (Kleinrußland), und wohl denen, die das Loos trifft, auf der Ebene nördlich von Bej-ßu angesiedelt zu werden. — Doch nicht bloß diese, sondern auch die Don'schen Kosaken erhielten von eben daher einen Theil ihrer jetzigen Bewohner. Der Name ihrer Hauptstadt Tscherkask findet sich als Stadt Tscherkaßy wieder, und wer weiß nicht daß Alt-Tscherkask im J. 1569 vom Fürsten Wyschnewetzkij angelegt ward, der mit fünf tausend Mann seiner Kosaken, von Dnjepr aus, den Donischen zu Hülfe kam, die Türken schlagen half, und sich hier niederließ. Daher denn auch die Beymischung des Kleinrussischen in der ursprünglich großrussischen Mundart der donischen Kosaken.

Hr. Raoul-Rochette erwähnt (S. 88) eines Ortes, Dandars genannt. Diesen kennt freylich d'Anville im Süden vom Kuban, neben Dioskurias zwischen Iskuria und Pitschinka (Iskurja und Pitschunda?) wie R.-R. sagt; aber woher hat denn der Geograph seine Nachricht geschöpft? — Doch gesetzt auch, es hätte hier einen Flecken Dandars genannt gegeben, dürfte man daraus schon den Schluß ziehen, daß er nur nach den Dandariern, die im Plinius (VI, 7) zu den Gentes circa Maeotin gezählt werden, und die nach *Hekataeus*, wie *Stephanus Byzantinus* beweist, in Europa wohnten, den Namen führe, und sagen, daß seine Lage vollkommen mit der, des früheren Dandarischen Territoriums übereinstimme? Ein Hauptgrund, warum es kaum möglich ist, mit d'Anville die Dandarier südlich vom Kuban (*Hypanis* oder *Vardanus*) zu suchen, ist Strabo's Nachricht von dem durch Pharnakes gereinigten alten Kubankanal, durch welchen er das Land der Dandarier unter Wasser setzte *). Hätten nun diese mit d'Anville südlich gewohnt, so müßte ja der Kuban durch's Kaukasische Gebirg geleitet worden seyn. Hiezu kommt noch, daß Strabo, erst nachdem er

*) Strabo XI, 495.

von den Dandaren geredet, der südlicher wohnhaften Sinder, Achäer und Zyger (*Ζυγῶν*) erwähnt.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit sucht Hr. R.-R. S. 158 ff. darzuthun, daß Pantikapäum, dessen erste Begründung den Kolchiern zugeschrieben wird [1]), auch in älteren Zeiten schon vorzugsweise *Bosporus* hieß, und (S. 160) daß man also in den Inschriften unter dieser Benennung eigentlich jene Stadt und nicht das ganze bosporische Gebiet (wie er selbst S. 31 meinte) zu verstehen habe. Da wir aber einmal auf Ritter verweisen, so dürfen wir diesen hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen, da er zufälliger Weise gerade auf der nämlichen Seite (158) seines Werkes aus dem Hesychius eine Stadt *Bosporus* auf Indike, also auf der asiatischen Küste anführt. R.-R., der diese Nachricht aus dem *Stephanus Byzantinus* kennt, den er hier (S. 162) dem ihm so oft folgenden *Eustathius* entgegensetzt, meint jedoch, daß diese Angabe keine Glaubwürdigkeit verdiene. Wir wollen denn auch unsere und der Leser Zeit sparend nur noch erinnern, daß der Verfasser den kräftigsten Beweis für seine Ansicht hätte aus dem Plinius schöpfen können, welcher mit unzweydeutigen Worten sagt, daß Pantikapäum auch Bosporus genannt ward [2]).

Ammian nennt Pantikapäum gleichsam die Mutterstadt aller übrigen Bospor'schen Städte [3]). Nach Strabo aber war diese nur Metropolis der europäischen Bosporanen, der Asianen Metropolis aber war des Phanagoras Stadt [4]). Ritter leitet die Benennung der letzteren von dem aus dem Weltey geborenen Phanes der Indier, oder vom Phanes, dem All der Orphiker (Pan — Vater des Pontos und der Erde, Helios, Dionysos, dem Schöpfer des göttlichen Weltalls) her [5]). Hieher, meint er (S. 206), in dieses alte Empo-

---

1) *Eustathii* Comment. in Dionysium Periegetam. *Ed.* 1741, p. 155. — *Raoul-Rochette*, Histoire critique etc. III, 390, wo auch aus Strabo XI, 494 der Beweis dafür angeführt wird, daß die Griechen (les Milésiens heißt es oben) erst die Skythen vertreiben mußten.

2) *Plinius* IV, 12. *Panticapaeum*, quod aliqui *Bosporum* vocant.

3) Velut mater omnium *Panticapaeum*, XXII, 8.

4) *Phanagoriae* urbs, nam et sic vocatur. *Strabo* XI, 495. *Ed. Tzschucke* IV, 382. Ritter's Vorhalle, 193. — Phanagoras aber kommt, wie auch Phanes, schon im Herodot (VII, 214; III, 4) als Mannsname vor. Auch Hekataeus gibt einen Phanagoras für den Begründer von Phanagoria aus. S. *Stephanus Byzantinus* voc. *Phanagoria*.

5) Ritters Vorhalle, S. 171 und 212. Ueber Phanes und die

rium des Koros, nach Koro-Kondame [1]), werden die vorder-asiatischen Flüchtlinge aus dem alten Lande des Korosdienstes (Karya, Lykia, Mysia) gezogen seyn, bey der Perser Ueberfall. Seit dem Jahre 703 nach Chr. verschwindet, wie Ritter (S. 221) bemerkt, Phanagoria, man weiß nicht wie zerstört, aus der Geschichte. Eben so sagt Hr. v. Karamsin in seiner Geschichte des russischen Reichs (I, 43), daß die Chasaren (Козары) im siebenten Jahrhundert sich alles Land von der Wolga bis zum Asow'schen und schwarzen Meere, Phanagoria und Bosporus (Pantikapäum?) unterwarfen.

Strabo's Beschreibung, der östlichen Mätisküste folgend [2]), kann man den heut zu Tage Jeja genannten Fluß für den großen, den Bej-ßu aber für den kleinen Rhombites halten. An dem letzteren dieser Flüsse trieben die Mäten, das ackerbauende aber doch kriegerisch gestimmte Volk, den Fischfang selbst: ein Gewerbe, dessen Verpachtung an der Atschujew'schen Landzunge jetzt noch einen bedeutenden Theil der öffentlichen Landeseinnahme ausmacht.

In Beziehung auf den Don muß noch einer Clarke'schen Ansicht erwähnt werden, die jedem Russen ein Lächeln abnöthigt. Der gelehrte Britte will nämlich seine Leser glauben machen, als sey es die Meinung der Anwohner des Don's, daß die Fluten des Donjetz sich nicht mit denen des Don's mischen, sondern beyde in einem gemeinschaftlichen Bette neben einander fortfließen, bis endlich der Donjetz sich wieder von seinem älteren Gefährten trenne, und eine eigene (die rechte und kleinere) Mündung des Don's bilde. Hätte Clarke sich die Mühe genommen zu fragen, was denn eigentlich Donjetz bedeute, so würde man ihm geantwortet haben, daß Donetz nur so viel heiße als der kleinere Don (Tanais minor), wie im Cherßon'schen Gouvernement die Benennung des Flusses Inguljetz ein Diminutivum von Ingul ist. Dann wäre bey ihm vielleicht auch die nicht ungezwungene Ableitung des griechischen *Tánaïs* von *Danaetz* oder *Tanaets*, die leider auch Ritter (S. 304) aufgenommen hat, weggeblieben.

Von den nordöstlichen Gestaden des Pontus sey es erlaubt, auf einen Augenblick zu den nordwestlichen überzugehen, um hier die Klassiker, besonders den Plinius (IV, 12) mit

---

Lehre der Orphiker s. Creuzer's Symbolik I, 504 ff. und III, 303 ff.

[1]) Daß Konda oder Kanda Stadt oder Stätte bedeute, wird wahrscheinlich durch die Zusammenstellungen mit Sindo-Kanda (oder Sinco-Kanda, auch Sandocanda des Ptolem. VII, 4) und Mara-Kanda (Samarkand). Siehe S. 194 und 196.

[2]) Strabo XI, 493 ff.

den besseren Karten jener Gegenden, die Referent durch Autopsie richtig genug befunden, zu vergleichen. Der Kürze wegen sollen hier bloß die älteren Benennungen der Gewässer zwischen dem Dnjestr und dem Dnjepr angegeben werden, da dieser Gegenstand immer noch unbestimmt geblieben ist, und selbst die neuesten Aeußerungen darüber nicht genügend sind.

Gleich nach dem Tyras (Dnjestr) nennt Plinius die *Axiacae cognomines flumini* — also die beyden Kujel'nik (куельникъ).

Auf diesen folgt das *flumen Rhode*, wahrscheinlich gleichbedeutend mit Ῥοδανὸς, welches die griechischen Wörterbücher durch *valde rapidus* erklären. Es ist dieß unser Teligul [1]), oder Deli-gul, wie ihn auch Herr Budischtschew auf seiner Seekarte des schwarzen Meeres nennt, — eine Benennung, die von Deli, närrisch, und Göl, Gewässer, abgeleitet werden muß, woher denn die heutige Benennung (als tobendes, reissendes oder unsicheres Wasser) gewissen Maßen dem Altgriechischen zu entsprechen scheint.

Gleich darauf folgt der *sinus Sagaricus*, wogegen Ovid [2]) in seinem Sendschreiben den Sagari fluvius hat: — die Beresan'sche Limne (Березанской лиманъ). Der portus Ordesus dürfte in der Gegend des jetzigen Otschakow gesucht werden können.

Zurücke nun zur lieblich umwohneten Mätis, die noch der Tanaisfluß mit eilendem Strome zertheilet [3]). — Da die Anwohner derselben, die mätischen Völkerschaften, bey Gelegenheit der sie nennenden Inschriften abermals vorkommen werden, so muß Referent hier nur noch die Aspurgianer berücksichtigen, gegen welche Polemo I. sein Leben einbüßte. Zweymal erwähnt ihrer Strabo, und Ptolemäus kennt auch die Asturicani, welche nach Mannert (IV, 365) vielleicht eins mit den Aspurgiani des Strabo sind [4]).

Schon haben es seit Penzel [5]) mehrere versucht, diese

---

[1]) Gleich diesem heißt auch ein jenseits dem Aralsee in Asien gelegener See Teligul.

[2]) Epistolarum ex Ponto, L. IV, Ep. X. Albinovano.

[3]) Lykophron in dem Gesange der Trojanerin Kassandra, V. 1288. — S. Ritters Vorhalle, S. 469.

[4]) Ptolem. V, 9. Ἀσουριχανοί. Die in einigen Ausgaben des Strabo (XI, 495, und XII, 556) vorkommenden Ἀσπουγγιτανοί und alle übrigen Varianten müssen Ἀσπουργιτανοι gelesen werden, wogegen einige Codices auch Ἀσπουργιτανοι haben. Siehe Tzschucke's Ausgabe des Strabo in den Anmerkungen.

[5]) Dissertatio de Barangis, p. 5. not. 4. — Eine kaum mehr aufzutreibende Abhandlung, die öfters citirt wird, und deren der Ver-

Aspurgianer für ein germaniſches Volk — für die Vorfahren der nordiſchen Aſen — zu halten, und Ritter iſt einer der Neueſten, welche dieſen Gegenſtand berührten, mit dem Verſprechen, in einer andern Reihe von Mittheilungen wieder darauf zurück zu kommen [1]). Dieſer nämliche Autor, welcher die Aspurgianer für die Bewohner der Aſa-burg oder von Asgard hält, ſetzt eben daſelbſt mit den nordiſchen Aſen die Aſſi, einen Namen der Alanen, in Verbindung, welche er ein kaukaſiſches Bergvolk von germaniſchem Stamme nennt [2]). Auch erklärt er (S. 303) die Sprache der Oſſeten, die nach ihm vielleicht Stammgenoſſen von Tacitus Oſen und Araniſken ſind, für eine Germaniſche, welche als Mittelglied der Perſiſchen zunächſt ſteht.

Eben ſo behauptet ſchon Kanngießer [3]), daß in den Sprachen der Lazier und der Oſſeten (beyde kolchiſcher Abkunft) gemeinſchaftliche Wurzeln des Griechiſchen, Lateiniſchen und Germaniſchen (warum alſo nicht auch des Slawiſchen?) enthalten ſind. Dieſer ſetzt hiemit (S. 230 ff.) noch die alten Benennungen von Arkadien (Azania und Parrhaſia), die Azali am Hämus, und die Stadt Aſa am Pontus in Verbindung. Auch die Mätis kennt Abulfeda unter dem Namen mare ol Ozaki, al Ozak vel al Azak (Aſow).

Die Aspurgianer ſelbſt hält Ritter (317) für die letzten Ueberbleibſel der Kriegerkaſten, die früher bey den Amazonen, Sauromaten, Budinen, Agathyrſen auch kriegeriſchen Ruhm hatten. Dagegen ſollen (316) in jenem Völkerſyſteme die Sinter und die Agathyrſen Handelsleute, Fiſcher, Handwerker und Bergleute geweſen ſeyn [4]). Nach Anderen waren jedoch die Aſen auch Bergwerker und Schmiede; ſie bereiteten Hammer, Zange und Ambos, und verarbeiteten Metalle, Steine und Holz in Asgard [5]).

---

faſſer ſelbſt in ſeiner Ueberſetzung des Strabo III, S. 1833, Anm. 18 erwähnt.

1) Vorhalle, S. 477.

2) Sich auf ſeine Erdkunde II, 842 berufend.

3) Grundriß der A. W. S. 162 und 164.

4) Alle ackerbauenden Stämme, wie Kallipiden, Alazonen, Mäten ꝛc. ſollen nach ihm nur unterdrückte Bewohner jener Gegenden aus der Kimmerier Zeit ſeyn. Die Hyperboreer aber, die Gelono-Budinen u. a. ſind ihm die eigentlichen Prieſtermiſſionen. — Kanngießer, der (S. 271) unter Thrakien das ganze öſtlich vom Hämus gelegene Land verſteht, hält auf ähnliche Weiſe in ſeinem thrakiſchen Völkerſyſteme (S. 258) die Thrakier und die Phönikier für die Prieſter, neben welchen die Karier als Soldaten, Matroſen und Arbeitsleute dienten. —

5) S. Rühs Edda. S. 175.

Mit den Isländern theilt Ritter (S. 472) die Meinung, daß Asa, Asia so viel heiße als Gottesboden oder heiliges Land. Unter andern wird erwähnt, daß auch bey den Römern der Altar (ara) früher Asa geheißen, und zu denen S. 471 angeführten Athene Asia, Diana Asia u. s. w. ließe sich noch Asis, ein Beyname des Mars in Edessa, hinzufügen, welchen Hr. v. Hammer aus dem Persischen durch Hochgeehrter erklärt *).

Ritter geht noch weiter, und verändert selbst (S. 173 und 346) die Namen der Stammherren skythischer Geschlechter Liporais und Kolaxais in Lip-asais und Kor-asais (heiliger Sonnenheros).

Auch die Benennungen des Kauk-Asus, der Tscherkessen u. s. w. sollen hiemit zusammenhängen. — Vorhin ist schon gezeigt worden, daß Tscherkask nach einem anderen Orte gleiches Namens in Kleinrußland benannt worden seyn muß. Jener ist freylich auch nicht aus den Wolken gefallen, — aber wer vermag wohl alles zu erklären? Hier sey nur noch hinzugefügt, daß in der altrussischen Hydrographie (S. 105) die saporogischen Kosaken saporogische Tscherkaßen (Запорожскïе Черкасы) heißen, gleichwie die kaukasischen Tscherkeßen die Fünfberger Tscherkaßen (пятигорскïе Черкасы) genannt werden, nach dem Besch-tau-ge-

*) S. dieser Jahrb. der Lit. 1818, B. I. S. 97. — Nach Rühs Edda soll Ask so viel als Mann heißen. — In Hindostan aber bedeutet *âsen* einen Sitz (un siége), vergl. die Recherches Asiatiques I, 92 und 139. Daß der Name Asias im Bosporus nicht ungewöhnlich war, beweiset eine jetzt in Cambridge befindliche Inschrift, in welcher dieser zweymal vorkommt. S. Clarke's Greek Marbles brought from the shores of the Euxine etc. Cambridge, 1809, 8. S. 6. ff.

Wer die Verwandtschaft des Germanischen zum Persischen nicht unmöglich findet, den wird es nicht wundern, Laute aus jenem orientalischen Sprachgebiete in Europa wiederzufinden. Nur aus dem Persischen, glaubt Ref., läßt sich z. B. die Benennung des Arai (Аксай), eines Nebenarmes des Don, erklären, indem Ak so viel als weiß, und Tschaj Fluß oder Flüßchen bedeutet. (S. Güldenstädt's Sprachproben im II. Bd. seiner Reisen, S. 550.) Daher findet man denn auch auf dem südlichen Abhange des Kaukasus eine Menge Flüsse, deren Namen in Tschaj ausgehen, wie Ak-tschaj, Kara-tschaj, Tok-tschaj, Tscheki-Tschaj u. s. w. So heißt auch ein Nebenarm des Dnjepr's unweit von Cherson Tschaj-ka (Pallas Bemerkungen ꝛc. II, 506), gerade wie der Wasservogel, die Möve, im Russischen Tschajka genannt wird. Und an der Donau und der Theiße in Ungarn findet sich dieses Wort in Namen der österreichischen Tschajkisten-Regimenter, welche diese Benennung von ihren Tschajken (d. i. Böten) tragen, wieder.

birge, welches im Tatarischen so viel als Fünf-berg ist [1]. Nach am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts wurden die kleinrussischen und ukrajnischen Bauern in allen öffentlichen Akten, als Revisionslisten, den Büchern der Landmesser-Comptoire ꝛc. nur Tscherkaßen (Черкасы) oder tscherkaßische Bauern (Черкасскïе крестьяне) genannt; im Gegensatze der großrussischen Bauern (Великороссïйскïе крестьяне), deren auch welche in die slobodische Ukrajne versetzt wurden. Noch mehr, der Kopist der Woskresenskischen Abschrift des russischen Nestor's hat sogar einmahl Черньасы (schwarze Asen) für Черкасы (Tscherkaßen) [2].

So hätten sich denn die schwarzen Elfen, die Zwerge der Edda, welche unter der Erde wohnen (Nori-ker, d. i. Höhlenbewohner?), auch in die russische Geschichte verirrt. Aber es ist nicht zu glauben, daß sie lange darin hausen dürften. — Hat nicht Dalin schon das am Hypanis gelegene Olbia für denjenigen Ort gehalten, wo der Drottar Svegdut im Jahre 290 nach Chr. soll gestorben seyn, und kommt bey ihm nicht eben dieses Olbia auch als Alf-heim im Lande Adal-Sysla, oder dem vornehmsten Fürstenthume von Skythioda-hin-Mikla vor [3], wo im Jahre 720 Ynguar, ein anderer nordischer König fiel? — Wie dem auch sey, die Normänner kannten den Pontus zur Genüge, und nannten ihn Suarta haf; das ägeische Meer hieß bey ihnen Griklands haf; der Hellespont aber Ellipata [4]. — Freund Rask, der nach einem fast dreyjährigen Aufenthalte in Island jetzt Ostindien bereiset, und dessen Hauptwunsch es war, die Normänner bis in ihre Ursitze zu verfolgen, wird in dieser Hinsicht hoffentlich ein entscheidendes Wort reden dürfen, und jeder Verehrer der Geschichte muß sich und ihm Glück wünschen zu diesem rein wissenschaftlichen Unternehmen.

Was die Stiftung des russischen Reiches von den Roß (oder Rhos) anbetrifft, deren Ritter S. 303 erwähnt, so ist dieß bisher noch nicht erwiesen, wenn gleich die alt-russischen, vom Konstantin Porphyrogeneta mitgetheilten Namen der Wasserfälle des Dnjepr's, wie aus Lehrbergs Untersuchungen erhellet, und wie den Referenten besonders auch Hr. Rask mündlich

---

1) S. Древная Россïйская Идрографïя. Спб. 1773. 8. S. 58, 64 und 173.

2) Нестора лѣтопись по воскресенскому списку I, 20: Черньаскый торгъ.

3) S. Olof Dalin's Geschichte des Reiches Schweden. Deutsch. Greifswalde, 1756, 4. Bd. I. Kap. III. §. 16 in d. Anm.; XII. Kap. §. 7, und XIII. §. 10. Vergl. Sturleson Yngl. S.

4) S. Acta literaria Sveciae II, 378.

davon überzeugt hat, germanischen Ursprungs sind. Eine Untersuchung über diese Rhos steht von Kollegienrath und Professor Bernh. v. Reith in Charkow zu erwarten, der, wie wir erfahren, solche nächstens zu Tage zu fördern gedenkt.

Münzen.

Die Münzkunde hat durch das vorliegende Werk manchen interessanten Beytrag erhalten. Der Hr. Verf. beginnt S. 47 seine numismatischen Forschungen durch Widerlegung Visconti's, welcher die sich in der königl. Sammlung zu Paris befindliche (auf dem Titelblatte des vorliegenden Werkes als Vignette abgebildete) Münze des Königs Paerisades (ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥ) nicht dem ersten Regenten, sondern einem zweyten dieses Namens zuschreibt. Visconti glaubt dieß thun zu müssen, weil jene Münze denen des Lysimachus vollkommen analog ist, und auf diesen letztern der Titel βασιλευς nur seit dem Jahre 307 oder 306 vor Chr. Geb. vorkommt, Paerisades aber schon im Jahre 310 gestorben ist. Aus Steinschriften, besonders aber aus der vom Referenten am Akdengis gefundenen (siehe unten), thut Hr. R. = R. das Gegentheil dar, weil eben dieser Titel viel früher schon im Bosporlande üblich war. Auch bestreitet er Herrn v. Koehler's Meinung in Betreff Asander's, welchem zuerst vom Kaiser August diese Königswürde beygelegt ward, — dessen Vorgänger aber nur Ethnarchen, Dynasten oder Tyrannen hießen. R. = R. behauptet (S. 55), an das Zeugniß der vorzüglichsten Numismatiker appellirend, daß Asander nur so lange auf seinen Münzen den Titel eines Archonten führte, so lange er, — selbst ein Usurpator, — noch nicht von Rom aus als Herrscher anerkannt war *).

Dieses bestätigt er (S. 60 ff.) noch durch eine (Pl. I. Nr. 3 abgebildete) Münze, auf welcher Leukon, der von 391 bis 353 v. Chr. regierte, schon König (ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΕΥΚΩΝΟΣ) genannt wird. Zugleich gibt Hr. R. - R. noch die Abbildungen zweyer sehr beschädigter Münzen, die er auch dem Könige Leukon zuschreibt. Eine von diesen (Pl. I. Nr. 4) glaubt Referent zu besitzen, und da sein Exemplar ungemein besser erhalten ist, so wird eine Abbildung davon hier unter N. 1. mitgetheilt. Es trifft

*) Daß wenigstens bey den Byzantinern des zehnten Jahrhunderts Archont auch so viel als Selbstherrscher hieß, scheint Const. Porphyrog. zu beweisen, welcher den russischen Großfürsten Swjatoslaw Igorewitsch Σφενδοσλάβος ὁ υἱὸς Ιγγωρ τοῦ ἄρχοντος Ρωσίας nennt. Vergl. Bayer in den Comment. d. Petersb. Akad. IX, 412—413; und solcher Beyspiele gibt es mehrere.

bey beſagter Münze der Umſtand ein, daß die Buchſtaben AΣ über dem geflügelten Blitze, welche Hr. R.-R. mit Recht für Elemente des Königstitels hält, wirklich als ſolche vorkommen, da hier BAΣIΛE.. deutlich zu leſen iſt. Von der untern Zeile ſcheinen aber nur die Buchſtaben ΛETKΩ, welche Herr Arneth, erſter Kuſtos am Antiken-Kabinette zu Wien [1]), und der Oberſt v. Stempkovſkij zuerſt für ſolche anerkannten, ſichtbar zu ſeyn, während R.-R. die Endſylben KΩNo. gibt. So dürfte denn des Verfaſſers Meinung in dieſer Hinſicht auch darin beſtätigt ſeyn, daß er (S. 63) auf eben dieſer Münze, welche auf der Hauptſeite das Bildniß der Pallas (?) führt, nichts ſah, was er dem Herkules-Kultus hätte zuſchreiben können. Hoffentlich wird es bey der hier gelieferten treuen Abbildung dieſer Münze unnöthig ſeyn, den Einwurf derjenigen zu beſeitigen, welche vielleicht an einen bosporiſchen Seleukos, deſſen in einigen Ausgaben des Strabo (VII, 301) zugleich mit Leukon Erwähnung geſchieht, erinnern möchten [2]). Noch weniger aber ſteht zu befürchten, daß man jene Münze gar dem ſyriſchen Seleukos zuſchreiben werde.

Nach Beſeitigung mehrerer Einwürfe, welche gegen dieſe Münze Leukons gemacht werden könnten, bleibt der Hr. Verfaſſer (S. 70) dabey ſtehen, daß ſelbige keinem andern Leukon als dem Zeitgenoſſen Philipps II. angehören könne. Im Verfolge dieſer Unterſuchungen ſtellt er (S. 68) die, wohl völlig gegründete Meinung auf, daß man bey dem Mangel an Inſchriften aus der Vorphilippiſchen Zeit, und bey der daher noch ſo unvollkommenen ältern Paläographie, keineswegs behaupten und das *dangereux principe* aufſtellen dürfe, als müßten nämlich alle diejenigen Denkmale, auf welchen die Omikron und Omega (wohin wohl auch die Theta zu zählen wären) kleiner ſind als die übrigen Buchſtaben, nothwendig für neuere Monumente gehalten werden.

S. 72—83 handelt der Hr. Verf. vorzüglich über Nebenſtämpel oder Contremarken, und ſucht zu beweiſen, daß ſolche beſonders dann angebracht wurden, wenn der (Nominal-) Werth der Münzen ſollte erhöhet werden. Daß in dieſer Hinſicht nicht alle Antiquare ſeine Anſicht theilen, beweiſen ſchon die Anzeigen der

---

[1]) S. des Archiv's für Geographie, Geſchichte, Staats- und Kriegskunſt, 1822. Nr. 141 und 142. S. 759.

[2]) Nach Diodor XII, 305 ſoll ein Seleukus um das IV. Jahr der XXCVI. Olympiade ſeinem Vater Spartakus in der Regierung des Bosporus gefolgt ſeyn, und vier Jahre geherrſcht haben.

vorliegenden Schrift in der Revue encyclopédique, im Journal des Savans und im Archiv für Geographie, Geschichte ꝛc., wo die HH. Jomard, Letronne und Arneth erklären, daß sie hierüber anderer Meinung sind.

Jetzt muß Referent dem Verfasser, der vom Bosporus auf Olbia und dessen Münzen überspringt, nacheilen. Er liefert hier, aus der Sammlung des Hrn. v. Blaramberg zu Odessa, zwey Münzen des aus Strabo's und Plutarch's Schriften bekannten Skythenköniges Skilurus (Σκίλυρος). Beyde führen auf der Hauptseite das Bildniß des Königs selbst (S. 98), und auf der Rückseite über einem horizontal gelegenen Hermesstabe (Caducée) die Inschriften .A — ΣΚΙΛΟΥΡ, und ΒΑΣΙΛ — ΣΚ...*). Eine andere ähnliche Münze, welche nach Hrn. v. Stempkovskij's Angabe (S. 99) auch in Olbia gefunden seyn soll, und auf welcher R.-R. die Spuren eines Fisches (d'un poisson) entdeckt haben will, bestimmen ihn, sich für die Meinung zu erklären, daß sich die Macht dieses Skilurus höchst wahrscheinlich auch auf Olbia und auf die Griechen in der taurischen Halbinsel erstreckt habe.

Nun liefert der Hr. Vers. (S. 100, Pl. IV. N. 1) noch eine andere auf den Trümmern von Olbia gefundene, und Hrn. von Blaramberg gehörende Münze, auf welcher der Königsname INC. ΜΕΩC vorkommt. Diese Legende soll, nach Hrn. von Stempkovskij's Auslegung, so viel als Inthimévus bedeuten, worauf aus der Analogie dieses Namens mit dem eines bosporischen Regenten Ininthimévus (Ininthimeyus) geschlossen wird. Daß es der Bosporaner selbst sey, glaubt R.-R. nicht, weil dieser überhaupt nur ein Jahr regiert haben soll (S. 104). Wenn man nun auch diesen Unglauben theilt, so wird sich's weiter unten doch ergeben, daß die Regierung des bosporischen Ininthimévus von längerer Dauer war, als man bisher fälschlich glaubte. Ob aber nun dieser Inthimévus (Inthimeus), wenn er so hieß, ein Sohn des Skilurus war, ob er und nicht Mithradates, — oder vielleicht keiner von beyden, wie man wohl hinzusetzen darf, — über Olbia geherrscht, darüber wäre es wohl unnütz sich jetzt schon Sorgen zu machen, so lange es uns noch so sehr an historischen Daten oder unzubezweifelnden Denkmälern aus jener Periode fehlt. Daß die Olbiopoliten wirklich benachbarten Barba-

*) Hr. v. Blaramberg liest, wie die Abbildungen seiner olbischen Münzen Nr. 202 und 203 zeigen, diese Inschriften noch vollständiger, denn er gibt auf der einen .AΣ..... ΣΚΙΛΟΥΡ.. auf der andern aber ΒΑΣΙΛ... ΣΚΙΛΟ.. an. — S. Choix de Médailles antiques d'Olbiopolis ou Olbia etc. Paris, 1822. 8. S. 63.

ren Tribut zahlen mußten, beurkundet die hier unten mitgetheilte Inschrift des Protogenes. Aber aus diesem Grunde allein die tributzahlenden, und vielleicht auch für die Skythen münzeprägenden Olbier für Unterthanen derselben auszugeben, wird wohl keiner gelten lassen, der jemals die Verhältnisse gebildeter Nationen zu rohen, kein Völkerrecht kennenden Horden beobachtet hat. Und bestehen denn nicht noch heut zu Tage ähnliche politische Verhältnisse zwischen den Europäern und den Barbareskenstaaten in Afrika? Der gebildetere Staat, der Reichere, wirft gern eine Summe Geldes weg, um Menschen zu sparen und Hab' und Gut, wie die Ruhe seiner einzelnen Bürger zu sichern. Auf gleiche Weise haben ja auch die Bosporaner selbst, wie der Hr. Verf. schon (S. 70) aus Strabo anführt, den Barbaren Tribut zahlen müssen, ohne deßwegen geradezu von ihnen beherrscht worden zu seyn.

Hier sey es uns nun erlaubt, auf des Verfassers Gründe für die Existenz eines ältern Rheskuporis überzugehen. — Polemo I. büßte nämlich im Felde gegen die Aspurgianer sein Leben ein; für seinen Nachfolger gilt Sauromates I., welchen Hr. v. Koehler für den Begründer einer neuen Dynastie hält [1]). Aber dieser Sauromates eben war der aus königlichem Geblüte stammende Sohn eines Rheskuporis, wie (S. 117) aus Inschriften dargethan wird [2]). Folglich muß es einen bisher noch unbekannten Regenten Rheskuporis gegeben haben, der älter war als Sauromates I. — R.-R. beweist hier die Unhaltbarkeit der sinnreich von Visconti ersonnenen Hypothese: als sey der bosporische Thron nach dieser Erledigung von Aspurgianern selbst besetzt worden, — worüber die Geschichte schweigt. Die Regierung des neuen Rheskuporis ist (nach S. 144) in die funfzehn Jahre zu setzen, welche seit Polemo's I. Tode (nach dem zweyten Jahre unserer Zeitrechnung) bis zum Regierungsantritte Rheskuporis II. (der bis jetzt der erste hieß) verstrichen. Eben in diese Periode, wo nach der bisherigen Ansicht Sauromates I. allein regiert haben soll, fällt nun auch die Regierung seiner Witwe, der Gépäpyris. Dieser, welche Eckhel und Visconti Pépäpyris nennen, gibt der Hr. Verf. (S. 113 ff. und Pl. III. N. 3) ihren rechten Namen Gépäpyris wieder, da

---

1) S. Clarke Travels I, 415.

2) Der Verf. entlehnt diesen Beweis aus zweyen vom Hrn. v. Köhler in seiner Komosarye ꝛc. Pl. VII und VIII edirten Inschriften. Sie nennen den Sauromates ΤΙΟΝ ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΡΗΣΚΟΥΠΟΡΙΔΟΣ und ΑΠΟ ΠΡΟΓΟΝΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΑ, issu d'une race royale. — S. bey R.-R. Pl. VIII. N. 4 und 5.

auf den Münzen nicht BACIΛICCHC ΠΗΠΑΙΠΤΡΕΩC, sondern BACIΛICCHC ΓΗΠΑΙΠΤΡΕΩC steht.

Als Gegenstück zu der S. 118 ff. beschriebenen, und Pl. II. N. I. abgebildeten Münze, welche durch die Vermittelung des Hrn. v. Stempkovskij, aus Theodosia, nebst den übrigen Stücken der Sammlung des Hrn. Gallera, in die königliche Collection zu Paris gekommen ist, kann aus den, dem Referenten gehörenden Münzen, noch eine neue geliefert werden. Diese gleicht, wie die beygefügte Abbildung (N. 2.) zeigt, auf der Hauptseite sehr der vom Hrn. R. = R. edirten, welche er so beschreibt: »*figure debout, appuyée contre un trophée richement com-*»*posé, et foulant à ses pieds des captifs enchaînés*« (richtiger wohl: *Le Roi debout foulant à ses pieds des captifs enchaînés, la main droite élevée, tenant dans la gauche une haste; dans le champ un trophée richement composé*); »*la légende est: IOTAIOΣ* »*BAΣIΛETΣ PHΣKOTΠ.*« Ein gleiches zeigt die hier neu abgebildete Münze, nur hat der, hinter der Hauptfigur befindliche Gefangene eine andere Stellung, und die Umschrift lautet: TIBEPIoΣ. IOTΛIoΣ BAΣIΛETΣ PHCKoTΠoPIΣ. Die Rückseite aber (die, wenn man will, auch für die Hauptseite gehalten werden kann) ist ganz anders, denn statt der *victoire, tenant une couronne et une branche de palmier**), oder wie ein anderes (dem Hrn. Grafen S. Potozki gehörendes) Exemplar hat: *un arc de triomphe surmonté d'une statue équestre*, hat diese hier zwey Brustbilder mit der Unterschrift MH, und das kaiserl. königl. Münz-Cabinett zu Wien besitzt eine ähnliche, welche auf der Rückseite bloß die von einem Kranze umgebenen Buchstaben MH führt. Von beyden, sowohl von der nach Paris gekommenen Münze, wie auch von der andern (welche, wie gesagt, dem Hrn. Grafen Potozki gehören soll), hat auch dem Referenten der Zufall Exemplare in die Hände geführt, und da letztere, wie solche Pl. II. N. 2. gegeben ist, nicht genau mit der seinigen übereinstimmt, sondern nach einem Abdrucke, also verkehrt, gezeichnet zu seyn scheint, und vielmehr ein geöffnetes Stadtthor, als einen Triumphbogen vorstellt, so sieht er sich genöthigt, dieselbe hier unter N. 3. zu wiederholen. Auch ist diese Abbildung zweyer sich entgegenstehender Köpfe interessant in Beziehung auf folgende Stelle im vorliegenden Werke (S. 108): »Je ne crois »pas que la suite entière des monnaies du Bosphore, con»nues jusqu'à présent, offre un second exemple des *deux*

*) Ganz dieser nämliche Stempel findet sich auch auf einer Münze Sauromates I. — S. Cary Histoire des Rois du Bosphore Cimmérien. Paris, 1752. 4. S. 43 und Pl. I. N. 8.

»*têtes affrontées* que l'on voit sur notre médaille d'Inithimé»vus (für Ininthimévus), autres que celles des empereurs, »tels que *Marc-Aurèle* et *Vérus*, ou Septime-Sévère et »Caracalla, qui se voient au revers des monnaies de plu»sieurs princes du Bosphore.« — Daß übrigens, wie Herr Arneth meint, diese beyden Köpfe die des Königes Rheskuporis und seiner Gemahlin seyn könnten, wird sehr wahrscheinlich aus dem Vergleiche mit der von Cary gelieferten Abbildung einer Münze, wo auf der Rückseite diese weibliche Figur mit den nämlichen Haarflechten vorkommt [1]). Ein Umstand, der auch diese aus Cary bekannte Münze dem neuen Rheskuporis, dessen Existenz Hr. R.-R. darthut (also dem Vater und nicht dem Sohne Sauromates I.), zuzuschreiben nöthigt.

Die Form der Buchstaben dieser Legende, auf einer bosporischen Münze, widerlegt Clarkes Behauptung in paläographischer Hinsicht vollkommen. Clarke sagt nämlich, daß es leicht sey, die thrakischen Münzen von den bosporischen durch die Form des Omega und des Sigma zu unterscheiden, indem die bosporischen immer ω und C, die thrakischen aber Ω und Σ hätten [2]). R.-R. hält dagegen (S. 119) die eckige Form des Sigma und des Epsilon für die ältere, welche erst nachgehends abgerundet ward; was auch die ältesten auf uns gekommenen Münzen bestätigen. — Wohl aber hält er es (S. 140) für fast unmöglich, die thrakischen Münzen mit den bosporischen zu verwechseln, weil der äußere Habitus, oder das Gepräge derselben, wie er sagt, himmelweit von einander verschieden sind.

Ferner liefert Hr. R.-R. (S. 126 ff.) die Beschreibung und Abbildung (Pl. III. N. 2.) einer von Cary, und nach ihm von Eckhel und Visconti angeführten Münze, welche sich im königl. Cabinette zu Paris befindet, und Sauromates I., mit dem Beynamen des Aspurgiers [3]) zugeschrieben ward. Er zeigt den Ungrund dieser Angabe, und fügt zugleich die Beschreibung und Abbildung einer andern ähnlichen, aber besser erhaltenen Rückseite dieser Münze bey, auf welcher sich, statt des mißdeuteten OΥ, — aus dem bisher *par conjecture, ou par cette sorte de divination assez habituelle aux antiquaires*,

---

[1]) S. Cary, ebendaselbst S. 48 und Pl. I. N. 11. Auch das Wiener Antiken-Cabinett besitzt diese Münze.

[2]) Clarke Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, dritte Ausg. London, 1813. 4. S. 426 in d. Anm.

[3]) Den Beynamen ΑCΠΟΥΡΓΟΥ, l'Aspurgitain, den Eckhel (Doct. Num. II, 375) auf die Aspurgianer bezog, läßt R.-R. S. 128 unerklärt. Letronne übersetzt ihn durch fils d'Aspurgus, wahrscheinlich sich auf S. 125 im R.-R. beziehend.

CATPOMATOT gemacht wurde,—bloß ein Pronomen (?S. 127) TOT vor dem Worte ACΠOTPΓOT befindet. Die Legende aber auf der Hauptseite, von welcher bis jetzt nur der Anfang TEIMAIB.. bekannt war, lautet hier: TEIMAI BAσιλεως KOTTOC (honneurs du roi Cotys). Die Münze selbst ist interessant, weil die eine Seite römische, die andere aber landesübliche Insignien vorzustellen scheint, was bey dem bisher Kotys I. genannten Könige, einem Feinde der Römer (S. 131), wohl nicht der Fall seyn konnte. So käme denn hier ein Kotys an die Stelle des vermeinten Sauromates. Diesen Kotys aber hält der Verfasser (S. 132) für älter als den bisher unter dem Namen Kotys I. bekannten Regenten, und zählt ihn mit zur nämlichen Dynastie, welcher auch die oben angeführten Rheskuporis und dessen Sohn Sauromates I. angehören sollen. Ja S. 135 meint er, daß dieser Kotys, der Aspurgier, ein Bruder des ältesten Rheskuporis seyn müsse, und so bekäme man nun folgende Regentenliste:

Polemo I. (umgekommen im Felde gegen die Aspurgianer); Gemalin: Pythodoris (Strabo XII, 556).

Rheskuporis I. (S. 117 ff.) und Kotys der Aspurgianer (sein Bruder? S. 135).

Sauromates I.

Gépâpyris (Witwe des Sauromates).

Rheskuporis II. (bisher der I. genannt).

Polemo II. u. s. f.

In Beziehung auf diesen Kotys sey hier bemerkt, daß zwey dem Referenten angehörende Münzen dieses Königes ein fast ähnliches Gepräge führen, wie die fälschlich dem Sauromates zugeeignete Münze; nur ist die Legende bloß BACIΛ... KOTTOC, und die eine davon hat mitten auf dem Schilde den Kopf des *Septimius Severus* in einer Kontremarke. S. N. 4. und 5.

Auch zu der S. 133 beschriebenen und (Pl. II. N. 1.) abgebildeten Münze Sauromates I. sey hier (N. 6.) die Abbildung eines Gegenstückes geliefert, auf dessen fast ähnlicher Rückseite man den behelmten Kopf im Felde sammt Paludament in einer Kontremarke, und statt der Buchstaben MH einen Stern und ein B findet. Die Hauptseite aber hat einen bärtigen Kopf mit der Umschrift: BACIΛEωC CATPOMATOT, in welcher die C und ω schon die runde Form haben.

Eine Münze Sauromates II. (N. 7.) ist merkwürdig wegen der Legende, welche gegen die gewöhnliche Schreibart, obschon mit den Lettern nach außen gewendet, doch von der Linken zur Rechten zu lesen ist. Die Kehrseite derselben führt die von einem Kranze umgebenen Buchstaben MH (48?).

Noch eine Münze dieses Sauromates verdient hier beyge-

fügt zu werden wegen der Rückseite, die einen Adler vorstellt, welcher im Schnabel einen Kranz über einen kleinen Kopf hält, wie N. 8. zeigt. Dieses ist die nämliche Münze, welche der Baron Chaudoir fälschlich in das Jahr 144 der pontischen Zeitrechnung (155 oder 152 vor Chr.) versetzt, weil er darauf die Buchstaben P, M und Δ fand. R.-R. führt dagegen (S. 122 in d. Anm.) an, daß nur die bosporischen Münzen von Gold, Silber oder Elektrum (einer Mischung von Gold und 1/5 Silber), nie aber die Kupfermünzen vor dem Jahre 531 (235 nach Chr.) eine Jahrszahl führen.

S. 140 setzt R.-R. der Visconti'schen Hypothese eine andere entgegen. Er möchte nämlich die neue bosporische Dynastie lieber von den thrakischen Königen als von den Aspurgianern herleiten, um daraus

1) die Aehnlichkeit der Regentennamen, wie Kotys und Pärisades, oder Bérisades, Rheskuporis und Rhaskuporis, oder Raeskuporis (S. 141);
2) die, dem neuen Regenten zugeschriebene, königliche Abkunft, und endlich
3) die freundschaftlichen Verhältnisse derselben mit den Römern zu erklären.

So neu nun diese Ansicht ist, so darf man ihr doch wohl die Wahrscheinlichkeit nicht unbedingt absprechen, besonders wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß Tiberius, wie S. 121 angeführt wird, sich damals mit einem zahlreichen Heere in Illyrien befunden haben soll, und daß durch ihn wahrscheinlich (il est probable — ob erweislich?) der neue Dynast dem Kaiser Augusts seine Unterwürfigkeit an den Tag legte. Auch dürfte ja wohl das alte Band zwischen Thrakien und dem Bosporus [1]) noch im Gedächtniß des Volkes fortgelebt haben, und zur leichteren Installirung des neuen Regenten das seinige beygetragen haben. Doch bleibt diese von R.-R. aufgestellte Meinung immer noch hypothetisch, so lange dieselbe nicht factisch erwiesen ist.

Interessant sind die zwey (S. 105 ff. Pl. IV. N. 2. und Pl. III. N. 4.) neu beschriebenen und abgebildeten Kupfermünzen des Ininthimévus [2]), BACIΛEΩC ININΘIMHOT, von welchen Eckhel nur eine silberne aus Seguin [3]) kannte, und

---

1) Worauf auch die Geschichte vom Ariopharnes im XX. Buche Diodor's hindeutet.

2) Letronne im Journal des Savans, 1822, *Août*. p. 496 schreibt diesen Namen Inithivémus, den er vier Worte höher als Inthimévus gab. — Hr. R.-R. hat aber (S. 111): BAC... ΩC ININ. IMHTOY; also auch Ininthimeyus.

3) Selecta numismata, S. 46. Nachgehends abgebildet auch in E. Q. Visconti's Iconographie Grecque (Paris, 1811. 4.) II, 169 ff. Pl. XLII. N. 30.

für die einzige hielt. Diese führt auf der Rückseite das Jahr 531 (235 nach Chr.), und R.-R. bemerkt S. 112, daß es auch von seinem Vorgänger Kotys, wie von seinem Nachfolger Rhescuporis IV. (nach ihm des V.) Münzen von demselben Jahre 235 nach Chr. gebe [1]). Zugleich wundert er sich, daß bey so kurzer Dauer der Regierung dieses Königs, die demnach kein Jahr gewährt haben müßte (S. 104), doch drey verschiedene Münzen von ihm auf uns gekommen sind. Diesem aber liegt ein Irrthum zu Grunde, welchen Hr. v. Stempkovskij so eben bey seiner Durchreise durch Wien bemerkt, und auch Referenten in Kenntniß desselben gesetzt hat. Er suchte nämlich gerade in dieser Hinsicht die besagte Münze des Rhescuporis in der Tiepolischen Sammlung, welche jetzt von Venedig hieher ins kaiserl. königl. Antiken-Cabinett übertragen ist, auf, und da fand sich's denn, daß die darauf befindliche Jahrszahl, die auch Mionnet als ΑΛϹ, d. i. 531 angibt, im Grunde ΑΑϹ (d. h. ΑΜϹ=541) ist, und daß daher höchst wahrscheinlich dieser Rhescuporis die Regierung erst im Jahre 536 (239 oder 240 nach Chr.) antrat. Denn so viel ist bekannt, daß sich noch vor Kurzem in der Rollin'schen Münzsammlung zu Paris ein Exemplar des Jninthimeyus vom Jahre ΕΛϹ, 535 befand; von den übrigen Münzen des Rhescuporis aber ist die erste vom Jahre 536 (S. Cary und Mionnet). Referent selbst besitzt ein Exemplar der vom R.-R, Pl. III. N. 7., mitgetheilten Münze des Rhescuporis, mit dem Unterschiede, daß die seinige die Zahl ΗΑϹ (548) führt, statt daß auf der von R.-R. edirten ΒΝϹ (552?) angegeben wird.

In dem Anhange zur vorliegenden Schrift [2]) führt Hr. Oberst v. Stempkovskij eine neue Person ins Gebiet der Geschichte ein. Es ist ein bosporischer König Rhadaméadis (ΡΑΔΑΜΕΑΔΙϹ), dessen bisher unbekannte Existenz er aus dreyen Münzen erweist, und so eine Lücke von mehreren Jahren in der Genealogie der Bosporaner Könige ausfüllt. Die auf den Münzen vorkommenden Jahrzahlen 607 (?) und 615 (311—319 nach Chr. Geb.) bestimmen die Zeit seiner Regierung, und Hr. v. Stempkovskij möchte ihn (S. 228) für einen Sohn des Thothorses halten, dessen letzte Münzen, wie S. 234 gezeigt wird, vom Jahre 600 sind.

---

[1]) Cary Hist. des Rois du Bosphore Cimmérien, S. 75; Visconti Iconogr. II, 171.

[2]) S. 219—235, unter dem Titel: Notice sur les médailles de Rhadaméadis, Roi inconnu du Bosphore-Cimmérien, découvertes en Tauride en 1820, par M. le Colonel de *Stempkovsky*.

In einer uns ſo eben zu Geſicht gekommenen Schrift des Hrn. Staatsraths v. Koehler unter dem Titel: Médailles Grecques, *St. Pétersbourg*, 1822, 8. wird behauptet, daß dieſe neue hiſtoriſche Perſon nicht Rhadaméadis, ſondern Rhadamſès geheißen, und in den Jahren 613, 614, 615 und 616 König des Bosporlandes geweſen ſey. Auch wird hier die Exiſtenz eines bisher unbekannt gebliebenen bosporiſchen Königs Aréanſès dargethan, auf deſſen Münzen die Jahrszahlen 550 und 551 vorkommen.

Sich über den barbariſch klingenden Namen auslaſſend, führt Hr. v. Stempkovſkij (S. 227) einige ähnlich lautende an. Dahin gehören Rhadamiſt, König von Iberien, Rhadagaiſus der Skythe, König der Gothen, und der aus einer auch dem Referenten vom Hrn. Staatsrath v. Blaramberg zu Odeſſa mitgetheilten olbiſchen Inſchrift ihm bekannt gewordene Numénius, Sohn eines Rhadampſon's, ΝΟΤΜΗΝΙΟΣ ΡΑΔΑΜΨΩΝΟΤ (auf der Inſchrift ſelbſt heißt es: ΝΟΤΜΗΝΙΟΣ ΡΑΔΑΜΨΩΝΤΟΣ).

Da dieſe Inſcription weiter unten geliefert wird, ſo macht Referent zugleich auf eine andere, ebenfalls hier beygefügte olbiſche Inſchrift aufmerkſam, die eines ΒΑΔΑΚΗΣ ΡΑΔΑΝΨΩΝΤΟΣ erwähnt. Auch Homers bräunlicher Held der elyſiſchen Flur, Rhadamanthys, gehört in dieſe Kategorie *); und wer ſollte wohl ihn nicht kennen, den unbeſtechlichen Richter der Unterwelt?

Der geſchätzte Verfaſſer des Anhanges deutet S. 231 ff. diejenigen, in verſchiedenen Kabinetten aufbewahrten, und theils Rheskuporis V., theils unbekannten Regenten zugeſchriebenen Münzen an, welche er ſeinem Rhadaméadis vindiciren möchte. Auch haben ſich hier in Wien noch zwey Exemplare eben ſolcher Münze vorgefunden.

Ferner ſucht Hr. v. Stempkovſkij noch einige Punkte der bosporiſchen Geſchichte in ein anderes Licht zu ſtellen. So z. B. möchte er (S. 228) den aus zweyen von Waxel edirten Münzen bekannt gewordenen Sauromates V. vom Jahre 572 für den Sohn Rheskuporis IV. halten, welcher letztere noch um's Jahr 563 regierte. Dieſer und Sauromates VI. (bekannt einer wie der andere aus dem *Const. Porphyrog.*: De adm. Imp.) glaubt er (S. 229), könnten beyde vielleicht nur eine und die nämliche Perſon ſeyn. Den Teiranes würde er (ebend.) gern für einen Uſurpator halten, wenn (nach S. 233)

*) J. H. Voß deutſche Ueberſ. der Odyſſee. Altona, 1793. 8. — IV. Geſ., 564 Vers.

man nicht schon Münzen von dem Jahre 573 und 575 von ihm aufzuweisen hätte. Ueberhaupt, glaubt Hr. v. Stempkovskij, wäre es nicht unmöglich, daß sowohl sein Rhadaméadis (S. 230), wie auch nachgehends Thothorses (S. 234), die (wie dieß durch Münzen dargethan wird) im Jahre 575 auf einander folgten, beym *Const. Porphyrog.* beyde nur unter dem Namen Sauromates vorkommen.

Alles hier Angeführte beweiset, wie vieles aus diesem Zeitpunkte der bosporischen Geschichte noch dunkel vor uns da liegt, und wie verdienstvoll es sey, auf diesem Wege zum Mutterlande des Menschengeschlechts, im Angesichte des Kaukasus, als Sammler und Forscher zugleich aufzutreten. Und diesen dichten Nebel, welcher die schilfreichen Gestade des Kuban-Hypanis deckt, könnte zum Theil keiner besser lichten, als Staatsrath von Koehler, einer der unermüdetsten und gründlichsten Kenner des pontischen klassischen Bodens. Von ihm müssen wir jetzt das Nähere über die Numismatik und die verschiedenen Dynastieen jener Gegend erwarten, und wir dürfen hoffen, daß er nicht gar zu lange mehr uns die, zu einem systematischen Ganzen vereinigten, interessanten Resultate seiner Forschungen vorenthalten wird. —

Um hier das Ganze, was Hr. Raoul-Rochette in seinem Werke über bosporische und olbische Münzen gesagt hat, so viel als möglich zusammen zu fassen, muß noch erwähnt werden, daß die ersten beyden von ihm gelieferten zwey Münzen Pantikapaeum angehören. Der auf der Rückseite derselben befindliche weidende Pegasus soll (S. 57) den Münzen Mithradates entlehnt seyn, da sich ein gleiches Sinnbild auch auf den Münzen der pontischen Städte Amisus und Chabakta, die auch dem Mithradates unterworfen waren, wiederfindet. Der Pegasus, als Symbol, muß sich nach Eckhel auf die Mythe von Perseus beziehen. Perses oder Perseus aber ist, wie Creuzer in seiner Symbolik darthut, nur ein umgedeuteter Mithras, und könnte daher schon mit Mithra-dates in Verbindung gesetzt werden. — Im Herodot selbst (VI, 53) wird Perseus ursprünglich für einen Assyrier ausgegeben, welcher zu den Griechen erst vom Pontus (dem assyrischen Meere des Horaz) kam. So wanderte die Lehre des Orients hinüber ins Land der polytheistischen Griechen. — Ja auch der Bogenschütze, welcher bekanntlich öfters auf olbischen Münzen vorkommt, und ursprünglich in Persien (auch auf Münzen) zu Hause war, möchte vielleicht auf den Mithras-Kultus zurück zu führen seyn *).

*) Auch der neuere Sonnengott — Apoll — heißt beym Homer wie beym Kallimachus der Bogenkundige Schütze.

Von zehn noch unedirten Mithras, die Referent auf seiner dießjährigen Reise durch Ungern und Siebenbürgen sah, haben einige, der reichsten an Mysterien, oben auf dem ersten Felde den Bogenschützen. Mit gespannter Waffe ist er da, in phrygischer Mütze oder Tiare, selbst ein zweyter Mithras, zur Seite dem auf den sieben Altären (den Planeten) ruhenden Gezelte oder Hause eines halbverborgenen Bockes; — und der himmlische Mithras selbst, als Krieger, als Held oder Streiter des Reinen gegen die Macht Darudj, des Unreinsten aller Unreinen, ist's, der durch seinen Dolch, durch seines großen Bogens Stein die Devs zu Boden schlägt [1]).

Ferner liefert Hr. R. - R. auf der nämlichen Platte I. (N. 7. und 8.) wiederum zwey pantikapäische Münzen [2]), auf denen der ältere Apollo-Typus der Haupt-, und der Stern der Kehrseite, noch unter dem neueren Pan und dem Bogen und Pfeil hervorblicken [3]). Aus S. 82 möchte man schließen, daß überhaupt der Pan im Pantikapaeum jünger sey als der Apoll, da auch Ritter (S. 217 ff.) meint, daß der letztere auf Inschriften und auf einigen Münzen wohl ursprünglich der Helios seyn könnte, und daß erst mit den Milesiern zu den Bosporanern auch jonische Götter mit eingewandert wären. Hiemit aber darf man nun wohl nicht übereinstimmen, denn welche, von den auf uns gekommenen Inschriften, möchte wohl älter seyn, als die Milesier selbst im Bosporus? — Keine von den bisher bekannt gewordenen geht über das Zeitalter Philipps II., Vaters Alexanders des Großen, hinaus. Die ältesten fallen daher ins vierte Jahrhundert vor Chr., während die Milesier ja schon im siebenten Säculum vor unserer Zeitrechnung hier gehauset haben sollen. Es bleibt also nur noch zu bemerken, daß der Charakter des pantikapaeischen Pan, als der ungestaltetere im Gegensatze zu dem olbischen, wohl der ältere seyn dürfte. Beyde wichen so sehr von einander ab, daß sie nicht leicht verwechselt werden können. Uebrigens werden hier noch die Abbildungen von drey bisher unedirten pantikapaeischen Münzen beygefügt. Die erste (N. 9.) führt auf der Hauptseite den Kopf der Pallas, und auf der Rückseite das Vordertheil eines Schiffes, mit der Unter-

---

1) S Zend-Avesta von Kleuker II, 223 und 225.

2) Noch zwey andere, die mit dem Pan von der einen, und dem Ochsenkopfe von der andern Seite, gibt er Pl. III. N. 8. und 9. Hier befindet sich auch (N. 10.) eine olbische Münze mit einem Nebenstämpel, und Pl. IV. N. 4. wird eine Münze von Chersoneß in Taurien abgebildet.

3) Auch gibt es Münzen von Pantikapaeum, auf denen der zweyte, oder neuere Stempel, einen Dreyfuß vorstellt.

schrift ΠΑΝ. Die zweyte (N. 10.) die Spuren eines Kopfes, und auf der Kehrseite zwey bestirnte Dioskurenmützen (ohne Füllhorn) mit der Unterschrift ΠΑΝ. Die dritte endlich hat zuerst den Kopf eines Apoll's (?), und umgekehrt Bogen, Pfeil und ΠΑΝ (S. N. 11.)

Was die auf den Trümmern von Olbia gefundenen römischen Münzen anbetrifft, so sey hier bloß gesagt, daß solche nicht nur bis auf Julia Mammea, sondern bis Maximin, und selbst bis auf die Zeiten der Otacilia (Marcia-Severa), Gemahlin Kaiser Philipps I., gehen. Die vom Verfasser S. 104 geäußerte Meinung, daß Olbia nur eine einzige Silbermünze, und gar keine von Gold aufzuweisen habe, hat er selbst schon durch die Herausgabe des v. Blarambergischen Verzeichnisses widerlegt, indem daselbst drey goldene, eine von Electrum, und zehn silberne Münzen von Olbia beschrieben worden sind. Auch erinnert sich Referent noch eine Goldmünze dieser Art beym Grafen Kuschelew-Besborodko in Petersburg gesehen zu haben.

In Beziehung auf Theodosia, Phanagoria und Gorgippia, wird aus jener Gegend nichts neues geliefert. Dafür gibt Referent hier zwey neue Phanagorier.

1) Eine Kupfermünze mit dem Kopfe Apoll's; — auf der Rückseite eine Traube und ΦΑΝ. (S. N. 12.)

2) Eine Silbermünze. Die Diana mit dem Köcher; — auf der Rückseite ΦΑΝ...ΡΙΤΩ., und zwischen der Schrift eine calixförmige Blume, wie die der Insel Rhodos (S. N. 13.).

Eben diese tulipanartige Blume des Souneneilandes Rhodos, die Spanheim für ein Balaustium (βαλαύστιον): flos mali punici, d. i. für eine Granatenblüte hält, und die Eckhel (II, 602) nur als *flos calicis forma* charakterisirt, soll nach Ritter [1]) eigentlich der indischen Lotosblume gleichen, die in den verschiedenen Momenten des Aufbrechens der Knospe, von der Blüte an vorkommt. Ritter, dessen interessante Zusammenstellungen in dieser Hinsicht selbst nachzulesen sind, sagt S. 420, die Idee in Betreff der Lotosblume [2]) weiter ausführend, daß solche symbolisch zusammen-

[1]) Vorhalle ꝛc. S. 338 ff. und 412; vergl. auch S. 60 und 68.

[2]) Das Nelumbium speciosum nach Creuzer's Symbolik I, 508 ff. — Eine interessante Abhandlung über diesen Gegenstand, — de Lotis veterum — von Curt Sprengel, befindet sich in dessen Antiquitatum Botanicarum specimen primum, *Lipsiae*, 1798, in 4. S. 47—67, wo gezeigt wird, welche Baumgattungen, was für Wasserpflanzen, und welches Gras bey den Alten unter dem Namen Lotos vorkommen.

treffe mit dem, gleich der geängstigten Latona umherschweifenden Argo-Schiffe, mit dem Weltey, Argho — (Mutter von dem neuen Götterpaar des neuen Kultus und neuen Menschengeschlechtes) — wie mit der Arche selbst, welche er (S. 422) der von bärtigen Tritonen getragenen Seemuschel der Aphrodite an die Seite setzt *).

Diese nämliche calixartige Blume nun in Phanagoria wiederzufinden, ist um so interessanter, da, wie schon oben angeführt wurde, Ritter (S. 171 und 212) selbst den Namen Phanagoria von dem aus dem Weltey zuerst gebornen androgynischen Phanes der Indier herleiten möchte.

Oefters findet man solche lotosartige Blumen in Olbia, auf Henkeln von Amphoren, deren Referent auch einige besitzt. Er könnte diesen noch ein Dutzend Inschriften auf ähnlichen Handgriffen aus seiner Sammlung folgen lassen, wenn es nicht zu befürchten stünde, daß auch des Gesagten schon zu viel wäre. Daher wird hier nur noch (N. 15.) die Inschrift eines solchen Henkels gegeben, auf welchem sich ein Monogramm befindet. Die olbischen Henkel mit jener Blume dürften der Insel Rhodus selbst angehören, da höchst wahrscheinlich in denselben Weine oder andere Flüssigkeiten von daher nach Olbia geführt wurden. Noch vor Kurzem konnte man in den Häfen des schwarzen wie des Asow'schen Meeres (z. B. in Taganrog) jenen griechischen gleich geformte, mit Oehl angefüllte Amphoren sehen, welche von Konstantinopel dahin gebracht wurden.

Inschriften.

Bosporische und olbische Inschriften machen, mit ihren Erklärungen, das Hauptwesen der vorliegenden Schrift aus. Der kritische Leser, welchen die Alterthümer jener Gegenden näher angehen, wird natürlich zuerst, um sich der Echtheit des Mitgetheilten zu versichern, fragen: ob denn jene Steine noch vorhanden sind, und wo sich dieselben befinden? Aber er wird bey den meisten vergebens nach der Beantwortung dieser Fragen suchen, und unbefriedigt in dieser Beziehung dürfte er selbst die jemalige Existenz der Inscriptionen bezweifeln. Seit Schlözer zu diesem Wahrheit-begründenden Skepticismus führte, darf Gottlob! keiner mehr mit historischen Neuigkeiten hervorrücken, ohne sich vollkommen legitimirt zu haben. Dieses nun eben bewegt den

*) S. auch in d. Erdkunde. Th. I. S. 428 ff.

Referenten, die vom Hrn. v. Stempkovſkij dem Verfaſſer gemachten antiquariſchen Mittheilungen in Schutz zu nehmen, da ein Theil davon durch ihn ſelbſt, der ſie zuerſt kopierte, in die Hände des Hrn. Staatsraths v. Blaramberg in Odeſſa, und von dieſem an Hrn. v. Stempkowſkij kam. Referent muß nun hier alſo gewiſſer Maßen dasſelbe thun, was Hr. R.-R. ſelbſt in ſeinen Lettres à Mylord comte *d'Aberdeen* (Paris, 1819, in 4.) that, wo er die Echtheit und Treue der von Fourmont geſammelten, und zu Paris deponirten Inſchriften vertheidigte. Möge der Hr. Verfaſſer hierin nur eine Achtung des Referenten für hiſtoriſche Wahrheit und für eben des Autors eigene Leiſtungen erkennen.

Die erſte der mitgetheilten Inſchriften, welche nach Hrn. R.-Rs. Ausſage die einzige bisher bekannte mit einer bosporiſchen Jahrzahl (424, oder 128 nach Chr. *) iſt, ſoll in einem Tumulus bey Kertſch, auf den Trümmern des alten Pantikapäum gefunden, und von dort ins Nikolajew'ſche Muſeum transportirt ſeyn. S. 13 wird darin, ein dem makedoniſchen Kalender entlehnter Monat (Dystrus) nachgewieſen, und auf einem olbiſchen Marmor, der, ſo viel man weiß, dem Hrn. v. Blaramberg gehört, möchte der Verf. (S. 22) für ΛΟΝΚΑΙΔΙΣΚΟΥ lieber ΔΡΟΜΑΠΑΙΔΗΝ leſen, was ſchon die Herren Jomard und Letronne in ihren Anzeigen ſehr gewagt, doch nicht unmöglich finden. Dieſe Lesart wird vorgeſchlagen, um daraus einen neuen Monat ins Leben zu rufen, deſſen Benennung, der des kretenſiſchen ΔΡΟΜΑΙΟΣ gleichend, auf die Exiſtenz gewiſſer Kinderſpiele (course d'enfants) in Olbia hinweiſen dürfte.

Bey dieſer Gelegenheit erwähnt der Hr. Verf. (S. 19) der in dieſen Inſchriften vorkommenden barbariſchen Sprachformen und ungewöhnlichen Eigennamen, wie z. B. des ΑΓΑΘΟΦΡΟΜΑΡΟΣ, in welchem er eine *mélange de scythe et de grec* wahrnimmt. Von der eigentlichen ſkythiſchen Sprache iſt jedoch leider ſo gut wie nichts auf uns gekommen, obſchon noch vor nicht gar langer Zeit ein nordiſcher Gelehrter (Lewanda) in einem Programm darzuthun glaubte, daß ſelbſt die Sprache des Paradieſes nur die ſkythiſche ſeyn konnte. Nimmt aber der Verfaſſer den Ausdruck *le Scythe* im ausgebreitetſten Sinne, und als gleichbedeutend mit *barbare* an, ſo ſcheint die hier unten beygefügte olbiſche Inſchrift des Protogenes doch der Skythen als eines beſon-

*) Der Verfaſſer zieht hier, um die chriſtliche Zeitrechnung herauszubringen, von der bosporiſchen 296 Jahre ab. An andern Orten, wie z. B. S. 122 in d. Anm. bedient er ſich dagegen der Zahl 297.

dern Volkes oder als bestimmten Volksstammes, gleich den Galatern, den Skiren, den Thisamaten und den Saudaraten zu erwähnen. Uebrigens scheint Hr. R.-R. auch keinen Unterschied zwischen den Skythen und Sarmaten machen zu wollen, denn so sollen nach S. 89 von den Skeptuchi des Strabo [1]) auch les Sindes et les autres *tribus sarmates* (?), die gleich unten in der Anmerkung *tribus scythiques* genannt werden, befehligt worden seyn; und der nämliche roi barbare Inthimévus (?), welcher S. 100 *un prince Sarmate* genannt wird, heißt S. 104 *un des princes Scythes.*

Ueber die Insel Leuke, in Beziehung auf welche Hr. R.-R. (S. 20) des Arrian erreur grave berichtigt, und bey dieser Gelegenheit auch den Clarke zurecht weiset, dürfte von einem Petersburgischen Gelehrten, der diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wohl das Gediegenste zu erwarten seyn. Sestini schreibt diesem Eilande mehrere Münzen zu [2]), welche Hr. v. Koehler für olbische hält, und Hr. R.-R. hat wohl Recht, daran zu zweifeln [3]), daß hier jemals Münzen geprägt wurden; denn auch Ammian (XXII, 8) sagt: Leuce sine habitatoribus ullis Achilli est dedicata.

Nun geht der Verfasser zu einer anderen Inschrift über, die er selbst (S. 25) so charakterisirt: »une inscription plus im»portante, plus féconde en résultats historiques, et que je »ne crains pas de qualifier d'avance une des plus précieu»ses pour l'histoire du Bosphore, que le tems ait laïssé »venir jusqu'à nous.« Diese ist, wie die unter N. 14 beygefügte paläographisch-richtige Abschrift zeigt, folgende:

ΞΕΝΟΚΛΕΙΔΗΣ ΠΟΣΙΟΣ ΑΝΕΘΗΚΕ
ΤΟΝ ΝΑΟΝ ΑΡΤΕΜΙΔΙ ΑΓΡΟΤΕΡΑΙ
ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ ΤΟΥ
ΛΕΥΚΩΝΟΣ ΒΟΣΠΟΡΟΥ ΚΑΙ ΘΕΥΔΟ
ΣΙΗΣ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΩΝ(τος) ΣΙΝΔΩΝ
ΚΑΙ ΤΟΡΕΤΩΝ ΚΑΙ ΔΑΝΔΑΡΙΩΝ [4]).

---

[1]) L. XI, p. 496. Diese σκηπτοῦχοι heißen in der Ausgabe von Tzschucke Sceptrigeri oder Scepterträger.

[2]) Lettere e dissertazioni numismatiche. *Firenze*, 1818. T. IV. p. 40.

[3]) In der Anm. zu S. 36 der Choix de Médailles antiques d'Olbiopolis ou Olbia faisant partie du Cabinet du Cons. d'état de *Blaramberg*. Paris, 1822, 8. wo auch die Vignette auf dem Titelblatte in dieser Hinsicht zu berücksichtigen ist.

[4]) Nicht Παιρισάδου, nicht Θεύδοσις, und nicht Δανδαρίου, wie der Verf. S. 25, und Pl. IV. in der dritten, fünften und sechsten Zeile dieser Inschrift hat.

Das heißt:

»Xenoklides, Sohn des Posis, weihte diesen Tempel der Diana Agrotera, zur Zeit Pärisades, Sohnes Leukons, Archonten von Bosporus und Theudosia, Königes der Sinder, Toreten und Dandarier.«

Hier drängen sich nun dem Forscher fürs erste folgende Fragen auf: wo, wann, wie und von wem ist dieser Stein gefunden? Was ist es für ein Stein? Ist's einer oder sind es mehrere, auf denen diese Inschrift steht? Wo befinden sich diese jetzt? Wer hat die Inschrift kopirt, und wie ist dieselbe nach Paris gelangt?

Zur Beantwortung aller dieser Fragen findet man (S. 26) bloß Folgendes: »Les caractères sont du plus beau temps de la Grèce, c'est-à-dire du siècle d'Alexandre, autant que j'en puis juger d'après la copie, faite avec beaucoup de soin, que j'ai reproduite ici. La conservation en est parfaite; le lieu où elle a été trouvée, l'île de Taman, lui donne encore, s'il est possible, un plus grand caractère d'authenticité.«

Um den Schleyer, der nach alle diesem noch vor den Steinen hängt, zu lüften, muß nun hier die ganze Geschichte erzählt werden, wie dieselben aufgefunden wurden.

Als Referent im September 1819 zu Jekaterinodar, im dortigen Gymnasium, die Inschrift

ΑΓΓΕΛΙΠΠΟ
ΤΟΑΠΟΛΛΩ
ΝΙΔΕΩΧΙΟ

kopirte *) — hörte er, daß vor einem Jahre einige Steine mit Inschriften am Ak-dengis-Liman gefunden wurden, die wahrscheinlich noch in oder bey einer nahe gelegenen Kirche aufbewahrt würden. Dieser Spur folgend, fand er jene Steine wirklich auf dem Wege von Temrjuk nach Taman, im Dorfe Akdengisowka, und erfuhr nun, was hier wörtlich übersetzt aus seinen damaligen Reisenotizen mitgetheilt wird.

*) Auch diese gelangte an Hrn. R.-R., der sie Pl. IV. unter N. 2. mittheilt, ohne jedoch ihrer in seinem Werke zu erwähnen. Es ist solche die östlichste von allen übrigen alten griechischen Steinschriften, die in jener Gegend gefunden sind, denn sie soll, nach dem Zeugnisse des Protojerej's und Schuldirektors Rossinskij am Bache Angelinka, einem der östlichsten, dem Asow'schen Meere zufließenden Nebenarme des Kubans gefunden, und von dort auf sein Verlangen nach Jekaterinodar gebracht worden seyn.

Im Jahre 1818, am Charfreytage *), um die Mittagsstunde ward ein dicht am Ufer der Limne Ak-dengis befindlicher Hügel, an dem man bisher nie eine Veränderung wahrgenommen hatte, plötzlich zu einem Schlammvulkane, und warf Klafter hoch aus. Solche Schlammvulkane, die auf Taman, wie auf der entgegengesetzten tauriſchen Küſte, keine neue Erſcheinungen ſind, werden vom gemeinen Manne Blewaki (Блеваки, d. i. Speyer) genannt. Die Eruption dauerte gegen eine halbe Stunde, und als alles vorüber war, fand ſich auf der Anhöhe eine, gegen zwey Fuß breite Spalte, durch welche man Steine gewahr ward. Alles unterirdiſche Gemäuer, wie z. B. auch die unter den Tumuli befindlichen Grabgewölbe gern zu Bauſteinen benutzend, freueten ſich die Bewohner jener Gegend nicht wenig, da ſo eben zum Bau einer neuen Kirche (der Heil. Boris und Gljeb) in ihrem Dorfe Akdengißowka (oder wie ſie es ſelbſt corrumpirt nennen: Achdenißowka) das Bedürfniß an Steinen gefühlt wurde. Nun gingen zwey Bauern, Denis Kowal' und Andrej Lojan hin, unterſuchten das Terrain, und fanden wirklich ein Fundament, welches beynahe eine Klafter tief unter der Erde lag. Länge wie Breite der Ummauerung ſollen jede gegen 66 engliſche Fuß betragen haben. Unter den heraus geholten Steinen fanden ſich, an den entgegengeſetzten Ecken des Gemäuers gelegen, zwey mit Inſchriften, die aber, wie mich die Finder einſtimmig verſicherten, mit den beſchriebenen Seiten nach unten gekehrt waren. Ein Beweis, daß dieſe alten Steine hier ſchon zu einem Gebäude aus neuerer Zeit waren angewendet worden. Einer davon war mitten durch geſprungen, was, wie man meinte, bey der Eruption geſchehen ſeyn könnte. Dieſer war es, welcher zuerſt herausgehoben, und auf Geſuch des Prieſters Timofej in die Kapelle gebracht ward. Die andere unbeſchädigte Hälfte dieſer Inſchrift ward an der entgegengeſetzten ſüdlichen Ecke der Ummauerung erſt in der folgenden Oſterwoche gefunden, und neben der erſtern deponirt.

Hier alſo, wo der alte Nachtcultus zu Hauſe war, verdanken wir den unterirdiſchen Göttern auch dieſes, gleichſam vulcaniſch uns wiedergegebene Alterthum.

So hätte man denn für einen Stein, wie man der vorliegenden Schrift nach glauben möchte, derſelben drey, und man kann daher nicht unbedingt (wie S. 48 gethan wird) ſagen: les mots ΤΟΤ ΛΕΥΚΩΝΟΣ — suivent immédiatement le nom de *Paerisade*, weil eben dieſes *τοῦ Λευκώνος* ſich nicht auf dem nämlichen, ſondern auf einem anderen Steine befindet.

*) Nach Andern ſchon mehrere Tage früher.

Alle diese Steine, von denen die beyden ersten zusammen genommen, und der letzte allein, drey engl. Fuß lang, 8 bis 8 1/2 Zoll breit, und 1 Fuß, 7 Zoll dick sind, sind Kalk- oder Muschelsteine, und zwar von der nämlichen Art, wie die der untermauerten Tumuli. Jetzt befinden sich dieselben noch immer in der Kirche zu Akdengißowka, wo Referent solche genau copirte, und von wo aus er sich nachgehends noch eine neue Abschrift in natürlicher Größe nachschicken ließ, um sie auch denen mitzutheilen, welche, wider seine Erwartung, ohne noch die von ihm mitgebrachte Abschrift gesehen zu haben, dieselbe für falsch erklären wollten. In Odessa nun hat Hr. v. Stempkovskij, der im Jahre 1820 eine Reise durch Taurien machte, ohne jedoch über den Bosporus zu setzen, diese Inscription vom Hrn. v. Blaramberg, der sie aus Referentens Papieren flüchtig kopirte, erhalten, und so kam denn dieselbe nach Paris. Weit entfernt, sich durch die, von einem fremden Gelehrten zuerst geschehene, Ausgabe gekränkt zu fühlen, kann es Referenten nur freuen, daß Männer von anerkanntem Verdienste, wie Hr. R.-R., sich für die Vorgeschichte seines Vaterlandes so lebhaft interessiren, und auch das, was gerade ihm der Zufall zuerst in die Hände führte, nicht unbenützt lassen.

Doch muß hier noch auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden, welcher dem Paläographen nicht unwichtig scheinen dürfte. Die O und Ω (auch die Θ) sind nicht, wie man aus der, auf der IV. Platte beygefügten lithographischen Abbildung schließen möchte, von gleicher Größe mit den übrigen Buchstaben, sondern durchgängig kleiner, wie die hier unter N. 14 mitgetheilte Copie zeigt.

Auf dem, mit dieser Inscription gleichzeitigen Monumente der Komosarye sind die benannten Buchstaben gleich groß mit den übrigen, woraus denn der geachtete Herausgeber und Erklärer jenes Denkmales einen neuen Beweis für das Alter desselben schöpfen zu können glaubte, was jedoch jetzt nicht mehr gelten kann. Es ist aber nun von der andern Seite auch noch keineswegs nöthig, bloß aus diesem Grunde nach einem andern Leukon, der (wie S. 66 gemeint wird) mit Diodor's verlornen Büchern für uns dahin seyn könnte, zu suchen; denn die Formen des O und Ω der Steinschrift entsprechen, wie man sieht, ganz denen der Legende leukonischer Münzen. Was der Verfasser in dieser Hinsicht, mit Beziehung auf die Münzen Leukons und Pärisades (S. 65) sagt, ist daher vollkommen gegründet, und er hätte aus einer treuen Abschrift, der hier neu reproducirten Inscription, seine Sätze (S. 63—73) mit noch triftigeren paläographischen Gründen unterstützen können.

Ehe jetzt zu den, auf dieſem Steine genannten Völkern übergegangen werden darf, muß vorerſt noch der vom Hrn. v. Koehler edirten gleichzeitigen Inſchrift der Komoſarye erwähnt werden, in welcher Hr. R.-R., gegen die Anſicht des Herausgebers derſelben, eine neue Lesart vorſchlägt. Dieſe Abänderung ſoll die, in der Inſchrift erwähnten, chaldäiſchen Gottheiten Anerges und Aſtara, welche nach Hrn. v. Koehler die bibliſchen Nergel und Aſtaroth (oder Aſtarte) — d. i. Sonne und Mond — ſind, betreffen. Die Worte ΙΣΧΤΡΩΙΘΕΙΩΙΣΑΝΕΡΓΕΙΚΑΙΑΣΤΑΡΑΙ, welche Herr v. Koehler ſo lieſt: ΙΣΧΤΡΟΙς ΘΕΙΟΙΣ ΑΝΕΡΓΕΙ ΚΑΙ ΑΣΤΑΡΑΙ, d. i. aux Dieux puissants *Anergès* et *Astara (Apollon* et *Diane)*, möchte Hr. R.-R. (S. 45 ff.) in ΙΣΧΤΡΩΙ ΘΕΙΩΙ ΕΚΑΕΡΓΕΙ ΚΑΙ ΑΣΤΕΡΙΑΙ abändern, um daraus au puissant Dieu *Hécaërge (Apollon)* et *Astérie (Diane)* heraus zu bringen. Dieß ſcheint ihm wahrſcheinlich, weil Ἑκάεργος einer der älteſten und vorzüglichſten Beynamen des Apollo geweſen ſeyn ſoll [1]). Sonderbar iſt es, daß in eben dieſem Texte auch ſchon der verſtorbene Buhle [2]) eine andere Lesart vorſchlug, wobey aber die Gottheiten ihre chaldäiſchen Namen beybehalten ſollten.

In Beziehung auf das, was Hr. R.-R. gegen den chaldäiſchen Cultus am Pontus anführt, ſieht ſich Referent genöthigt, ſeinen Antitheſen auf dem Fuße zu folgen.

Zuvörderſt behauptet der Verfaſſer (S. 34), daß Nergel oder Anerges, und Aſtaroth oder Aſtarte [3]) den Griechen vollkommen unbekannte Weſen waren. Hiegegen ließe ſich nun aus zweyfachen Gründen manches erwiedern; denn erſtens werden doch wohl die Griechen am Bosporus nicht ſo gänzlich mit denen in Athen identificirt werden können, und zweytens ſcheinen ſich ſelbſt in Griechenland hin und wieder Spuren von Gottheiten nachweiſen zu laſſen, die dem

---

1) Dieſer Beyname ἑκάεργος, der Fernhintreffende, iſt einer von denen, welche Apoll als Bogenſchütze führte.

2) In der Moskau'ſchen Literaturzeitung (Московскія ученыя вѣдомости) vom Jahre 1805. N. 28.

3) Die Iſraeliten, und beſonders der weiſe Salomo, ſind als große Verehrer dieſer Aſtaroth, bekannt genug aus der heiligen Schrift. Weil aber dieſe Gottheit in Hainen angebetet ward, ſo findet man in der kyrilliſch-ſlawiſchen Bibelüberſetzung auch wohl ſchlechtweg nur den Ausdruck Haine, wo in anderen Aſtaroth ſteht. So iſt (1 Buch Sam. XII, 10) ſtatt des deutſchen: Baalim und Aſtaroth gedient haben, im Slawiſchen: и поработахомъ Ваалїму и дубравамъ.

gewöhnlichen griechischen Mythologen nur fremd und gespensterartig erscheinen möchten. Was wäre das wohl, um nur einiges hier anzuführen, für ein *Templum Dianae Astrateae*, dessen Pausanias (III, 25) in Lakonien erwähnt, — also im Peloponnes, — erbaut von Amazonen; die schon Pindar, gewiß nicht den Hypothesen unserer Zeit zu gefallen, das streitbare wohlberittene syrische Heer nennt. Auch Strabo hat diese Stelle des großen Dichters herausgehoben, und in seiner Erdbeschreibung (XII, 544) nicht unbeachtet gelassen.

Daß diese syrischen Amazonen nicht ewig am Thermodon saßen, beweisen schon ihre, aus Herodot (IX, 27), Plutarch und Pausanias bekannten Streifereyen durch Attika [1]). Nach Strabo sollen sie Ephesus, Smyrna, Kumä, Myrina, Paphus und viele andere Städte erbaut haben [2]). — Was könnte wohl, um noch weiter zu gehen, Strabo's Haintempel der astyrenischen Diana in Astyra, an der mysisch-lydischen Gränze [3]), anders gewesen seyn, als eine der syro-chaldäischen Mondgöttin Astara heilige Stätte?

Aus Creuzer's Symbolik erhellet, daß diese Gottheit nur eine von den Mondfrauen sey, welche von dem Hochgebirge über Kolchis zugleich mit den Sonnenkindern kamen, bald zum Heile der Völker, bald als grundverderbliche Hexen [4]). Auch sie war, gleich der Metis, eine Matrix aller Götter, oder wie die alten Philosophen dieß nannten, ein Ort der Götter [5]). Daß diese eins sey mit der *prodigiosa Atargatis* des Plinius (V, 23), die in Bambice oder Hierapolis (der von den Syrern Magog genannten Stadt) verehrt wurde, und die bey den Griechen *Derceto* hieß, ist wohl, wie ihre Identität, mit der syrischen Fischgöttin Athara [6]) nicht zu bezweifeln, — und ihr, der Mondgöttin, ziemte mit Recht das Stierhaupt als Kopfschmuck. Daß aber, wie Creuzer und Ritter (S. 64) meinen, Athara der ursprüngliche Name dieser Göttin gewesen sey, beweiset wenigstens die Inschrift der Komosarye noch nicht, denn hier wird sie, dem Bibeltexte näher, Ἀστάρα genannt; obschon die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem indischen Autar, d. i. Awatar, nicht zu läugnen ist.

---

[1]) Plut. im Theseus, C. 26 ff.; Pausanias I, 41.
[2]) Strabo XI, 505, und XII, 550.
[3]) Ebend. XIII, 606 und 613.
[4]) Creuzer's Symbolik III, 366.
[5]) Ebend. IV, 9.
[6]) Ebend. II, 63, 64, 65 und 72.

Höchst wahrscheinlich wird man sich doch endlich, gegen die einseitige Meinung so mancher Gelehrten, in die Ansicht fügen müssen, daß der hellenische Mythen-Cyklus keineswegs als isolirt dastehend betrachtet werden könne, sondern daß er sich vielmehr aus einer, manchem andern individuellen Nationalcultus gemeinschaftlichen Quelle entwickelte und polytheistisch im Vaterlande der veredelten Kunst gestaltete. Der Volksglaube, so einfach er beym ersten Blicke scheinen möchte, ist keineswegs im absoluten Widerspruche mit den Mysterien der Alten zu denken, und ihn von jenen gänzlich trennen, hieße nur der schönsten Pflanze die Wurzel abschneiden, auf daß Mark und Bein in ihr verdorre. Und je unbefangener man das Ganze — Physische und Moralische — ins Auge faßt, um so wahrscheinlicher wird es, daß alter vorhellenischer Cultus vom Hochlande aus lange schon um die Nordgestade des Pontus, durch Thrakien, Griechenland und Kleinasien gewandert war, ehe die neuere Schule ins Leben und zum Flor kam. Und so wäre denn die Demeter-Achaia, die Gottheit der Gephyräer, deren Tempel sich in Athen befand [1]), mit Kadmus vielleicht nur in ihr eigenes früheres Haus eingezogen. Diesen nämlichen Gephyräern gehörte nach Pausanias auch die Athene Onka an, deren orientalischen Ursprung und bisherige Existenz Hr. v. Hammer noch kürzlich in dem gefiederten Weisheitssymbole der Morgenländer, dem Simurgh der Perser und der Anka der Araber nachgewiesen hat [2]).

Vergleicht man einige Stellen der heil. Schrift, welche des Baalim und der Astaroth zugleich erwähnen, mit den Zendbüchern, wo Militta und Bel zusammen vorkommen [3]), so scheint es, daß auch Mylitta, Herodot's (I, 131) assyrische Aphrodite, deren Einheit mit der Diana kaum noch bezweifelt werden darf, nichts anders war, als die Astaroth oder Astara selbst. —

Da im Herodot die Chaldäer, Kappadokier, Syrer und Assyrer als gleichbedeutend vorkommen [4]), so muß gerade hier bemerkt werden, daß Horaz auch den Pontus ein assyrisches Meer nennt, wenn er singt:

---

[1]) Herodot V, 57 und 61: Cereris Achaeiae et templum et orgia.

[2]) Jahrbücher der Literatur. Wien, 1818. Bd. I. S. 96. — Creuzer's Symbolik II, 309 ꝛc.

[3]) S. Kleuker's Anhang zum Zend-Aveſta II, 3. S 111.

[4]) Herodot V, 49; VII, 63 und 72.

»o gern
Die Flut des graunvoll tobenden Bosporos
Verſuch' ich, und durchglühte Sande
Längs dem Aſſyrergeſtad', ein Wandrer [1]).«

Hiemit ſtimmen nun vollkommen die Worte des Euſtathius überein, welcher in ſeinem Commentar zum Dionyſius Periegeta ſagt: Assyria enim, *Dionysio* teste, Sinopica terra est, juxta Euxinum [2]).

Auf welchem Wege nun die ſyro-chaldäiſche Lehre zu den Sindern gedrungen, oder ob dieſelben nicht ſchon von Hauſe aus jenem Cultus zugethan waren, das iſt freylich eine andere Frage. Aber ſo weit haben doch auch keine Chaldäer von den Sindern geſeſſen, daß aller Verkehr mit denſelben unmöglich ſcheinen ſollte. Sind doch nach Herodot (I, 6) die im Oſten vom Halys wohnenden Völker die Syrer ſelbſt, und waren nicht noch zu Strabos Zeiten hier die weißen Syrer (die Leukoſyri — XII, 544) anſäßig. Und was wären denn die Chalyber, die Herodot (I, 28) am Halys kennt, und denen nach Strabo (XII, 549) — der ſie zwiſchen dem Lykus und Iris wohnen läßt (556) — Pharnakia zuſteht, anders, als die ältern Chaldäer ſelbſt, wie dieß der Geograph ausdrücklich ſagt. In ihrer Nähe war ja auch die vom Pompejus unter dem Namen Diopolis wieder erbaute Stadt Kabira, wo *Μήν* (Mene) im templum Menis, dem Pharnakustempel, göttlich verehrt wurde. Dieſe Gottheit aber war, wie Strabo (557) beweiſet, nichts anders als der Mond ſelbſt. Daher denn auch der Römer ſeinen Monat *Mensis* nannte. Und ſo könnte denn vielleicht auch Mene-bria (*Μενεβρία*) in Thrakien [3]) durch Mondſtadt oder Stätte des Mondcultus erklärt werden, wenn ſich's erweiſen ließe, daß die urſprüngliche Schreibart dieſes Namens *Μηνεβρία* geweſen,

---

[1]) »Littoris Assyrii viator.« L. III. O. IV. — Aus dem bald darauf folgenden Verſe:

»Schau ich, — Skythia's Strom, gefahrlos«

ſcheint hervorzugehen, daß auch der Dichter die Waſſerfälle des Dnjepr's kannte.

[2]) *Dionysii* Alexandrini de situ orbis etc. una cum *Eustathii* Thessalonicensis Archiepiscopi Commentariis etc. Baſel, 1556. 8. S. 218 und 292.

[3]) Strabo VII, 319. Dieſer nämliche Autor ſagt XII, 557 ſelbſt, daß jene Gottheit auch in Albanien und Phrygien Tempel hatte. Daß aber Phrygier oder Brigier einſt durch Thrakien zogen, braucht wohl nicht erſt bewieſen zu werden.

was jedoch aus den verschiedenen, von Tzschucke angeführten Codices des Strabo nicht hervorgehet [1]).

Nachbarn der Chalyber waren die Halizonen oder Alizonen, welche schon Homer kannte, und die nach Strabo (XII, 549 ff.) selbst Chalyber, also Chaldäer waren. Beym Herodot kommen sie (III, 90) als Alysonier vor, und es ist die Frage, ob diese nicht in Verbindung zu setzen wären mit seinen Alazonen, die nach ihm (IV, 17 und 52) da wohnten, wo der Hypanis (Bug) dem Tyras (Dnjestr) am nächsten kommt [2]). Diese Meinung dürfte nicht so gewagt seyn, wie sie wohl beym ersten Anblicke scheinen möchte. Als Mittelglieder und Fortsetzung dieser gleichnamigen Stämme bieten sich dar der Fluß Alason oder Alazon im Kaukasus, Herodot's Amazonen jenseits des Tanais, und die nach Strabo auch vom Hellanikus und Eudoxus am Borysthenes gekannten Alazonen, welche Hekatäus in der mysischen verwüsteten Stadt Alazia (Ἀλαζία), am Odryses, der in den Rhyndakus fließt, wieder findet [3]). — Endlich ist auch Strabo's Angabe, daß Einige dort Amazonen haben, wo die Anderen von Alazonen reden, zu berücksichtigen; und alles dieses scheint darauf hinzudeuten, daß in vorhistorischer Zeit der chaldäische Cultus auch um die Nordgestade des Pontus gewandert sey, obschon sich für diese Ansicht nur wenige Spuren in dem Nachhalle der ältesten auf uns gekommenen Berichte darbieten.

Sind nun, wie Hr. v. Koehler aus dem Denkmale der Komosarye schließt, die Sinder dem chaldäischen Cultus zugethan gewesen, so wäre es um so interessanter, auch diese auf dem angezeigten Wege aufzusuchen und zu verfolgen, wie solches auch weiter unten an seinem Orte geschehen soll.

Zweytens scheint dem Hrn. Verfasser, der doch selbst so kühn neue Lesarten vorschlägt, die Identität der Namen Nergel

---

1) Uebrigens kommt in derselben Ausgabe des Strabo einige Zeilen höher die Variante ἐν τῷ Καπιτωλίῳ (in Capitolio) für καπιτωλίῳ oder Καπητωλίῳ vor. Daß Bria thrakisch sey, und Stadt bedeute, sagt hier (VII, 319) der Autor ausdrücklich, und führt als Beweis dafür die Benennungen Mesembria, Selybria und Poltyobria an.

2) Strabo scheint die Existenz dieser letzteren läugnen zu wollen, was Penzel (in der 242. Anm. zu seiner deutschen Uebersetzung dieses Autors) wirklich eine große Impertinenz nennt. — Der Uebersetzer vergißt hier jedoch, daß Strabo (XI, 504) alles zur Fabel rechnet, was alt und (ihm) abenteuerlich erscheint.

3) Strabo XII. S. 550 ff.

und Anerges ſehr zweifelhaft; aber was würde er ſagen, wenn er erführe, daß eben dieſe Gottheit Nergel in der kyrilliſch-ſlawiſchen Bibelüberſetzung Гигель (Gigel oder Hihel) heißt? [1])

Der Selbſtlauter zu Anfange des Wortes iſt in dieſem Falle nichts Weſentliches; er ſteht hier wie in Anahid, welches eins iſt mit Nahid, der perſiſchen Artemis oder der Venus Urania [2]).

Daß dieſer Nergel (oder Nergal) das perſonificirte Feuer war, iſt ſchon aus Creuzers Symbolik (II, 90) bekannt, wo auch der Hahn als Sinnbild desſelben vorkommt. Es iſt die männliche Kraft der Erzeugung, das Leben gebende, feurige Princip, und wenn Sickler den Anerges für den Kriegsgott hält, ſo ſteht er hier der Aſtara gegenüber, wie Ares (Mars) als Gatte der Aphrodite oder Venus [3]). Dieſe aber iſt gleichſam die Aphrodite Tanais, welche bey den Sauromaten als reines Feuer (Neith) verehrt ward, und die Ritter (S. 270 ff.) für die ungriechiſche reine Mätis hält. Dieſe findet wieder in des Orpheus männlichem Metis, — dem ſchaffenden Eros, — ihren Vereinigungspunct.

Wenn endlich der Hr. Verfaſſer (S. 35) es für unglaublich hält, daß auf einem griechiſchen Monumente (oder vielmehr auf einem mit griechiſcher Inſchrift verſehenen Denkmale) die Gottheit ihren fremden (vielleicht auch älteren), Namen führe, ſo läßt ſich zur Hebung dieſes Zweifels noch aus der römiſchen Periode ein nicht unwichtiges Gegenſtück anführen,

---

1) II. (IV.) Buch der Könige XVII, 30. — In andern ſlawiſchen Bibelüberſetzungen iſt die urſprüngliche Lesart beybehalten: ſo in der böhmiſchen, wie in der krainiſchen Nergel; in der polniſchen Nergiel ꝛc.

2) Vergl. Hrn. v. Hammers Recenſion der von F. G. Welcker herausgegebenen Abhandlungen G. Zoega's, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1818. Bd. I. S. 92 — 121. — Auf ähnliche Weiſe nennen orientaliſche Völker (wie noch heutiges Tages der Ungar) die Ruſſen Oroß oder Uruß, wofür ſich auch aus dem gemeinen Leben Beyſpiele zu Genüge anführen laſſen. So heißen Gurken in Kleinrußland Ogurki, in Großrußland Ogurzy u. d. gl.

3) So konnten ſich die Alten ſelbſt das Vollkommenſte nicht geſchlechtlos denken, und daher kam es denn, daß alle höhern ſchaffenden Weſen, ja die Elemente ſelbſt, unter doppelter Natur erſchienen. S. Kleuker's Anhang zum Zend-Aveſta III, 128. — So auch Apatyor (Awatar?) und Apaturia bey Ritter (S. 63, 176, 197 und 211). — Und ſo muß ſich denn endlich auch zur Erdenmutter Demeter in der Sprache der Griechen ein Δαμάτωρ und Δημήτριος als Domitor, oder Victor wiederfinden.

nämlich das *Nama sebesio* auf dem Mithrasmonumente der Villa Borghese, welches der geehrte Verfasser als Alterthumsforscher sicher kennen wird [1]).

Obschon nun Herr R.-R. sehr an der Möglichkeit eines babylonischen Cultus im Bosporus zweifelt, so nennt er doch nachgehends (S. 37) eine Person, welche denselben dort eingeführt haben könnte. Es ist Strabo's Achaikaros (Ἀχαϊκαρος, XVI, 762), welchen er, wie vor ihm schon Potter gethan [2]), mit dem Achaikaros des Clemens von Alexandrien zusammenstellt. Hr. R.-R. erhöhet den Werth dieser Ansicht (S. 39) eben dadurch, daß Demokrit, der selbst in Chaldäa und Persien gewesen seyn soll, dessen Lehren gerade in einer Abhandlung über babylonische Sitten aus einander setzt.

Ferner meint der Hr. Verfasser (S. 45), daß übrigens Asteria und Astara doch im Grunde eines Ursprungs sind (dérivé de la même source), und führt an, daß unter Asteria in älteren Zeiten die Insel Delos verstanden ward. So auch Heyne, welcher den Virgil erklärend, bey Nemus Asteriae auf Delos hinweiset [3]). Aber man darf bey dieser Gelegenheit keineswegs die anderen Ortschaften dieses Namens übersehen, unter denen Delos nur vorzugsweise so genannt wurde. So kennen die Klassiker eine dem jonischen Milet gegenüber gelegene Insel dieses Namens, und Rhodos selbst hieß in älteren Zeiten Asteria [4]). In Argolis ist der Höhlenfluß Asterion, in Elis die, gleich der neueren Mondgöttin Diana, einem Endymion vermählte Asterodia [5]). Auch Homer kennt ein felsenvolles Eiland zwischen Kephalonien und Ithaka, welches er Asteris, Strabo aber Asteria nennt [6]). — Endlich bleibt hier nur noch hinzuzufügen, daß die Asteria selbst die Mutter der Hekate genannt

---

1) S. J. G. Eichhorn in den Comment. der königl. Gesellschaft zu Göttingen. Bd. III, ad An. 1814 et 1815 (gedr. 1816 in 4.). S. 166 und 184—186. Ob nun dieses so viel als in laudem solis, oder wie Hr. v. Hammer übersetzt: »Preis dem Allbegrünenden« heiße, ist hier in dieser Beziehung gleichgültig.

2) S. Hrn. Letronne's Anzeige der vorliegenden Schrift im Journal des Savans. *Août.* 1822.

3) *Virgilii* Culex. 15. Edit. *Heyne*, T. IV, p. 16 ff., mit Hinweisung auf Callimach. in Del. 36 et 37.

4) Plin. N. G. V, 31.

5) Pausanias Corinth. et Eliaca.

6) Homer's Odyssee von J. H. Voß. Altona, 1793. 8. IV. Ges., V. 844 ff. Strabo I, 59.

wird, was der sicherste Beweis für ihr hohes Alterthum ist, und daß sie, als Aerolith vom Himmel gefallen, zum Orte der Götter, — zur Insel Ortygia oder Delos [1]), der Geburtsstätte Apoll's und der Diana, — ward. Wenn sie aber in Hesiod's Theogonie (V. 402 ff.) die Gemahlin des Perses heißt, so steht sie hier, den Cyklus dieser Mythenreihe vollendend da, wie der weibliche Mond zur männlichen Sonne.

Nun kehrt der Hr. Verfasser, und mit ihm also auch Referent, zurück zur Inschrift des Xenoklides.

Pärisades I., der göttlich verehrte [2]), dessen Zeit jene Inscription angehört, war ein Sohn Leukon's. Der Name dieses Letzteren hallt noch, wie Einige glauben, im Munde des gemeinen Mannes in Deutschland als Leuke wieder; denn Leuke ist diesem, wie Abel beweist [3]), so viel als Klodwig, — womit wiederum das ältere Hlaudoweig, für Ludwig, in Verbindung zu setzen ist. Daß der Name Leukon sehr alten Ursprunges sey, beweiset auch die Limne Leukon's (auch Kopäa oder Kopais genannt), welche bey den Bäotiern im hohen Alterthume der Sammelplatz der Kulturorte war [4]). Auch Kotys soll nach Ritter (S. 365, 457 und 188) nur ein gräcisirter altasiatischer Name aus der Buddhazeit seyn, und mit dem persischen Khoda in eins zusammen fallen.

Die Artemis Agrotera war es, welcher, wie unsere Inschrift zeigt, vom Xenoklides ein Tempel geweihet wurde, und hier kommt nun die Jagdgöttin Diana zum ersten Male auf einem Steine mit diesem Beynamen vor. Das nun scheint dem Hrn. Verfasser unerklärbar, daß eben hier, im Bosporus, eine

---

[1]) Beyde wurden mit einander verwechselt; auch heißt Ortygia beym d'Anville Groß-Delos.

[2]) Strabo VII, 310.

[3]) Kaspar Abel's teutsche und sächsische Alterthümer ꝛc. Braunschweig, 1729—1732, drey Bände in 8. B. II. S. 17 ff. Hier heißt es: »daß aber die Bosporaner, deren Diodor gedenkt, nicht Griechen, sondern sogenannte Barbaren gewesen, wird Niemand läugnen, und zeigen es sogar ihre Namen zur Genüge an, als *Spartacus*, weß Namens auch der Cimbern Anführer in dem Kriege der Knechte mit den Römern gewesen, *Satyrus* und *Leucon*, welche zwar auf griechische Art ausgesprochen werden, doch scheinet jenes der den Nordischen bekannte Name Sadur, oder Sader, dieses aber das altfränkische Clogio, oder *Clodovaeus* zu seyn, das noch heutiges Tages von dem gemeinen Manne hier in Niedersachsen Löke, oder Leuke pronunciiret wird, wiewohl ich solches dem Urtheile der gelehrten Leser heim stelle.« —

[4]) Ritter's Vorhalle, S. 426.

echt griechiſche Artemis genannt wird, während die Inſchrift der Komoſarye derſelben Gottheit ihren chaldäiſchen Namen beylegt. Um ſo intereſſanter ſcheint es hier eine Stelle aus dem fälſchlich Jornandes genannten Jordanis auszuſchreiben, wo es heißt: Ephesi quoque (Amazones) templum Dianae ob sagittandi venandique studium, quibus se artibus tradidissent, effusis opibus mirae pulchritudinis condiderunt [1]). Wenn man gleich nicht behaupten möchte, daß dieſe Stelle im Jordanis eine der zuverläßigſten in der Geſchichte ſey, ſo iſt es doch von der anderen Seite wiederum merkwürdig, daß eben jener, von Amazonen gegründete Tempel, der einzige war, welcher vom Xerxes verſchont blieb [2]), und erſt von den Gothen (?) im dritten Jahrhundert nach Chr. eingeäſchert ward [3]).

Daß die Artemis eine der älteſten Gottheiten war, iſt lange erwieſen, und daher ließe ſich der von ihr in der heiligen Schrift [4]) gebrauchte Ausdruck Diopeta wohl nicht leicht durch *a Jove delapsum simulacrum* wiedergeben, wenn man nämlich unter Jupiter nur das neue Oberhaupt der Götter verſtehen wollte. Im Deutſchen heißt es hier: die Stadt Epheſus ſey eine Pflegerin der großen Göttin Diana und des himmliſchen Bildes. In der kyrilliſch-ſlawiſchen Bibelüberſetzung ſteht bloß mit dem Urtexte gleichlautend Дïонема, was neuerdings dem Lateiniſchen entſprechend durch изображенïе низшедшее отъ Юпитера ausgedrückt ward. Wenn nun gleich von einem Bilde der Diana zu Epheſus die Rede iſt, ſo braucht hierunter doch nichts anderes als ein Aerolith (*Διοπετής*) verſtanden zu werden, unter welcher Form auch der arabiſche Bacchus, die Anaitis und Urania (oder Venus-Urania — was dieſe Epheſerinn eigentlich ſelbſt war), und viele andere Gottheiten urſprünglich angebetet wurden [5]).

---

1) In der zu Paris erſchienenen Ausgabe vom Jahre 1603, 8. S. 43 (Kap. VII) wird dieſer Tempel — der *Diane*, Déesse de la chasse et de l'arc zugeeignet.

2) Strabo XIV, 634.

3) Jordanis, Kap. XX.

4) Apoſtelgeſch. XIX, 35.

5) S. Hrn. v. Hammer's Anzeige der Zoega'ſchen Abhandlungen ꝛc. in den Wiener Jahrb. der Lit. 1818. Bd. I. S. 102. — So möchte denn auch die Mythe erklärt werden von dem gewaltigen Steine, welchen Kronos (die Zeit) verſchlang, und an deſſen Statt ſein jüngſter Sohn Zeus

»Nachblieb und baldigſt, mit mächtigem Arme bezwingend,
Ihn von der Ehre ausſtieß, und ſelbſt obwaltet den Göttern.«

S. Heſiod's Theogonie, V. 483 und 484.

Diese alte schauererregende Artemis, — welche der indischen Kali so nahe steht [1]), — erscheint als Iphigenia auf Taurien wieder, wo sie Oreiloche genannt wird [2]); — es soll dieß aber, nach Hesiod's Katalog, die Hekate selbst seyn, die hier zur Iphigenia geworden [3]). Was Wunder also, daß ihr hier zu Ehren Menschen geopfert wurden? ein Brauch, welcher noch im zehnten Jahrhundert in Kijew zu Hause war [4]), und dem auch die Bulgaren an der Donau huldigten [5]).

Der Jagdgöttin Diana scheint in der nordischen Götterlehre die Skade, eine Tochter des Riesen Thiassi zu entsprechen, welche die Frau Niord's, — des Gottes der Winde, des Meeres und des Ueberflusses ist. Skade, heißt es, läuft oft auf Schlittschuhen mit ihrem Bogen nach Thieren auf den Bergen oder Alpen in Thrymhejm. Sie führt den Namen Oendurdys, und wird auch, gleich der jungfräulichen Diana, die reine Götterbraut genannt [6]).

Gerade unsere Diana Agrotera, oder wie Hesiod sie nennt: »Artemis froh des Geschosses« [7]), ist es, welcher Miltiades vor der Schlacht von Marathon ein Gelübde brächte, in Folge dessen ihr die Athenienser jährlich dreyhundert Ziegen opferten [8]). — Und warum eben dieser jungfräulichen Jagdgöttin? — Oder wäre dieß Faktum etwa auf die Benennung Marathon selbst zu beziehen, da auch Kanne solche durch jungfräulich erklärt?

Die Inschrift ist, wie der beygefügte Kupferstich zeigt, überhaupt gut erhalten, und der Hr. Verfasser thut Recht,

---

1) S. Recherches Asiatiques I, 203, und die von Langles hinzugefügte Anm. S. 293, wo der Name Câli von Câla (le temps) abgeleitet wird.

2) S. Ammian Marcell. XXII, 8. — Diese Benennung leitet Periz von Ορεια (a Montibus) ab, in seinen Noten zu Aelian's Varia historia, Ausgabe von 1731, in zwey Bänden in 4. II. B. 25 Kap.

3) Worüber auch Kanne in seinen ersten Urkunden der Gesch. ꝛc. S. 169.

4) Nestor's russ. Jahrb. beym Jahre 980 (nach dem Nowgorod'schen Codex).

5) Wie auch Leo Diaconus beweiset.

6) Rühs Edda. S. 185 — 187.

7) Hesiod's Theogonie. V. 14 und 911.

8) *Aeliani* Var. Hist. L. II. c. 25. — Periz zieht hier vor, sich auf das Etymol. M. beziehend, das Αγροτερα durch *Rusticam in agris agentem* zu erklären. Daß gegen den Sinn des Gelübdes nur junge Ziegen geopfert wurden, erhellt aus *Xenoph.* de Cyr. Exped. Lib. III.

das in der fünften Zeile befindliche BAΣIΛETΩN für BAΣIΛETONTOΣ (oder BAΣIΛEΩΣ) nicht dem Abschreiber zur Last zu legen, da es doch wohl keine Kunst ist, überhaupt gut erhaltene, und nur sechs Zeilen lange Inschriften treu zu copiren. Doch muß es dem Leser auffallen, daß eine ähnliche Form APXONTETΩN auch auf olbischen Steinen vorkommt, und Hr. R.-R., der (S. 19) aus den letzteren mit Sicherheit (évidemment) schließt, daß jene ins Zeitalter des Verfalls und der Corruption der Sprache gehöre, sieht bald darauf (S. 26 ff.) ein, daß sie vielleicht im Bosporus (sage: am Pontus) — schon zur Zeit Alexanders des Großen — üblich gewesen sey.

Nun kommt Referent zu den in der Xenoklidischen Inschrift genannten Völkern, den Sindern, Toreten und Dandariern, wogegen die von Hrn. v. Koehler edirten Inscriptionen nur Sinder und alle Mäten haben. Nach Strabo gehören wirklich alle diese Völkerschaften zu den Mäten, wohin er auch noch mehrere andere rechnet. Sollte etwa bey dieser speciellen Aufzählung der Stämme noch ein Stein mit der Fortsetzung der hier producirten Xenoklidischen Inschrift existirt haben? Dieß bleibt unausgemacht. Die, die Inschrift der Komosarye schließenden Worte KAI ΘATEΩN liest Hr. v. Koehler so: καὶ ΘΑΤΕΡΩΝ, und übersetzt diese durch *et plusieurs autres peuples*. Hr. R.-R. aber wagt es (S. 84 ff.) daraus die Thalos des Plinius (VI, 5) machen zu wollen, und schon aus diesem hypothetischen Grunde eine Abänderung in der Lesart des Klassikers vorzuschlagen.

Daß Ritter (S. 294) die Benennung der Mäten nicht für einen Völkernamen, sondern für einen appellativen Sammelnamen hält, wie dieß (bisweilen) auch mit dem der Skythen der Fall gewesen seyn mag, erhellet schon aus dem Vorhergegangenen.

Drey Inschriften bestätigen nun die Schreibart des zuerst genannten Völkernamens als Sinder (nicht Inder), obschon, wie auch Ritter (S. 157 ff.) anführt, in allen alten Codicibus des Herodot (IV, 28 und 86) dafür nur Ἰνδοί und Ἰνδικὴς vorkommt. Vossius in seinen Anmerkungen zum Periplus des *Scylax Carrandensis* hat zuerst die auf den Steinen vorkommende, ihm als solche noch unbekannte Lesart adoptirt. Wesseling und Valkenaer folgten seinem Beyspiele *), und erst neuerdings haben Kanngießer (S. 147

*) Geographi Minores etc. ed *Hudson*. I, 40. — S. Raoul-Rochette, S. 162.

und 202) und Ritter förmlich dawider protestirt, wiewohl die Steinschriften das Gegentheil beweisen. — Deßwegen aber können die Sinder doch noch immer, wie Hesychius berichtet [1]), ein indisches Volk seyn. So nennen ja die Anwohner des Indus selbst jenen Fluß Sindus [2]), und heißt nicht das persische und arabische Marákanda bey den Indiern Samarkände [3])? — Auf diese Weise könnte denn auch Herodot's Indien hier aus Sind-ien oder Hind-ien entstanden seyn, denn alle drey Benennungen werden wohl von einer gemeinschaftlichen Wurzel abstammen [4]).

Es ist unsers Amtes nicht, die Abkunft der Sinder aus dem Oriente zu beweisen, obschon sich auch hiefür mancher Beleg, manche nicht unwahrscheinliche Muthmaßung aufstellen ließe; da selbst im Bun-Dehesch (der Kosmogonie der Parsen) von einer Gegend Sind am nördlichen, durch Khorasan strömenden Flusse Veh-rud (dem Oxus nach Kleuker) die Rede ist. Um so mehr aber müssen wir die Spuren der Sinder auf dem europäischen Völkerwege verfolgen. Ueber ihre früheren Sitze hat schon Bayer [5]) gehandelt, und nach ihm noch meinte Gärber, sie in den Soudi oder Souti des Kaukasus suchen zu dürfen [6]).

Ihre erste Bewegung nach Europa hin würde Heeren nachgewiesen haben [7]), indem er vom Karawanenhandel sprechend, dieses Volk jenseits des Don's auf die astrachanische Steppe setzt, — wofür jedoch, unsers Wissens, aus den Klas-

---

1) Σίνδοι ἔθνος Ἰνδικόν. S. dessen Lexikon.

2) *Plinii* H. N. VI, 20. — Bey den Awganen im Kaukasus heißt Sfint so viel als Fluß überhaupt.

3) Ritter's Erdkunde II, 576.

4) Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 159 ff. — Zwischen Sind und Hind dürfte noch Shind zu stehen kommen. Daß übrigens die Aspiration (H) bisweilen durch ein S ersetzt ward, beweisen die Wörter ἕρπω, lat. serpo; ὑπὸ oder (vor einem Vokale) ὑπ, lat. sub u. s. w., und beym Herodot selbst heißt (IV, 123) der nämliche Fluß Σύργις, welcher früher (IV, 57) Τύργις genannt wurde. Hieher gehört denn auch Strabo's: Halys, cui a salibus quos praeterlabitur nomen est (XII, 546). Und daß der Laut S. auch ganz neu hinzugesetzt oder weggeworfen wird, beweisen τρέπω, gleichbedeutend mit στρέφω, und noch das aus Konstantin Porphyrogeneta bekannte Miliniska, welches durch Smolensk erklärt wird.

5) In den Comment. der Kaiserl. Akad. der Wissensch. zu St. Petersburg, 1744. Bd. IX, S. 370.

6) S. Müller's Sammlung russischer Geschichte IV, 155.

7) In seinen Ideen über Politik ꝛc. S. 922.

sikern, und namentlich aus Herodot, auf den hier verwiesen wird, wohl keine Belege anzuführen sind.

Aus Ammian Marcellin (XXII, 8) scheint hervorzugehen, daß diese Sinder (Sindi ignobiles — Gesindel), welche er am Dromos des Achilles kennt, Herodot's (IV, 3) skythische Sklaven waren. Auch Plinius kennt (IV, 12) ein skythisches Sindien (*regio Scythiae Sendica*)? in der Gegend des jetzigen Dnjepr'owschen Limans, und etwas höher spricht er hier von den *Scythae degeneres et a servis orti*, welche nördlich vom Ausflusse der Donau wohnten. —

Nach Plinius und Ammian wären nun die Sinder vom Kuban-Hypanis bis zum Buges-Hypanis (dem Bug), und noch weiter hin auf dem Völkerwege, den diese wahrscheinlich schon lange vorher gewandert, verfolgt worden, und es ist demnach kein Wunder, daß schon Homer der Sinter oder Sintier als eines thrakischen Volkes erwähnt [1]). Und so wäre denn, mit Kanne zu reden [2]), Thrakien des Indiers neues Vaterland geworden [3]).

Geht man weiter nach Makedonien, so findet man auch hier eine Provinz Sintike, zwischen dem Strymon und dem Axios [4]), neben welchem letzteren schon Herodot (VII, 123) die Stadt *Σινδός* kennt.

Die Spuren der Sinder verlieren sich endlich unter diesem Namen in Kleinasien, wo nur noch das jenseits des Mäanders gelegene Sinda vorkommt.

Daß Ritter unsere Ansicht theile, ist wohl nicht zu bezweifeln, weil er mit Recht die *Scythia Sendica* genannte Gegend, wie die *Sindi ignobiles* auf der Westseite der tauriſchen Halbinsel sucht [5]).

Diese Sintier, Sinter oder Sinder wurden, wie Strabo zweymal ausdrücklich sagt, nachgehends Sajer, und zuletzt Sapäer (Sapaei) genannt [6]). Als Sajer kommen dieselben auch auf der unten beygefügten Inschrift des Protoge-

---

[1]) Diese Tradition hat sich weit hin nach Norden verbreitet, und lebt jetzt noch mit einigen Modifikationen im nördlichen Rußland fort, wovon das aus Herberstein bekannte Chlopi-gorod, und die Sklaveninsel (Cholopij Ostrow) bey Alt-Nowgorod zeugen.

[2]) In der Iliade I, 549.

[3]) Erste Urkunde ꝛc. S. 149.

[4]) d'Anville; der deutschen Uebersetzung II, 388, 389—391 und 395.

[5]) Ritter's Vorhalle, S. 181 ff. — Vergl. auch S. 319.

[6]) Strabo X, 457, und XII, 549.

nes bey Olbia (am Hypanis — oder Bug) vor. — Die thrakiſchen Sajer (Sai oder Saiten) ſpielen im Kanngießer'ſchen Werke eine bedeutende Rolle; denn ſie eben ſollen es geweſen ſeyn, welche über Athen nach Aegypten zogen und dort Sais anlegten. So ſehr nun mancher Leſer hiebey ſtutzen mag, ſo intereſſant iſt es doch wiederum, die Anſicht dieſes Autors und ſeine Gründe für dieſelbe kennen zu lernen [1]).

Als Sapäer (auch Sapä und Sapii genannt) lebten ſie zu Strabo's Zeit in der Gegend von Abdera, und es war dieß das nämliche Volk, welches auch das thrakiſche Samos inne hatte, und um Lemnos vorkommt. Schon Herodot kennt (VII, 110) die Sapäer in Thrakien, und es werden dieſe wohl eins ſeyn mit den *Sabi, gens Thraciae*, des Euſtathius [2]).

Gatterer behauptet, daß nach dem aus Thukydides bekannten Siege der Triballier über den Sitalkes, König der Odryſen, etwa hundert Jahre vor dem Tode Alexanders des Großen, der eine Theil des odryſiſchen Landes zum ſelbſtſtändigen Reiche, das Sapäiſche genannt, ward [3]). Auch der thrakiſche Kotys, welcher die Tochter unſers bosporiſchen Königes Polemo I. (ſ. oben S. 35 und 38) und der weiſen Pythodoris zur Gemahlin hatte, heißt beym Strabo (XII, 556) ein Sapäer [4]).

---

[1]) S. deſſen Alterthumswiſſenſchaft. S. 258 — 265 ff. Schon früher S. 216 werden die Saiten in Aegypten ein urſprünglich griechiſcher Stamm genannt (?).

[2]) S. *Dionysii* Alexandrini de situ orbis etc. *Basileae*, 1556. 8. S. 272.

[3]) S. J. Chr. Gatterer's Abhandlung: An Russorum, Polonorum ceterorumque populorum Slavicorum origines a Getis sive Dacis liceat repetere. Im XI. Bande der Göttinger Commentarien, S. 175. — Im Thukydides (de bello Peloponnesiaco IV, 101) heißt es jedoch: Seuthes — ei (Sitalci) successit, ac Odrysarum et celerae Thraciae, cui et ille imperaverat, regnum obtinuit.

[4]) Dieſer Kotys war ein Sohn des Rhömetalkes, Königs von ganz Thrakien, nach deſſen Tode die ſüdliche Hälfte des Reichs dem Kotys, die nördliche aber einem Rheskuporis, Bruder des Rhömetalkes von Auguſt verliehen ward. Während der Regierung des Tiberius aber lud Rhömetalkes ſeinen Neffen Kotys, unter dem Vorwande eines Friedenſchluſſes, zum Gaſtmahle ein, nahm ihn gefangen, und als ſolcher nach Rom gefordert wurde, ließ er ihn umbringen. Die Gemahlin des Kotys, Tochter der Pythodoris, verklagte den Meuchelmörder zu Rom; dieſer ward nach Alexandrien exilirt, und von Thrakien die eine Hälfte ſeinem Sohne Rhömetalkes II., die andere aber den Kindern des Kotys zurückgegeben. — S. Pe-

Daß die Sajer oder Sapäer in Thrakien keine Autochthonen oder Urbewohner waren, und eher in Indien als anderswo zu Hauſe geweſen, ſcheint auch aus einer Stelle im Plinius (VI, 30) hervorzugehen. Hier heißt es nämlich, daß die ägyptiſche Stadt Eſar, deren Einwohner ſeit drey Jahrhunderten dort zu ſeyn vorgaben, vom Bion Sapen genannt ward, eine Denomination, die ſich auf Ankömmlinge beziehen ſoll. Im Originale lautet dieſe Stelle ſo: »Inde dierum duodecim Esar Aegyptiorum oppidum, qui Psammeticum fugerint: in eo produntur annis trecentis habitasse: contra in Arabico latere Daron oppidum esse eorum. Bion autem *Sapen* vocat, quod ille Esar, et ipso nomine *advenas* ait significari. Caput eorum in insula Sembobitin (Pseboitin?), et tertium in Arabia, *Sai*.«

Würden nun dieſe Sätze ſchon als genügende Beweiſe anzuſehen ſeyn, ſo wäre die Verwandtſchaft der Aegyptier und Kolchier gegründet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Nachricht Herodot's (II, 104) auf den Kopf zu ſtehen käme.

Nimmt man endlich alles, was über die Sinder geſagt iſt, zuſammen, bedenkt man daß ſie Inder waren, daß ſie als ſklaviſches Geſindel vorkommen, und doch auch wiederum trotzige Sinder heißen [1]), daß ſie nirgends einheimiſch, und höchſt wahrſcheinlich wie die Kolchier von brauner Geſichtsfarbe waren, ſo kann man leicht auf den Gedanken verfallen, daß dieſes die Stammältern unſerer Zigeuner geweſen, welche ohne eine ähnliche Hypotheſe gleichſam wie aus indiſchem Himmel auf europäiſchen Boden gefallen erſcheinen. Aber woher denn der Name Zigeuner, wird man ſagen; und es wäre ſchwer hierauf zu antworten, wenn man nicht, dem Euſtathius folgend, die Sinder für ein Volk mit den Zygern (oder Zichen, wie einige ſie nennen) halten möchte [2]). Beym Strabo (XI, 495) heißt die auf Sindien und Gorgippia folgende Küſte ora Achacorum, Zygorum (*Ζυγῶν*), et Heniochorum, — und dieſe alle lebten vom Raube, welchen ſie auf der See trieben [3]). Die Benennung

---

zel's Strabo. B. III. Anm. 252, wo dieſe Nachrichten aus Tacit. Annal. II, 64 und 67 zuſammengeſtellt ſind.

[1]) Orpheus, der Argonaut, von J. H. Voß, zugleich mit Heſiod's Werken abgedruckt. Heidelberg, 1806. 8. S. 1046.

[2]) S. *Eustathii* Commentarii in Dionysium Periegetam. Coloniae Allobrogum 1741, 8. p. 353: Sindi, qui secundum quosdam, dicti etiam Zicchi (richtiger wohl *Zygii*, wie hier im Inder ſteht). Die Basler Ausgabe des Dionyſius Alex. vom Jahre 1556, S. 199 hat dafür Sindi alio nomine Zinchi. Plinius kennt (VI, 7) Zingi und Zigoe.

[3]) Strabo XI, 495 und 497.

Zigier scheint übrigens die anderen überlebt zu haben, woher denn auch d'Anville auf seiner Karte hier *Achaei ubi postea Zichi* hat. — Wer in diese Ansicht eingeht, wird denn auch wohl zugeben, daß die vom Suevenkönige dem Prokonsul in Gallien, *Quintus Metellus Celer*, geschenkten Indier eben so nur spekulative Zigeunerkaufleute gewesen seyn konnten [1]). Diese Ansicht niederschreibend, glaubt Referent hiemit noch keinesweges die Sache für abgemacht halten zu können, und wünscht nur, daß bey neuen Forschungen über den Ursprung der Zigeuner diese von Grellmann und anderen Autoren unberücksichtigt gebliebenen Punkte mit in den Kreis der anzustellenden Untersuchung gezogen werden [2]).

Es bleibt jetzt nur noch zu bemerken, daß unser mätisches Sindien beym Plinius (VI, 5) als Stadt (Civitas Sindica), im Ptolemäus (V, 9) als Stadt und Hafen (Limne?), beym Mela aber (I, 19 und 21) als Stadt und als Volk (Sindoner) vorkommt. Eben so kennen es hier auch mehrere andere klassische Autoren.

Am schwersten wird es, die Völker auf ihrer Bahn vom Kaukasus zu den Karpathen zu verfolgen, da hier auf den Ebenen, gleichsam wie auf der offenen See, die Spur des Wanderers so leicht verloren geht, während das Gebirgland dieselben Jahrtausende hindurch an seiner Stirne trägt. Nur wo ein größerer Strom, wie der Don oder Dnjepr, die Laufbahn der Nationen hemmte, und die Völker theils nöthigte, theils einlud, an seinen Ufern zu weilen, bietet sich noch hie und da eine zeugende Spur,

---

[1]) *Plinii* H. N. II, 67. — Vergl. Ritter's Vorhalle, S. 182.

[2]) Daß die Zigeuner erst im funfzehnten Jahrhundert im übrigen Europa erschienen, ist bekannt. In Ungern und Siebenbürgen sollen sie sich nach Pray's Annales regum *Hungariae* IV, 274 schon im Jahre 1417 gezeigt haben (s. Ritter Benigni von Mildenberg's Versuch über das siebenbürgische Kostüm. Erstes Heft. Hermannstadt, 1807. 8. S. 2). Um eben diese Zeit sollen sie auch in Rußland erschienen seyn, und wenn die polnischen Schriftsteller dagegen das Jahr 1517 haben, so nennt Russow in seinen Notizen über Wolynien (**Волынскія записки сочиненныя Степ. Руссовымъ. Спб.** 1809. 8. S. 77) dieß nur einen Druckfehler, weil er selbst die Zigeuner schon um das Jahr 1501 in wolynischen Urkunden angetroffen hat. — In Deutschland sollen sich Spuren von ihnen im Jahre 1483 vorfinden (s. *J. Aventini* Annales Boiorum. *Basileae*, 1580, in Fol. S. 663, wo ihr König Zindl genannt wird). Aber die Chronik von Bologna erwähnt der Zigeuner schon ums Jahr 1422 (S. *Muratori* Scriptores rer. Italic. XVIII, 611). — Das Hauptwerk über diesen Gegenstand bleibt immer der historische Versuch über die Zigeuner von Grellmann. Göttingen, 1787. 8.

ein einzelner Laut dar, welcher von einem Volke zum andern fortlebt, besonders dann, wenn die wandelnden Geschlechter, um doch ihre Verbindung mit dem Mutterlande nicht ganz aufzugeben, hier einzelne Stämme aus ihrer Mitte, gleichsam Kolonienartig zurückließen. Daher kommt es denn, daß man an größeren Strömen, wie im Gebirge, mehr Völkerverschiedenheit antrifft, als in der sparsam bewässerten Ebene.

Daß aber Thrakien, welches sich einst vom Borysthenes bis jenseits des Peneus, ja bis nach Attika hin erstreckte *), des Kolchiers neues Vaterland ward, läßt sich aus vielfachen Gründen darthun, und hierauf bezieht sich denn auch die folgende Stelle im vorliegenden Werke (S. 142): »Quoique l'histoire ne nous ait conservé que bien peu de notions sur les rapports des Thraces avec les princes du Bosphore, nous savons cependant que ces rapports existaient d'une manière fort étroite, etc.« — Ritter meint (S. 205 und 289) geradezu, daß diese Völkerverbindung nur nach Homers Zeit erst durch die zwischen ihnen ein- und vorgedrungenen Skythen, wie durch einen Völkerkeil abgesprengt ward, wofür er die Agathyrsen, die Kimmerier, Meder, Gelonen, Neuren, Sinder und andere asiatische Völkerreste Osteuropa's zum Beweise anführt.

Man kann sich also in Beziehung auf das Alterthum keine fixe, sondern nur eine wandelnde Geographie (Erd- und Völkerkunde) denken, wenn man nicht gerade, wie z. B. Ukert in seiner Geographie der Griechen und Römer that, aus jedem klassischen Autor eine eigene, seiner Zeit angemessene Geographie zu schöpfen und aufzustellen vorzieht.

Auf daß aber das enge Völkerband zwischen den Anwohnern der Ost- und der Westseite des Pontus noch anschaulicher werde, setzt Referent hier eine alphabetisch geordnete Liste von Namen her, die jenseits wie diesseits angetroffen werden.

1. Achäer. Diese kennen die alten Geographen zwischen dem Kuban (Hypanis) und Rion (Phasis), wo sie die südlichen Nachbarn der Sinder waren (Strabo XI, 495). — Hier gab es auch einen Fluß Achaios oder Achäus genannt. — Plinius erwähnt (IV, 12) am Ausflusse des Dnjepr (Borysthenes) eines *Portus Achaeorum*. — Die Achäer im Peloponnes kennt Jeder, und eben so kennt man auch die In-Achäer, wie die Flüsse Inachos in Hellas (Akarnanien) und im Peloponnes (namentlich in Arkadien und Argolis) und die Hyp-Achäer (d. i. Kilikier nach Herodot VII, 91). S. Kanngießer S. 321 ff.

2. Aegyptier. Den Fluß Aegyptios in Kolchis nennt *Scylax Caryand.* in der Hudf. Ausg. der *Geogr. minores* S. 32.

*) Strabo I, 6; VII, 311 und 321.

— Kanngießer weiset ähnliche Benennungen in Thrakien und Griechenland nach. S. desselben Alterthumswissenschaft S. 195 ff. 198 u. a. O.

3. Agathyrsen sind nach dem Skymnus von Chios einer von den Stämmen der Limnäer oder Seeanwohner an der Mätis (s. dessen Fragm. im Hudson, V. 125). Ptolemäus erwähnt ihrer in seinem europäischen Sarmatien, aber schon Herodot kennt sie in Siebenbürgen (s. oben S. 269).

4. Alazonier, auch Alizonier und Halizonier. S. oben S. 272 u. 311.

5. Boreas. Dessen Lagerstätte die Gipfel des Kaukasus; Orpheus aber läßt ihn aus Thrakien kommen. Ihn riefen die Athener im Kriege gegen Xerxes an (Herodot VII, 189). Vergl. Ritter's Vorhalle S. 175 ff. und 463. ff.

6. Budinen. Ritter, dem wir so gehaltvolle und geistreiche Zusammenstellungen über den Koros verdanken, hält diese Budinen für Buddhisten. — Das Wesen ihrer Lehre wie das Verhältniß zu den Brahminen wird in der Vorhalle ꝛc. S. 25 im Allgemeinen angegeben. Aus dem alten Buddha-Cultus soll sich nach ihm das nähere Verhältniß des Abendlandes zum Oriente darthun lassen. — Doch dürfen wir dieses hier nicht näher berühren, und sagen nur, daß Ritter (S. 26 ff.) überhaupt dreyfache Zeiten der Budha, oder der mittelasiatischen Lehren von Einem Gotte anerkannt wissen will; nämlich erstens die eines alten Buddha, den er schon (S. 27 ff. und 269) zu Dejokes, des Mederkönigs Zeit (700 Jahre vor Chr.) im Herodot (I, 101) antrifft, und (S. 29) selbst im Sanchuniathon (1200 J. vor Chr.) zu finden glaubt.

Das Beginnen der zweyten Periode setzt Ritter in die Zeiten Alexanders des Großen, durch dessen Begleiter man die ersten historischen Nachrichten über indischen Cultus — (Samanäer im Gegensatze der Brachmanen) — erhielt.

Endlich nimmt dieser Autor eine jüngere Buddha-Lehre aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. an, wo Manichäer, Arianer und griechisch-philosophische Secten dem Alten ein neues Gewand anthun.

Das Urtheil über diese Ansicht mag und muß bey den Gelehrten, welche alles auf Indien zurückführen, bis jetzt noch sehr getheilt seyn; und doch steht zu hoffen, daß man, über kurz oder lang, auch in dieser Hinsicht der Wahrheit näher kommen werde.

Daß übrigens das Buddha-Wesen sich wirklich nach Europa verbreitet haben mag, ist nicht unwahrscheinlich; und nur so kann man zugeben, daß die thrakische Lehre (wie es S. 267 und 455 heißt) auch Altasiatisch oder Buddhistisch gewesen sey, welche vom Osten her, vom Kaukasus und Pontus sich hieher verbreitete. Für solche Wanderung mittelasiatischer Glaubenslehren spricht auch Kanne, welcher (in seinen ersten Urk. S. 618 ff.) die Pelasger für orientalische, von den Hellenen verdrängte Braminen hält.

Gegen Herodot's bestimmte Angaben sucht Mannert (Bd. IV.) die Wohnsitze der Budinen in der Gegend von Lemberg, hauptsächlich wie es scheint aus dem Grunde, um die Nachricht von der durch Schlangen (!) verursachten Flucht der Neuren nicht so grell da stehen zu lassen. Dieser fabelhaften Geschichte aber widerspricht alles Uebrige, was Herodot über die Sitze der Budinen sagt. Der verdienstvolle Geograph glaubt endlich auch (III, 15), daß diese Budinen Deutsche waren.

7. Dandarier oder Dardanier. Diese finden wir in Indien vor, an der Mätis, dann in Epirus (Plin. IV, 1), auf Samothrake, welches auch Dardanien hieß (ebend. IV, 12), und in Kleinasien, wo Dardanus als Stammvater der thrakisch-asiatischen Dardaniden erscheint (Ritter S. 467 ff.). — Hr. Raoul-Rochette nennt es (S. 87, Anm. 4) *une étrange méprise*, daß *Stephanus Byz.* die Dandarier zum indischen Kaukasus hin versetzt; aber diesen sogenannten sonderbaren Irrthum theilen mit ihm auch der ihm folgende *Dionys. Perieg.* V. 1138, dem die *Dardanenses* ein indisches Volk sind, und selbst noch die indischen Mythologen, wie aus Ritter S. 468 ff. hervorgeht. Auf die Identität der Dandarier und Dardanier läßt sich nach Ritter schon daraus schließen, weil die Buchstaben n und r bey allen Völkern indischen und persischen Stammes wechseln (Vorhalle S. 53, 196, 468; und Erdkunde II, 801, wo selbst Schen oder Sena (China) für eins mit Sera gehalten wird, weil die Chinesen kein r kennen), woher denn auch Plutarch (in Vita Luculli c. 16) unsere mätische Völkerschaft Dardarier nennt.

8. Eneter, Heneter, Venedi. Die Heneter, welche den Trojanern zu Hülfe kamen, sollen, wie Mäandrius behauptet, eine leukosyrische Völkerschaft gewesen seyn, die mit den Thrakiern fortgegangen wären, und sich am äußersten Receß des adriatischen Meeres niedergelassen hätten. Dieß zeigt wenigstens, daß schon die Alten den asiatischen Ursprung der Heneter (oder Veneden) kannten: und wenn Hekatäus das Homerische Heneta für Amisus hielt, so lag ja auch dieses jenseits des Halys, in syro-chaldäischen Landen. Vergl. Strabo I, 61; XII, 543 und 552. Auch Herodot's illyrische Eneter (I, 196 und V, 9) behaupteten medischer Abkunft zu seyn.

9. Galater. Die Peutinger'sche Karte hat noch ein Galatien am Tanais (Don). — Die hier am Schlusse beygefügte Inschrift des Protogenes erwähnt der Galater vor Olbia am Hypanis (Bug). Strabo hat skordiskische Galater am Ister (VII, 293). — Ob hiemit Herodot's (VII, 108) Galaica regio in Thrakien am Lissus, nicht gar weit von Abdera, — welche zu seiner Zeit schon Briantika hieß, — in Verbindung zu setzen sey, ist die Frage; in Kleinasien aber sind die, von Thrakien aus dahin übergegangenen Galater allgemein bekannt, und namentlich auch durch die an sie gerichtete Epistel des Apostels Paulus.

10. Gelonen. Diese, welche nach Herodot (IV, 108) jenseits des Tanais, und dem Skymnus von Chios zu Folge (Fragm. V. 124) an der Mätis wohnten, kennen die römischen Autoren in Thrakien, wie schon oben (S. 13 ff.) gezeigt ward. Daß Herodot's Gelonen ihren eigenen König hatten, sagt der Geschichtschreiber selbst IV, 102. Ritter meint (S. 283), daß es die mittelasiatischen Gelae seyn könnten, deren Plinius (VI, 16) erwähnt. Mannert aber sagt (III, 14), daß vielleicht alle griechischen Küstenbewohner auf der Nordseite des schwarzen Meeres mit dem gemeinschaftlichen Namen Geloni belegt wurden.

11. Germanier (Γερμάνιοι) waren nach Herodot (I, 125) ein persischer ackerbauender Volksstamm. Einige Kritiker möchten dafür lieber Karmanier lesen.

12. Hypanis kommt als Fluß überall vor, wo es auch Sinder gab. So in Indien, so am Kaukasus, und so auch im jetzi-

gen Cherſon'ſchen Gouvernement; — womit zu vergleichen iſt Ritter's Vorhalle S. 181 ff.

13. Iſis, Fluß in Kolchis, deſſen Arrian im Peripl. Ponti Euxini (Ed. *Hudson.* I, 7), und *Scylax Caryand.* (Ebend. S. 32), wie auch Plinius (VI, 4) erwähnen: worüber Kanngießer ausführlich gehandelt hat. In Beziehung auf den Dienſt der Iſis ſey hier nur bemerkt, daß auch auf den Trümmern von Olbia ein Iſisköpfchen gefunden wurde; der Iſistempel in Griechenland erwähnt Pauſanias (I, 41; X, 32); — und in Aegypten iſt die Iſis bekanntlich eine der Hauptgottheiten.

14. Kabiren oder Korybanten, welche von Einigen für einerley gehalten werden (Strabo X, 472), was auch daraus hervorgeht, weil das thrakiſche Samos beym Euſtathius (*C.* in *Dionys.* Ed. *Basil.* 1556, 8. S. 167) das korybantiſche Thrakien genannt wird. Die Korybanten aber ſollen, wie Strabo ſagt, nach Einigen aus Kolchis oder Baktrien ſtammen. Ritter leitet (S. 93 ff.) ihre, wie auch der Dioskuren Benennung von Koros (Sonne) ab. Alſo Sonnendiener im Gegenſatze der Sonnengötter. Auch im Sainte-Croix (I, 90 der 2. Aufg.) heißt es Corybas, ou le Soleil.

15. Karier. Plinius (VI, 7) zählt die Cares mit zu den Völkern am Tanais (Don). — Der Kanngießer'ſchen Anſicht über das Verhältniß der Karier zu den Thrakiern iſt ſchon oben (S. 29, Anmerk. 4) Erwähnung geſchehen. Nach Herodot (I, 171) ſind ſie eins mit den Lelegern und Stammgenoſſen der Lydier und Myſier.

16. Kimmerier. Der nach ihnen benannte Bosporus, welcher das alte Aſien von Europa trennt. Die kimmeriſchen Grabhügel am Tyras (Dnjeſtr); worüber Herodot IV, 11. Nach Strabo (VII, 293) ſind ſie eins mit den Kimbern (Cimbri).

17. Kolchier. In Indien (Ritter's Vorhalle, 1. Abſch. 2. und 3. Kap.); am Pontus, wo ſie alle alten Geographen kennen. Plinius nennt in Makedonien ein Oricum a Colchis conditum (III, 23), und weiter hin zum adriatiſchen Meere ein Olchinium, quod antea Colchinium dictum est, a Colchis conditum (III, 22). Auch Trogus Pompejus wußte, daß die Iſtrier von den Kolchiern abgeleitet werden, wie aus Juſtin (XXXII, 3) erhellet. Ritter nennt die Kolchier geradezu das äußerſte Weſtglied einer ganzen Kette ferindiſcher Kolonien. (Vorh. S. 47; Erdk. II, 626).

18. Meder. Zuerſt nun ſind Herodot's Sauromaten jenſeits des Don zu nennen. Im *Scylax Caryandensis*, den Herodot (IV, 44) ſchon nennt, kommen ſie als Syrmaten (Συρμάται) vor; und noch im Schahnameh heißen ſie Sermedi, wie Hr. v. Hammer in den Wiener Jahrb. der Lit. IX, 44 zeigt. — Es ſind dieß die Sarmaten, von denen auch Plinius IV, 12 ſagt: *Sarmatae, Graecis Sauromatae*, die Abkömmlinge der Meder (*Medorum ut ferunt soboles* VI, 7), womit auch Diodor II, 43 übereinſtimmt.

Auch Herodot's illyriſche Eneter (V, 9) gaben vor, mediſcher Abkunft zu ſeyn, und ihre Nachbarn, die Sigynen, trugen mediſche Tracht.

Wie in alten Zeiten (nach Herodot VII, 62) die Meder Arier genannt wurden, — womit auch die Geſchichte von der Medeia, die dem Arierlande ihren Namen gab, im Pauſanias (II, 3) übereinſtimmt, — ſo hieß auch Thrakien einſt Aria (ſ. *Steph. Byz.* Ed.

Pined. *Amstelod.* 1678. Adn. in vocem *Thrace*), und hier eben kennt Plinius noch (IV, 11) die *Arraei Sarmatae*.

Plutarch berichtet, daß Alexander der Große, als er erſt ſechzehn Jahre alt war, die Medarer zum Gehorſam brachte. Xylander aber hat Recht, dieſe für Meder zu halten (ſ. in der Ausg. dieſes Biographen. Frankf. 1599, Fol. der Adnotationen S. 48), da auch Livius (XXVI, 25) der öfteren Einfälle der Meder (oder Mäder) in Makedonien erwähnt.

Pauſanias ſpricht (I, 3, 4) von Medern, die das attiſche Gebiet heimſuchten; welche Nachricht wohl mit der von den Thrakiern (ſ. oben S. 323), die nach Strabo (VII, 321) auch über Attika geherrſcht haben ſollen, für die nämliche zu halten iſt.

Daß dieſe Meder auch nach Kleinaſien überſetzten, beweiſen die nach *Steph. Byz.* aus Thrakien ſtammenden Medobithynen (Μαιδοὶ ἔθνος Θράκης). S. Ritter's Vorhalle, S. 474 ff. Darf man aber Mäder und Meder für ein Volk halten, ſo gehören hieher auch des Plinius *Maedi*, Anwohner des Strymon's (IV, 11), und eben ſo die Landſchaft Maedike, deren d'Anville am Neſtos erwähnt.

Endlich leitet Ritter (S. 473) ſelbſt die nordiſchen Aſen von Medien her, — und ihr Mutterland Midum-heime ſoll nach ihm nur ſo viel als Meder-Heimat heißen.

19. Melanchläuen. Am öſtlichſten kommen dieſe beym Plinius vor, welcher ihrer im nämlichen Kapitel erwähnt, wo er von Kolchis handelt (VI, 5). Eben ſo hat *Skylax* (Ed. *Huds.* Bd. I. S. 283) die Melanchlaeni am Kaukaſus, und Ptolemäus kennt ſie in ſeinem aſiatiſchen Sarmatien, jenſeits des Don's. Nach Herodot wohnten ſie über den Skythen zur Rechten vom Don. S. oben S. 16.

20. Parther; derſelben in Thrakien erwähnt auch Ritter S. 473. Sie wurden von den Skythen Auswanderer genannt, wie *Steph. Byz.* ſagt. Plinius kennt (III, 23) Partheni in Makedonien. Der Parther erwähnt Ritter beyläufig S. 196, 265, 283 und 284.

21. Pelasger. S. Budinen.

22. Perſer wollen vom Perſeus abſtammen (Herodot VII, 150), den als einen umgeſtalteten Mithras auch die Griechen recht gut kannten (ſiehe oben S. 298).

23. Phönikier. Fluß Phönix im Kaukaſus, wo an der Gränze Kolchien's auch ein Fluß Ophis war (ſ. *Arriani* Peripl. Ponti Eux. p. 6). Eben ſo iſt das Ophiuſa am Tyras (Dnjeſtr) nach Ammian von Phönikiern geſtiftet worden. Ein Mehreres hierüber findet man in der Kanngießer'ſchen Alterthumswiſſenſchaft, wo ſogar auch das Meer bey Erythraea (in der Gegend von Smyrna) für dasjenige erythräiſche (rothe) Meer gehalten wird, von welchem nach Herodot die (neueſten) Phönikier in ihr Land gekommen ſeyn ſollen.

24. Phrygier, gehören zu den älteſten uns bekannt gewordenen Nationen. Aus Herodot (II, 2) ſcheint hervorzugehen, daß man ſie auf dem Wege der Sprachforſchung ſchon damals für älter als die Aegyptier anerkannt habe, und Strabo ſagt (XII, 549 und 572), daß dieſe Phrygier oder Brigier lange vor dem trojaniſchen Kriege über den thrakiſchen Bosporus nach Kleinaſien ſetzten, was auch nicht unwahrſcheinlich iſt, wenn gleich mit dieſer Nachricht die weiter unten (XIV, 680) mitgetheilte Angabe des Xanthus im Widerſpruche zu ſtehen ſcheint. Auch Trogus Pompejus ſagte (Juſtin II, 1), daß die Phrygier

wie die Skythen, schon wegen ihrer gebirgigen Wohnsitze, den Ruhm des Alterthumes behaupten. Herodot berichtet (VII, 73), daß die Phryges, so lange sie in Europa wohnhaft waren, den Namen Briges führten, gerade wie im Strabo (XII, 550): ita *Brigi*, *Briges* et *Phryges* iidem sunt. Kanngießer hat auch diese auf dem von ihm anerkannten Völkerwege verfolgt, und im Apoll. Rhod. Argonautikon kommt (IV, 471) eine *Artemis Brygis* vor. — Ueber die Varianten Briger, Bryger und Breger siehe die Anm. zum Strabo, der Ausgabe von Siebenkees und Tzschucke, Bd. V. S. 92 ff. —

25. Sarmaten. Wie Skylax diese Syrmaten nennt, so kommt auch beym Plinius (VI, 16) im baktrischen Mittelasien ein Volk, Syrmaten genannt, vor, welches Ritter (S. 283) für eins mit den Sarmaten hält. Mela kennt (III, 4) die Sarmaten an der Weichsel. — S. oben Meder.

Ritter möchte (S. 268) aus dem Anfangslaute Syr ein Tyr machen, um darin den nordischen Gott dieses Namens wieder zu finden; und Herodot's Apollo der Skythen (IV, 59), dessen Namen er Γοιτόσυρος liest (Erdk. II, 906), ist ihm eben daher auch nichts anders als Gott-Syr, oder mit einem Worte der Gott Tyr. —

Auf diesem Wege aber, wenn er gegangen werden dürfte, ließen sich freylich noch manche andere Vermuthungen aufstellen. So z. B. dürfte das russische, in Volksmärchen so gewöhnliche Boga-tyr (богатырь), der gewaltige Held, Riese ꝛc. vom Gotte (Bogh) Tyr hergeleitet werden; wenigstens mit nicht minderer Wahrscheinlichkeit als aus dem Tatarischen, wie man dieß in Linde's vortrefflichem Wörterbuche findet.

26. Sapäer (Sapae, Sapaei, oder Sapii). Von ihnen ist schon oben S. 63 ff. die Rede gewesen. Es bleibt hier jedoch noch zu bemerken, daß Plinius (VI, 7) auch unfern von der Mätis ein Volk Sapei nennt, und im Orpheus dem Argonauten kommen (V, 753) Σάπειρες an der Ostseite des Pontus vor. Diese nennt die Basler Ausgabe von 1523, 4. Saperi; die Leipziger aber von 1764, 8. Sapiri. Ritter hält solche (S. 129 ff.) für eins mit den Saspiren Herodot's, mit den Sabiren des *Steph. Byz.*, und mit dem armenischen Lande Sisperitis, dessen Strabo erwähnt.

27. Serben. Oben (S. 275) ist schon erwähnt worden, daß sowohl Plinius (VI, 7), wie auch Ptolemäus (V, 9) ein Volk dieses Namens jenseits des Don's kennen. Des bedeutungsvollen syrischen Sees Serbo erwähnt Ritter S. 52, 64, 65 und 66.

28. Sigynnen, Sigynnen, oder Siginnen. Strabo's asiatische Gebirgsbewohner dieses Namens (XI, 520) stimmen in ihren Sitten mit den Persern überein: Orpheus der Argonaut (754) kennt sie im Pontus; auch geschieht ihrer Erwähnung in Apoll. Rhod. Argonautikon (IV, 320). Herodot's Sigynnen (V, 9), welche Nachbarn der illyrischen Eneter waren, trugen medische Tracht. — Haße in seiner Schrift: die Zigeuner im Herodot (1803, 8.), glaubte in ihnen dieses (leider nackte) Volk wieder zu finden. — Vergl. Kanngießer S. 302, und die Anm. in Tzschucke's Strabo. Bd. IV. S. 530.

29. Sinder, Sinter, Sintier oder Inder (siehe oben). Daß diese ein Volk sind, folgt aus der Zusammenstellung der ihrer erwähnenden Autoren. So hat Herodot am Eingange in die Mätis die Inder oder Sinder, wo Skylax Sinter (Σιντοὶ ἔθνος) nennt. Auf ähnliche Weise erwähnt Herodot (VII, 123) einer Stadt Sindus

(Σινδός), wo Homer's thrakische Sintier oder Sinter wohnen, und wo auch Strabo wiederum Sinter kennt.

30. Skythen; diese sind nach Herodot (IV, 6) die Skoloten der orientalischen Völker, und kommen über den Araxes (IV, 11 — die Wolga?) nach Europa. Die Perser nennen sie Saken, was nach Ritter (S. 90, 265 und 445) wahrscheinlich nur ein religiöses Appellativ der durch einen gemeinsamen Göttercultus verbundenen Völker war. Das aus alten Autoren bekannte Fest Sakäa (Σακαία), hat Hr. v. Hammer noch neulichst im persischen Kalender als Siegesfest über Turan nachgewiesen (s. der Wiener Jahrb. IX, 43; und X, 249). Alle ackerbauenden Stämme, wie die Kallipiden, Alazonen, Skythae-Aratores etc. hält Ritter (S. 316 ff., 458) für die älteren, von den Skythen unterworfenen Bewohner dieser Gegenden aus der Kimmerier Zeit. Daß endlich der Name Skythen in Sarmaten und Germanier übergegangen seyn soll, berichtet Plinius (IV, 12).

31. Thrakier. Daß Thrakien von Asien aus bevölkert ward, ist schon beym Artikel Meder angedeutet worden. Es ist dieß das Land, über welches Griechenland all' seine Mythen und (ursprüngliche) Bildung erhielt. Daher sagt denn auch Plinius (IV, 1): Omnis Graeciae fabulositas, sicut et literarum claritas, ex hoc primum sinu effulsit, und Kanngießer läßt also von hier auch den Kadmus mit seinen Buchstaben kommen. Daß das alte Thrakien einst vom Borysthenes bis zum Peneus, ja bis nach Attika hin sich erstreckte, ist schon oben S. 323 aus Homer und Strabo (I, 6; VII, 311 und 321) mitgetheilet worden.

32. Ob endlich die Kerketen (Cercetae, *Plin.* VI, 5) am Kaukasus mit den Gergithen oder Gergethen Herodot's (V, 122; VII, 43) und Strabo's (XIII, 589), — ob die Traurenier des *Steph. Byz.* (Nachbarn der Sinder) mit den thrakischen Trausen im Herodot (V, 4) zusammen gestellt werden dürfen, mögen Andere entscheiden.

Referent glaubt nur noch, — nachdem er so (insbesondere in Beziehung auf die Sinder der Xenoklidischen Inschrift) das Band zwischen Thrakien und dem Bosporus anschaulicher gemacht zu haben hofft, — erwähnen zu müssen, daß die vom Hrn. Raoul-Rochette (S. 86) vorgeschlagene Lesart *Toretae* für *Oretae* im Dionys. Perieg. (V. 682), im Priscian. Perieget. (S. 664), wie im Avienus (Descript. Orb. p. 877), auch schon in den besseren Ausgaben des Plinius wie Strabo aufgestellt und anerkannt ist.

Wir kommen nun zu einer anderen, zuerst vom Hrn. Staatsrath und Ritter von Koehler in Hrn. v. Morgenstern's Dorpt'schen Beyträgen (Jahrg. 1814, Heft 2) herausgegebenen, und vom Hrn. Raoul-Rochette (S. 145—203, und Pl. XII) neuedirten Inschrift, welche die Thaten eines Olbiopoliten, Theokles, Sohns des Satyrus rühmt. Hr. R.-R. gibt hier, wie schon Hr. Arneth in seiner Anzeige der vorliegenden Schrift gesagt hat, eine vortreffliche Zergliederung aller Theile dieser merk-

würdigen Steinschrift. Bey unbedeutenderen Autoren würde sich's nicht der Mühe lohnen, einige Mängel der Abschrift dieser Inscription anzudeuten; bey vorzüglicheren aber, welche eine mit Recht anerkannte Stimme in der gelehrten Welt haben, ist dieß nichts mehr und nichts weniger als Pflicht. Aus diesem Grunde wird daher folgendes, im December des Jahres 1821 nach dem Originale selbst Berichtigte mitgetheilt [1]).

Wenn Hr. R.-R. (S. 163 ff.) meint, daß das in der vierten Zeile vorkommende AMAΣΣIANOI nur für einen Fehler des Abschreibers zu halten sey, und daß man AMACTPIANOI lesen müsse, so darf Referent dagegen versichern, daß auf der Marmortafel wirklich die hier verdächtig gemachte Schreibart Statt findet.

Zeile 8 steht wirklich ΕΠΕΙ, wie der Hr. Verf. (S. 148, Anm. 1) für das in der ihm zugekommenen Abschrift ΕΠΙ liest.

Die neunzehnte Zeile beginnt nicht mit den Worten CAITONTAMEIANTHN ꝛc., sondern so: NAITOIΣTAMEΓAΛAΤHN u. s. w. Und man erhält nun statt der Lesart S. 180:

ἰσόροπον (für ἰσόῤῥοπον) δὲ καταστῆσαι τὸν Ταμείαν τὴν πατρίδα ἡμῶν εὐεργετηκόσιν

folgende, mit der Steinschrift genau übereinstimmende:

ἰσόροπον δὲ καταστῆναι τοῖς τὰ μέγαλα τὴν πατρίδα ἡμῶν εὐεργετηκόσιν

Nach der nun hergestellten ursprünglichen Lesart heißt dieß so: »und jenen, die unserm Vaterlande die größten Wohlthaten erwiesen, die Wage gehalten hat.« Es fällt demnach alles weg, was der scharfsinnige Verfasser, durch eine fehlerhafte Abschrift verleitet, über diese Stelle S. 181 ff. sagt.

In der sechs und zwanzigsten Zeile ist vor dem ersten Worte THN noch TE zu setzen; so wenigstens ist dieß auf dem Steine selbst.

Z. 31 hat das Original wirklich BAΣKAINOT, und nicht BACKANOT, wie solches nach des Hrn. Verfassers Angabe (S. 193) geschrieben seyn sollte.

Z. 39 steht ΠACINΔIAΦEPONTΩN, und nicht ΠACIΔIAΦEPONTΩN.

Z. 42 findet sich im Original KAI ANATEΘHNAI, und nicht KAI ANATEΘEINAI [2]).

---

[1]) Um diese Inschrift nicht noch einmal wiederholen zu müssen, bittet Referent den geneigten Leser, den dieß interessiren möchte, sich die Zeilen derselben numeriren zu wollen.

[2]) Welches auch grammatisch unrichtig wäre. Auch dürften die Spuren der auf dem Steine Z. 43 hinter dem Worte ANΔPEIAN noch befindlich

Die der neun und dreyßigſten und vierzigſten Zeile angehörenden Worte καὶ ἀνατεθῆναι αὐτοῦ εἰκονα ἔνοπλον δημοσίᾳ ꝛc. überſetzt der Hr. Verfaſſer (S. 151) ſo: (le Sénat et le Peuple arrêtent de plus) que sa *statue armée en guerre soit élevée*, aux frais du publie, dans le gymnase dont il avait dirigé la construction, d. h. daß ſein Standbild in voller Rüſtung aufgerichtet werde, und bemerkt (S. 201), daß die Erwähnung von einer Statue dieſer Art ihm noch nicht vorgekommen ſey. Hr. v. Koehler aber behauptet (S. 342 ff.), daß unter dem Ausdrucke EIKONA ENOΠΛON keineswegs ein bewaffnetes, nicht einmal ein auf einer ſchildförmigen Marmortafel erhoben gearbeitetes Bildniß, ſondern nur das auf rundem Felde eines Schildes gemalte Bildniß zu verſtehen ſey. Zur Beſtätigung dieſer Meinung wird folgende Stelle aus einem Pſephisma von Kyme (oder Kuma in Aeolien) zu Ehren des Lucius Vaccius Labeo, welcher Prytanis der Stadt und Vorſteher des Gymnaſiums war, angeführt: ONTEΘHN ΔE ATTΩ KAI EIKONAΣ ΓPAΠTAN TE EN OΠΛΩ EN XPTΣΩ [1]), welches hier durch ſein auf einem mit Goldblech überzogenen Schilde gemaltes Bildniß überſetzt wird. Daher überſetzt denn Hr. v. Koehler auch im olbiſchen Pſephisma die mitgetheilte Stelle ſo: und daß ſein Bildniß auf einem Schilde — aufgeſtellt werde.

Wie wichtig dieſe Inſchrift für die ältere Geſchichte des Verkehrs in jenen Gegenden ſey, zeugen zu Genüge die erſten vier Zeilen, welche nach Hrn. v. Koehler's Ueberſetzung ſo lauten: »Welche Städte beſchenkt haben mit goldenen Kränzen den verklärten Theokles, des Satyrus Sohn: die Olbiopoliten, die Herakleoten, die Paner [2]), die Tomiter, Miletus, Cherſoneſus, die Nikomeder, die Byzantier, die Pruſer, die Iſtrianer, Kyzikus, Bosporus, die Nikäer, die Amaſianer, die Odeſſiter, die Kallatianer, Apamea, Tyra, Sinope.« Doch dieſe achtzehn hier genannten Städte waren nicht die einzigen, mit denen Olbia in Verbindungen ſtand. Auch von Amiſus, Thaſos, Lokris, Athen und ſelbſt von Panormus

---

geweſenen Buchſtaben wahrſcheinlich Ueberreſte der Partikel MEN ſeyn, wie ſchon das folgende ἀρετὴν δὲ vermuthen ließ. — E.

[1]) In den Dorpt'ſchen Beyträgen S. 332. ff. Das Pſephisma ſelbſt ſteht in Caylus Recueil d'Antiquités etc. *Paris*, 1766. 4. T. II. Pl. LVI—LVIII, und die hier angeführte Stelle gehört zur vier- und fünf und dreyßigſten Zeile dieſer überhaupt ſechzig Zeilen langen Inſchrift.

[2]) Für ΠANOI lieſt Hr. R.-R. (S. 154) TIANOI, die Bewohner von Tius in Bithynien; und dieſer Lesart folgt auch Hr. Arneth im Archiv für Geographie ꝛc.

(Palermo) in Sicilien, sind Münzen auf den Trümmern dieser Hypanis-Stadt gefunden worden *).

Noch bleibt zu bemerken, daß Hr. R.-R. (S. 146 ff.) diese Inschrift frühestens in die Zeiten Augusts, oder vielmehr ins erste Jahrhundert nach Chr. setzt. In den Gründen hiefür wird (S. 152) die runde Form des Sigma und des Epsilon gezählt, welches jedoch keineswegs der Fall ist, wie man aus denen, auf der Kupferplatte unter N. 17 abgebildeten Buchstaben ersehen kann. Die Σ gleichen alle dem, welches daselbst zuerst stehet, und nur in der ein und zwanzigsten Zeile im Worte κατασκευαῖς hat das erste Sigma die Form des zweyten unter N. 17 abgebildeten Buchstaben erhalten. Die E sind auch nicht rund, sondern in der Art, wie solche auf der unter N. 14 beygebrachten Inschrift des Xenoklides vorkommen. Noch fügt Referent hier unter N. 17 die Form der ω bey, und einige in der Steinschrift zusammengezogene oder mit einander verbundene Buchstaben. Die ersten von diesen (NH) kommen vor Zeile 38 im Worte κοινῃ, die zweyten (ΠΡ) Zeile 43 im Worte προς, und endlich die letzten (ΤΗ) Z. 45 im Worte την.

Wo nun aber die Marmorplatte mit dieser interessanten Inschrift, deren Erklärung Hr. R.-R. 58 Seiten in seinem Werke eingeräumt hat, sich befinde, weiß der Leser am Ende doch nicht. Deßwegen muß nun Referent berichten, daß selbige zugleich mit mehreren andern in die Wand eines Lusthauses zu Stol'noje, dem Gute des Hrn. Grafen Kuschelew-Besborodko, im Tschernigow'schen Gouvernement eingemauert ist, wohin sie von den Besitzungen des Grafen (auf denen die Trümmer des alten Olbia liegen) geführt wurde.

Von den übrigen, im vorliegenden Werke mitgetheilten Inschriften, sind mehrere früher schon drey-, auch wohl vier Mal im Druck erschienen. Dabey blieben jedoch drey nach Cambridge gekommene und nur von Clarke edirte Inscriptionen unerwähnt. So angenehm es übrigens dem Referenten war, die ihm bekannten olbischen Steinschriften hier wiederzufinden, so darf er doch nicht seine Meinung verhehlen, daß man in einem Werke über den kimmerischen Bosporus, diese vielleicht eben so wenig suchen möchte, wie die von Salamis (S. 203 ff., und Pl. XV), Athen (Pl. XIV, N. 1 und 3), oder Megara (XIV, N. 2), welche der Hr. Verfasser hier beyläufig mittheilt.

Drey von diesen olbischen Inschriften muß Referent vor allem in Anspruch nehmen, da solche zuerst durch einen, Rußland

*) Die panormische Münze ist eine von denen, welche Mionnet T. I. p. 268 beschreibt; wo auf der Hauptseite der Kopf der Proserpina, — auf der andern aber das Pferd und die Palme abgebildet wird.

angehörenden, Schriftsteller, den seligen Grafen Joh. Potoţki, der hier ungenannt geblieben ist, edirt sind. Es sind dieses die unter Pl. VII, N. 2; Pl. IX, N. 4, und Pl. X, N. 3 mitgetheilten Abschriften von Steinen, die im gräflichen Musäum zu Tultschin (im Podol'schen Gouvernement) aufbewahrt werden. Die Schrift, in welcher sie zuerst herauskamen, führt den Titel: Histoire ancienne du Gouvernement de *Chèrson.* Pour servir de suite à l'histoire primitive des peuples de la Russie. Par le Comte Jean *Potocki* (*St. Pétersbourg*, 1804, in 4. S. 29—31). Clarke, welcher solche dem Hrn. Kelsall in Cambridge verdankt, hat diese nicht in der ersten Ausgabe seiner Reisen (Travels etc.), sondern erst in den folgenden Editionen mitgetheilt.

Auf ähnliche Weise ist nun auch anzugeben, wo sich mehrere andere, im vorliegenden Werke edirte, Inschriften befinden.

Von denen auf der V. Platte gegebenen befinden sich

N. 1 in Theodosia. Sie soll, wie Hr. v. Stempkovskij versichert, in Anape gefunden seyn.

N. 2, 4 und 6 sind im Besitze des Hrn. Staatsraths von Blaramberg zu Odessa.

N. 3 befindet sich auf der Universität zu Charkow, wohin selbige durch den früheren Hrn. Curator dieser Lehranstalt, Grafen Severin Potoţki, gekommen ist.

N. 5 zu Kertsch.

Der VI. Platte

N. 1 in Theodosia, wohin selbige von Kertsch gebracht ward.

N. 2 ob zu Petersburg (wie Hr. Letronne meint) —?

N. 3 und 6 werden in Taman bey der Kirche zu suchen seyn.

N. 4 und 5 edirt zuerst von Pallas (Bemerk. ꝛc. II. Pl. 17, Fig. 1). Befindet sich in Kertsch.

N. 7 zu Taman. S. Pallas II, Pl. 17, Fig. 3; und Waxel N. 14.

Platte VII.

N. 1 gehört dem Hrn. Staatsr. v. Blaramberg zu Odessa.

N. 4 und 5 wird die nämliche Inschrift, welche zuerst in Pallas Bemerkungen ꝛc. (B. II, Pl. 5, Fig. 4) voll Schreibfehler erschien, nach zwey verschiedenen Abschriften Clarke's und Waxel's edirt, wobey jedoch die beyden vorletzten Zeilen etwas abgeändert sind. Das Original befindet sich im Kartendepot zu Nikolajew.

So verdienstvoll nun Waxel's Unternehmen selbst seyn mag, so muß es doch befremden, seine Schriften anderen Arbeiten, die ungemein zuverläßiger sind, gleichgestellt zu sehen *).

*) Leon Waxel's Schrift führt den Titel: Recueil de quelques

Platte VIII.

N. 1 und 2 ſind nach Clarke (I, 616 ff.) edirt, der auch nicht ſagt, wo Fauvel ſolche copirt hat. In N. 1 hat Clarke auf der ſiebenten Zeile ein doppeltes Λ im Worte NAΤΤΕΙΛΟΥ.

N. 3 und 4 in Taman. N. 4 iſt auch ſchon von Visconti (in deſſen Iconographie Grecque II, 150) edirt worden.

N. 5 in Taman. So viel Referent weiß, wird hier der dieſer Inſchrift abgehende Text anders erſetzt als in der Komoſarye des Hrn. v. Koehler (Pl. VIII). Noch Andere möchten den geretteten Buchſtaben Σ in der ſechsten Zeile für ein Element des Königstitels, welcher ſchon höher vorkommt, halten.

Platte IX.

N. 1—3 ſind alle in Taman zu ſuchen. Der Schluß der zweyten Inſchrift iſt von Hrn. v. Koehler (Pl. X) und von Visconti verſchieden ergänzt worden. N. 3 aber wird nach der Visconti'ſchen Lesart gegeben.

N. 4. In dieſer Inſchrift ſetzt Hr. R.-R. (Z. 4) einen Punkt zu, welcher weder beym Grafen J. Potoţki, noch bey Clarke vorkommt. Dürfte man die hier genannte Perſon nicht für den Dados, Sohn des Soſibis halten, welcher ſchon oben Pl. V. N. 6 vorkommt?

N. 5 iſt wahrſcheinlich ſchon vom Hrn. Staatsrath v. Sſumorokow edirt worden, in deſſen Werke*) ſich auch die weiter unten (Pl. IX, N. 8; und Pl. X, N. 5) mitgetheilten Inſchriften wiederfinden müſſen, deren letztere auch bey Waxel (aus dem Hr. R.-R. ſie genommen hat) unter N. 5 (nicht N. 25) vorkommt. Beyde ſollen ſie ſich auf der ſüdlichen Küſte Tauriens, in Sably, einem Gute des einſtmaligen Gouverneurs von Taurien, des Hrn. v. Borosdin, befinden.

N. 6 gehört Hrn. P. du-Brux in Kertſch.

N. 7 ſoll im Kron-Garten zu Nikita in Taurien gefunden ſeyn, und ſich jetzt in Theodoſia befinden.

Platte X.

N. 1 und 2 ſind vom Hrn. v. Stempkovskij in Iljinſkoje (neben den Ruinen von Olbia) copirt worden. Referent weiß nicht, wo dieſe Steine hingekommen ſind.

N. 4 befindet ſich in Theodoſia, und ſoll in Anape gefunden ſeyn.

N. 5 bey Pallas (Bemerk. ꝛc. II, Pl. 5). —

---

antiquités trouvées sur les bords de la Mer-Noire etc. (Franzöſiſch und Deutſch zugleich). Berlin, 1803. 4.

*) Es iſt dieß eine in ruſſiſcher Sprache mit vielen Kupfern unter dem Titel: Досуги Крымскаго Судьи in 4. erſchienene Beſchreibung der Krym.

Platte XI. Eine Inſchrift, welche nach Chandler und Clarke edirt iſt, jedoch mit einigen kleinen Abänderungen. — So fehlt (Z. 17) im Worte ΠΡΟΤΡΕΨΑΤΟ das E hinter dem ΠΡΟ (wogegen Clarke ein Σ hat).

Z. 27 folgt Hr. R-R. dem Chandler, welcher ΠΡΟΝΟΙΑΙ für das im Clarke vorkommende (richtige) ΠΡΟΝΟΙΑΝ hat.

Z. 29 und 30 werden gegen Chandler und Clarke für ΓΡΑΦΗΜΕΝ und ΤΕΘΗΜΕΝ *), ΓΡΑΦΗΝΑΙ und ΤΕΘΗΝΑΙ geſchrieben. In der drey und dreyßigſten Zeile hat Clarke am Ende nach dem A noch ein Λ (wohl mit Unrecht).

Pl. XI und XIII (nicht Pl. VII und VIII, wie S. 10 geſagt wird) befinden ſich zwey aus Chandler's Inscript. Ant. (S. 94) genommene Inſchriften, welche ſich auf den Bosporus (?) beziehen. Die eine ſoll in der Akropolis zu Athen, die andere in Kozackow (doch nicht gar Otſchakow?) am ſchwarzen Meere gefunden ſeyn. Wie übrigens olbiſche (nicht bosporiſche) Inſchriften nach Otſchakow kommen konnten, läßt ſich leicht erklären, wenn man weiß, daß nicht nur dieſe Stadt, wie auch Kinburn, ſondern faſt alle umliegenden Dörfer aus olbiſchen Steinen erbaut wurden.

Zum Schluſſe dieſer Anzeige theilt nun Referent folgende bisher noch unedirt gebliebene olbiſche Inſchriften mit, die er in den Jahren 1819 und 1821 ſelbſt copirte, und deren deutſche Ueberſetzung er der Güte des Hrn. D. von Eichenfeld in Wien verdankt, dem auch die Ergänzungen der defecten Inſcriptionen angehören, welche weiter unten geliefert werden.

Nr. 1.

ΑΓΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ
ΑΠΟΛΛΩΝΙ ΠΡΟΣΤΑΤΗ
ΣΤΡΑΤΗΓΟΙΟΙΠΕΡΙΝΑΥΤΙ
ΜΟΝΑΡΓΟΥΑΝΑΓΟΥΘΕΟ
ΔΩΡΟΣΤΟΥΜΒΑΓΟΥΤΡΥ
ΦΩΝΤΡΥΦΩΝΟΣΧΩΔΑΡ
ΖΟΣΦΑΡΖΗΟΥΙΣΤΑΙΟΣ
ΣΑΔΑΙΟΥΑΝΕΘΗΚΑΝ
ΣΤΡΕΠΤΟΝΧΡΥΣΕΟΝΥΠΕΡ
ΕΥΣΤΑΘΕΙΑΣΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΚΑΙΕΙΡΗΝΗΣΚΑΙΤΗΣΕΑΥ
ΤΩΝΥΓΕΙΑΣΚΑΙΑΝΔΡΑΓΑΘΙ
ΑΣ ΘΕΟΔΟΥΛΟΣΜΑΚΑΓΟΥ
ΥΠΗΡΕΤΗΣΕΝΕΥΑΡΕΣΤΩΣ
ΗΒΟΥΛΗΚΑΙΟΔΗΜΟΣΤΟΥΣ
ΚΑΛΩΣΣΤΡΑΤΗΓΗΣΑΝΤΑΣ
ΕΥΙΜΗΣΕΝΧΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝΩ

»Glück auf! Apollon dem Beſchützer weihten Nautimos, Arguanagos Sohn, der Stratege und ſeine Amtsgenoſſen Theodoros. Tumbagos Sohn, Tryphon, Tryphon's Sohn, Chodarzos, Pharzeos Sohn, Iſtaios, Sadaios Sohn, eine goldene Halskette für das Wohl der Stadt, für den Frieden, für ihr eigenes Wohlſeyn und ihre Tapferkeit. Theodulos, Makagos Sohn, leiſtete dabey wohlgefällige Dienſte; der Rath und das Volk beehrten die tapfern Strategen mit einem goldnen Kranze.«

*) Was doch ächt doriſche Formen ſind. E.

Dieser Beschluß des Rathes und Volkes befindet sich jetzt in Stol'noje; er steht auf einer weißen Marmortafel, welche 1 Fuß 7 Zoll lang, und 1 Fuß breit ist *). Der obere Theil des Steines, auf welchem man noch die Ueberreste eines Sphinx mit einer Kugel und zweyer Menschenfüße sieht, ist leider abgebrochen.

Nr. 2.

Δᾶδος Τουμβάγου ΟΣΤΠΟΤΟΥΠΑ
τρὸς διεδέξατο ΚΑΤΑΞΙΑΝΤΟΥΓΕ
νους . . . ΕΑΤΤΟΥΤΗΝΓΝΩΜΗΝΩΣΟΥ x
ἄλλος τῆς αὐ ΤΗΣΗΛΙΚΙΑΣΩΣΕΣΟΙΤΟΤΗΠο
ΛΕΙΦΙΛΟΠΑΤΡΙΣΕΠΑΙΝΟΥΜΕΝΟΣΤΕΥΠΟΔΑΝΤΩΝ
ΚΑΙΕΛΠΙΖΟΜΕΝΟΣΠΑΣΑΣΤΑΣΛΕΙΤΟΥΡΓΙΑΣΕΚ
τΕΛΕΣΕΙΝΚΑΤΑΤΟΑΞΙΩΜΑΤΟΥΓΕΝΟΥΣΤΠΟ
ΠΑΝΤΑΝΕΙΚΩΜΕΝΗΣΕΙΜΑΡΜΕΝΗΣΕΠΙΣΤΑΣΗΣ
ΑΦΗΡΠΑΓΗΚΑΙΤΩΝΓΟΝΕΩΝΚΑΙΤΗΣΠΑΤΡΙ
ΔΟΣΑΝΗΛΕΩΣΔΙΑΕΔΟΞΕΝΤΟΙΣΤΕΑΡ
ΧΟΥΣΙΝΚΑΙΤΗΒΟΥΛΗΙΚΑΙΤΩΔΗΜΩΙ
ΣΤΕΦΑΝΩΘΗΝΑΙΑΥΤΟΝΧΡΥΣΩΙ
ΣΤΕΦΑΝΩΙΤΟΝΤΕΚΗΡΥΚΑΑΝΑ
ΓΟΡΕΥΣΑΙΕΠΙΤΗΣΕΚΚΟΜΙΔΗΣΑΥΤΟΥ
ΟΤΙ ΗΒΟΥΛΗ ΚΑΙΟΔΗΜΟΣΣΤΕΦΑ
ΝΟΙΧΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝΩΙΔΑΔΟΝΤΟΥΜ
ΒΑΓΟΥΠΑΙΔΑΕΛΠΙΔΩΝΑΓΑΘΩΝΑΝ
ΤΕΧΟΜΕΝΟΝΑΝΑΤΕΘΗΝΑΙΤΕΤΟΨΗ
ΦΙΣΜΑΕΝΣΤΗΛΗΛΕΥΚΟΛΙΘΩΚΑΙ
ΑΝΑΤΕΘΗΝΑΙΕΝΤΩΕΠΙΦΑΝΕΣΤΑ
ΤΩΙ ΤΗΣΠΟΛΕΩΣ ΤΟΠΩΙ

»*Dados, der Sohn des Tumbagos*, der von seinem Vater »eine seiner edlen Herkunft so würdige Gesinnung erhalten hat, daß *kein* »*Anderer von gleichem* Alter ihn an Vaterlandsliebe übertroffen ha»ben würde, ist, nachdem er das Lob Aller erhalten, und man von »ihm die Hoffnung gehegt, er würde alle ihm vom Staate aufgetra»genen Dienstleistungen auf eine seiner edlen Herkunft würdige Weise »erfüllen, seinen Aeltern und dem Vaterlande von dem sich alles unter»werfenden Schicksale grausam entrissen worden; darum gefiel es den Ar»chonten, dem Rathe und dem Volke, daß er mit einem goldnen Kranz »gekrönt werden, und der Herold bey seiner Leichenfeyer verkündigen solle: »der Rath und das Volk kröne Dados, den Sohn des Tumbagos, »mit einem goldnen Kranze, der schönen Hoffnungen wegen, die er erregt;« »der Beschluß solle auf einer weißmarmornen Säule am sichtbarsten Orte »der Stadt aufgestellt werden.«

Dieß zweyte Psephisma, an dem, besonders im Anfange, die Zusammenziehung der Buchstaben, welche auf der Kupfertafel unter N. 19 angegeben ist, auffällt, befindet sich auch in Stol'noje, und die weiße Marmortafel, worauf dasselbe geschrieben steht, ist $4^1/_2$ Fuß lang, und $2^1/_4$ Fuß breit.

*) Referent bedient sich hier des englischen Maßes.

Nr. 3.

ΑΓΑΘΗΤΥΧΗ
ΑΠΟΛΛΩΝΙΠΡΟΣΤΑΤΗ
ΟΙΠΕΡΙΜΑΡΚΟΝΟΥΑΠΙΩΝ
ΠΥΡΡΟΝΑΡΣΗΟΥΑΧΟΥΣΤΡΑ
ΤΗΓΟΙΔΗΜΗΤΡΙΟΣ
ΞΗΣΣΑΓΑΡΟΥΖΩΙΛΟΣ
ΑΡΣΑΚΟΥ ΒΑΔΑΚΗΣ
ΡΑΔΑΝΨΩΝΤΟΣ [1])
ΕΠΙΚΡΑΤΗΣΚΟΞΟΥΡΟΥ
ΑΡΙΣΤΩΝΟ . Α . . ΑΔΑΚΟΥ
ΑΝΕΘΗΚΑΝΝΕΙΚΗΝ
ΧΡΥΣΕΟΝΣΥΝΒΑΣΕΙΑΡ
ΓΥΡΕΩΥΠΕΡΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΚΑΙΤΗΣ ΕΑΥΤΩΝΥΓΕΙΑΣ

»Glück auf! Apollon dem Beſchützer weihten Markus Ulpius Pyrrhus, Arſevachos Sohn, der Stratege und ſeine Amtsgenoſſen, Demetrios, Xeſſagaros Sohn, Zoilos, Arſakes Sohn, Badakes, Rhadanpſon's Sohn, Epikrates, Koxuro's Sohn, Ariſton, O.a..adakos Sohn, eine goldne Siegesgöttin mit ſilberner Baſis für der Stadt und ihr eigenes Wohlſeyn.«

Auch dieſe olbiſche Votiv-Tafel befindet ſich jetzt in Stol'noje. Sie iſt von bläulichem Marmor, 4 Fuß 5 Linien lang, und 2 Fuß 5 Zoll 4 Linien breit.

N. 4.

ΑΓΑΘΗΙΤΥ
ΧΗΙΑΠΟΛΛΩ
ΝΙΠΡΟΣΤΑΤΙ
ΟΙΠΕΡΙΑΜΩΣ
ΜΑΙΟΝΑΜΩ
ΘΑΣΤΟΥΣΤΡΑ
ΤΗΓΟΙΑΧΙΛΛΕΟΣ
ΔΗΜΗΤΡΙΟΥ
ΝΟΥΜΗΝΙΟΣ
ΡΑΔΑΜΨΩΝ(ΟΥ) [2])
ΤΟΣΝΕΙΚΙΑΣ
ΠΟΝΤΙΚΟΥ
ΔΡΕΙΒΑΛΙΣ
ΡΑΠΑΚΕΟΥΣΑ
ΒΡΑΓΟΣ ΣΑΜ
ΟΥΤΟΥ ΑΝΕΘ
ΗΚΑΝ ΣΤΡΕΠ
ΤΟΝΧΡΗΣΕΟΝ
ΥΠΕΡΤΗΣ ΠΟ
ΛΕΩΣ ΚΑΙΤΗ
ΣΕΑΥΤΩΝΥΓΕΙ
ΑΣ

»Glück auf! Apollon dem Beſchützer weihten Amoſmaios, Amothaſtos Sohn, der Stratege und ſeine Amtsgenoſſen, Achileos, Demetrios Sohn, Numenios, Rhadampſon's Sohn, Nikias, Pontikos Sohn, Dreibalis, Rhapakes Sohn, Abragos, Samutos Sohn, eine goldne Halskette für der Stadt und ihr eigenes Wohlſeyn.«

---

1) Dieß iſt der Βαδάκης Ραδανψῶντος, deſſen oben (S. 291) in Beziehung auf den, hier in der folgenden Inſchrift vorkommenden Νουμήνιος Ραδαμψῶντος Erwähnung geſchah.

2) Die letzten Buchſtaben ΟΥ werden ſchwerlich auf dem Steine ſtehen, da auch Hr. v. Koehler, der dieſe Stelle anführt, dieſelben nicht hat. S. Médailles Grecques. *St. Petersbourg*, 1822. S. 34.

Dieſe zweyte Gelobungstafel, welche Referent der Mittheilung des Hrn. v. Blaramberg verdankt, ſoll ſich, nach Aeußerung desſelben, bey dem Herrn Kazaki, griechiſchem Gutsbeſitzer auf der Otſchakowſchen Steppe, befinden. — Es iſt dieß die nämliche, aus welcher Hr. v. Stempkovskij den Namen Radampſon kennen lernte (ſ. der vorliegenden Schrift S. 227).

Nr. 5.

Ἐπὶ ἀρχόντων τῶν	(Unter dem Archontat des S....)
ΠΕΡΙΣ	Sohn des ....ros, der zum zweyten Male Archont war und ſeiner Collegen haben Achilleus, Demetrios Sohn, Dionyſiodoros, Hermias Sohn, Zobeis, Zobeiarchos Sohn, auf ihre Koſten das Bethaus ausgebeſſert, und durch ihre Vorſorge mit einem Dache verſehen.
ΡΟΥ ΤΟΒΠΟΡΙσαντες	
ΑΧΙΛΛΕΥΣΔΗΜΗΤρίου	
ΔΙΟΝΥΣΙΟΔΩΡΟΣ ΕΡμέου	
ΖΩΒΕΙΣ ΖΩΒΕΙΑΡΧου	
ΤΗΝΠΡΟΣΕΥΧΗΝΕπε	
ΣΚΕΥΑΣΑΝΤΗΕΑΥτων	
ΠΡΟΝΟΙΑΣΤΙΓΑΣΑυτες *)	
Α . . ΤΟΥ	

Die Größe dieſes jetzt in Stol'noje befindlichen Bruchſtückes einer Marmortafel iſt über 8 Zoll lang, und beynahe eben ſo breit.

Die hier folgenden drey Bruchſtücke olbiſcher Pſephismen Nr. 6, 7 und 8 befinden ſich auf der Univerſitäts-Bibliothek zu Char'kow, wohin ſie wahrſcheinlich durch den Hrn. Grafen S. Potoßki gekommen ſind.

Nr. 6.

. . . . ΙΤΗΙΙ . . . . . .
. . . . ΠΑΡΕΧόμενος ἑαυτὸν εὐνοῦν
καὶ μέτριον εἰΣΕΝΑΕΚΑΣΤου . . . .
. . . . ΤΚΑΙΕΛΠΙΖΟΜΕΝος πᾶσας τὰς
λειτουργίας ἐκτεΛΕΣΕΙΝΤΗΠΑΤΡΙΔΙΤΠὸ
τῆς βασκάνΟΥΚΑΙΠΑΝΤΑΝΕΙΚΩΜένης εἰμαρ-
μένης ἁφηρπάγΗΩΣΑΧΘΕΣΘΗΝΑΙτοὺς πολίτας
καὶ τοὺς ξένους ἐπὶτΟΙΟΥΤΩΑΝΔΡΙΔΙὸ ἔδοξεν τοῖς
τε ἄρχουσιν καΙΤΗΒΟΥΛΗΚΑΙΤῶ δήμω στεφάνω-
θῆναι αὐτὸν χΡΥΣΩΣΤΕΦΑΝω . . . . . .
. . . . . .

»der ſich gegen Jedermann wohlwollend und beſcheiden erwies, und von dem man die Hoffnung hegte, er werde alle vom Staate ihm aufgetragenen Dienſtleiſtungen für das Vaterland erfüllen, iſt von dem neidiſchen und ſich alles unterwerfenden Schickſale dahingeriſſen worden, ſo daß die Bürger und die Fremden über den Verluſt eines ſolchen Mannes getrauert: deßwegen gefiel es den Archonten, dem Rathe und dem Volke, ihn mit einem goldenen Kranze zu krönen.«

*) Für ΣΤΕΓΑΣΑυτες.

Nr. 7.

ΙΝΩΙ
ΘΟΣΚΑΙ
ΧΡΗΣΤΟΤΗΤΑΗΝ
ΕΣΧΕΝΕΙΣΠΡΟ
ΙΠΡΟΣΤΟΚΑΙ
ΕΙΣΘΑΙΤΗΣΠΕ
ΕΥΠΟΙΗΣΑΝΑ *)
γραφῆναι τὸ δὲ ψΗΦΙΣΜΑΕΝΣΤΗ
λη λευκολίθῳ ΧΑΙΑΝΑΤΕΘΗ
ναι ἐν τῷ ἐπισημΟΤΑΤΩΤΗΣ
πόλεως τόπῳ

Dieser Beschluß soll auf eine weiß-marmorne Säule geschrieben, und an dem ausgezeichnetsten Orte der Stadt aufgestellt werden.

Nr. 8.

. . . ΑΕ
ἀναγραΦΗΝΑΙ
. . . . . ΧΑΙΑΝΑΤΕΘΗ
ναι ἐν τῷ ἐπισημοταΤΩΤΗΣ
πόλεως τόπῳ

»(Daß dieser Beschluß auf eine weiß-marmorne Säule) geschrieben, und an dem ausgezeichnetsten Orte der Stadt aufgestellt werden solle.«

Interessant für die Geschichte von Olbia ist das unter N. 16 hier beygefügte Piedestal zweyer Bildsäulen, welche dem Caracalla und seinem Bruder Septimius Geta errichtet wurden. Die Länge dieses marmornen Fußgestelles, welches von Olbia auch nach Stol'noje geführt ist, beläuft sich auf 5 Fuß 1 Zoll, die Breite 1 1/2 Fuß; die dicke Seite aber, auf welcher die Inschrift steht, beträgt über 8 Zoll. Oben sieht man, in der Mitte des Steines, zwischen den Vertiefungen, in welchen sich die Füße befanden, ein Loch, worin ein Stab, ein Trophäe oder etwas ähnliches gestanden haben mag. Dort, wo der linke Fuß des Septimius Geta war, sieht man die Ueberreste einer Inschrift, — ein Beweis, daß man keinen neuen Marmorblock zum Fußgestelle genommen hatte.

Die Inschriften hier lauten so:

Nr. 9.

Α . . . . . .
αὐτοκράΤΟΡΑΣΕΒΑΣΤΟΝ . Μ (ἄρκον) ΑΥΡΗ
ΛΙΟΝ ἀΝΤΩΝΕΙΝΟΝΑΤΓΟΥΣΤΟΝ
ΗΒΟΥΛΗ . ΚΑΙΟΔΗΜΟΣ . Ο . ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ

Rechts daneben steht:

ΑΓΑΘΗΙΤΥΧΗΙ
ΣΕΠτίμιον γέταν
ΚΑΙΣΑΡΑ . ΗΒΟΥΛΗ
ΚΑΙ ΟΔΗΜΟΣ . Ο . ΟΛΒΙ
ΟΠΟΛΕΙΤΩΝ

*) Für ΑΝΑ.

In Stol'noje, wohin, wie man aus Obigem ſieht, die meiſten olbiſchen Denkmäler hingekommen ſind, befindet ſich auch ein jener Kolonie angehörendes Basrelief, welches ein Opfer vorſtellt. Man ſieht hier das mit der gehobenen Linken hinter dem Altare ſitzende höhere Weſen, unter deſſen Seſſel ſich eine Schlange windet, zu der er mit der rechten Hand ein Gefäß hinhält. Zur Seite oben an der Wand befindet ſich das formloſe Gebilde eines Kopfes. Hin vor den Altar tritt die Kanephore, mit dem Gefäße auf dem Haupte. Gleich hinter ihr naht der von Flötenſpielern begleitete junge Stier. Auf dieſe folgt ein bärtiger Mann (Prieſter?), und endlich erſcheinen noch zwey Männer, ein Frauenzimmer und ein Kind. Dieſer Marmor iſt jedoch ſo erhalten, daß leider kein einziges Geſicht mehr ganz daran geblieben iſt, aus welchem Grunde denn auch die Mittheilung desſelben hier unterbleibt [1]). Es ſey daher nur noch bemerkt, daß über dem Reliefbilde ſich folgende, den Anfang einer Inſchrift ausmachende, Buchſtaben ..ΟΞΑΤΟΜΗΙ... befinden.

Ein anderes auch in Stol'noje befindliches Basrelief ſtellt auf dem Felde eines kleinen, nur 1 Fuß 8 Zoll langen Giebels, einen Reiter vor, und oben, ihm zur Seite, zwey Bruſtbilder, welche an die bildliche Darſtellung von Sonne und Mond erinnern, wie dieſe auf mehreren Mithras-Monumenten perſonificirt vorkommen [2]).

---

[1]) Die beſte Abbildung dieſes 2 Fuß, 10 Zoll langen, und 1 Fuß, 6 Zoll hohen Basreliefs, welches Referenten zu Geſicht gekommen iſt, befindet ſich in der noch unedirten Reiſe der Herren v. Borosdin und Jermolajew durch Rußland, wozu die Zeichnungen in der Kaiſerl. öffentl. Bibliothek zu St. Petersburg aufbewahrt werden.

[2]) Pallas und Clarke erwähnen noch eines olbiſchen Basreliefs, welches ſich in der Kirche zu Nikolajew befinden ſoll. Nach der, vom Erſteren gelieferten Abbildung, ſtellt der obere Theil einen Reiter vor, welcher einen Wurfſpieß ſchwinget. Ihm zur Seite ſteht ein Jüngling, und ein Hund ſpringt gegen das Pferd. Clarke ſucht dieſes Bild durch Herodot's Nachricht von den Leichenbegängniſſen der Skythenkönige (IV, 72) zu erklären, wo jedesmal funfzig von deren treueſten Dienern getödtet, und dem Verſtorbenen zu Ehren auf funfzig ausgeſtopfte Pferde geſetzt wurden. Wenn nun auch hier keine griechiſche Inſchrift dabey ſtünde, wie wären denn wohl der Knabe und der Hund zu erklären? Eher dürfte man eine Stelle aus dem *Dio Chrysostomus* anführen, wo dieſer (in ſeiner Oratio Borysthenitica: XXXVI) erzählt, daß bey ſeiner Ankunft vor Olbia ihm Kalliſtratos entgegen geritten kam, begleitet von ſeinem Fußgänger (oder Läufer). Der Hund aber, wie er dem gebildeten Europäer jetzt noch ſo oft zum Beglei-

Wichtiger jedoch als alle bisher edirten olbischen Denkmäler ist unstreitig das Psephisma des Protogenes, welches Referent am $\frac{7}{19}$ December 1821 in Stol'noje copirte. Wenn Hr. Raoul-Rochette schon die Inschrift des Theokles (S. 146) für einen der merkwürdigsten, auf uns gekommenen Beschlüsse von Rath und Volk zu Ehren eines Mitbürgers hält, um wie viel mehr verdient nicht diese die Aufmerksamkeit des Historikers und Archäologen, da in ihr nicht bloß neue, der Geschichte entgangene Personen, sondern auch bisher ganz unbekannt gebliebene Völkerschaften vorkommen. Hoffentlich wird denn diese der Inschrift von Kyme (in Aeolien), welche die Krone aller bisher bekannt gewordenen Psephismen genannt wird, nichts nachgeben. — Eines nur bleibt zu bedauern übrig, daß nämlich die viereckige Marmorsäule, auf deren beyden entgegengesetzten Seiten diese Inschrift steht *), unten abgebrochen ist, so daß hier in zwey Bruchstücken nur das geliefert werden kann, was die beyden oberen Theile dieser Inscription ausmachte. — Um den Leser in den Stand zu setzen, diese Inschrift auch paläographisch zu beurtheilen, fügt Referent unter N. 18 hier die Form mehrerer Buchstaben bey, und bemerkt nur noch, daß die O, Θ und Ω hin und wieder verhältnißmäßig auch noch viel kleiner als auf der Kupferplatte vorkommen. Von den Π ist bey einigen der rechte Fuß kürzer; die Form des Σ ist durchgängig rund, wie solche auf der Kupfertafel angegeben wird; vom Z aber kommt nur die auf der Platte mitgetheilte Form vor.

---

ter dient, war auch des Barbaren treuer Lebensgefährte, wie schon Herodot's Notiz über die Iyrken (IV, 22) zeugt.

*) Diese Säule ist jetzt nur noch 5 Fuß, bis 5 Fuß 10 Zoll lang; die beschriebenen Seiten sind 1 Fuß, 5¾ Zoll breit; die unbeschriebenen aber (oder die Dicke des Marmors zwischen der Schrift), betragen 10 Zoll.

Nr. 10.

ΕΔΟΞΕΒΟΤΛΗΙΚΑΙΔΗΜ ωι ΕΙΚΑΔΙΟΙΑΡΧΟν
ΤΕΣΚΑΙΟΙΕΠΤΑΕΙΠΑΝΕΠΕΙΔΗΗΡΟΣΩΝΤΕΟΠΡω
ΤΟΓΕΝΟΤΣΠΑΤΗΡΠΟΛΛΑΣΚΑΙΜΕΓΑΛΑΣ
ΧΡΕΙΑΣΠΑΡΕΙΣΧΗΤΑΙΤΗΙΠΟΛΕΙΚΑΙΕΙΣΧΡΗ
ΜΑΤΩΝΚΑΙΕΙΣΠΡΑΓΜΑΤΩΝΛΟΓΟΝΠΡΟΤΟ
ΓΕΝΗΣΤΕΔΙΑΔΕΞΑΜΕΝΟΣΤΗΜΠΑΡΑΤΟΤΠΑ
ΤΡΟΣΕΤΝΟΙΑΝΠΡΟΣΤΟΝΔΗΜΟΝΔΙΑΒΙΟΤΔΙΑ
ΤΕΤΕΛΕΚΕΝΛΕΓΩΝΚΑΙΠΡΑΤΤΩΝΤΑΒΕΛ
ΤΙΣΤΑΚΑΙΠΡΩΤΟΜΜΕΝΠΑΡΑΓΕΝΟΜΕ
ΝΟΤΣΑΙΤΑΦΑΡΝΟΤΤΟΤΒΑΣΙΛΕΩΣΕΙΣΚΑΓΚΤ
ΤΟΝΚΑΙΑΠΑΙΤΟΤΝΤΟΣΤΑΔΩΡΑΤΗΣΠΑΡΟΔΟΤ
ΤΩΝΔΕΚΟΙΝΩΝΕΞΗΠΟΡΗΜΕΝΩΝΕΠΙΚΛΗΘΕΙΣ
ΤΠΟΤΟΤΔΗΜΟΤΕΔΩΚΕΧΡΤΣΟΤΣΤΕΤΡΑΚΟΣΙΟΤς
ΤΩΝΤΕΑΡΧΟΝΤΩΝΘΕΝΤΩΝΤΑΙΕΡΑΠΟΤΗΡΙ
ΑΕΙΣΤΗΝΤΗΣΠΟΛΕΩΣΧΡΕΙΑΝΠΡΟΣΠΟΛΤΧΑ ρ
ΜΟΝΠΡΟΣΧΡΤΣΟΤΣΕΚΑΤΟΝΚΑΙΟΤΚΕΧΟΝΤΩΝ
ΑΤΣΑΣΘΑΙΤΟΤΔΕΞΕΝΟΤΦΕΡΟΝΤΟΣΕΠΙΤΟΝ
ΧΑΡΑΚΤΗΡΑΑΤΤΟΣΤΠΕΡΑΠΟΔΟΤΣΤΟΤΣΕΚΑ
ΤΟΝΧΡΤΣΟΤΣΕΛΤΣΑΤΟΤΩΝΤΕΠΕΡΙΔΗΜΟΚΩΝ
ΤΑΑΡΧΟΝΤΩΝΑΓΟΡΑΣΑΝΤΩΝΑΤΣΙΤΕΛΩΣΟΙΝΟΝ
ΧΡΤΣΩΝΤΡΙΑΚΟΣΙΩΝΟΤΚΕΧΟΝΤΩΝΔΕΤΗΝΤΙΜΗΝ
ΔΙΑΛΤΣΑΙΕΠΙΚΛΗΘΕΙΣΤΠΟΤΟΤΔΗΜΟΤΕΔΩΚΕΤΟΤΣ
ΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΧΡΤΣΟΤΣΕΠΙΤΕΗΡΟΔΩΡΟΤΙΕΡΕΩΣΙΤΩ
ΔΕΙΑΣΟΤΣΗΣΚΑΙΠΩΛΟΤΜΕΝΟΤΤΟΤΣΙΤΟΤΕΙΣΠΕΝ
ΤΕΚΑΙΔΙΑΤΟΝΚΙΝΔΤΝΟΝΤΟΝΕΠΙΦΕΡΟΜΕΝΟΝΟΙΟ
ΜΕΝΟΤΔΕΙΝΤΟΤΔΗΜΟΤΠΑΡΑΘΕΣΘΑΙΣΙΤΟΝΙΚΑ
ΝΟΝΚΑΙΕΙΣΤΑΤΤΑΠΑΡΑΚΑΛΟΤΝΤΟΣΤΟΤΣ
ΕΧΟΝΤΑΣΠΡΩΤΟΣΠΑΡΕΛΘΩΝΕΠΗΓΓΕΙΛΑ
ΤΟΜΕΔΙΜΝΟΤΣΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΕΙΣΔΕΚΑΚΑΙ
ΤΩΝΛΟΙΠΩΝΠΑΡΑΧΡΗΜΑΚΟΜΙΣΑΜε
ΝΩΝΤΗΝΤΙΜΗΝΑΤΤΟΣΕΝΙΑΤΤΟΝΣΤΜΠε
ΡΙΕΝΕΓΧΘΕΙΣΤΟΚΟΝΟΤΘΕΝΑΕΠΡΑΞαΤΟΕ
ΠΙΤΕΤΟΤΑΤΤΟΤΙΕΡΕΩΑΘΡΟΩΝΠΑΡΑΓΕΝΟ
ΜΕΝΩΝΣΑΙΩ ν ΕΠΙΤΗΝΤΩΝΔΩΡΩΝΚΟΜΙ
ΔΗΝΟΤΔΤΝΑΜΕΝΟΤΔΕΤΟΤΔΗΜΟΤΔΟΤ
ΝΑΙΑΤΤΟΙΣΑΞΙΩΣΑΝΤΟΣΔΕΠΡΩΤΟΓΕΝΗΝ
ΒΟΗΘΗΣΑΙΤΟΙΣΚΑΙΡΟΙΣΠΑΡΕΛΘΩΝΕΠΗΓΓΕε
ΛΑΤΟΧΡΤΣΟΤΣΤΕΤΡΑΚΟΣΙΟΤΣΑΙΡΕΘΕΙΣΤΕ
ΤΗΣΤΩΝΕΝΝΕΑΑΡΧΗΣΟΤΚΕΛΑΤΤΟΝΩΝ
ΜΕΝΗΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙΩΝΧΡΤΣΩΝ
ΠΡΟΘΕΣΙΝΕΠΟΙΗΣΑΤΟΕΠΙΤΑΙΣΜΕΛΛΟΤΣΑΙΣ
ΠΡΟΣΟΔΟΙΣΕΞΩΜΠΟΛΛΟΙΜΕΝΣΚΗΠΤΟΤΧΟΙ
ΕΘΕΡΑΠΕΤΘΗΣΑΝΕΤΚΑΙΡΩΣΟΤΚΟΛΙΓΑΔΕ
ΔΩΡΑΠΑΡΕΣΚΕΤΑΣΘΗΤΩΙΒΑΣΙΛΕΙΛΤΣΙΤΕΛως
ΠΡΑΘΕΝΤΟΣΤΕΤΟΤΣΤΟΛΟΤΕΙΣΒΑΣΙΛΕΙΑ
ΚΑΤΑΤΟΨΗΦΙΣΜΑΕΝΩΙΕΔΕΙΤΟΤΣΑΓΟΡΑ
ΣΑΝΤΑΣΛΑΒΕΙΝΠΑΡΑΤΗΣΠΟΛΕΩΣΧΡΤΣΟΤς
ΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΚΑΙΑΓΟΡΑΣΑΝΤΟΣΚΟΝΩΝΟΣΔΙ
ΑΤΟΔΕ τ ΑΧΡΗΜΑΤΑΜΗΔΤΝΑΣΘΑΙ
ΔΟΤΝΑΙΤΟΤΣΑΡΧΟΝΤΑΣΑΛΛΑΕΙΝΑΙΠΑ

Es hat dem Rathe und dem Volke gefallen. Am 20sten sprachen die Archonten und die Siebenmänner: Nachdem Herofon, der Vater des Protogenes, der Stadt viele und große Vortheile durch Geld und That verschafft, und Protogenes, der von seinem Vater das Wohlwollen gegen das Volk ererbt, sein ganzes Leben hindurch zum Besten (des Vaterlandes) gesprochen und gehandelt hat, und zwar erstlich, als der König Saitapharnes [1]) an den Kankytos (?) gekommen war, und die Ankunftsgeschenke verlangte, in der Stadtkasse aber Mangel war, gab er, vom Volke zu Hülfe gerufen, vierhundert Goldstücke her. Da ferner die Archonten zum Nutzen der Stadt die heiligen Trinkgefäße bey Polycharmos um hundert Goldstücke versetzt, und nicht so viel (Geld) hatten, sie auszulösen, der Fremde (Polycharmos) aber sie in die Präge trug, erlegte er (Protogenes) dafür die hundert Goldstücke, und löste sie aus. Als der Archont Demokoon und seine Collegen Wein um dreyhundert Goldstücke wohlfeil gekauft, aber nicht so viel (Geld) hatten, den Preis dafür auszuzahlen, gab er (Protogenes), vom Volke herbeygerufen, die dreyhundert Goldstücke her. Als unter dem Priester Herodoros Getreidemangel war, und das Getreide zu fünf (Drachmen) verkauft wurde, das Volk aber der bevorstehenden Gefahr wegen glaubte, man müsse eine hinlängliche Menge Getreide aufspeichern, und die Getreidebesitzer deßwegen aufforderte, trat er (Protogenes) zuerst auf, und erklärte sich zur Lieferung von zweytausend Medimnen zu zehn (Oboln) bereit, und da die Uebrigen sich alsogleich bezahlen ließen, ließ er sich herbey, ein Jahr zu warten, und nahm keine Zinsen dafür. Als unter demselben Priester die Sajer [2]) zahlreich angekommen waren, um die Geschenke abzuholen, das Volk aber nicht im Stande war, sie ihnen zu geben, und es verlangte, Protogenes solle unter diesen Umständen aushelfen, trat er auf und bot vierhundert Goldstücke an. Unter die Neunmänner [3]) erwählt, schoß er auf die künftigen Einkünfte nicht weniger als funfzehnhundert Goldstücke vor, mittelst welcher vielen Skeptuchen [4]) die gebührenden Ehrenbezeugungen zur rechten Zeit erwiesen, und für den König nicht wenige Geschenke bereitet wurden. Da die Flotte zum Dienste des Königs vortheilhaft verkauft worden war, und nach einem Volksbeschlusse die Käufer dreyhundert Goldstücke aus der Stadtkassa erhalten sollten, und Konon sie gekauft hatte, die Archonten aber kein Geld hergeben konnten, weil es bey den Zollpächtern war, und die

ΡΑΤΟΙΣΤΕΛΩΝΑΙΣΔΙΑΛΤΣΑΜΕΝΩΝΤΗΝΩ
ΝΗΝΠΡΟΣΤΗΜΠΟΛΙΝΚΑΙΔΙΑΤΑΤΤΑΤΡΙΣ
ΑΝΑΠΡΑΘΕΙΣΗΣΤΗΣΩΝΗΣΚΑΙΤΟΤΡΙΤΟΝ
ΑΓΟΡΑΣΑΝΤΟΣΦΟΡΜΙΩΝΟΣΣΤΝΙΔΩΝ
ΠΡΩΤΟΓΕΝΗΣΔΙΟΤ . . ΕΓΑΛΟΙΣΔΙΑΠΤΩ
ΜΑΣΙΠΕΡΙΠΕΣΕΙΤΑΙΗΠΟΛΙΣΑΤΤΟΣΠΑΡΕΛ
ΘΩΝΕΙΣΤΗΝΕΚΛΗΣΙΑΝΕΔΩΚΕΤΟΤΣΤΡΙΑ
ΚΟΣΙΟΤΣΧΡΤΣΟΤΣΠΑΛΙΝΤΕΠΙΠΛΕΙΣΤΑΡΧΟ ν
ΙΕΡΕΩΣΙΤΟΔΕΙΑΣΓΕΝΟΜΕΝΗΣΙΣΧΤΡΑΣΚΑΙΠΩ
ΛΟΤΜΕΝΟΤΤΟΤΣΙΤΟΤΕΙΣΜΕΔΙΜΝΟΝΚΑΙΔΤΟΤΡ ε
ΤΕΙΣΠΡΟΔΗΛΟΤΔΕΟΝΤΟΣΕΣΕΣΘΑΙΤΙΜΟΤΣΤΕ
ΡΟΤΩΣΠΕΡΔΕΚΑΙΕΓΕΝΕΤΟΠΑΡΑΤΤΙΚΑΟΜΕΔΙ
ΜΝΟΣΧΡΤΣΟΤΚΑΙΔΤΟΤΡΙΤΩΝΚΑΙΔΙΑΤΑΤΤΑ
ΔΙΑΓΩΝΙΑΣΑΝΤΟΣΤΟΤΔΗΜΟΤΚΑΙΟΙΟΜΕΝΟΤ
ΔΕΙΝΣΙΤΩΝΗΣΑΙΕΙΣΔΕΤΑΤΤΑΧΡΕΙΑΣΠΑΡΑ
ΣΧΕΣΘΑΙΤΟΤΣΕΤΠΟΡΟΤΜΕΝΟΤΣΠΡΩΤΟΣΣΤΝ
ΕΛΘΟΤΣΗΣΕΚΛΗΣΙΑΣΕΠΗΓΓΕΙΛΑΤΟΕΙΣΤΗΝ
ΣΙΤΩΝΙΑΝΧΡΤΣΟΤΣΧΙΛΙΟΤΣΟΤΣΠΑΡΑΤΤΙΚΑΕ
ΝΕΓΚΑΣΕΔΩΚΕΝΩΝΤΟΤΣΤΡΙΑΚΟΣΙΟΤΣΑΤΟΚΟΤΣ
ΕΙΣΕΝΙΑΤΤΟΝΚΑΙΔΟΤΣΧΡΤΣΙΟΝΠΑΝΧΑΛΚΟΝ
ΕΚΟΜΙΣΑΤΟΕΚΤΕΤΡΑΚΟΣΙΩΝΠΡΩΤΟΣΔΕΠΗΓ
ΓΕΙΛΑΤΟΠΤΡΩΝΜΕΔΙΜΝΟΤΣΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΠΕΝ
ΤΑΚΟΣΙΟΤΣΩΝΤΟΤΣΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΜΕΝΕΔΩΚΕΝ
ΕΙΣΤΕΤΤΑΡΑΣΚΑΙΕΚΤΕΑΤΟΤΣΔΕΔΙΣΧΙΛΙΟΤΣΕΙ ς
ΔΤΟΚΑΙΕΠΤΑΗΜΙΕΚΤΕΑΚΑΙΤΩΝΛΟΙΠΩΝΤΩΝ
ΕΝΤΟΤΤΩΙΤΩΙΚΑΙΡΩΙΕΠΑΓΓΕΙΛΑΜΕΝΩΝΠΑ
ΡΑΧΡΗΜΑΤΑΣΤΙΜΑΣΚΟΜΙΣΑΜΕΝΩΝΑΠΟΤΩ ν
ΠΟΡΙΣΘΕΝΤΩΝΧΡΗΜΑΤΩΝΑΤΤΟΣΣΤΜΠΕΡΙΕ
ΝΕΓΧΘΕΙΣΕΝΙΑΤΤΟΝΤΗΝΤΙΜΗΝΕΚΟΜΙΣΑΤΟ το
ΧΟΝΟΤΔΕΝΑΠΡΑΞΑΜΕΝΟΣΚΑΙΔΙΑΤΗΜΠΡΩΤΟ
ΓΕΝΟΤΣΠΡΟΘΤΜΙΑΝΠΟΛΛΑΜΕΓΧΡΗΜΑΤΑΟΤ
ΚΟΛΙΓΟΣΔΕΣΙΤΟΣΕΠΟΡΙΣΘΗΤΩΙΔΗΜΩΙΤΟΤΤΕ
ΒΑΣΙΛΕΩΣΣΑΙΤΑΦΑΡΝΟΤΠΑΡΑΓΕΝΟΜΕ *)
ΝΟΤΕΙΣΤΟΠΕΡΑΝΕΠΙΘΕΡΑΠΕΙΑΝΤΩΝΔΕΑΡΧΟΝ
ΤΩΝΣΤΝΑΓΑΓΟΝΤΩΝΕΚΛΗΣΙΑΝΚΑΙΤΗΝΤΕΠΑ
ΡΟΤΣΙΑΝΕΜΦΑΝΙΣΑΝΤΩΝΤΟΤΒΑΣΙΛΕΩΣΚΑΙΔΙΟ
ΤΙΕΝΤΑΙΣΠΡΟΣΟΔΟΙΣΕΣΤΙΝΟΤΔΕΝΠΑΡΕΛΘΩΝ
ΠΡΟΤΟΓΕΝΗΣΕΔΩΚΕΧΡΤΣΟΤΣΕΝΑΚΟΣΙΟΤΣΤΩν
ΔΕΠΡΕΣΒΕΤΤΩΝΛΑΒΟΝΤΩΝΤΑΧΡΗΜΑΤΑΚΑΙΑ
ΠΑΝΤΗΣΑΝΤΩΝΒΑΣΙΛΕΙΠΡΩΤΟΓΕΝΟΤΣΚΑΙ
ΑΡΙΣΤΟΚΡΑΤΟΤΣΤΟΤΔΕΒΑΣΙΛΕΩΣΤΑΜΕΝΔΩΡα
δεξ ΑΜΕΝΟΤΕΙΣΟΡΓΗΝΔΕΚΑΤΑΣΤΑΝΤΟΣΚΑ ε
τὴν ΑΝΑΖΕΤΞΙΝΠΟΙΗΣΑΜΕΝ ον . . . . . .
. . ΔΕΚΑΙΤΟΤΣΑΡΧΟΝΤΑΣΑΝΑ . . . . .
. . ε ΛΘΩΝΟΔΗΜΟΣΠΕΡΙΦΑ . . . . .
. . πρες ΒΕΤΤΑΣΕΠΙΤ . . . . . .
. . ΙΣΩ . . . . . .

*) Hier folgen auf dem Steine nochmals die vier letzten Buchſtaben NOME, welche, als überflüſſig, wohl nur einem Irrthume des Steinſchneiders zuzuſchreiben ſind. Daß man ähnliche Fehler auf Steinſchriften antrifft, darf um ſo weniger wundern, da man dieſelben auch in Moſaikarbeiten findet, wie dieſes der Fall iſt in der Kuppel der Sologo-werchs-Michai-

Käufer (?) den Kauf an die Stadt zurückſagten, deßwegen aber das Gekaufte drey Mal wieder verkauft ward, und der dritte Käufer Phormion *) war; ſo trat Protogenes, überzeugt, daß der Stadt dadurch großer Nachtheil erwachſen würde, in der Volksverſammlung auf, und gab die dreyhundert Goldſtücke her. Als hinwiederum unter dem Prieſter Pleiſtarchos ſtarker Getreidemangel war, ſo daß ein Medimnos Getreide zu zwey Drittel (eines Goldſtückes) verkauft wurde, und voraus zu ſehen war, daß es noch theurer werden würde, wie auch gleich darauf der Medimnos 1 2/3 Goldſtücke galt, und das Volk, deßwegen beängſtigt, der Meinung war, es ſey erforderlich Getreide einzukaufen, und daß ſich in dieſer Noth die Wohlhabenden thätig erweiſen ſollten; ſo war er der erſte, der, als ſich das Volk verſammelt hatte, tauſend Goldſtücke zum Getreideankauf anbot, und gleich hergab, und zwar dreyhundert davon ohne Intereſſen auf ein Jahr; obgleich er nun alles in geprägtem Golde hergegeben, nahm er es doch in Kupfer, zu vierhundert (Aufgeld), zurück. Er war auch der erſte, der zweytauſend fünfhundert Medimnen Weizen anbot, davon er fünfhundert zu 4 1/6 (Goldſtück), zweytauſend aber zu 2 7/12 (Goldſtücken) lieferte, und während die übrigen, die ſich damals (zu liefern) anheiſchig gemacht hatten, für das Herbeygeſchaffte alſogleich ſich bezahlen ließen, ließ er es ſich gefallen erſt nach Jahresfriſt die Bezahlung anzunehmen, ohne dafür Intereſſen zu verlangen, und ſo wurde durch die Bereitwilligkeit des Protogenes dem Volke viel Geld und nicht wenig Getreide verſchafft. Als aber der König Saitapharnes übergeſetzt, und die Archonten, wegen der ihm zu erweiſenden Ehrenbezeugungen, eine Volksverſammlung zuſammenberufen, und die Gegenwart des Königs, wie auch, daß in der Stadtkaſſe Nichts vorhanden ſey, bekannt gemacht hatten: trat Protogenes vor, und gab neunhundert Goldſtücke her. Da nun die Geſandten das Geld genommen, und Protogenes und Ariſtokrates dem Könige entgegen gegangen waren, und der König die Geſchenke zwar angenommen, aber in Zorn gerathen und die Rückkehr angetreten hatte; — — — — — — — — —

---

low'ſchen Kirche, zu Kiow über der coena Domini, bey der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts; vielleicht von einem Griechen beſorgten ſlawiſchen Inſchrift, wo mehrere Buchſtaben wiederholt darin vorkommen. S. des Referenten Aufſatz über Alterthum und Kunſt in Rußland, in dem zu dieſem Bande gehörenden Anzeigeblatte, S. 12.

Fortsetzung von Nr. 10.

ΕΤΙΔΕΤΟΤΠΛΕΙΣΤΟΤΜΕΡΟΤΣΤΟΤΠΡΟΣΤΟΜΠΟ τα
ΜΟΝΤΗΣΠΟΛΕΩΣΑΤΕΙΧΙΣΤΟΤΟΝΤΟΣΤΟΤΤΕΚΑ τα
ΤΟΝΛΙΜΕΝΑΠΑΝΤΟΣΚΑΙΤΟΤΚΑΤΑΤΟΠΡΟΤΕΡ ον
ΤΠΑΡΧΟΝΙΧΘΤΟΠΩΛΙΟΝΕΩΣΟΤΟΗΓΩΣΟΣΩΣΙΑΣ
ΤΩΝΔΕΛΤΤΟΜΟΛΩΝΕΠΑΓΓΕΛΛΟΝΤΩΓΑΛΑ
ΤΑΣΚΑΙΣΚΙΡΟΤΣΠΕΠΟΙΗΣΘΑΙΣΤΜΜΑΧΙΑΝΚΑΙΔΤ
ΝΑΜΙΝΣΤΝΗΧΘΑΙΜΕΓΑΛΗΝΚΑΙΤΑΤΤΗΝΤΟΤΧΕΙ
ΜΩΝΟΣΗΞΕΙΝΕΠΑΓΓΕΛΛΟΝΤΩΝΠΡΟΣΔΕΤΟΤ
ΤΟΙΣΘΙΣΑΜΑΤΑΣΚΑΙΣΚΤΘΑΣΚΑΙΣΑΤΔΑΡΑΤΑΣΕΠΙ
ΘΤΜΕΙΝΤΟΤΟΧΤΡΩΜΑΤΟΣΔΕΔΙΟΤΑΣΩΣΑΤΤΩΣΚΑΙ
ΑΤΤΟΤΣΤΗΝΤΩΓΓΑΛΑΤΩΝΩΜΟΤΗΤΑΚΑΙΔΙΑ
ΤΑΤΤΑΠΟΛΛΩΝΕΧΟΝΤΩΝΑΘΤΜΩΣΚΑΙΠΑΡΕΣΚΕ ν
ΑΣΜΕΝΩΝΕΓΛΕΙΠΕΙΝΤΗΜΠΟΛΙΝΑΜΑΔΕΤΩΙΚΑΙ
ΑΛΛΑΓΕΓΕΝΗΣΘΑΙΕΛΑΤΤΩΜΑΤΑΠΟΛΛΑ
ΚΑΤΑΤΗΓΧΩΡΑΝΕΦΘΑΡΘΑΙΜΕΝΤΗΝΟΙΚΕΤΕΙ
ΑΝΑΠΑΣΑΝΚΑΙΤΟΤΣΤΠΜΠΑΡΩΡΕΙΑΝΟΙ
ΚΟΤΝΤΑΣΜΙΞΕΛΛΗΝΑΣΟΤΚΕΛΑΤΤΟΤΣΟΝ
ΤΑΣΤΟΝΑΡΙΘΜΟΝΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙΩΝ
ΤΟΤΣΕΝΤΩΙΠΡΟΤΕΡΩΙΠΟΛΕΜΩΙΣΤΜΜΑΧΗΣΑΝΤΑ ς
ΕΝΤΗΙΠΟΛΕΙΕΓΛΕΛΟΙΠΕΝΑΙΔΕΠΟΛΛΟΤΣΜΕΝ
ΤΩΓΞΕΝΩΝΟΤΚΟΛΙΓΟΤΣΔΕΤΩΜΠΟΛΙΤΩΝΩΝΕ
ΝΕΚΕΝΣΤΝΕΛΘΩΝΟΔΗΜΟΣΔΙΗΓΩΝΙΑΚΩΣΚΑΙΤΟΓ
ΚΙΝΔΤΝΟΝΤΟΜΜΕΛΛΟΝΤΑΚΑΙΤΑΔΕΙΝΑΠΡΟο
ΦΘΑΛΜΩΝΠΟΙΟΤΜΕΝΟΣΠΑΡΕΚΑΛΕΙΠΑΝΤΑΣ
ΤΟΤΣΙΣΧΤΟ ν ΤΑ σβ ΟΗΘΗΣΑΙΚΑΙΜΗΠΕΡΙΔΕΙΝΤΗΝΕΚ
ΠΟΛΛΩΝΕΤΩΝΤΕΤΗΡΗΜΕΝΗΜΠΑΤΡΙΔΑΤΠΟΧΕΙ
ΡΙΟΝΓΕΝΟΜΕΝΗΝΤΟΙΣΠΟΛΕΜΙΟΙΣΟΤΔΕΝΟΣΔΕΠΙΔΙ
ΔΟΝΤΟΣΕΑΤΤΟΝΟΤΤΕΙΣΑΠΑΝΤΑΟΤΤΕΙΣΜΕΡΗΩΝ
ΗΞΙΟΤΟΔΗΜΟΣΕΠΗΓΓΕΙΛΑΤΟΑΤΤΟΣΚΑΤΑΣΚΕΤΑΝ
ΑΜΦΟΤΕΡΑΤΑΤΕΙΧΗΚΑΙΠΡΟΘΗΣΕΙΜΠΑΣΑΝΤΗΝ
ΕΙΣΑΤΤΑΔΑΠΑΝΗΝΚΑΙΠΕΡΑΤΤΩΝΙΠΡΟΚΕΙΜΕΝΟΝ *)
ΟΤΚΕΛΑΣΣΟΝΩΓΧΡΤΣΩΝΗΧΙΛΙΩΝΚΑΙΠΕΝΤΑΚΟΣΙ
ΩΝΚΑΙΕΤΘΤΣΕΝΕΓΚΑΣΕΙΣΤΗΝΕΚΛΗΣΙΑΝΧΡΤΣΟΤΣ
ΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΕΙΣΤΟΤΣΑΡΓΑΒΩΝΑΣΑΠΕΔΟΤΟΠΑΝ
ΤΑΤΑΕΡΓΑΤΠΟΚΗΡΤΚΑΚΑΙΠΑΡΑΤΟΤΗΝΑΡΙΘΜΗ
ΣΙΝΠΟΙΗΣΑΣΘΑΙΕΞΕΤΟΙΜΟΤΤΟΤΣΕΡΓΩΝΑΣΟΤΚΟΛΙ
ΓΑΧΡΗΜΑΤΑΠΕΡΙΕΠΟΙΗΣΕΤΙΠΠΟΛΕΙΤΙΔΕΠΟΛ
ΛΩΝΕΡΓΩΝΩΝΕΓΚΑΤΑΛΙΠΟΝΤΩΝΤΑΕΡΓΑΠΡΩ
ΤΟΓΕΝΗΣΤΗΙΠΟΛΕΙΤΑΜΕΝΕΡΓΑΑΤΤΟΣΣΤΝΕΤΕΛΕ
ΣΑΤΟΔΙΑΠΤΩΜΑΔΕΤΩΙΔΗΜΩΙΟΤΔΕΝΑΝΗ
ΝΕΓΚΕΝΑΝΑΛΩΣΑΣΤΕΕΙΣΑΜΦΟΤΕΡΑΤΑΤΕΙΧΗ
ΧΡΤΣΟΤΣΧΙΛΙΟΤΣΠΕΝΤΑΚΟΣΙΟΤΣΚΑΙΤΟΠΛΕΙΣΤΟΝ
ΔΙΑΛΤΣΑΣΧΡΤΣΙΟΝΕΚΟΜΙΣΑΤΟΧΑΛΚΟΝΕΚΤΕΤΡΑ
ΚΟΣΙΩΝΚΑΤΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕΚΑΙΤΟΤΣΠΤΡΓΟΤΣΚΑΚΩΣΔΙ
ΑΚΕΙΜΕΝΟΤΣΤΟΤΣΠΡΟΣΤΑΙΣΜΕΓΑΛΑΙΣΠΤΔΑΙΣΑΜ
ΦΟΤΕΡΟΤΣΚΑΙΤΟΓΚΑΘΗΓΗΤΟΡΟΣΚΑΙΤΟΓΚΑΤΑΤΗΝ
ΑΜΑΞΙΤΟΓΚΑΙΤΟΝΕΠ . . ΑΤΡΙΟΤΕΠΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕ
ΚΑΙΤΟΣΙΤΟΒΟΛΟΝΚΑΤΕΣΚΕΤΑΣΕΔΕΚΑΙΓΟΜΠΓΑΩ
ΝΑΤΟΝΕΠΙΤΟΤΔΕΙΓΜΑΤΟΣΕΤΙΔΕΤΗΣΠΟΛΕΩΣ
ΝΑΤΛΟΝΤΕΛΟΤΣΗΣΤΟΙΣΑΓΟΤΣΙΤΟΤΣΛΙΘΟΤΣΙΔΙΩ

*) Lies ΑΤΤΩΜΠΡΟΚΕΙΜΕΝΩΝ. — E.

Als noch ein großer Theil der Stadt am Flusse, nämlich der ganze am Hafen liegende Theil, wie auch derjenige am alten Fischmarkte bis zum Heros Sosias, ohne Mauern war, und Ueberläufer angezeigt halten, daß die Galater [6]) und Skiren [7]) ein Bündniß geschlossen hätten, und eine große Macht versammelt sey, um im Winter heranzurücken, und noch überdieß berichteten, daß die Thisamaten [8]), Skythen und Saudaraten eine Festung wünschten, da auch sie die Grausamkeit der Galater fürchteten; und als deßwegen viele muthlos und bereit waren, die Stadt zu verlassen, nebst diesem auch viel anderer Schaden auf dem Lande geschehen, da alle Sklaven, und die an der Gränze [9]) wohnenden Mixhellenen [10]), nicht weniger als funfzehnhundert an der Zahl, die im vorigen Kriege mitgestritten hatten, bestochen waren, und der Stadt viele Fremde und nicht wenig Bürger fehlten; da deßwegen das Volk beängstigt, künftige Gefahr und Unglück vor Augen, sich versammelt und alle Vermögenden aufgefordert hatte, Hülfe zu leisten, und es nicht geschehen zu lassen, daß das seit vielen Jahren erhaltene Vaterland den Feinden unterworfen würde, und da niemand sich herbeylassen wollte, weder im Ganzen noch theilweise das zu leisten, was das Volk verlangte: so machte sich dieser (Protogenes) anheischig, beyde Mauern herzustellen, und alle dazu erforderlichen Kosten vorzustrecken, obgleich sie sich auf nicht weniger als funfzehnhundert Goldstücke beliefen. Und nachdem er alsogleich fünfhundert Goldstücke zu Angeldern in die Versammlung gebracht hatte, gab er im Versteigerungswege die Arbeiten in Pacht, und ersparte der Stadt durch baare Bezahlung der Arbeitsunternehmer nicht wenig Geld; ja als viele von diesen die Arbeiten verließen, so brachte Protogenes selbst der Stadt die Arbeiten zu Stande, und ersparte dem Volke jede Verlegenheit; und nachdem er funfzehnhundert Goldstücke auf Herstellung der beyden Mauern verwendet, und das Meiste in geprägtem Golde ausgezahlt hatte, nahm er es in Kupfer, zu vierhundert (Aufgeld) zurück. Er besserte auch die im schlechten Zustande befindlichen Thürme aus, die beyden an den großen Thoren, den des Kathegetor (?) — den am Fuhrwege, und den des Epidaurius (?). — Er stellte das Getreidemagazin wieder her, und besserte das Portal auf der Waarenschau (im Hafen) aus. Da ferner die Stadt Fährgeld an die, die Steine zuführenden Privaten

ΤΑΙΣΔΙΑΤΟΤΑΠΛΟΙΑΤΑΔΗΜΟΣΙΑΚΑΚΩΣΔΙΑΚΕΙΣ
ΘΑΙΚΑΙΜΗΘΕΝΕΧΕΙΝΤΩΝΑΡΜΕΝΩΝΕΠΗΓΓΕΙΑΛΤΟ
ΚΑΙΤΑΤΤΑΚΑΤΑΣΚΕΤΑΝΑΝΑΛΩΣΑΣΤΕΙΣΤΑΤΤΑ
ΠΑΝΤΑΧΡΤΣΟΤΣΔΙΑΚΟΣΙΟΤΣΛΟΓΟΝΗΝΕΓΚΕΠΑΡΑ
ΧΡΗΜΑΩΝΕΝΕΚΕΝΟΔΗΜΟΣΠΟΛΛΑΚΙΣΑΤΤΟΓΚΑΙ
ΠΡΟΤΕΓΟΝΕΣΤΕΦΑΝΩΚΩΣΚΑΙΤΟΤΕΣΤΕΦΑΝΩΣΕΝ
ΕΠΙΤΗΙΤΟΤΛΟΓΟΤΑΠΟΔΕΙΞΕΙΕΤΙΔΕΛΟΙΠΗΣΟΤΣΗΣ
ΑΣΤΝΤΕΛΕΣΤΟΤΤΙΣΚΑΤΑΤΟΜΠΟΣΙΟΣΠΤΓΟΝΣΧΟΙ
ΝΙΑΙΑΣΕΙΣΤΟΝΕΠΑΝΩΤΟΠΟΝΕΠΙΚΑΛΕΣΑΜΕΝΟΣΟ
ΔΗΜΟΣΗΞΙΩΣΕΚΑΙΤΑΤΤΗΝΣΤΝΤΕΛΕΣΑΣΘΑΙΤΕ
ΤΑΡΤΗΝΟΤΣΑΝΣΧΟΙΝΙΑΙΑΝΠΡΩΤΟΓΕΝΗΣΔΕΟΤ
ΔΕΜΒΟΤΛΟΜΕΝΟΣΑΧΑΡΙΣΤΕΙΝΤΠΕΜΕΙΝΕΚΑΙΤΑΤ
ΤΗΝΤΗΝΤΕΙΧΟΔΟΜΙΑΝΕΙΣΗΜΠΡΟΕΘΗΚΕΧΡΤΣΟΤΣΕ
ΚΑΤΟΝΕΠΙΤΕΤΗΣΚΟΙΝΗΣΟΙΚΟΝΟΜΙΑΣΚΑΙΤΑΜΙΕΙ
ΑΣΓΕΝΟΜΕΝΟΣΚΑΙΧΕΙΡΙΣΑΣΤΑΣΜΕΓΙΣΤΑΣΤΗΣΠΟΛΕ
ΩΣΠΡΟΣΟΔΟΤΣΟΤΔΕΝΑΜΕΝΤΩΝΤΕΛΩΝΩΝΕΚΤΩΝ
ΤΠΑΡΧΟΝΤΩΝΕΞΕΒΑΛΕΟΤΔΕΝΟΣΔΑΠΗΛΛΟΤΤΙ
ΩΣΕΟΤΔΕΝΤΩΝΤΠΑΡΧΟΝΤΩΝΣΤΜΠΕΡΙΕΝΕΓΧΘΕΙ ς
ΔΕΤΟΙΣΚΑΙΡΟΙΣΑΤΤΩΜΠΑΣΙΤΟΙΣΜΕΝΑΦΕΣΕΙΣΕ
ΠΟΙΗΣΑΤΟΤΩΓΧΡΗΜΑΤΩΝΤΟΙΣΔΕΣΤΜΠΕΡΙΕΝΕΓ
ΧΘΕΙΣΧΡΟΝΟΝΟΣΟΝΗΒΟΤΛΟΝΤΟΤΟΚΟΝΟΤΔΕΝΑΕ
ΠΡΑΞΑΤΟΠΛΕΙΣΤΑΔΕΧΕΙΡΙΣΑΣΤΩΓΚΟΙΝΩΝΤΡΙΑΔΕ
ΕΤΗΣΤΝΕΧΩΣΠΑΝΤΑΔΙΩΙΚΗΣΕΝΟΡΘΩΣΚΑΙΔΙΚΑΙ
ΩΣΤΟΤΣΜΕΝΛΟΓΟΤΣΕΝΤΟΙΣΩΡΙΣΜΕΝΟΙΣΧΡΟΝΟΙΣΑ
ΠΟΦΕΡΩΝΤΑΔΑΠΟΤΩΜΠΡΟΣΟΔΩΜΠΙΠΤΟΝΤΑ
ΕΝΤΟΙΣΤΗΣΠΟΛΙΤΕΙΑΣΧΡΟΝΟΙΣΠΑΡΑΔΕΞΑΜΕΝΟΣ
ΕΙΣΚΟΜΙΔΗ ν ΕΑΤΤΩΙΟΤΓΕΓΕΝΗΜΕΝΟΤΤΟΤΤΟΤΕΠΑ
ΛΗΘΕΙΑΣΕΞΩΝΑΠΕΛΤΣΕΜΕΝΤΗΜΠΟΛΙΝΟΦΕΙΛΗ
ΜΑΤΩΝΠΑΡΕΛΤΣΕΔΕΤΟΚΩΝΤΩΝΔΕΝΤΗΙΠΟΛΕΙ
ΚΑΚΩΣΔΙΑΚΕΙΜΕΝΩΝΠΑΝΤΩΝΔΙΑΤΕΤΟΤΣΠΟΛΕ
μοΤΣΚΑΙΤΑΣΑΦΟΡΙΑΣΚΑΙΤΩΝΤΠΑΡΧΟΝΤΩΝΕΙΣΤΟ
μηΘΕΝΗΚΟΝΤΩΝΖΗΤΗΣΑΝΤΟΣΤΠΕΡΤΟΤΤΩΝΤΟΤ
ἐημΟΤΕΠΙΜΗΝΙΕΤΣΑΙΚΑΙΠΡΟΝΟΗΣΑΙΧΡΗΣΙΜΩΣ
τοιΣΤΕΔΑΝΕΙΣΤΑΙΣΚΑΙΤΟΙΣΧΡΗΣΤΑΙΣΟΦΕΙΛΟΜΕΝΩΝ
αΤΤΩΙΚΑΙΤΩΙΠΑΤΡΙΧΡΤΣΩΝΕΞΑΚΙΣΧΙΛΙΩΝΠΡΩΤΟΣ
εΠΕΤΡΕΨΕΤΩΙΔΗΜΩΙΟΝΑΜΒΟΤΛΗΤΑΙΤΡΟΠΟΓΧΓΗσ
ασϑαι ΑΤΤΩΙΑΞΙΩΣΑΝΤΟΣΔΕΑΦΕΣΙΜΠΟΙΗΣΑΣ
ϑαι τοις χρης ΤΑΙΣΑΦΗΚΕΠΑΣΙΠΑΝΤΑΚΑΙΟΤΔΕΝΑ
. . . . . ΟΤΕΡΟΝΑΤΤΩΝΟΜΙΣΑΣΕΙΝΑΙ
. . . . . ΤΠΑΡΧΕΙΝΕΤΝΟΙΑΝΤΟΤΙΔ
. . . . . ΕΘΡΑΤΣΜΕΝΟΣΤΟΙΣΤΠΑ
. . . . . ΑΤΤΟΙΣΟΤΚΕΛΑΣΣΟΤΣ
. . . . . ΟΤΣΟΤΣΑΠΑΣΙΤΟΙΣ
. . . . . ΠΡΟΣΟΤΔΕΝΑΕ
. . . . . ΤΕΙΧ

zahlen mußte, weil die öffentlichen Fahrzeuge im schlechten Zustande und ohne Segel waren, so erbot er sich, auch diese auszubessern, und nachdem er auf alles dieses zweyhundert Goldstücke verwendet hatte, legte er alsogleich die Rechnung ab. Dieser (Verdienste) wegen krönte ihn das Volk, das ihn schon früher oft gekrönt hatte, nach abgelegter Rechnung. Da ferner die Schiffstauwerkstätte am Thurme des Posis, gegen den obern Ort zu, noch unvollendet geblieben war, rief ihn (den Protogenes) das Volk herbey, und forderte ihn auf, auch diese — und es war dieß die vierte Schifftauwerkstätte — vollenden zu lassen. Protogenes, der durchaus nicht ungefällig seyn wollte, übernahm auch diese Baute, zu welcher er hundert Goldstücke erlegte. Als er Schatzmeister der öffentlichen Verwaltung ward, und die größten Einkünfte der Stadt unter den Händen hatte, brachte er keinen der Zollpächter um seine Vortheile, beeinträchtigte keinen in seinen Einkünften, und gewährte, indem er sich nach den Zeitumständen richtete, den Einen Geldnachlaß, und forderte von den Andern, so lange sie wollten, keine Zinsen; und da er den größten Theil der öffentlichen Gelder durch drey Jahre fortwährend unter den Händen hatte, verwaltete er alles gut und rechtlich, legte die Rechnungen zu den bestimmten Zeiten ab, und nahm den Theil der Einkünfte, der während der Zeit seiner Magistratur einging, als Ersatz, — obgleich es dieß in der That nicht war, — dafür an, daß er die Stadt von Schulden frey gemacht und ihr Zinsen erlassen hatte. Da die Stadt durch Kriege und Mißwachs in üble Umstände gerathen, ihr Vermögen auf Nichts herabgekommen war, und das Volk verlangt hatte, man solle dieserwegen monatliche Fristen (?) gestatten, und zum Vortheile der Gläubiger und Schuldner nützliche Vorkehrungen treffen, so war er, obgleich er und sein Vater sechstausend Goldstücke ausständig hatten, der erste, der es dem Volke überließ, auf welche Weise es wolle, mit ihm zu verfügen; da nun das Volk einen Nachlaß für die Schuldner verlangte, so erließ er jedem die ganze Schuld. — —

Anmerkungen zu der unter Nr. 10 gelieferten Inſchrift.

1) Ein bisher unbekanntee König, welcher weiter unten (Z. 83) noch einmal genannt wird. Sein Name erinnert an Diodor's thrakiſchen König Ariophaenes (B. XX.), wie an Herodot's ſaciſchen Präfekten Artaphernes (V, 25 ff.). Auch nennt Herodot noch einen Achämeniden Phaenaſpes (III, 2; — von Asp, ein Pfeed?), den indiſchen Anführer Pharnazathres (VII, 65), einen Pharandares (IX, 75), einen Pharnuches (VII, 88), und endlich auch den Pharnakes. Der letztere dieſer Namen war im Bosporus ſo gemein, daß er auf der defekten griechiſchen Inſchrift eines nach Cambridge transportirten Marmors nicht weniger als zwanzig Mal vorkommt (ſ. Clarke's Greek Marbles etc. S. 6 und 7). — Phara findet ſich auch in Flußnamen vor, wie das Phaeacotys des Plinius (VI, 23) zeugt. Ob es ſo viel als roth bedeutet, mögen Orientaliſten entſcheiden. Bey Pflanzen ſcheint dieß wenigſtens der Fall zu ſeyn; denn ſo erhält die Lotosblume den Namen Nilufar oder Rufar, si purpureus aut rosaceus color additur (ſ. C. Sprengel's Antiq. botan. Spec. I. S. 60). — Aehnlich klingt das franzöſiſche fard (Schminke, Röthe), und das deutſche, nach Adelung in mehreren alten Mundarten vorkommende Far und Var, für Farbe, welches urſprünglich auch roth bedeutet haben könnte, gleichwie das ruſſiſche Kraßka (краска — Farbe) mit Kraßnyi (красный — roth) von einer Wurzel ſtammet.

2) Ueber dieſe Saier ſiehe oben S. 319 ff.

3) Neun-Männer, wie oben Z. 2 die Siebenmänner, wie die Triumviri und Decemviri der Römer, und wie die Dreyßig-Männer zu Athen. Ueberhaupt iſt in Hinſicht auf öffentliche Oekonomie der griechiſchen Städte vorzüglich A. Böckh's Werk unter dem Titel: die Staatshaushaltung der Athener (zwey Bände in 8. Berlin, 1817, mit 21 Inſchriften) zu Rathe zu ziehen.

4) Der Skeptuchen oder Scepterträger erwähnt Strabo XI, 496. Sie regierten über einzelne Volkerſchaften, wie die Achäer, Zygier und Heniochen ꝛc., waren aber Selbſtherrſchern unterworfen. Schon Homer bediente ſich des Ausdrucks Σκηπτοῦχος βασιλεύς (Il. I, 279: Scepterlger Rex, oder nach Voß's deutſcher Ueberſetzung I, 278: beſcepterter König). Σκηπτοῦχος konnte jedoch, wie ſchon Euſtathius anführet, in doppelter Bedeutung genommen werden, und ſowohl Stock- als Scepterträger heißen. S. Eustathii Archiepiscopi Thessalonicensis Commentarii in Homeri Iliadem, griechiſch und lateiniſch herausgegeben von Alexander Politus. Florenz, 1730, in drey Bd. in Fol. Bd. I, S. 55 und 184. — Auf gleiche Weiſe konnte auch das, dieſem vollkommen gleichgebildete Wort δαδοῦχος ſowohl einen gemeinen, wie einen eleuſiniſchen Fackelträger (letzteren in den Myſterien) bedeuten, wie auch der Baron Silvestre de Sacy in der zweyten Ausgabe der Recherches hist. et crit. sur les mystères du Paganisme, par M. le Baron de Sainte-Croix, Paris, 1817, 8. Bd. I. S. 219 bemerkt.

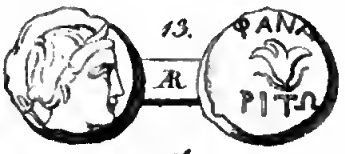
5) Dieſer Phormion erinnert an gleichnamige Perſonen im Demoſthenes. Gegen den einen, welcher im Bosporus blieb, während Pärisades mit den Skythen Krieg führte, iſt eine ganze Rede gerichtet. S. Opera Demosthenis. Oratio adv. Phormionem. Ed. D. I. I. Reiske. Lipsiae, 1775. 8. T. II. Auch wird in der erſten Rede wider den Stephanos eines Phormion's erwähnt, welcher Wechſelgeſchäften vorſtand, und in deſſen Angelegenheiten Stephanos einſt nach Byzanz gegangen war, als Phormion's Schiffe daſelbſt angehalten waren.

6) Einiges über dieſes Volk ſiehe oben S. 325.

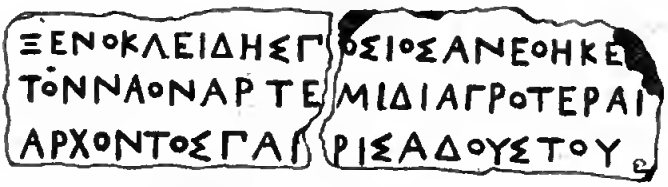
7) Da Seiri, Seirri, Seyri und Seyrri von einigen Autoren für Eins erkläret werden, ſo iſt hier zu bemerken, daß Plinius zwey Mal Skyren nennt. Und zwar (VI, 23) ein indiſch-perſiſches (?) Volk dieſes Namens (wogegen Aelian XVI. die Seiratae kennt), und (IV, 13) Skyren, Anwohner der Weichſel, und Nachbarn der Saematen und Veneden. — An ein Skios im Pierhaſſiſchen Gebiete, in Arkadien, deſſen Einwohner nach Steph. Byz. Seiritae hießen, wie an

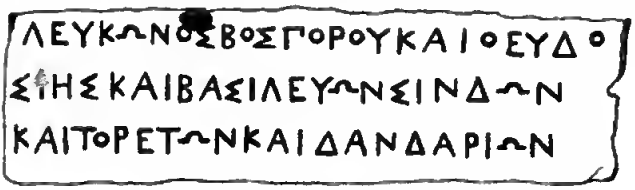
P. Fendi del. Jos. Stöber sc.

13.



14.





15.

16.

17. Ε ; Σ ; Ω ; ΝΗ ; ΠΡ ; ΤΗ ;

18. C Κ Υ Θ Ω Ν Ι .

19. ΤΗΝΓΝΩΜΗΝ ; ΕΠΑΙΝΟΥΜΕΝΟΣ ; ΠΑΝΤΩΝ .

τὴν γνώμην ὡς ; ἐπαινουμένος ; πάντων .

die Insel Scyros ꝛc. will Ref. hier nicht erinnern. Um so nöthiger aber ist es hier Heeren, d'Anville und Mannert zu Rathe zu ziehen. — In d'Anville's deutscher Ausgabe von Heeren kommen (I, 277) Scyrri an dem Westufer des Oberdons (der obern Donau?) vor, und ebendaselbst heißt es (V, 104), daß dem Konige der Heruler (Odoaker) sich unter andern Völkerschaften auch die Scirren anschlossen, als er gegen Rom zog, wo er gut aufgenommen wurde. Hiemit stimmt nun folgende Stelle in Mannert (III, 637 der Ausg. von 1798) überein: »Im heutigen Oesterreich und einem kleinen Theil von Ungarn fanden sich statt der Markomannen und Quaden jetzt (in der zweyten Hälfte des fünften Jahrh. nach Chr.) Rugier, und neben ihnen eine Horde von Sciren, auch Herulern. Das Leben des heil. Severinus (welches der Mönch Eugipius um das Jahr 511 beschrieben hat, und welches in Pez's Scriptt. rer. Austriacarum, Leipzig, 1721, in Fol. Bd. I, 62—92 abgedruckt ist) nimmt sie als lang bekannt in dieser Gegend an, und kennt auch den Odoacer (Odovacar), der, um Kriegsdienste zu nehmen, nach Italien zog, noch als einen unbedeutenden Krieger (vilissimo cune habitu, juvenis statura procerus), und doch erscheint er in den nächsten Jahren schon als Beherrscher von Italien.« Diesem ist hier noch folgende Anmerkung beygefügt: »Eine andere (Horde Skiren) hatte sich bey der Mündung des Isters neben den Moeso-Gothen gesetzt; wieder andere standen in römischen Diensten, und wieder andere, die Angisciri, sind unter den Hunnen oder nachgehenden Avaren.«

8) Die erste Hälfte dieses Namens erinnert an Herodot's Thyssageten, die beym Plinius (IV. 12) Thussa-getae heißen. Die Endsylben kommen aber auch in den Benennungen Sauromaten (Sarmaten oder Syr-mati, i. a. medi) und Jazamatae vor. Der Letzteren erwähnt Skymnus von Chios (s. Hudsoni Geogr. minores II, 51), wogegen das Fragment eines Periplus ponti Eusini im Hudson (I. S. 2) die Form Jasamatae hat, was hier in der lateinischen Uebersetzung als Jaxomatae wiedergegeben ist. — Im Cellarius werden die Jazamaten den mätischen Völkerschaften zugezählt.

9) Der Text darf hier wohl nicht durch: »am Gebirge wohnenden Mixhellenen« übersetzt werden, wenn man nicht die Abhänge der Steppenschluchten mit dem uneigenthümlichen Namen der Berge belegen will, da die ganze Gegend um Olbia eben ist, wie auch schon die vom Hrn. Staatsrath v. Blaramberg zu Paris, und vom Ref. (in russischer Sprache) zu St. Petersburg edirten Pläne jener Gegend beweisen.

10) Diese werden wohl ausgeartete Griechen gewesen seyn, wie Herodot's Kallipiden (IV, 17): qui sunt Graecoscythae (i. e. a Graecis facti Scythae); oder wie die Gelonen (IV, 108), die auch einmal Griechen gewesen seyn sollen. Ihre unläugbare Existenz ist ein neuer Beleg zur Glaubwürdigkeit der Herodot'schen Angaben, und scheint auch für unsere oben (S. 271) aufgestellte Ansicht zu zeugen.

Wien, im December 1822.

P. v. Koeppen.

Art. IX. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokesch, Oberlieutenant im kaiserlich-österreichischen Generalstabe. Wien, bey Karl Schaumburg et Comp. 1823. 346 S. in 8.

Wenn wir diese Denkwürdigkeiten als eine den Eigenschaften und Thaten des großen Feldherrn entsprechende lehrreiche Darstellung bezeichnen, so hoffen wir von keinem mit ihnen schon vertrauten Leser Widerspruch zu erfahren. Nicht der flüchtige Reiz der Neuheit ist es, durch den sie anzulocken und zu fesseln suchen, sondern die aus authentischen Quellen geschöpften Angaben, welche sie mittheilen, machen sie zu einer Urkunde für die

Geschichte. Nur für Entfernte könnte die Erinnerung nothwendig seyn, daß, wenn derselbe Mann, dessen Namen sie plötzlich in unerwarteter Glorie an der Spitze der Weltbegebenheiten erscheinen sahen, hier auf allen Lebensstufen in gleichem bleibenden Glanze, in allen Verhältnissen großartig, sich und seinem Berufe treu, vor ihnen steht, sie nicht glauben dürfen, eine den Manen des Verstorbenen schmeichelnde Lobrede zu lesen. Wie die lautere Wahrheit hier jeden Zug zu dem Gemälde geliefert hat, wie nur ein schuldiger Zoll dem Verdienste dargebracht ist, darüber kann unter Nahen nur Eine Stimme herrschen. Darum fühlen wir uns aber auch gedrungen, die günstigen Verhältnisse zu preisen, unter welchen diese verdienstliche Arbeit unternommen worden, so wie die Mittheilungen dankbar anzuerkennen, die zu dem trefflichen Zwecke geschehen sind. Denn es ist ja bekannt genug, daß — mit Ausnahme des Alterthums — deßwegen ein so empfindlicher Mangel an echten Biographien in der ganzen Geschichte Statt findet, weil es stets schwer war, den Charakter und die Wirksamkeit eines Mannes, welcher in ein großes Ganze gewichtig eingriff, bald nach seinem Hinscheiden in vollständiger Darstellung der Nachwelt zu überliefern, ohne daß öffentliche Verhältnisse, persönliche Rücksichten, Vorurtheile, selbst das Helldunkel mancher Thatsachen hemmend und beengend einwirkten. — Ganz im Gegensatze damit war hier die Gegenwart zu benutzen vergönnt, um durch das von den Thatsachen ausströmende Licht jede Wolke der Zweifelsucht oder der Mißgunst zu zertheilen, und so wird manches Urtheil, welches mit wohlfeiler Leichtigkeit über die jüngste Vergangenheit gefällt worden ist, hier wohl seine Berichtigung finden, sie müßte denn auf keine Weise gewünscht werden.

Somit ist der Charakter dieses Werkes gleich im voraus angegeben; allein, indem es nicht nur die öffentlichen Verhältnisse und militärischen Ereignisse, in welche Fürst Schwarzenberg eingriff, darstellt, sondern das ganze Leben und Wirken desselben umfaßt, so bestimmt sich hiernach jede Beurtheilung. Welches Bild des großen Mannes zeigt sich uns? Welches war dessen eigenthümliches Verdienst in dem gewaltigen Umschwunge, welcher unsern Welttheil unter seiner Mitwirkung getroffen hat? Wie entsprach der äußern Thätigkeit sein inneres Wesen? Ist das Geheimniß seines Gemüths aufgeschlossen? Das sind zunächst die Fragen, die jeden denkenden Leser beschäftigen werden. Zergliedernd, erörternd nach Art eigentlicher Recensionen zu Werke zu gehen, um darzuthun, in wie fern das vorliegende Werk jene Fragen erschöpfend beantwortet, dürfte dem Gegenstande weniger angemessen, und überhaupt ungenügend befunden wer-

den, und vielmehr rathsamer seyn, hier eine für sich bestehende Skizze zu versuchen, wobey ein günstiges Geschick, welches dem Schreibenden längere Zeit in der Nähe des Fürsten zu seyn verstattete, hülfreiche Hand leisten möge: was hiefür die Denkwürdigkeiten Bemerkenswerthes an Aussprüchen und Aufschlüssen, theils aus den Archiven des Fürsten, theils aus andern Quellen und Mittheilungen liefern, wird, so weit es der Raum gestattet, namentlich hervorgehoben werden.

Fürst Karl zu Schwarzenberg (der zweyte Sohn des regierenden Fürsten Johann Friedrich zu Schwarzenberg, geboren in Wien am 15. April 1771) war in ursprünglicher Bedeutung des herrlichen deutschen Wortes, Fürst, hervorstehend als Held, als Staatsmann, als Feldherr, als Mensch. Von ausgezeichneten Ahnen abstammend — wem ist der Retter von Raab nicht bekannt? — schienen alle mannigfachen vereinzelten Vorzüge derselben in dem Einen vereinigt und erhöht sich wiederzufinden, damit er für immer der Stolz dieses edlen Geschlechtes, die Stütze des Vaterlandes und eine Zierde des Zeitalters werde. Schon früh verkündigte alles in ihm den Krieger, der fähig sey, selbst sich den Schauplatz zu erweitern. Geburt, Umgebungen, Zeitverhältnisse kamen fördernd hinzu. Ein schön gebauter, kräftiger, behender Körper erleichterte jede Uebung, welche der Krieg heischt, oder welche in der Gesellschaft vergnügt: im Reiten, Fechten, Jagen, Tanzen hatte es der Fürst als Jüngling zu großer Vollkommenheit gebracht; noch während seiner letzten Lebensjahre bewährte er sich bey gehemmtem Gebrauche der Glieder als sicher treffenden Schützen. Eigenschaften des Geistes, die eben so glänzend, als gediegen waren, gesellten sich die schönsten Gaben des Gemüthes zu, in einem Maße, wie selten hier auf Erden. Wiewohl beyde aufmerksamer Pflege früh genossen, so war und blieb doch die höhere wissenschaftliche Ausbildung das eigne Werk des Fürsten, Erzeugniß einer dauernden Anstrengung, welcher kaum körperliche Leiden Einhalt thaten. Schon dieß gab einen sprechenden Beweis geistiger Tiefe; noch mehr, daß die jenem Zeitalter anhaftende Vorliebe für die französische Literatur, als ein Universalbildungsmittel, ihn keineswegs befangen hielt; im Gegentheil überzeugte die gewandte Feinheit und die beredte Anmuth, mit der er sich später in der Muttersprache — oft zur Bewunderung derer, die ihm nahten — ausdrückte, daß ein richtiger Takt ihn zu einer freyen und mehrseitigen Bildung früh geleitet habe.

Der Fürst eröffnete seine kriegerische Laufbahn in einem Alter von siebzehn Jahren unter den Augen seines Monarchen, Kaisers Joseph II., unter unmittelbarer Leitung des erfahrnen Lacy und des unsterblichen Loudon in dem Kriege gegen die

Türken. In demselben fehlte es nicht an Gelegenheit, Muth, Ausdauer und Geschick zu zeigen. Schwarzenberg versäumte keine, die sich ihm darbot. Beyde Feldherren zeichneten ihn aus, besonders Loudon, welcher bey der Belagerung von Berbir (1789) »den Muth, den Beobachtungsgeist und die unermüdete Thätigkeit des Hauptmanns Fürsten Schwarzenberg« öffentlich lobte und durch einen auffallenden Beweis von ungemeinem Eifer veranlaßt wurde, ihm eine große Rolle für die Zukunft vorauszusagen. Trotz jener jugendlichen Kühnheit, welche nicht bloß die Gefahr als Bahn zur Auszeichnung aufsucht, sondern ihr keck folgt, weil sie reizt, wurde er wunderbar erhalten: auch während aller spätern Feldzüge in den drohendsten Augenblicken erhielt der Fürst keine gefährliche Wunde — eine einzige leichte bey Bar sur Aube im Jahre 1814. — Er entging stets der Gefangenschaft, und häufige höchst unglückliche Stürze vom Pferde schadeten nur auf kurze Zeit seiner Gesundheit; — dürfen wir nicht glauben, daß ihn die Vorsehung für eine höhere Bestimmung bewahrte!

Wir folgen jetzt dem von Stufe zu Stufe rasch fortschreitenden jungen Helden durch die Campagnen während der Revolutionskriege, in den Niederlanden, am Rhein und in Deutschland. Wir sehen ihn als ein und zwanzigjährigen Major einen Entwurf zur Einnahme von Philippeville machen (im Oktober 1792), dessen mißlungene Ausführung nicht an ihm lag; dann der unglücklichen Schlacht von Jemappes (6. November 1792) und als Oberstlieutenant der siegreichen von Neerwinden (den 18. März 1793) beywohnen, glückliche Reitergefechte bestehen, häufig die Vorposten befehligen. Dann zieht unsere Blicke eine der glänzendsten, für die Kriegsgeschichte sehr denkwürdigen Waffenthaten auf sich (auch in des Generals von Bismark Vorlesungen über die Taktik der Reiterey erwähnt, doch unter einem falschen Namen, indem sie dort einem Fürsten von Schwarzburg, wie die Denkwürdigkeiten angeben, zugeschrieben wird). Als Oberst greift der Fürst unter dem Befehl des Herzogs von York an der Spitze seines Kürassierregiments von Zeschwitz und zwölf Schwadronen englischer schwerer Kavallerie die Franzosen, welche Landrecy zu entsetzen suchten, bey Cateau in ihrem 30,000 Mann starken linken Flügel an, schlägt sie gänzlich in die Flucht und erbeutet 32 Kanonen und 29 Munitions-Karren (den 26. April 1794). Der Fall von Landrecy war die Folge dieses Sieges über einen funfzehnmal stärkern Feind. Weiter zeigt sich der Fürst in der wichtigen Schlacht von Fleurus, welche über das Schicksal der Niederlande entschied (den 26. Juny) auf das thätigste, wiewohl nicht vom Glücke begünstigt.

Im Jahre 1795 steht er unter Wurmser am Rhein und nimmt an mehreren Angriffen und Gefechten Theil, welche besonders im Herbste jenes Jahres für die österreichischen Waffen glücklich ausfielen. Sein Wirkungskreis erweitert sich, als der Erzherzog Karl über das im Sommer des Jahres 1796 hinter die Naab zurückgedrängte Heer den Oberbefehl erhält, die für ihn begeisterten Krieger von Sieg zu Sieg führt, die Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde an sich und seine Fahnen fesselt. Schwarzenberg trägt sehr viel zum Gewinn der Schlacht von Würzburg (den 3. September) bey, wie der Schlachtbericht es von ihm rühmt. In diesen Tagen von seinem Kaiser, der seine Verdienste zu würdigen versteht, zum Generalmajor erhoben, wirkt er mit zur Verfolgung des flüchtigen Feindes sowohl am Nieder- als Oberrhein. — Die Denkwürdigkeiten widerlegen hier die auch von Sarrazin (Campagne de 1812. Paris 1815, pag. 416) aufgenommene Nachricht seiner Gefangengebung in Kehl. — Hierauf folgte der Fürst aufs Eiligste der Einladung des Erzherzogs Karl, als dieser nach den Ereignissen in Italien die dortige Armee in die Erblande zurückführte; er übernahm und sicherte mit Thätigkeit den Rückzug durch Innerösterreich. So befehligte er wieder im Jahre 1797 die um Mannheim stehenden Vortruppen, bis der Friede von Campo Formio eine kurze Ruhe gewährte. — Beym Wiederausbruche des Krieges sehen wir den Fürsten in dem Feldzuge von 1799, welchen der Erzherzog Karl so glänzend eröffnete, gleich Anfangs das Treffen bey Ostrach (den 21. März) dadurch entscheiden helfen, daß er vereinigt mit dem heldenmüthigen Prinzen jenen Ort nahm: auf der raschen Verfolgung des Feindes wäre beynahe der Divisionsgeneral Soult in seine Hände gefallen. Geschickt zog er sich dann auf Stockach zurück und behauptete in der Schlacht bey diesem Orte (den 25. März) die ihm angewiesene Stellung. Wichtige Bewegungen, zu denen ihn bey Versetzung des Kriegsschauplatzes in die Schweiz der Erzherzog bestimmte, mißlangen aus Gründen, welche die Geschichte des Feldzugs 1799 (Wien 1819, II. 125) angibt.

Darauf erscheint der Fürst im August wieder am Mittelrhein und unter den Ersten, welche den 18. September Mannheim stürmen. Die Rheinufer beobachtend unterstützt er den damaligen Oberst Wrede mit Rath und That zum Aufrufe des Landsturmes in den pfälzischen Rheinlanden, bis ihn Krankheit nöthigt, das Heer zu verlassen.

Der furchtbare Schritt jener Zeit, welcher große Anstrengungen, glänzende Waffenthaten, selbst wohlberechnete Plane über den Haufen warf und gerechte Wünsche zertrat, berührte

auch den Fürsten auf die eigenste Weise. Indem dieser von dem allgemeinen Mißgeschick tief erschüttert wurde, aber auch von einer trügerischen Einbildung sich nicht verführen ließ, versagte ihm das Glück, welches in den Augen der Welt zum Waffenruhm unentbehrlich ist, theils den Namen, der ihm aus so guten Gründen bereits gebührte, theils die Gelegenheit, noch einen größern zu erwerben; allein alle bittere Erfahrungen, welche sich mannigfach darboten, drängten ihn nicht in das streng bewahrte Heiligthum des eignen Innern zurück, so daß er, wie viele Bessere der Zeit, schroff, untheilnehmend und kalt geworden wäre, sondern sie erhoben vielmehr die Größe seines Geistes und weckten den Ernst und die Besonnenheit, durch die der Held in ihm zum Feldherrn reifte.

Sobald seine Gesundheitsumstände und der im Jahre 1800 abgeschlossene Waffenstillstand es zuließen, zeigte sich Fürst Schwarzenberg, jetzt Feldmarschall-Lieutenant, wieder im Felde. Unaufgefordert, von seiner Ueberzeugung bewogen, sendete er dem Erzherzog Johann Vorschläge zur Eröffnung des Feldzugs ein, welche die Denkwürdigkeiten näher beleuchten. Es kam zur Schlacht von Hohenlinden; der Feind suchte die Vereinigung der österreichischen Heeresabtheilungen zu verhindern, besonders war der rechte Flügel getrennt auf dem Wege nach Landshut zu; von dessen zwey Treffen befehligte das eine der Fürst: angewiesen Hohenlinden zu erreichen, drang er Trotz dem heftigen Widerstande des Feindes bis auf die letzte jenen Ort beherrschende Höhe vor; da bemerkt, vernimmt er den ungünstigen Stand des übrigen Heeres; im Besitze theuer erkaufter Vortheile sieht er sich bald abgeschnitten, überflügelt, sogar im Rücken bedroht: nichts scheint übrig zu bleiben, als sich zu ergeben, wozu der Feind auffordert; dennoch rettet sich Schwarzenberg ohne eine Kanone zu verlieren. Seine bewundernswürdige Entschlossenheit erkannte auch der feindliche Oberbefehlshaber mit Achtung an — es war bekanntlich Moreau, der damals nicht ahnte, daß aus dieser Achtung die freundschaftlichste Verbindung zu ganz andern Zwecken erwachsen sollte. — Auf dem sodann erfolgenden Rückzuge durch Oesterreich that der Fürst, was er thun konnte, den drängenden Feind zu beschäftigen und abzuhalten. Zur Belohnung seiner Verdienste bewirkte der Erzherzog Karl, daß der Monarch den Fürsten zum Inhaber des zweyten Uhlanenregiments ernannte; dieses Regiment, von ihm in den früheren Feldzügen zu siegreichen Kämpfen geführt, war ihm Mann für Mann bis in den Tod ergeben: von nun an trägt es Schwarzenbergs Namen mit Recht auf ewige Zeiten.

Nach dem Lüneviller Frieden hatte der Fürst zwar seine erste

diplomatische Sendung, allein wir kommen auf sie später zurück und folgen ihm jetzt auf seiner Heldenlaufbahn zu der That, die zuerst die Blicke Europa's, selbst mitten in dem Erstaunen und Schrecken, welchen die großen Ereignisse verbreiteten, auf den Fürsten zu lenken vermochte — dem Rückzuge von Ulm. Die Sendung nach München, mit welcher der Kaiser ihn im Jahre 1805 beauftragte, hatte nicht den gewünschten Erfolg gehabt; Personen nicht ohne Bedeutung bürdeten der Persönlichkeit des Fürsten auf, was die Schuld der damaligen politischen Verhältnisse war, und Werke über die Zeitgeschichte schrieben es nach: allein der Fürst handelte hier, wie immer, durchaus der Ehre Oesterreichs und seiner eigenen gemäß. In dem Feldzuge, der nun unmittelbar begann, übernahm der Fürst die Führung einer Heeresabtheilung; es gelang ihm durch das Gefecht von Jungingen (11. Oktober) dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen, einen Vortheil, der freylich den übrigen Unfällen dieses Krieges nicht vorbeugen konnte. Der Generalquartiermeister Baron Mack, damals zu den vorzüglichsten Kennern der Kriegskunst gezählt, glaubte sich durch verschiedene Rücksichten, die theils allgemein bekannt, theils umständlicher im vorliegenden Werke angegeben sind, gebunden, auf der Stellung von Ulm zu beharren, und als die Bewegungen Napoleons keinen Zweifel über die zu treffende Wahl mehr zuließen, wollte er zwar einen Augenblick den Vorstellungen des Oberfeldherrn, des Erzherzogs Ferdinand, so wie denen des Fürsten Schwarzenberg, seines Freundes, der auch später öffentlich als sein Vertheidiger auftrat, nachgeben; allein es wurde endlich zu spät, sich aus den Netzen des übermächtigen Feindes zu ziehen. In dieser Gefahr, wehrlose Uebergabe vor Augen, beschloß der Erzherzog, das Aeußerste zu wagen, und wenigstens die Reiterey zu retten. Schwarzenberg erhielt über sie den Befehl. Er brach mitten durch feindliche Haufen, zog einige Verstärkungen an sich, wurde aber schon auf dem halben Wege nach Nürnberg von Murat eingeholt, der alles aufbot, den Prinzen und Heerführer zu seinem Gefangenen zu machen. Das erhöhte aber nur des Fürsten und der Seinigen Muth; wo dieser nicht ausreichte, wandte er Kriegslist an, vernichtete des Feindes sichere Hoffnung und erreichte unter täglichen Gefechten, in acht Tagen über funfzig deutsche Meilen zurücklegend, den vaterländischen Boden bey Eger. Es waren ihrer nicht mehr als 1800 Reiter, die das kühne Wagestück vollbracht hatten. Murat hielt sich noch in spätern Zeiten überzeugt, es mit 5—6000 Mann zu thun gehabt zu haben. Die That hatte sich des ausgezeichneten Lobes des Monarchen zu erfreuen. Wiewohl der Fürst an den Folgen der großen Anstrengung litt, so

raffte er sich doch bald auf, um seine Dienste nicht der Fortsetzung des Krieges zu entziehen; er wohnte der Schlacht von Austerlitz bey, deren Verlust er voraussah und sagte. Bey der Zusammenkunft der beyden Kaiser, welche sodann Statt fand, war er in der Begleitung seines Monarchen; es war das erste Mal, daß er mit Napoleon sprach.

Wir sind nun dem Zeitpunkte nahe gekommen, wo der Fürst Schwarzenberg als Diplomat und Staatsmann dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste leisten, und sich selbst die Basis seiner Größe legen sollte. Der Fürst, der verschiedenartige Anlagen in sich verband, hatte die entschiedensten zum Diplomaten. Bey dem ersten Auftreten für sich einnehmend, wußte er durch offenen Vortrag zu gewinnen, durch klaren zu überzeugen; bald vertraut mit Menschen und Verhältnissen ließ er sich dennoch nicht errathen; eine ihm eigene Würde verschaffte dem Privatmanne Achtung und eignete ihn um so mehr zum Stellvertreter einer großen Macht: dabey ein freyer, großer Ueberblick der Geschäfte, Geradheit ohne Anmaßung, Festigkeit in Grundsätzen ohne Stolz. Vorbedeutend war der erste Schritt auf der neuen Laufbahn, die der Fürst übrigens nicht aus Vorliebe, sondern gehorsam den Pflichten gegen seinen Monarchen, betrat: es war die Sendung nach Petersburg im Jahre 1801, um nach Pauls I. Tode das Einverständniß beyder Höfe wieder herzustellen. Diesen Zweck hätte bey dem veränderten Stande der öffentlichen Angelegenheiten auch ein Anderer erreichen können, Fürst Schwarzenberg erreichte ihn vollständiger durch den Eindruck, welchen er auf den jugendlichen Kaiser Alexander machte. Es entfaltete sich daraus eine seitdem stets wachsende Werthschätzung, welche für den Fürsten nicht minder ehrenvoll, als ein Beweis der edlen Gesinnung des Kaisers Alexander war. Wer Zeuge gewesen ist, mit welchem aufmerksamen Zuvorkommen der Kaiser den Fürsten nicht bloß öffentlich, sondern im vertraulichen Zirkel auszeichnete, wird dem vollkommen beystimmen. Die allgemeinen Angelegenheiten ernteten davon die bleibendsten Früchte.

Wichtiger und bedenklicher zugleich war des Fürsten zweyte Sendung nach Petersburg. Nach der Zusammenkunft zu Erfurt hatte der Kaiser von Rußland ausdrücklich Schwarzenberg gewünscht als Botschafter an seinem Hofe zu sehen. Auf der Reise dahin zu Anfange des Jahres 1809 traf der Fürst oberhalb Riga mit dem Könige von Preußen und seiner Gemahlin zusammen, die beyde eben auf der Rückreise von Petersburg in ihr Land begriffen waren: die Königin, diese edle Frau, welche auch eine Hütte geschmückt hätte, für Preußen der Genius einer schönern Zukunft — sprach gegen den Fürsten, in

welchem sie bald ein verwandtes Gemüth wahrnahm, ihre Wünsche für die gemeinsamen Interessen mit der ihr eigenen warmen Begeisterung aus. Nicht ohne Rührung gedachte der Fürst noch in seinen letzten Lebensjahren jener, wenn auch nur kurzen, Unterredung. — In Petersburg genoß derselbe, Trotz dem in jenem Augenblicke einmal angenommenen Systeme des russischen Kabinets die größte Auszeichnung, bey Hofe eben sowohl, als im ganzen Publikum. Das letztere gab seine Stimmung für Oesterreich bey Ausbruch des Krieges laut und lebhaft zu erkennen, eine Stimmung, die auch der Norden Deutschlands schon 1805, entschiedner und umfassender aber 1809 theilte. »Viel war gewonnen, daß Rußland mit dem vertragsmäßigen Theile seiner »Streitkräfte nicht gleichzeitig mit Napoleon in die Schranken »gegen Oesterreich trat, und dieß war des Fürsten Werk. »Aber wer berechnet den Einfluß, den ein Sieg der Oesterreicher »auf das geflissentlich zögernde, mit seinem Entschlusse zurück»haltende Kabinet von St. Petersburg haben konnte.« So drücken sich hier die Denkwürdigkeiten aus; überhaupt geben diese über die öffentlichen Verhältnisse, an welchen der Fürst Theil nahm, und über die auftretenden Personen höchst merkwürdige Aufschlüsse, und diese mit solcher Bestimmtheit und Vertrautheit mit dem Gegenstande, daß sie auf Beyträge von durchaus Unterrichteten schließen lassen. Nach der unglücklichen Wendung, welche der Krieg von 1809 gleich in seinem Beginnen nahm, mußte der Fürst den Hof meiden, und — aber erst nach einiger Zeit — die Hauptstadt verlassen (23. May). »Ganz Petersburg »sah mit Wehmuth ihn scheiden. Selbst der Kaiser beklagte den »traurigen Gang der Verhältnisse.« Er traf noch zur rechten Zeit beym Heere wieder ein, um der Schlacht von Wagram beyzuwohnen und den meisterhaften Rückzug auf Znaym anordnen und bewerkstelligen zu helfen. Den 22. September wurde er zum General der Kavallerie ernannt.

Zeigte die zweyte Sendung nach Petersburg durch das in dem Kaiser Alexander zu dem Fürsten befestigte Vertrauen, von welchem dieser erhabene Monarch auffallende Beweise in der Entdeckung seiner wahren Ansichten während jener kritischen Momente gegeben hatte, erst später ihren vollen gewichtigen Einfluß, so sollte ein im damaligen Zeitpunkte glänzenderes Amt unmittelbar ersprießliche Vortheile dem allgemeinen Besten bringen — das eines Botschafters am französischen Kaiserhofe, welches dem Fürsten bald nach dem Wiener Frieden übertragen wurde. Oesterreich konnte nicht würdiger und kräftiger vertreten werden. Auch in dem Glanze, welcher gefordert wurde oder nothwendig schien, stand er nicht

nach. Da mußte ein glänzendes Fest, welches der Fürst zu Ehren der Kaiserin Marie Luise am 1. July 1810 gab, durch außerordentliche Zufälle wunderbar in sein Leben eingreifen. Der Brand, welcher während des Festes in dem dazu leicht aufgeführten Gebäude ausbrach, traf seinen Bruder, den regierenden Fürsten Joseph, mit dem schmerzhaftesten, erschütterndsten Unglücke, indem seine Gemahlin — eine wegen ihres Geistes und Herzens allgemein verehrte Frau — in den Flammen umkam, in die sie zurück geeilt war, als sie von ihrer Tochter durch einen niederstürzenden Balken getrennt wurde, nicht wissend, daß diese — obgleich sehr verletzt — gerettet sey. Den Fürsten selbst brachte eben jener Unfall in besondere Annäherung zu Napoleon. Die ruhige Fassung, welche jener in dem allgemeinen Schrecken zeigte, die Sorgfalt, mit der er auf nichts früher bedacht war, als den französischen Kaiser mit seiner Gemahlin zu retten, während die französischen Offiziere schon eine Verschwörung befürchteten, drangen Napoleon das Gefühl der Achtung so wie das der Dankbarkeit ab. Dieser war empfänglich für Charakterstärke, nur konnte er sie eher sich gegenüber dulden, als neben sich, wo er sie nöthigte sich unterzuordnen. Seit jenem Tage offenbarte Napoleon seine Zuneigung zu dem Fürsten auf das Sprechendste; er zog ihn in seine Begleitung auf Fahrten und Jagden, unterhielt sich ohne Rückhalt und gerne mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten und weihte ihn in seine Plane für die Zukunft ein. Der Fürst zog daraus unberechenbaren Gewinn. Die Aussprüche des Herrschers waren eben so bedeutsam, als die Worte des Meisters in der Kriegskunst oft belehrend.

Als der Ausbruch des Krieges 1812 unvermeidlich war, so wußte der Botschafter Napoleons Mißtrauen und die Bedenklichkeiten seiner Politik zu überwinden und erträgliche Bedingungen in dem Vertrage vom 14. März zu erwirken. Ueber die strenge Sorgfalt, den erhaltenen Weisungen nachzukommen, die Ruhe und klare Berücksichtigung des Wohles seines Vaterlandes, welche Schwarzenberg in diesen schwierigen Unterhandlungen bewies — »darüber — sagen die Denkwürdigkeiten — konnte Niemand ein »richtigeres Urtheil fällen, als der Minister, dessen Instruktionen »ihn leiteten, und der, mit dem Charakter des französischen Kai»sers und dem Geiste seines Kabinets gleich bekannt, den Gang »und das Resultat der Verhandlungen am besten zu würdigen »wußte.« — Für Preußen, das Napoleon mit unwürdiger Verachtung behandelte, verwandte sich der Fürst, in dem Urtheile über eine ehrenwerthe Nation von weiterschauendem Blicke geleitet, mit Wärme und Nachdruck, wodurch er heftigere Maßregeln gegen dasselbe zu verhindern wußte.

Als Befehlshaber der österreichischen Hülfsmacht in Galizien tritt von nun an der Fürst als Feldherr auf. — Dieser mit großen Schwierigkeiten und Beschwerden verknüpfte Feldzug, auf welchen der Fürst selbst nicht wenig Werth legte, ist von Kennern und Nichtkennern, von Freund und Feind einseitig und unrichtig beurtheilt worden, hauptsächlich aus unsichern Voraussetzungen oder aus mangelhafter Kenntniß der Thatsachen: er findet in den Denkwürdigkeiten eine mit Aktenstücken belegte Apologie. Napoleon selbst zeigte keine Spur von Tadel; während des Feldzugs hatte er den Kaiser von Oesterreich ersucht, den Fürsten wegen seiner Verdienste zum Feldmarschall zu befördern, nach demselben, als Schwarzenberg in Paris vor ihm erschien, empfing er ihn mit Lobsprüchen über sein Verhalten. Und doch hatte der Fürst, als jener mit dem gerüstetsten Heereszuge, welchen die neuere Geschichte aufzuweisen hat, ein unermeßliches Reich umzustürzen drohte, jede vertragswidrige Zumuthung der Franzosen standhaft zurückgewiesen, und die Selbstständigkeit der österreichischen Waffen wirksam verfochten. Allein als jene gewagte Unternehmung an der Festigkeit des Kaisers Alexander, der Aufopferung des russischen Volks, und dem Ungemache der Jahreszeit scheiterte; als Napoleon durch dieselben überraschenden Operationen, durch die er in seinen früheren Feldzügen bewunderte Siege erkämpfte, den Untergang des Heeres herbeygeführt hatte, und seine Generale alle Fassung verloren, stand Fürst Schwarzenberg allein gesammelt da, und verläugnete die Gesetze kriegerischer Ehre weder gegen den einen noch den andern der kriegführenden Theile.

Derselbe nahm nunmehr bald den ihm gebührenden Platz ein und erreichte den Gipfel seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit. Die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 sind theils zu bekannt, theils liefern die Denkwürdigkeiten eine sich auszeichnende Darstellung der Einzelnheiten, so daß hier, wo es sich darum handelt, die Führung des Fürsten selbst in ein helleres Licht zu setzen, nur die Rede seyn kann von seinem eigenthümlichen Standpunkte einem solchen Gegner gegenüber, und von den Hauptideen, welche für die Leitung eines in Umfang und Zusammensetzung einzigen Ganzen von ihm ausgegangen sind. Die Ansichten und Ansprüche der verschiedenen Parteyen können auf diese Weise um so eher einen Vereinigungspunkt finden, als es ja eben die Vereinigung und das Zusammenwirken so mannigfacher Anstrengungen war, welches die großen Resultate hervorbrachte, und als der Fürst selbst dem Verdienste eines Jeden volles Recht zusprach. Nur würde man das Andenken des Feldherrn verletzen, wenn man auf die Ansicht derer eingehen wollte, welche dem Entschlusse, jedes Opfer

dem Gemeinwohle zu bringen, dem begeisterten Heldenmuthe und der Tapferkeit allein die glänzenden Erfolge der jüngsten Vergangenheit zuschreiben, oder in ihnen nichts als das Resultat seltener günstigen Zufälle erblicken. Ist es bey jedem Werke die Besonnenheit, welche, die heilige Flamme der Begeisterung als Priesterin hütend, dasselbe zur Reife bringt, so entscheidet sie insbesondere bey der Kriegsführung. Nur dadurch ist dem Feldherrn sein Ruhm gesichert: als großen Feldherrn stellt die Geschichte aber denjenigen auf, der mit dem Muthe und der Entschlossenheit des Kriegers, den Kenntnissen und Talenten des Anführers, große Massen auf ihrem Zuge über Flüsse und durch Gebirge, auf wegsamen oder schwierigen Straßen nach einem vorgesteckten Ziele mit vorherrschendem Geiste zu leiten und jeden besondern Plan nach den Erfordernissen des Augenblicks umzugestalten weiß. Wir versuchen, die Ansprüche des Fürsten an einen solchen Namen anzudeuten.

Der Minister, welcher damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich stand und noch steht — Fürst Metternich — ließ sich nicht von dem Rausche des Augenblicks, in dem die Meisten befangen waren, hinreißen; in weiser Erwägung und Vorbereitung der Mittel, Widerstand auf die Dauer zu leisten, hielt er Napoleon über die wahre Gesinnung Oesterreichs in Ungewißheit, und als er aller Welt bewiesen hatte, daß jener keinen friedlichen Zustand, nichts als den Krieg wolle, so bot er ihm diesen auch in seiner ganzen gewaltigen Größe. Zur obersten Leitung des entscheidenden Kampfes hielt auch er den Fürsten Schwarzenberg besonders geeignet; beyde täuschten sich nicht über ihren Gegner, bey der Wahl der Mittel, ihn zu demüthigen.

Dem Kaiser Napoleon so wie dem General Bonaparte, hatte dieselbe Revolution, deren vielköpfige Hyder er glücklich zu bezwingen verstand, seinen Gesichtskreis vorgezeichnet: er machte sich zu ihrem Haupte und lenkte sie nach seinem Willen. Indem ihm der Sinn für die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre geschichtliche Entwicklung durchaus mangelte, dachte er sich überall in dem Mittelpunkte eines großen Lagers; die Maschinerie seiner Heere, die er wie nur irgend ein Feldherr meisterhaft eingerichtet hatte, sollte der aller Staaten zum Muster dienen, die sein Arm ergreifen konnte. So baute er, ohne von Natur grausam oder boshaft zu seyn, seine Plane schonungslos auf den Untergang einer Generation; auch die härtesten Schläge hielten ihn von ihrer Verfolgung nicht ab: er bedauerte nur und betrachtete es als einen Treubruch gegen sich selbst, wenn ihm eine menschliche Rücksicht warnend entgegentrat und ihn fesselte; im Be-

wußtseyn seiner Ueberlegenheit, stolz und zuversichtlich gemacht durch einen an das Wunderbare gränzenden Erfolg sah er sich nicht als ein Werkzeug der Vorsehung, sondern als den Vollstrecker eines allgewaltigen Schicksals an. So war der Mann, dem sich der Fürst, ihn ganz würdigend, ohne Eigendünkel, ohne Ruhmsucht mit der entschiedensten Ruhe entgegenstellte. Diese Sicherheit erwarb ihm das volle Zutrauen der verbündeten Monarchen. Die Wirkungen davon sind offenbar, weniger die Plane, welche der Fürst angab, um jene hervorzubringen.

Er erwog, daß, Trotz dem Beytritte Oesterreichs zur allgemeinen Sache, Napoleon entscheidende Vortheile für sich habe; an der Spitze eines 360,000 Mann starken Heeres, das ihm blind ergeben war, durch den Besitz von Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel in dem Mittelpunkte begründet, konnte sich dieser nach allen Seiten hinwenden und eine vermeinte Uebermacht — die Verbündeten zählten insgesammt 486,000 Mann, — durch theilweise Angriffe auflösen und vernichten. Eine Hauptschlacht mußte er um so mehr suchen, als er das Uebergewicht von Einheit, Erfahrung und Genie in die Wagschale zu legen hoffte. Der Feldmarschall suchte gegen ihn die Spitzen seiner eignen Waffen zu kehren, jeder Entscheidung auszuweichen, ihn durch theilweise Angriffe zu schwächen und ihn im ermatteten Zustande zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Daher wandte er von Anfang an seinen Blick auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, nach dem die Operationen der einzelnen Heere hinzielen und zuletzt alle Kräfte sich vereinigen sollten. Die in verschiedenen Richtungen laufenden Zügel in Einer Hand festzuhalten und übereinstimmend zu leiten, dazu gehörte eben so viel Gewandtheit als Ausdauer: Schwarzenberg bewies sie, und kräftige Mitwirkung, vor allem Blüchers, blieb nicht aus.

Von diesem Gesichtspunkte aus, war, wenn wir uns nicht irren, die Bewegung nach Dresden zu Anfange des Feldzugs der Hauptabsicht nach nichts anders als eine Diversion, um Napoleon von Schlesien abzuziehen; nur in einem sehr günstigen Falle ließ sich die Einnahme dieses bedeutenden Waffenplatzes erwarten: bekanntlich verspäteten Zufälle, die nicht in seiner Berechnung lagen, den Angriff auf denselben; eine Schlacht aber zu liefern, konnte wohl nicht unmittelbar der Plan des Fürsten seyn. Die Denkwürdigkeiten sprechen sich hier nicht deutlich aus. Die gewonnenen Vortheile des Feindes wußte Schwarzenberg durch den Sieg von Kulm unnütz zu machen, und das Ganze durch die unerschütterlich behauptete Stellung von Töplitz ins wahre Gleichgewicht zu setzen, bis der von ihm erspähte Zeitpunkt herannahte, zur Schlacht von Leipzig. Noch am 16.

Oktober ging nicht alles nach der Erwartung des Fürsten, namentlich von Seiten der Armee des Kronprinzen von Schweden; doch indem der Gegner den 17ten nicht angriff, gestand er seine Ermattung ein. Der 18. Oktober zeigte den Feldherrn Schwarzenberg in seinem ganzen Glanze. »Die Ruhe des »Fürsten im Ueberblicke des Ganzen blieb unerschütterlich. Unbe»fangenheit und Zuversicht waren auf seinem Antlitz. Ohne Zei»chen von Mühe betrieb er das große Werk. Er errieth die Ge»fahr in ihrem Werden, und wo sie war, hatte er schon die »Mittel herbeygeführt, ihr zu begegnen. Ein strenges Gesetz der »Ordnung sehen wir durch alle Angriffe walten, welche den Zufall »beynahe gänzlich aus der Reihe der wirkenden Kräfte ausschließt.« So sagen die Denkwürdigkeiten, in Ausdrücken, wie sie nur ein Augenzeuge gebrauchen darf. — Der geschlagene Feind floh über die kurz zuvor ihm noch unterthänigen, nun befreyten Staaten Deutschlands über den Rhein. Dieser Strom erschien Mehrern als abschreckende Gränze, die zur Berathung und Bedenkzeit auffordere; Schwarzenberg aber sprach für unaufhaltsame Fortsetzung des Kriegs, unter andern in Worten, welche, als Wiederstrahl seines großen Geistes, die Geschichte aufbewahren wird. »Ich nehme keinen Anstand zu sagen: Ich will nach Paris. Meine »Basis ist Europa vom Eismeer bis zum Hellespont. Für »diese wird doch Paris das Operationsobjekt seyn dürfen.« — Wie also des Fürsten Blick in Deutschland auf Leipzig gerichtet war, so erschien ihm in Frankreich als der Zielpunkt aller kriegerischen Unternehmungen Paris. Dem aufmerksamen Beobachter wird sich dem zu Folge ein gewisses Gesetz in scheinbar zufälligen Bewegungen kund geben, und zugleich klar werden, daß, wenn Widersprüche dazwischen eingreifen, der Feldherr nicht im Stande war, alle sich durchkreuzenden Interessen zu beschwichtigen. —

Der Fürst dringt durch die Schweiz in das Herz von Frankreich bis Langres vor, indem er die wichtige Vertheidigungslinie der Vogesen dem Feinde unnütz macht, und vereinigt sich am 24. Jänner an der Aube mit dem Feldmarschall Blücher. Als Napoleon mit seinen gesammelten Kräften sich auf letztern bey Brienne wirft, so ordnet Schwarzenberg bey diesem Orte die erste Schlacht auf französischem Boden an, überläßt aber, auf eignen Ruhm verzichtend, die Ausführung seinem wackern Mitfeldherrn (den 31. Jänner)*), wie früher die der Schlacht von Kulm dem General Barklay de Tolly. In seinen

*) Vergl. C. von Plotho, Krieg in Deutschland und Frankreich. III. p. 110.

Erwartungen getäuscht zeigt sich bald darauf Napoleon noch einmal in seiner ganzen Feldherrngröße, benutzt das theilweise Vorrücken des schlesischen Heeres und sprengt dieses so, daß es nur die bewundernswerthe Tapferkeit der Truppen vor Vernichtung rettet. Dieß erhöht die Vorsicht Schwarzenbergs bey der Erschöpfung des Heeres mitten im feindlichen Lande, unter aufrührerischgesinnten Bewohnern; er vereinigt die Truppen bey Troyes, weicht einer Schlacht aus und zieht sich hinter die Aube zurück. Doch sein erneutes Vorrücken verändert die Lage der Dinge, die nun immer günstiger wird; der Feldmarschall nimmt Bar sur Aube im Sturme, wobey er — zum ersten Male in seinem Leben — leicht verwundet wird und vereitelt Napoleons Plane, vereinzelte Heerestheile zu schlagen, durch das glänzende Treffen von Arcis (den 19. März). Jetzt wagt Napoleon mit großer Kühnheit das Aeußerste, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen und das Land in Aufruhr zu versetzen; allein Schwarzenberg setzt dem gleiche, aber begründetere Kühnheit entgegen, er beschließt auf Paris zu gehen und im Falle, daß sich auch die Hauptstadt nicht ergäbe, seine ganze Grundlinie nach den Niederlanden zu verlegen. Der glorreichste Erfolg krönte das Unternehmen. Viele haben die kühne Entschlossenheit des Fürsten mit Stillschweigen übergangen und seine Vorsicht als übertrieben getadelt, allein um Statt anderer Gründe mit einer geltenden Autorität aufzutreten, so genüge der rasche, noch im Alter jugendliche Blücher, welcher bey mehreren Gelegenheiten nach dem Kriege ihm laut Gerechtigkeit widerfahren ließ. Uebrigens gibt es keine erhabenern Denkmale für einen Feldherrnnamen, als die zwey Hauptereignisse, welche die Katastrophe des Weltdrama der Revolution bildeten; allein dem strategischen Genie Schwarzenbergs gebührt das besondere Verdienst, daß die leitenden Ideen von ihm kamen; dieß wird die prüfende Geschichte um so mehr anerkennen, in je reinere Ferne die gewaltigen Erscheinungen aus dem Vorgrunde der Gegenwart treten.

Eine passende Stelle findet hier auch ein Grundsatz des Fürsten, der ihn ganz bezeichnet: »Der Feldherr muß sich über jedes »aufgeopferte Leben Rechenschaft geben können.«

Das Schicksal hätte dem Fürsten die Bahn des Ruhms und der Verewigung versagen können, er wäre stets hervorragend als Mensch gewesen. Als solchen schildern ihn die Denkwürdigkeiten nur von einzelnen Seiten, wir wünschen dagegen den ganzen Charakter aufzufassen, wodurch sich auch seinem öffentlichen Wirken das wahre Licht mittheilt. — Und somit naht sich diese Skizze ihrem vorgesteckten Endziel, indem alles Frühere, was mit dem Rück-

blicke auf die Vergangenheit und nach einzelnen Aussagen zusammengestellt ist, von diesem Standpunkte aus nur gleichsam als Rahmen für das Bild des Menschen angesehen werden kann.

Zählt man einzelne Züge und Eigenschaften, wenn auch scharf und bestimmt, auf, so bildet dieß an sich noch nicht einen Charakter, da jene zum Theil auch ganz verschiedenen Personen zukommen könnten; sondern die bindende Einheit gibt erst individuelles Leben und Bedeutung. Die äußere Thätigkeit ferner ist von der innern Gesinnung oft durchaus zu trennen; ein besonderes Talent, ein rasches Fortschreiten auf vorgezeichneter Bahn kann für sich bestehen, ja sogar mit großer Verkehrtheit der letztern gepaart seyn. Wie läßt sich dagegen für die Wohlfahrt eines Ganzen etwas Dauerndes stiften ohne eine große Gesinnung, welche beseelt und leitet! Was das Verhältniß der Anlagen betrifft, so vermag oft starke Willenskraft außerordentlich viel über schwache Geisteskräfte: überwiegende Geisteskräfte verdecken moralische Gebrechen, ja große Fehler sind mit großen Tugenden vereint. Manche Charaktere erreichen erst ihr wahres Ziel durch Verirrungen, andere führt ihr Genius schützend und bewahrend mitten zwischen Abwegen hin die rechte Bahn. Aus diesem Verhältnisse der Geistes- und Gemüthskräfte ergeben sich so verschiedene, entgegengesetzte Charaktere, daß der einzelne, je mehr er sich scharf sondert, desto mehr etwas in sich enthält, was uns vermöge des verborgenen Zusammenhangs des Psychischen mit dem Animalischen unbegreiflich oder unmeßbar dünkt. Daher kann auf diesem Gebiete die Theorie so wenig entscheiden, indem gerade das nach ihr Verwandte in der Wirklichkeit sich feindlich gegenüber steht: wer wird zweifeln, daß ein großer Staatsmann ein großer Philosoph seyn kann, und doch weist die Geschichte eben so viele Zeugnisse dafür als dawider auf. Gleiches findet Statt zwischen dem Feldherrn und Staatsmann.

Wir fassen jetzt näher die geschichtlichen Charaktere ins Auge, von diesen ist die Mehrzahl nur nach ihren Thaten, einzelnen Handlungen und abgebrochenen Aeußerungen geschildert und so wenig in ihrem innern Wesen aufgeschlossen, daß eine Art Uebereinkunft über ihre Eigenschaften, Tugenden und Fehler, so mit ein gültiges Fachwerk angenommen ist: die mächtigen Scheidewände der Zeitalter, der Volksthümlichkeit und Stellung der Angelegenheiten sinken zusammen, dem Scheine stellen sich die Aehnlichkeiten überraschend dar. Es kann erfreulich seyn, einen griechischen Freyheitskämpfer, wie Epaminondas, neben einen römischen Triumphator, wie Scipio, diese neben einen ritterlichen Glaubenshelden, wie Gottfried von Bouillon, zu halten und mit ihnen einen Feldherrn der neuesten Zeit zu ver-

gleichen: unstreitig lassen sich einige gemeinsame Grundzüge nicht verkennen; aber wie trennen sich diese Charaktere bey genauerer Beobachtung! Andere Zeitalter entwickeln eben sowohl andere Talente, als Charaktere; insbesondere erfordert Behutsamkeit im Urtheil das unsrige, in welchem die Resultate von Jahrhunderten zusammenfließen, und der Verein lange getrennter oft fremdartiger Elemente eben so sehr Oberflächlichkeit und unbeständige Beweglichkeit veranlaßt, als einseitige und engherzige Beschränkung verbietet. Diese Ansichten führen uns auf unsern Gegenstand zurück.

Jener Sinn, welchen anhaltende Anschauung höherer Dinge und das Eindringen in die Tiefen der Wissenschaft entfaltet, auf dessen Schwingen sich der Dichter in der Sonnensphäre der Phantasie erhält — der Sinn für das über die Zeit Erhabene, Unvergängliche war in Schwarzenberg als Menschen der innerste Kern seines Wesens, allein er beseelte den Fürsten auf dem Gebiete des thätigen Lebens. In solcher Richtung entsagt dieser Sinn nicht der Wirklichkeit und zieht sich nicht von den Umgebungen zurück, sondern er tritt mit ihnen in Gemeinschaft und theilt sich ihnen mit: er verschmäht das Kleine und Vorübergehende nicht, allein es gilt ihm nur, in so fern daraus Großes und Dauerndes erwächst: mag es nun auf das Beste der Familie, oder auf das Heil des Staatswesens in seinen großen Gliedern, oder auf das Wohl und Wehe des Allgemeinen ankommen, immer bewährt sich jener Sinn als leitend, erhaltend, in die Zukunft schauend. So verstanden möchten wir von dem Verstorbenen sagen: er lebte ganz im Großen und für das Große; jeder, der ihn genauer kannte, hat es von seinem Standpunkte aus erfahren.

Gewisse Fehler, von denen es schwer ist, sich auf dem geräuschvollen Schauplatze des Lebens frey zu erhalten — Ruhmsucht, Stolz, Egoismus, Eigennutz — gab es daher für ihn nicht, denn ihre gemeinsame Wurzel konnte in seiner reinen Natur nicht haften, der edle Grund seines Wesens schied sie aus. Man kann das als ein Geschenk der gütigen Vorsehung ansehen; allein, was dem eignen Willen des Menschen angehört, was sein Verdienst und wahre Tugend ist — Verläugnung seiner selbst, Entsagung — diese übte der Fürst so, daß nur dadurch das Größte zur Vollendung reifen konnte: sie, so vereinigt mit der vollen Kraft und dem Bewußtseyn derselben möchte die neuere Geschichte in Wenigen aufzuweisen haben. Freunde konnten ihm daher wohl den Vorwurf machen, daß er sich selbst zu wenig in den Interessen des Tages berücksichtige. — Der Fürst war mit dem Blicke begabt, welchem die Dinge in ihrem natürlichen Verhältnisse, so, wie sie vorliegen, erschei-

nen: er stand hoch genug, um sie überblicken, war scharfsinnig und gebildet genug, um sie durchschauen, und leidenschaftlos genug, um sie rein und ungetrübt auffassen zu können; hieraus ging eben sowohl seine große Besonnenheit, als die Heiterkeit seines Wesens hervor. Das Kleinliche, Verschrobene und Zwecklose kann sich da nicht verbergen, und, wenn es der Ernst der Sache nicht verbietet, wird es wenigstens Gegenstand des Witzes. Dieser war bey dem Fürsten nicht verwundend, vernichtend, sondern mehr sinn- und bilderreich; es leitete ihn das Gefühl, daß alle Abart in einer höhern Harmonie verschwinde und die Fülle geistiger Mittel machte ihn zu einer fast unerschöpflichen Quelle des Frohsinns und der Laune. Die sokratische Ironie, welche scheinbar wehrlos in die Schranken tritt, und einen größern Waffenvorrath nur ahnen läßt, war ihm ganz eigen: daher standen ihm stets Gleichnisse zu Gebote, sie leisteten ihm in seinem Verhältnisse zu den Großen während wichtiger Momente treffliche, heilsame Dienste. — Die Sprache bezeichnet das Schaffende, Neugestaltende mit dem Worte genial; Schwarzenberg war es auf seinem Standpunkte durchaus; an ihm gab sich recht augenscheinlich die Herrschaft des Genies zu erkennen, welche es über Menschen, Lagen und Umstände ausübt.

Das Feuer der Jugend trieb ihn auf den Kampfplatz hinaus: da erprobte er seinen Muth, seine Tapferkeit, bald ausgedehnter als nur im Gedränge der Schlacht; also blieb er auf der Heldenlaufbahn nicht stehen, auch vermochten die Lockungen eines bequemen, genußreichen Lebens nicht ihm Fesseln anzulegen. Das Geschick einer wunderbaren Zeit, die Bedrängnisse seines Vaterlandes sprachen an sein ganzes geistiges Vermögen, und forderten ihn auf, mit Rath und Einsicht beyzustehen. Als dann Manches zur Reife kam, was er lange in sich getragen hatte, brachte er alle seine persönlichen Wünsche und Neigungen dem Vaterlande zum Opfer, trat mit der heitern, festen Besonnenheit auf, die den Feldherrnstab eben so sicher, als das Jagdgeschoß in seiner Hand leitete, und errang den schönsten Lohn. Die Früchte jener begeisterten Entsagung erntete nun die Welt. Mancher, der den Fürsten nur aus der Ferne sah, nur halb erkannte, mußte den üblichen Maßstab anlegen; allein alle einseitigen Urtheile gleicht der versöhnende Tod aus, und die Nachwelt hört nur auf die unbefangene, leidenschaftslose Stimme. Der Fürst in der Fülle innern Gehalts, dem auch die Form sich willig fügt, würde sich und seinem Wesen widersprochen haben, wenn er dem Scheine gehuldigt hätte; fand er doch endlich nach aller Abrechnung die wahre Zufriedenheit in dem Kreise seiner Angehö-

rigen. Dahin folgen wir ihm jetzt, so viel die Geschichte es will und die Rücksicht auf die Bescheidenheit der Lebenden es zuläßt.

Die zarten Bande der Anhänglichkeit, welche alle Zweige und Sprossen des edlen Geschlechts, aus dem der Fürst stammte, umfaßt, knüpften sich an ihn, wie an ihren Endpunkt und gingen von diesem inniger und fester aus; darin stand ihm würdig zur Seite sein erlauchter Bruder, der regierende Fürst Joseph, mit gleichem Sinne für Thätigkeit, Menschenwohl und häusliches Glück begabt, so wie durch die Liebe zu ihm nicht ohne Einfluß auf seine öffentliche Wirksamkeit. — Von dieser Seite gewährt uns einen tiefen Blick in das Innere des Verewigten eine offenkundige Thatsache. In dem erhebenden Momente des errungenen Sieges von Leipzig gedachte der Kaiser von Oesterreich durch eine Gnadenerweisung das Verdienst Schwarzenbergs für ihn auf die eigenste Weise zu verherrlichen; da, als dieser jeden Wunsch wagen durfte, fand kein Gedanke des eignen Vortheils in seiner Seele Raum, sondern die bedrängte Lage seiner geliebten Schwester, der damals noch lebenden Fürstin Lobkowitz, erfüllte sie, und so machte er von der Gnade seines Monarchen keinen andern Gebrauch, als für den Gemahl derselben ein kaiserliches Darlehen zu erbitten.

Als Gatte wußte er den ganzen Werth einer mit Anmuth und Verstand begabten Lebensgefährtin zu schätzen, welche — eine geborne Gräfin von Hohenfeld, als Fürstin Esterhazy früh verwitwet — in jugendlicher Blüte ihm vermählt war *). Für beyde gab es kein heiteres, kein trübes Geschick auf einer wechselvollen Laufbahn, welches sie nicht gemeinsam getheilt hätten. — Welcher Vater blieb sich mehr gleich in stäter gütiger Fürsorge und verschmolz so die Strenge mit der Milde, daß jene nur als väterliche Ermahnung erschien: in unvergänglicher Frische, reiche Früchte versprechend, leben die Eindrücke davon fort in den Herzen seiner drey Söhne, der Fürsten Friedrich, Karl und Edmund zu Schwarzenberg, die alle drey jetzt Hauptmannsrang in dem kaiserlichen Heere einnehmen.

Gegen seine Diener war der Herr ein zweyter Vater; einige von ihnen verdankten ihm ihre ganze Erziehung, andere hatten wenigstens den größten Theil ihres Lebens in seinem Dienst und unter seinen Augen zugebracht; der Fürst sprach gern mit ihnen, mit jedem auf seine Weise, in einem zutraulichen Tone, der darum nicht der Würde ermangelte, weil er sie nicht suchte.

Ein unbedingtes Augenmerk auf zeitliche Vortheile war zwar, wie schon mehrmals bemerkt ist, dem Verewigten durchaus fremd;

*) Den 27. Jänner 1799.

dennoch zeigte er sich in der Anordnung seines ganzen Hauswesens nichts weniger als unthätig; es war auch hier der Sinn des Guten und Rechten, der ihn bewog, durch Verbesserungen und neue Schöpfungen das Gedeihen zu fördern. Seine Herrschaft Worlik, in Böhmen an der Moldau, neun Meilen oberhalb Prag gelegen, bietet heute überall die überzeugendsten Spuren seines schaffenden, wohlthuenden Geistes. Er kam im Jahre 1802 in ihren Besitz, indem er nach einem Uebereinkommen mit seinem ältern Bruder, dem regierenden Fürsten, die Güter in Steyermark, auf denen das im Jahre 1703 gestiftete zweyte Majorat dieses Hauses haftete, gegen diese vertauscht und jenes nach Böhmen übertragen hatte. Von der Natur mehr durch malerische Standpunkte, als von Seiten des Ertrages begünstigt, war die Herrschaft bis dahin sehr vernachläßigt worden. Das Schloß, kaum zugänglich, auf einem hohen Felsen hart am Flusse, alterthümlich, baufällig, glich einem wahren Adlerneste — Worlice bedeutet im Böhmischen Adler — ringsum, mit Ausnahme einiger Wirthschaftsgebäude, herrschte wilde Einöde. Die Elemente selbst beneideten Anfangs feindselig jedes neue Werk; denn kaum in wohnbaren Zustand gesetzt, brannte das Schloß von Grund aus ab. Nun ladet es von fern zu einem belohnenden Umwege ein: alle Gründe, Waldhöhen und Felsen umher sind mit freundlichen Anlagen ausgestattet, aus denen ein eben so reiner Sinn für die Natur, als ein ungesuchter Kunstgeschmack spricht; die Verbindung ist durch gut erhaltene Landstraßen gesichert, der Boden sehr verbessert, der Besitzstand bedeutend erweitert. Hier mußte man dem Fürsten folgen, wenn sein Auge mit dem innigsten Behagen auf einer neuen Pflanzung weilte, die er, unterstützt von der Neigung und Einsicht seiner Gemahlin *), dem steinigen, durch dürres Gesträuch

*) Die vaterländische Alterthumskunde verdankt der Sorgfalt der verwitweten Fürstin die Erhaltung der sehr merkwürdigen Ruinen des Schlosses zu Klingenberg, welches zu der Herrschaft Worlik gehört: ohne thätige, verständige Beachtung wären sie längst in Schutt zusammengefallen, fortan läßt sich aber ihre Dauer mit Sicherheit hoffen. Der Verfasser dieser Skizze hat seine Ansichten über diese Ueberbleibsel, besonders über einen großen mit räthselhaften Zeichen versehenen Thurm in einem Aufsatze: Der wahrscheinlich markomannische Thurm zu Klingenberg, schon vor längerer Zeit mitgetheilt. Dieser ist seitdem in *Millin* annales encyclopédiques, 1818. II, 275—284, von Kraft ins Französische übersetzt, erschienen, dann in v. d. Hagen's Briefen in die Heimat gebilligt, und zuletzt von W. C. Grimm: über deutsche Runen, Göttingen 1821, näher beleuchtet worden. Trotz einer sehr unvollständigen Probe der Zeichen, welche damals erschienen ist, erkennt auch Grimm darin wirkliche Zeichenschrift: für den Verf. dies. waltet kein Zweifel mehr ob, da er seitdem in Druck

und Nadelholz verdorbenen Boden abgetrotzt hatte. Hier gehörte er sich ganz und seinen Neigungen zu; alle Umgebungen gewannen hier durch seine Gegenwart. In dem geselligen Zirkel, den er um sich bildete, waltete die sittige Zwangslosigkeit, ohne welche gesellige Erheiterung nicht Statt findet oder ein leerer Selbstbetrug ist; nichts störte den Einzelnen in dem Gefühle, welches in ihm entstand, indem er durch des Fürsten Nähe theils angezogen, theils gehoben wurde. Sein Thun und Wirken können sich diejenigen durch ein klares Bild vergegenwärtigen, welche, während der ruhigen Zeiten ungestörten Besitzes, für Wissenschaft und Kunst empfängliche Fürsten des deutschen Reiches über einen kleinen Länderbezirk Wohlstand, Frohsinn, Annehmlichkeit verbreiten gesehen haben. Auch in den Jahren, in denen schon körperliche Leiden die schönsten Kräfte gebrochen hatten, stellte ein günstiger Augenblick in dem einnehmenden Gesellschafter den jugendlichen Helden, den im Kabinett und im Felde thätigen Mann, vor die Augen. Alle seine Bewegungen leitete ein lang gewohnter Anstand. Verglich man Bildnisse desselben aus den Jahren der Blüte, so ergab sich, eine frühe Anlage zur Beleibtheit ausgenommen, ein schönes Ebenmaß in der nicht zu großen Gestalt; in den Gesichtszügen, aus denen sich die Nase bedeutsam hervorhob, lag mehr huldvolle, als gebieterische Würde, und vor allem leuchtete aus dem schwarzen Auge Geist und Seele. Ausgestattet mit den Gaben, welche Viele zu keinem andern Zwecke verwenden, als für den Augenblick zu gefallen und eine flüchtige Gunst stets zu erneuen, verstand er auch diesen durch innern Adel einen höhern Charakter zu geben.

Wir gelangen an die Grenze seines irdischen Daseyns. Große Reizbarkeit des Körpers, welche auch bey starkem Baue der abnorme Zustand irgend eines innern edlen Theiles hervorbringen kann, dazu mannigfache, nicht selten übermäßige Anstrengungen machten dem Fürsten Bequemlichkeit und Erholung auf längere Zeit zur Pflicht: ja es scheint, daß, indem er alle seine Kräfte sammelte, um die Mühen der letzten Feldzüge zu bestehen, der Ausbruch eines lang genährten Uebels beschleunigt und dasselbe unheilbar gemacht wurde. Eine organische Herzenskrankheit, verbunden mit Nervenschwäche und gehemmtem Umlauf der Säfte war es, die sich zuerst durch eine Lähmung der rechten Seite (am 13. Jänner 1817) offenbarte,

an der Leitha einen Thurm von gleichem Bau mit theils gleichen, theils verschiedenen Zeichen und noch anderes zur Bestätigung aufgefunden hat; über das Alter aber, obgleich dergleichen Thürme einstimmig in die Römerzeit zurück gewiesen werden, kann er sich nicht entscheiden. Uebrigens befindet sich eine möglichst treu und vollständig aufgenommene Abbildung der Zeichen in seinen Händen, welche bey einer passenden Gelegenheit mitgetheilt werden kann.

und nach einer scheinbaren Genesung unter mancherley Gestalten die heftigsten Leiden erzeugte. Wer da sah, auf welche schwere Prüfung seine Standhaftigkeit gesetzt wurde, mußte die betäubende Erschlaffung als erwünscht ansehen, welche Ihn von Zeit zu Zeit befiel und aus welcher nur ein großer Gedanke oder eine lebhafte Erinnerung den Geist zu einem momentanen Triumphe über den gebrechlichen Körper erwecken konnte. Demohngeachtet konnte sich üble Laune nie ganz seiner bemächtigen und der Schmerz nur selten ihn so überwältigen, daß er die ruhige Fassung verlor; diese ging, es war nicht zu verkennen, nicht bloß aus dem Selbstbewußtseyn und dem Muthe des Mannes hervor, sondern aus der Ergebung des wahrhaft frommen Christen. Die Gesinnung eines solchen, mehr nur im geheimen Innern von ihm genährt, hatte er auch in den wichtigsten Vorfällen seines Lebens kund gethan. — Als die aufmerksamste Pflege seiner Gemahlin, eine Pflege, wie ihrer nur die zärtlichste Liebe fähig ist, nichts mehr vermochte, so schienen alle Mittel der Kunst fruchtlos, und sein Ende nahte mit immer raschern Schritten.

Es schwebte ein besonderes Geschick über seinen letzten Augenblicken. Die Aussicht auf Genesung führte ihn in die Stadt zurück, welche er nach wieder erkämpfter Freyheit Europas zuerst den Händen des Eroberers entrissen hatte. Hier in Leipzig, in der Mitte ernster großer Erinnerungen, verschied er den 15. Oktober 1820, und an demselben Jahrestage — den 19. Oktober, an dessen Morgen er vor sieben Jahren siegreich eingezogen war, erfüllte seine Leichenfeyer dieselben Straßen mit allgemeiner Trauer, in denen den Sieger damals der freudigste Jubelruf empfangen hatte. Ueber einen Verlust, zu frühzeitig für den Staat, unersetzlich für die Seinigen, beruhigt der Gedanke: — Was wenigen zu aller Zeit beschieden und vergönnt ist, er hatte sein großes, ihm von der Vorsehung aufgetragenes Werk in der ganzen Ausdehnung vollbracht.

Dr. Franz Rudolph Grossing.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XX.

Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland.

(Von Peter v. Koeppen, ruß. kais. Hofrath.)

Hoffnungsvoll blicket der Jugendmensch hin in die nebelumhüllete Zukunft. Seine lebhafte Phantasie versetzt ihn mit leichtem Fittiche zu den Regionen des Lichts, von dessen Glanze gefesselt er es vergißt, das Einzelne im Ganzen zu suchen. Er gibt sich hin seinen göttlichen Eingebungen und wähnt mitten durch die Stürme des irdischen Lebens die himmlische Anahid zu hören, welche durch die Zaubertöne ihrer mit den Strahlen der Sonne besaiteten Lyra die Harmonie der Sphären, den Reigen der Gestirne anführt. Aber der älternde Mann, nur gar zu oft unbefriedigt durch seine Forschungen, gewöhnt sich gern an Hingebung, blickt gern in die ihm so reizende Vorzeit und setzt den Träumen besserer Zukunft gern eine Wanderung durch das Gebiet der entferntesten Vergangenheit entgegen. — An ihm fand die Geschichte, dieser kühne Spiegel der Weltentwickelung, stets einen treuen Verehrer, welcher hier nicht bloß die strahlende Sonne, sondern auch die vorüber ziehenden Gewitterwolken wahrnahm und verfolgte. — Doch wer weiset ihm den heiligen Punkt, von dem alle Geschichte, alles Leben ausging? Je tiefer hinab in die Schachten der Vergangenheit, um so sparsamer das Licht. — Das Seyn, welches zum Gewesenen ward, ward zugleich aus dem Jungen ein Altes, — und die Kenntniß der Vorgeschichte ward eine Alterthumswissenschaft. — Diese sollte zum Ersatze dienen, der nimmer genügenden Gegenwart, — und wie viele der edelsten Menschenfreunde suchten nicht schon in ihr einen süßen Trost, eine Entschädigung für das, was sie nicht selbst an ihren Mitbrüdern bewirken konnten? So hatte jede, selbst die roheste Zeit ihre Geschichtsforscher, ihre Alterthumsfreunde, freylich jede in ihrer Art, diese mehr, jene weniger, aber selten eine in solcher Zahl wie das Zeitalter, dem auch wir angehören.

Wir haben große Tage gelebet, haben Begebenheiten vor uns vorübergehen sehn, Ereignisse, zu denen der kundigste Schriftgelehrte vergebens ein Gegenstück in den Annalen der Vergangenheit sucht.

Nur solch eine Zeit konnte auch den historischen Forschungen eine kühnere Wendung geben. Der Schüler hörte auf, die Jahrhunderte hindurch von einem Lehrer zum andern vererbten, immer wachsenden Irrthümer zu beschwören; er suchte Einklang in der ältern Geschichte, — und suchte sie, so wie sie ihm vorgetragen ward, vergebens. Da sprengte er die rostbedeckten Fesseln, und mit edlem, bescheidenem Selbstbewußtseyn musterte er die Klassiker, vom Vater der Geschichte an, bis auf die unklassischen Phrasenmeister der jüngstvergangenen Zeit. Er verfolgte die Schatten der dahingeschiedenen Nationen bis hin zu ihren Ursitzen, ins Mutterland des Menschengeschlechts. Er fand, daß die ältesten Sagen aller Völker, anders gedeutet als bisher, sich nicht unbedingt widerspre-

chen. Er benützte ihre Analogie und zündete so ein neues Licht an, welches nur dem Ewigblinden nimmer leuchten wird. — Kanngießer und Creuzer wie v. Schlegel und Ritter würdigten den Fund eines Anquetil und die Arbeiten eines William Jones; Hammer, Frähn, Freyherr v. Hormayr, Böttiger, Grotefend und Eichhorn wie Bökh und Welker, Zoega's trefflicher Uebersetzer, sind wackere Priester der Geschichte. Es ist ein Schweres und zugleich überflüssig sie alle zu nennen, die im mittlern und westlichen Europa jetzt sich diesem Zweige des Wissens mit besonderem Glücke hingeben. Aber was im Osten dieses Welttheiles geschieht, ist wenig bekannt. Was der Russe arbeitet, verbreitet sich noch nicht über die Gränze seines Landes hinaus. Und doch hört der Deutsche, gleich andern gebildeten Europäern, nicht ungern von den Fortschritten der Kultur seines Nachbarn. Daher sey es mir, als Russen, erlaubt, ihn in den Kreis unserer Forscher zu führen, und ihn mit den Arbeiten wenigstens einiger derselben bekannt zu machen. Freylich dürfte von Männern wie Dobrowsky und Kopitar auch hier noch manche Lücke bemerkt werden, da ich fern vom Vaterlande, der nöthigen Materialien beraubt, vieles nur aus dem Gedächtnisse mittheilen kann.

Ehe ich die vorzüglichsten unter denen nenne, welche sich mit der Geschichte und besonders mit den Alterthümern Rußlands abgeben, muß ich noch erwähnen, daß alle Antiquitäten unsers Vaterlandes sich in folgende Rubriken eintheilen lassen.

1) Klassische Alterthümer: vorhellenische, griechische und römische.
2) Skandinavische.
3) Slawische.
4) Germanische und
5) Orientalische.

Klassische Alterthümer. — In allen diesen Fächern gibt es in Rußland Männer, welche mit Eifer und Sachkenntniß arbeiten.

Auf dem klassischen Boden ist am besten Hr. Staatsrath v. Köhler zu Hause. Seine Comosarye, oder die Erklärung eines am Kimmerischen Bosporus gefundenen Denkmales, des bis in jene Gegenden verbreiteten Sonnen- und Mondkultus, hat ein interessantes Licht geworfen, über die nur zu wenig bekannten Ufer des Pontus [1]). Aber seit der Herausgabe jener Schrift schweigt Hr. v. Köhler fast gänzlich und läßt uns beynahe zwey Jahrzehende hindurch vergebens auf die Erscheinung noch unedirter griechischer Inschriften warten, die bekannt zu werden verdienen [2]). Ich selbst habe mehrere derselben an Ort und Stelle kopirt, und halte es, von schätzbaren Männern aufgefordert, für Pflicht, dieselben nicht länger unbenutzt zu lassen.

Der geneigte Leser, welchem ich besagte Inscriptionen nächstens mitzutheilen hoffe, dürfte vielleicht eingestehen, daß es sich der nicht geringen Mühe und Reisen lohnte, die das Sammeln dieser Inschriften erheischte; so z. B. sind Inschriften des alten Olbia, dessen Geschichte ich bisher mit Vorliebe

1) Dissertation sur le monument de Comosarye. *Petersb.* 1805. 8. Der Gottesdienst der Astarte oder Astaroth ließe sich noch weiter über Griechenland und Kleinasien bis nach Syrien hin verfolgen.

2) Nach der Comosarye verdanken wir Hen. v. Köhler nur einige Abhandlungen übee einzelne Gegenstände des Alterthums und eine dem XIV. Bande der neuen Akten dee Kais. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersbueg einverleibte Schrift über die Münzen Sarmatiens und namentlich übee Olbische und Bosporische Münzen, die den geiechischen Kolonien des südlichen Rußlands angehören. Auch mir ist es gelungen, zum Besitz einiger noch unedirter Münzen dieser Art zu gelangen, welche ich vielleicht künftig mittheilen werde.

bearbeitet, weit umher im Lande zerstreuet, einige davon befinden sich in Odessa beym Hrn. Staatsrath v. Blaramberg, andere bey griechischen Gutsbesitzern auf der Otschakowschen Steppe, in Nikolajew am Bug, in Stol'noe, einem Gute des Grafen Kuschelew-Besborodko im Tschernigowschen Gouvernement, in Charkow bey der Universitätsbibliothek, in Tultschin im gräflich Potozkischen Museum, und endlich in Petersburg. Ja es sind einige Bosporische Inschriften selbst nach Großbrittannien gewandert, wo sie in Cambridge deponirt sind, wie aus E. D. Clarke's Schriften erhellet *). — Möchte doch Hr. v. Köhler, so oft schon von wißbegierigen Forschern aufgefordert, uns recht bald mit den Erklärungen dieser und anderer Alterthümer des Pontus beschenken.

Interessante Sammlungen solcher Alterthümer befinden sich in der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg, in der Bibliothek Ihrer Majestät der Kaiserin Maria zu Pawlowsk (vier Meilen von Petersburg), in den Händen des Grafen Kuschelew-Besborodko, unweit von Odessa beym Grafen Severin Potozki und zu Odessa selbst beym Hrn. Staatsrath v. Blaramberg, welcher auch das dasige Lyceum mit einer bedeutenden Anzahl Olbischer und Bosporischer Münzen beschenkt hat. Endlich sind mehrere interessante Artikel im Kartendepot zu Nikolajew und in dem zu Theodosia neugebildeten Museum, woselbst auch die Hrn. Paul du-Brux und Gallera manches Beachtungswerthe besitzen. Doch dürfen wir auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß verschiedene Pontische Antiquitäten sich in den Händen des Hrn. Staatssekretairs, Geheimen Raths v. Olenin und mehrerer Personen, die zu verschiedenen Zeiten Reisen durch Taurien, machten, befinden. Wie sehr selbst unsere Großen sich für Gegenstände dieser Art interessiren, beweist eine noch im verflossenen Jahre erschienene Schrift des in Kleinrußland auf seinen Gütern wohnenden geheimen Rathes Murawjew-Apostol über Olbia, und vorzüglich die Theilnahme, welche Seine Erlaucht, der Reichskanzler Graf Rumjanzow auch an diesem Zweige der Alterthumskunde nahm, indem er jährlich eine gewisse Summe anwies, welche zu den Nachgrabungen in der Krym (bey Pantikapaeum) angewendet werden sollte. — Die daselbst unter dem Niveau der Erde, und vorzüglich in Grabhügeln gefundenen Alterthümer verdienen besonders berücksichtigt zu werden; — aber nicht minder verdienen dieß auch die Grabhügel, nördlich von der Mätis (sic), in der Gegend von Takmak, auf die schon der verstorbene Graf Potozki nicht ohne Grund hinwies. — Die Suiten von unterirdischen Grabgewölben, die ich in Taurien sah, sind klassische Urdenkmäler und merkwürdig auch schon darum, weil sie die Menge der Grabhügel charakterisiren, die, im Norden Rußlands wieder erscheinend, von ganz anderer Natur sind. Diese Tumuli des Südens enden mit der Gränze des frühern Herodotischen Skythiens. Die nördlichsten, die ich hievon kenne, sind die, welche sich zwölf Werste ($1^5/_7$ Meile) nördlich von Obojan im Kurskischen Gouvernement neben den Drosdowischen oder sogenannten Kosakenwirthshäusern befinden. — Die im Norden, von welchen Hr. Chodakowski, der jetzt Rußland in antiquarisch-geographischer Hinsicht bereiset, einen am Wolchow-Flusse, unweit Nowgorod, in meiner Gegenwart öffnete, und welcher denen bey Altladoga, die zu den größten gerechnet werden, gleicht, war nur über der platten

*) Der Titel dieser Schrift ist folgender: Greek Marbles brought from the shores of the Euxine etc. *Cambridge*, 1809. 8. S. 8.

Erde aufgeschüttet. Dieß beurkundeten die untern Erdschichten, die, wie man sah, unberührt geblieben sind. Hier also geschah das Opfer oder die Kombustion, von welcher man noch Verkohlungen antrifft. über der Erde, und schon Nestor bediente sich des Ausdrucks насыпать могилу ein Grab (eine Grabeshalde) aufschütten, — nicht graben.

Das mir von Hrn. P. du-Brux in Kertsch überlassene Tagebuch seiner Nachgrabungen ist interessant; aber es bedarf noch mehrerer ähnlicher Untersuchungen, um solches in Verbindung mit andern beurtheilen und ediren zu können.

Gerne wäre ich der Meinung derjenigen beygetreten, welche die südlichen Grabhügel, besonders aber die Steingebilde darauf, nur auf der östlichen Seite des Dniepers suchen. Doch Güldenstädt (II, 173) und Snjew (Зуевъ I. 187—192) scheinen das Gegentheil zu beweisen. Die nördlichste steinerne Statue vordädalischer Art, sah ich auch im kurskischen Gouvernement, auf dem halben Wege von Bjelgorod nach Borisowka im Chotmyskischen Kreise; es ist aber dieselbe leider von ungeweihter Hand daheimgeführt worden; wohin? — das konnte ich nicht erfahren. Von den gemauerten Tumuli, deren Ritter (in seiner Vorhalle S. 258) nur einen in Taurien anführt, gab es auch welche in Olbia, wie ich selbst gesehen habe. Die Steine sind indessen schon zu andern Zwecken gebraucht worden *). Die Antiquitäten des Kaukasus und alles Vorhellenische an den nördlichen Gestaden des Pontus und der Mätis, gehören in diese Klasse von Alterthümern. Doch was sich zu dem schon von Andern Gesagten nachtragen oder korrekter liefern ließe, erspare ich für ein ander Mal. Wie aber griechische Alterthümer in Grabhügeln am Ostseestrande (im Riga'schen Kreise) gefunden werden können, ist eine Frage. Daß solche gefunden sind, beweist die Mitau'sche allgemeine deutsche Zeitung für Rußland 1820, N. 12, und drey sehr wohlerhaltene griechische Münzen (worunter eine Thasische), wie auch eine ungefähr fünf Zoll hohe Statue in Bronze, die in Mitau bey unserer kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aufbewahrt werden.

Skandinavische Alterthümer. — Skandinavische Alterthümer sind besonders darum interessant für unsere ältere Geschichte, weil nicht bloß die frühern Helden und Heerführer der Waräger, die nachmaligen russischen Fürsten, sondern auch ihre Schicksale in den nordischen Sagen wiedergefunden werden. Es arbeitet in diesem Fache vorzüglich Hr. Pastor A. Hipping zu St. Petersburg; auch Hr. v. Lobojko, jetzt Professor der russischen Literatur an der Universität zu Wilna, hat vor kurzem einen interessanten Aufsatz über nordische Literatur drucken lassen. Seinem Beyspiele sind mehrere andere gefolgt. Hr. Sjögren, der nämliche, welcher vor kurzem die Geschichte der finnischen Literatur herausgab, interessirt sich nicht minder für dieses Fach. Dieser, sobald er mit dem Russischen hinlänglich vertraut wäre, und zugleich Rücksicht auf das Ungrische nähme, dürfte vielleicht der Brauchbarste zu einer Reise durch das nordöstliche Rußland seyn, um einmal die Ideen über die Verwandtschaft der Karelen, der Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen, Permier, Syrjanen und anderer im Innern von Rußland wohnenden Völkerschaften mit den Finnen

*) In der Bibliothek des Hrn. Reichskanzlers Grafen v. Rumjanzow sah ich eine Handschrift unter dem Titel: Allgemeine Bemerkungen über die alten Grabhügel oder Kurganen in Rußland und Siberien von J. M. v. Strandmann (*Hendres* 1816). Hier wird so ziemlich alles zusammengetragen seyn, was die früheren russischen Reisenden notirt haben. Dazu müßten nun aber noch die unzähligen Stellen der Klassiker über diesen Gegenstand kommen, mit denen das, was bisher über die Tumuli der andern Länder gesagt ist, in Verbindung zu setzen wäre. —

zu bestätigen oder gründlich zu widerlegen. Dagegen würde Hr. Hipping gewiß mit Nutzen für die russische Geschichte, die er eifrig betreibt, eine Reise durch Finnland machen.

Ich bemerke bey dieser Gelegenheit, daß bisher im nördlichen Rußland noch keine Runen aufgefunden sind. Ich selbst habe deren im Jahre 1821 diesseits der Newa, am Ladoga und weiter hin bis Tichwin nur vergebens gesucht.

Slawische Alterthümer.— Slawische Alterthümer sind diejenigen, welche mit Recht die größere Aufmerksamkeit der russischen Forscher auf sich ziehen. Unsere schriftlichen Dokumente fangen erst mit der Mitte des eilften Jahrhunderts an. Die Geschichte der Slawen beginnt bekanntlich viel früher, und mir ist es wahrscheinlich, daß sich dieser Völkerstamm bis in die Zeiten Herodots, oder ins fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt, zurückführen läßt; denn was sollten die jenseits des Isters wohnhaft gewesenen Krowyzen des Vaters der Geschichte (IV, 49) anders seyn, als unsere Kriwitzen oder Kriwitschen? Skymnus von Chios in seinen Fragmenten, läßt die Krowyzen-Thraken noch in der Gegend von Odessa, südlich von der Donau (Strabo VII. 319) wohnen. Strabo (S. 318) und Plinius (IV, 12), zwischen deren Zeit sie über die Donau setzten, erwähnen ihrer. Stephanus Byzantinus (zu Anfang des sechsten Jahrhunderts), kennt sie nördlich von der Donau recht gut. Konstantin Porphyrogeneta versetzt seine Kriwitäenen im zehnten Jahrhundert zum Pripet, ins Minskische und Kiowsche Gouvernement, und unser Nestor läßt sie an den Quellen der Wolga, der Düna und des Dnjepers wohnen. Es ist der nämliche Stamm, der auch Nowgorod inne hatte. Ob die Beßi, die Nachbarn der Krowyzen, wie Hr. Professor B. v. Reith zu Charkow, in einem Briefe an mich meint, die Wes' (Весь), des Nordens sind, von denen nur noch die Benennung Wesjegonsk (Весьегонскъ) nachgeblieben ist, das ist eine andere, der Untersuchung auch nicht unwerthe Frage. Ohne mich in diese bisher noch unberührten Forschungen einzulassen, will ich nennen, was uns von ältern Denkmälern übrig geblieben ist.

Aelteste slawische Denkmäler. 1) Das sogenannte Ostromir'sche Evangelium vom Jahr 1056, welches für den Poßadnik (Aldermann) von Nowgorod, Ostromir, einen nahen Anverwandten des Großfürsten Jsjaslam geschrieben ward, und nun in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg aufbewahrt wird.

Das einzige, diesem höchst wahrscheinlich gleichzeitige Blatt, welches Erklärungen des 103. Psalmes enthält, verdanke ich der Güte des jetzigen Metropoliten zu Kiow und Galitsch, eines unserer vorzüglichsten Gelehrten und Kenners des slawischen Alterthums.

2) Die Inschrift auf dem Steine von Tmutorokan (dem Tamatarcha Konstantins Porphyrog.), vom Jahr 1068, welche auf der Halbinsel Taman liegt, und worin es heißt, daß damals vom Fürsten Gljeb die Breite des gefrornen Bosporus gemessen ward. Im Jahre 1819 sah ich denselben in der Kirche zu Taman. Schriften darüber: vom seligen Grafen Alexis Mußin-Puschkin, und vom Geheimenrathe Alexis v. Olenin.

3) Der Sbornik oder Sammlung geistlicher Schriften (Сборникъ) vom Jahr 1073, gehörend dem Nowowoskreßenskischen Jerusalemskloster unweit von Moskau, wo Hr. v. Kalajdowitsch denselben im Jahre 1817 entdeckte.

4) Ein ähnlicher Sbornik vom Jahre 1076, welcher früher dem

Reichshistoriographen Fürsten Schtscherbatow angehörte, und nun das Eigenthum der Kais. Eremitage-Bibliothek zu St. Petersburg ist.

5) Das Mstislaw'sche Evangelium, geschrieben vor dem Jahre 1125. für den Fürsten Mstislaw Wolodimirowitsch, befindlich zu Moskau im Archangelskoj Sobor.

6) Aelteste Urkunde zwischen den Jahren 1128—1132, welche eine Schenkung an das Juri Kloster bey Nowgorod von Seiten des Nowgorodschen Fürsten Mstislaw Wolodimirowitsch und seines Sohnes Wsewolod Mstislawitsch betrifft. Es ist dieselbe genugthuend vom jetzigen Metropoliten Eugenij erkläret worden, in dem zu Moskau erscheinenden europäischen Boten vom Jahre 1816 N. 15 und 16.

7) Ein Evangelium vom Jahr 1143, (nicht 1144, weil es im Oktober und November des Jahres 6652 geschrieben ist), gehörend der Patriarchal oder Synodal-Bibliothek zu Moskau [1]).

8) Ein Kreuz der heil. Euphrosyne in Polozk, vom Jahre 1161 mit einer gleichzeitigen Inschrift.

Auf diesem Kreuze, sagt Papebrochius, dem auch Assemann in seinen kalendaria ecclesiae universae etc. Rom. 1755. T. V. 288—290 folgt, — steht: hanc crucem ego famula Christi Parascevia templo S. Salvatoris in perpetuum donavi. Dieß ist falsch; die slawische Inschrift, welche Papeprochius vielleicht nicht las, erwähnt bloß der Aebtissinn Euphrosyne, keinesweges aber einer Paraskevia.

9) Der sogenannte Rogwolod'sche Stein vom Jahr 1171 vom Polozkischen Fürsten Rogwolod, liegend neben dem Wege von Orscha (im Mogilewschen Gouvernement) nach Minsk, 19 Werste oder 6 1/7 Meilen von Orscha. Hr. v. Garischskij, in Irkutsk, mit dem ich im Jahre 1819 diese Inschrift bey einer Durchreise durch Weißrußland zum Kaukasus kopirte, benutzt dieselbe zur Ausarbeitung der Geschichte des Polozkischen Fürstenthumes.

10) Die in der Düna gelegenen Steine mit slawischen Inschriften vor dem Jahre 1225. Im zweyten Bande von Schlözers allgemeiner nordischen Geschichte, wie in dessen Geschichte von Litauen, im L. Theile der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie S. 37, heißt es von einer dieser slawischen Inschriften, welche der Verfasser nur aus der Kojalowiczschen Uebersetzung kannte [2]): »das fünffache Kreuz mit der zwar unlateinischen aber doch frommen Aufschrift.«

11) Vertrag des Smolenskischen Fürsten Mstislaw (in der Taufe Theodor) Davidovitsch mit der Stadt Riga vom Jahre 1229.

Se. Erlaucht der Reichskanzler Graf v. Rumjanzow ließ eine ihm von Riga aus zugestellte Abschrift dieses Instruments im zweyten Bande der auf seine Kosten edirten Sammlung von Urkunden abdrucken. Unser Reichshistoriograph, Hr. Staatsrath v. Karamsin, nahm eine zweyte Abschrift desselben, — welche früher zu der, im Jahre 1812 in Moskau größten Theils zu Grunde gerichteten, Sammlung des sel. Grafen Mußin-Puschkin gehörte, — in der 248. Anmerkung zum dritten Bande seiner russischen Geschichte auf, mir aber führte der Zufall im verflossenen

---

1) Der Stichrar vom Jahre 1157, welcher sich in der typographischen Bibliothek zu Moskau befinden soll, und dessen Schlozer in seinem Nestori, 42 erwähnt, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. —

2) S. Historiae Litvanae pars prior; de rebus Litvanorum ante susceptam Christianam religionem conjunctionemque magni Litvaniae Ducatus cum regno Poloniae, libri novem. Autore *P. Alberto Wiiuk Kojalowicz*, Soc. Jesu. S. T. H. D. *Dantisci* 1650. 4. pag. 73—75.

Jahre zu Riga noch eine dritte Abschrift der nämlichen Urkunde in die Hände, welche im dasigen Stadtarchive aufbewahrt wird. Alle drey Abschriften differiren von einander, sind sich im Wesentlichen jedoch gleich.

12) Die älteste Urkunde des Moskauischen Archivs des Kaiserl. Reichskollegiums vom Jahr 1265. — Ein Vertrag des Twer'schen Großfürsten Jaroslaw Jaroslawitsch mit der Stadt Nowgorod.

13) Die älteste Abschrift des Kormtschaja Kniga und dabey der Gesetze Jaroslaws, bekannt unter dem Namen Rußkaja Pravda (russisches Recht), vom Jahr 1280. Das letzte ist besonders merkwürdig für die Geschichte des russischen Rechts. Von der Kormtschaja hat neulichst in Moskau der wirkliche Kammerherr Graf Theodor v. Tolstoj noch ein Exemplar vom Jahre 1283 für 1000 Rubel acquirirt.

14) Ein zu Riga aufbewahrter, auf Papier geschriebener Vertrag des Smolenskischen Fursten Ivan Alexandrowitsch mit der Stadt Riga, zwischen den Jahren 1330 und 1359; merkwürdig, weil dieß vielleicht das älteste auf Papier geschriebene russische Dokument ist. Bekanntlich hielt man bisher für das älteste in dieser Art einen Vertrag vom Jahre 1341 (oder vielmehr zwischen 1341 und 1353), welchen der Großfürst Simeon Joannowitsch der Stolze mit seinen Brüdern schloß.

15) Der Laurentische Kodex, oder die älteste aller bis jetzt bekannten Abschriften unserer Nestorischen Jahrbücher. Diese ward im Jahre 1377 für den Großfürsten Dmitrij Konstantinowitsch verfertigt, und befindet sich jetzt auf der Kaiserl. öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Ein anderer, fast gleichzeitiger, der Troizkische genannt, ist in Moskau im Jahre 1812 verloren gegangen.

Schlözer hat im ersten Bande seines Nestors Notizen über mehrere der bekanntesten Abschriften russischer Jahrbücher mitgetheilt. Die Anzahl derselben ließe sich jetzt um vieles vermehren. Auch haben sich schon Männer gefunden, die, das Bedürfniß der nähern Kenntniß dieser Gegenstände fühlend, ein vollständiges Verzeichniß zu liefern gedachten. So schrieb mir Herr von Garischskij, vor seiner Abreise nach Irkutsk, daß er eine ausführliche Uebersicht der bisher bekanntesten Jahrbücher verfertiget habe, welches er mir zur Disposition überlasse. Hieher gehört noch diejenige Abschrift unserer Jahrbücher, welche ich in Galizien, und namentlich zu Przemysl, beym Hrn. Kanonikus Lawrowski sah, und welche jetzt für den Reichskanzler Grafen v. Rumjanzow kopirt wird. Es beginnt dieser defekte Kodex mit der Taufe Wladimirs (988), und auf einem der letzten Bogen sah ich das Jahr 7007, (1499). — Reich an historischen Handschriften ist besonders die Bibliothek des wirklichen Kammerherrn Grafen Theod. Tolstoj zu Moskau; das Verzeichniß derselben, wovon mir bisher schon einige dreyßig Bogen zugeschickt sind, wird so eben von den Herren v. Kalajdowitsch und Strojew in Moskau gedruckt.

Dieses wären ungefähr die wichtigsten slavischen Denkmäler, die bisher in Rußland bekannt geworden sind, und deren ausführlicheres, von mir verfertigtes Verzeichniß, so eben in Moskau, vom Hrn. von Kalajdowitsch auf Verlangen und Kosten des so eben genannten wirklichen Kammerherrn Grafen Th. Tolstoj in Druck erschienen ist. Der Zweck dieses Verzeichnisses ist: als Materialien zur slawischen Paläographie und Kunstgeschichte zu dienen, denn die Paläographie steht auch bey uns in genauer Verbindung mit der Geschichte der Kunst.

Aelteste Denkmäler der Kunst in Rußland. — Ehe ich die bisher existirenden Denkmäler der alten Kunst in Rußland auf-

zähle, sey es mir erlaubt, meine Ansicht über die verschiedenen Perioden derselben aus einander zu setzen.

Es lassen sich füglich nur drey Perioden der Kunst in Rußland annehmen. — Alles, was vor den Zeiten Wladimirs des Großen geschah, ist gleichsam als vorhistorisch anzusehen *). Mit der Taufe dieses Regenten beginnt die erste Periode, welche mit Recht die griechische oder byzantinische genannt werden kann. Den Ausdruck unserer Jahrbücher beybehaltend, nenne ich dieselbe die Korßunische Periode. Dieser Name kommt daher, weil der heil. Wladimir sich in Korßun, dem alten Chersoneß in Taurien, zum Christenthume bekannte, von wo er auch die Kirchengefäße und vier bronzene Pferde hinwegführte.

Korßunisch ist also nichts anders als Byzantinisch. In der Folge wird dieser Ausdruck, in Hinsicht auf Kunst, beynahe gleichbedeutend mit alt, da fast alles Alte zu uns vorzugsweise aus dem orientalischen Kaiserthume eingeführt worden war. So nur, glaube ich, läßt sich die Korßunität, um mich so auszudrücken, der verschiedenen Gegenstände auffassen, die in der Sophienkirche zu Nowgorod unter dem Namen der Korßunischen vorgezeigt werden. —

Diese Korßunische Periode dauerte fort bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, namentlich bis zur Einnahme von Konstantinopel durch die Türken (1453), — und die seit 1224 eingedrungenen Mongolen hemmten, wie es scheint, den Verkehr mit Griechenland nicht. Das jetzige Tichwinsche wunderthätige Marienbild mit dem Christuskinde soll, wie die Geschichte des Klosters es angibt, sich noch im Jahr 1383 zu Konstantinopel, also siebenzig Jahre vor der Eroberung dieser Stadt, daselbst befunden haben. Eben so kenne ich Kirchen, wie z. B. die Mariähimmelfahrtskirche im gewesenen Wolotowschen Kloster neben Nowgorod, welche erst 1357 erbauet ward, und deren Malerey vollkommen der ältern Korßunischen (Корсунское письмо) gleicht.

Nur an einem einzigen Gefäße der Sophienkirche zu Nowgorod vom Jahre 1436 nimmt man aus dieser Periode den Einfluß der Unterdrücker Rußlands wahr. Die Gesichtsbildung der die Schale haltenden Engel ist vollkommen mongolisch; die Inschrift jedoch russisch und wie es scheint, von einem Russen, Namens Arip verfertigt; eine Künstlerfamilie, die zu Nowgorod im Jahr 1743 mit der Derivativendigung ow, als Aripow, bey der Einfassung einer Bibel (die Saporogische genannt) wieder vorkommt.

Es gibt Einige, die dem mongolischen Einflusse auch die über der Kirchenkuppel unter den Kreuzen öfters befindlichen Halbmonde zuschreiben möchten. Sie sagen nämlich, daß diese Monde zur Zeit der tatarischen Herrschaft über den Kreuzen befindlich gewesen, nach der Befreyung aber unter das Kreuz gesetzt wurden. Andere versichern, daß diejenigen Kirchen, auf denen ein Mond war, keine Ueberfälle vom Feinde zu befürchten gehabt hätten. Das Eine scheint mir bisher eben so wenig wahrscheinlich als das

*) Der Ausdruck Художество die Kunst selbst kann, wie ich glaube, von Rechtswegen nur von schlecht, übel (Худо) abgeleitet werden. Der Künstler ward natürlich für einen Schwarzkünstler gehalten, wie Faust, der Buchdrucker. So sagt z. B. der Bauer bey Staraja Russa noch jetzt: я самъ кормилецъ за моимъ сыномъ замѣтилъ художество das heißt: ich selbst, mein Ernährer, habe an meinem Sohne Kunst (Schlechtheit, üble Kunstgriffe, oder Fehltritte) bemerkt. — Der zweyte Ausdruck für Kunst Искуство kommt von искусъ, искушеніе, d. i. Versuchung oder Prüfung her, und искусный heißt auch der Geschickte.

Andere, denn es gibt dergleichen Halbmonde unter den Kreuzen auch auf alten Kirchen in Nowgorod, wohin Batú-Chan nicht gelangte. Daß man die Mutter Gottes öfters auf dem Monde vorgestellt findet, beruhet bekanntlich auf Cap. XII. v. 1. der Offenbarung. Auf älteren Kunstprodukten findet man bisweilen Sonne und Vollmond zugleich vorgestellt; und die Sitte, Halbmonde unter die Kreuze zu setzen, ist bis auf die neuesten Zeiten beybehalten worden: so z. B. hat die Kirche am Heumarkte zu St. Petersburg, welche doch nur im achtzehnten Jahrhundert erbauet werden konnte, auch diese nämliche Verzierung, und selbst an der 1803 über dem Rogwolod'schen Steine vom Jahre 1171 errichteten kleinen Borisoglieb'schen Kapelle unweit Orscha, in Mogilew'schen Gouvernement, findet das nämliche Statt. — Eben dieß trifft man in Moskau, in Pleskau, in Schitomir und an vielen andern Orten wieder *).

Heiligenbilder, Kirchengeräthe, kurz alles ist byzantinisch, und dennoch gibt es Spuren, daß auch Einheimische und andere Europäer mit Hand ans Werk legten. So z. B. ist das Kreuz der heil. Euphrosyne vom Jahre 1161, welches sich im Basilianerkloster zu Polozk befindet, von einem gewissen Lasar (Lazarus) Bogscha gearbeitet, dessen Familiennamen noch jetzt im russischen Polen existirt. — In der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schickte Kaiser Friedrich I. dem Großfürsten Isjaslav III. Davidovitsch (1157—1161) deutsche Meyster, welche die Kirche der heil. Mutter Gottes in Wladimir an der Kliasma erbauen mußten. Auch weiß man, daß im Jahre 1344 Kirchen von russischen Meistern gemalt wurden, doch gewiß immer im byzantinischen Geschmacke, in der Art, wie die Ueberreste der alten Malerey in der Soltykschen Kapelle der Hofkirche zu Krakau, wo noch heutiges Tages, gerade wie in alten russischen Kirchen, slavische Ueberschriften uber den alfresco gemalten heiligen Bildern zu sehen sind.

Die ältesten bis auf unsere Zeit erhaltenen Gemälde aus dieser Periode sind, so viel ich herausbringen konnte, folgende:

1) Die Evangelisten bey dem Ostromir'schen Evangelio vom Jahre 1056, mit Wasserfarben auf Pergament gezeichnet. Die Heiligen wie gewöhnlich mit kalter Gesichtsbildung und runzlicher Stirne. Die Drapirung des weiten Gewandes nicht die beste.

2) Die ganz auf ähnliche Weise verfertigten Gemälde bey dem Sbornik, oder der Sammlung religiöser Schriften, vom Jahre 1073. Hierbey befindet sich unter andern eine Abbildung der Fürsten Gljeb, Oleg, David, Roman, Jaroslaw und des Großfürsten Swjatoslaw. Es ist dieß das älteste Bild, welches uns die altrussischen Fürsten in ihrer eigentlichen Tracht darstellt; Schade jedoch, daß es äußerst mitgenommen und nur theilweise noch zu erkennen ist. Fac simile davon besitzen Seine Erlaucht der Reichskanzler Graf Rumjanzow und der Herr Geheime Rath v. Olenin.

3) Aus dieser nämlichen Zeit, vom Jahr 1073, soll das über der Altarthüre der Mariä-Himmelfahrtskirche zu Kiow befindliche heilige Bild

*) In dem Verzeichnisse der Manuscripte, welche dem Herrn Grafen Theod. Tolstoi zu Moskau gehoren, finde ich zwey verschiedene Abschriften von Maximus dem Griechen (den im XVII. Bande der Wiener Jahrb. der Literatur der Recensent der J. Dobrowskischen slawischen Grammatik nicht ohne Grund einen Märtyrer der Grammatik nennt) selbstverfaßten und übersetzten Aufsätze, deren einer über das Bild des Neumondes unter dem Kreuze handelt. Beyde Codices sind aus dem sechzehnten odrr siebenzehnten Jahrhundert. S. des Verzeichnisses der Folianten Nro. 190 (S. 112) und der Quartanten Nro. 241 (S. 396).

seyn, welches, wie es heißt, die von Konstantinopel gekommenen Erbauer jener Kirche mitbrachten. Indessen ist dieß noch ein zu beprüfender Gegenstand, da diese Kirche im Jahre 1718 mit allen ihren Heiligenbildern und Kirchengeräthen abgebrannt seyn soll.

4) Es folgen die Evangelisten im Mstislawischen Evangelio zu Moskau, welche vor dem Jahre 1125 auf Pergament gezeichnet worden. Diese sind treue Nachbilder der Ostromir'schen. Auch der Stier, welcher neben dem heil. Lukas oben aus dem bestirnten Himmel hervorragt, hält hier gerade wie dort eine Papier-Rolle mit der Inschrift: Unter dieser Stiergestalt erschien der heil. Geist dem Lukas.

5) Das zu Moskau in der 1326 erbauten Mariä-Himmelfahrtskirche im Kreml befindliche Christusbild aus den Zeiten des orientalischen Kaisers Manuel (Comnenus, der von 1143 bis 1180 reg.). Dieses auf Holz in Quartformat gemalte Heiligenbild wird für das Original des unter dem Namen des Korßunischen Christusbildes, neben der Altarthüre in der Sophienkirche zu Nowgorod, angegeben. Ich fand diese Notiz in einer der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gehörenden handschriftlichen Beschreibung der Sophienkirche zu Nowgorod, folgte dieser Spur und fand noch das besagte Original, aber lange nicht mehr in seinem früheren Zustande. Es hatte nämlich im Jahre 1812 durch den Brand gelitten, und ist nach der Zeit leider! aufgefrischt worden [1]).

Dieses Christusbild und das unter Nro. 3 angeführte Bild der Korsunischen Mutter Gottes können, glaube ich, als die Originale aller solcher unter dem Namen Korsunischer Heiligenbilder in Rußland bekannten angesehen werden. Das Christusbild und das Marienbild sind diejenigen beyden, welche unter dem Namen Miestnyje Obrasa (мѣстные образа) in den Kirchen zu den Seiten der Altarthüre angebracht werden.

6) Ein auf Holz gemaltes Bild der heil. Mutter Gottes mit dem Christuskinde, vor welchem der Fürst Igor im Jahre 1147 vor seiner Ermordung soll gebetet haben, — befindet sich in Kiow in der Mariä-Himmelfahrtskirche, in der Kapelle des Archidiakonus Stephan.

7) Es folgt der Zeit nach ein Bild des heil. Panteleimon und der heil. Katharina, welche zu einem auf Pergament geschriebenen Evangelio aus dem Ende des zwölften oder aus dem dreyzehnten Jahrhundert gehöret, das in der Bibliothek der Sophienkirche zu Nowgorod aufbewahrt wird.

8) Aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzen wir eben daselbst in einem Evangelio vom Jahre d. W. 6870 (d. i. 1362) die mit Wasserfarben auf Pergament aufgetragene Abbildung des heil. Johannes Theologus. — Der Affekt aber, welcher hier so glücklich ausgedrückt ist, und die Drapirung seines Gewandes erinnern an die besseren Zeiten der Kunst, und ich wage es nicht recht, dieses Denkmal zu denen des Korßunischen Pinsels zu zahlen [2]).

9) J. Bacmeister erwähnt in seinem Essai sur la Bibliothèque

---

1) Aus dem Verzeichnisse der Handschriften des Grafen Th. v. Tolstoi erhellet, daß diese Nachricht auch in seinen Sammlungen sich wieder findet, und zwar im Kodex N. 22 der Handschriften in 4. (S. 225 des Verzeichnisses).

2) Herr von Storch erwähnt einer Niederlassung von deutschen und italiänischen Künstlern in Nowgorod, aber erst im funfzehnten Jahrhundert, und setzt hinzu, daß solche bey der Zerstörung des Nowgorod'schen Freystaates nach Wologda und vorzüglich nach Ustjug wanderten. S. Fiorillo II, 35.

et le cabinet etc. de *St. Pétersburg* S. 110 ff. eines Pergament-Kodex vom Jahre 1392, aus den Zeiten des Großfürsten Wasilij Dmitrjewitsch und des Metropoliten Kyprianus, welcher illuminirte Figuren und schön ausgemalte und vergoldete Kapital-Buchstaben (die man öfters auch in andern Manuscripten findet) enthält.

10) Hieher gehören endlich auch die im Byzantinischen Geschmack al fresko gemalten alten Kirchen. Mehrere dieser Malereyen sind Jahrhunderte hindurch übertüncht und übermauert gewesen, und jetzt erst kommen dieselben wieder zum Vorschein. So z. B. sah ich etwas in dieser Art in Alt-Ladoga in der Kirche des heil. Georgius, deren Erbauung ich den Zeiten des Großfürsten Jaroslaw, welcher in der Taufe den Namen Georg erhielt, zuschreiben möchte, ungeachtet dessen, daß Einige selbst die Erbauung Ladogas erst ins zweyte Decennium des zwölften Jahrhunderts setzen. Als im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Pontus de la Garde mit seinen Schweden hier so gräßlich gehauset und die Bildnisse der Heiligen größten Theils verunstaltet zurück gelassen hatte, ward nach dem 1617 zu Stolbow [1]) geschlossenen Frieden diese Kirche im Jahre 1618 retablirt. Jetzt erst, nach zwey Jahrhunderten, werden die inneren Wände, durch die Länge der Zeit, wiederum vom Kalke entblößt, und es treten die alten Bilder hervor, in einer Periode, wo die besonnene Liebe zum Alterthume erwacht ist, und wo man aufhört seine Kindheit für ein reifes Alter ausgeben zu wollen.

Eben solche Korsunische Malerey, die am besten konservirte, befindet sich in der Kirche des Erlösers neben Polozk, wo einst das Nonnenkloster der heil. Euphrosyne war; dann unweit Nowgorod in der Kirche des gewesenen Wolotowschen Klosters, und eine ähnliche noch unter der Tünche befindliche, und nur durch die Bauart der Kirche (an der sich das Neue vom Alten recht gut unterscheiden läßt) von mir entdeckte Malerey, in der Kirche Mariä-Geburt auf der Station Gorodnja, 30 Werste von Twer [2]).

Endlich sind hieher zu zählen viele alte Heiligenbilder mit griechischen Ueberschriften, wie z. B. das Bildniß des Erlösers auf dem Schweißtuche in der Georgikirche zu Alt-Lodoga, und mehrere andere, die man in alten Klöstern und Kirchen findet [3]). Doch älter als alle diese Malereyen müssen die etwas kolossalen Mosaikbilder in der Sophienkirche zu Kiow seyn. Es stellen dieselben die Darreichung des heil. Abendmals ganz im byzantinischen Geschmacke dar; eben so gearbeitet findet man daselbst das Bild des Erlösers und verschiedener Heiligen. — Alle diese Mosaikgemälde sind mit griechischen Ueberschriften versehen. Das Feld ist aus vergoldeten kleinen Kubikgläsern gebildet, das übrige aus gefärbten Gläsern. — Gerade solche Mosaiktäfelchen von Glas findet man auch auf den Trümmern römischer Kolonien in Ungarn aus dem zweyten und

1) Jetzt einem Gute des Herrn v. Tomilow, Adelsmarschalls von Ladoga.

2) Diese Malerey tritt besser hervor, wenn man die Wände mit Oehl, Fett oder Talg abreibet.

3) Dürfte man gegen die im 4ten Bande der russischen Geschichte von unserem Reichshistoriographen aufgestellte Meinung an die Echtheit der Urkunden des Galitschen Fürsten Lew Danilowitsch, des Begründers von Lemberg, glauben, so würde aus denselben hervorgehen, daß die Maler der Heiligenbilder zu jener Zeit (im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert) mit zu den Kirchendienern gezählt wurden. Besagte drey Urkunden, welche sich in Galizien befinden, gehörten: 1) dem Onufri-Kloster im Samborer Kreise; 2) der Kirche des heil. Erlösers zu Przemysl, und endlich 3) der zu Krylos bey Galitsch befindlichen Mariä-Himmelfahrtskirche.

dritten Jahrhunderte, z. B. von Mursia, wo das heutige Eßeg an dem rechten Drawe-Ufer liegt, wovon ich einige Kubikgläser in der bischöflichen Bibliothek zu Fünfkirchen sah. — Eine ähnliche, aber rohere Glas-Mosaik findet sich auch in der Sophienkirche zu Nowgorod, welche jedoch bloß einige Verzierungen bildet. Was die griechischen Ueberschriften anbetrifft, so ist auch die Form der Buchstaben mit Montfaucon ins eilfte Jahrhundert zu setzen, in die Zeit, wo die Sophienkirche zu Kiow vom Großfürsten Jaroslaw (1037) angelegt ward. Etwas, aber nicht viel, älter könnten die unerklärten Buchstaben auf der ältesten aller russischen Kirchen, der Desjatinnaja oder Zehntnerkirche Mariä-Geburt zu Kiow gewesen seyn, von denen bis jetzt noch einige erhalten sind. Eine nur wenig jüngere Mosaik, die Empfahung des heil. Abendmals vorstellend, auch mit einer russischen oder vielmehr slawischen Ueberschrift, befindet sich im Altare der Soloto-wercho-Michajlowschen Kirche zu Kiow, welche 1108 vom Großfürsten Swjatopolk II. Jaroslawitsch, der in der Taufe Michael hieß, angelegt ward. Die Arbeit ist die nämliche, wie die der Sophienkirche zu Kiow, aber wegen Mangel am Licht kaum zu sehen. Die Vergoldung des Glases hat den Mosaikbildern der Sophienkirche geschadet, denn als Batú-Chan im Jahre 1240 mit seiner Horde nach Kiow kam, ward vieles von den Wänden herabgeklopft, in der Hoffnung, hier das Gold zu benützen. Da diese Arbeit aber, wie man sich endlich überzeugte, nichts versprach, ließ man das übrige als unnütz an den Mauern kleben. Musivische Bilder, vom Jahre 1010, die, wie Fiorillo gleich im Anfange seines Versuches einer Geschichte der bildenden Künste in Rußland sagt, von Reisenden in einem Kloster neben Moskau (dessen Alter keineswegs bis in jene Zeit hinaufreichet) entdeckt wurden, kenne ich nicht, und glaube schwerlich, daß es möglich seyn wird, sich jemals von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen.

Die Mosaik-Arbeit führt mich nun auf andere Denkmäler der Kunst.

So sind an dem Kreuze der heil. Euphrosyne vom Jahre 1161 die Heiligenbilder auf Email gemalt, das Kreuz selbst ist von Holz mit Metallblättern beschlagen. Ein Kreuz ganz von Metall, höchst wahrscheinlich aus dem eilften Jahrhundert, befindet sich bey den Reliquien des heiligen Todtengräbers Markus in den Grüften des heiligen Antonii zu Kiow. Fromme Wallfahrer benutzen es, (weil es inwendig hohl ist, und die Rückseite fehlt), zum Schöpfen des geweihten Wassers, welches hier in einem Gefäße aufbewahrt wird.

Die Metallarbeiten haben in Rußland schon sehr früh angefangen. Dieß beweisen die paar Münzen aus den Zeiten Wladimirs I. († 1015) und Jaroslaw's († 1054), welche bisher gefunden wurden. Das Gepräge derselben ist ganz Byzantinisch [1]; die Schrift slawisch [2]. Noch

1) Wie dieß der Fall auch mit den ältern ungrischen Münzen ist, besonders mit denen von Bela IV. (1235—1270) S. *Schoenvisner*, notitia Hungaricae rei numariae, p. 138 f. f.

2) Erst neuerdings hat man, wie ich erfahre, angefangen, Byzantinische Münzen vorzunehmen, um zu sehen, ob sich nicht ähnliche, wie die, dem Großfürsten Wladimir zugeschriebenen, darunter vorfinden. Man soll auch wirklich in der Kaiserl. Eremitage zu St. Petersburg einige goldene Münzen dieser Art gefunden haben, auf denen man ΛЄΔИΡ liest, und glaubt diese einem bulgarischen, serbischen oder andern Fürsten zuschreiben zu müssen. Gesetzt aber auch, diese Münzen wären keine russischen, und gehörten irgend einem andern Slawenstamme an, würden dieselben darum viel weniger werth seyn, für den Freund und Forscher des

mehr scheint mir dieß eine goldene, 57 Dukaten wiegende Medaille zu beurkunden, welche im verflossenen Jahre in Tschernigow unter der Erde gefunden ward, und die höchst wahrscheinlich eine der, als Ehrenzeichen von damaligen Fürsten verliehenen Griwna ist, deren Benennung der Herr Präsident der Kaiserl. russischen Akademie, Viceadmiral Schischkow, geradezu von Griwa (Mähne, Halsschmuck) ableitet. Und dennoch bleibt es authentisch, daß nicht nur im zehnten Jahrhundert unsere Großfürsten öfters nach Kleidungen und anderem Schmuck aus Konstantinopel getrachtet haben, sondern daß selbst mehrere Evangelia (wie z. B. das Mstislaw'sche vor dem Jahre 1125) von Nowgorod aus dahin geschickt wurden, um daselbst eingefaßt und auf verschiedene Weise verzieret zu werden. Noch heutiges Tages wird zu Moskau in der dasigen reichen Schatzkammer diejenige Krone gezeigt, welche der Kaiser Alexius I. im Jahre 1116 unserm Großfürsten Wladimir II. Wsewolodowitsch Monomach (in der Taufe Theodor genannt) nebst Scepter, Reichsapfel ꝛc. zum Geschenk machte, weil dessen Großvater von Mutterseite Konstantin IX. (Monomachus † 1054) dieselben getragen hatte.

Das Glockengießen fing aber in Moskau erst im Jahre 1346 an, und zwar unter der Leitung eines Boris des Römers. Nach Twer verbreitete sich diese Kunst erst im Jahre 1402. Daher sehe ich mich genöthigt, die Glocke mit einer slavischen Inschrift vom Jahre 1341, welche ich im Jurikloster zu Lemberg sah, für die älteste in dieser Art zu halten. Des schweren Geschützes wird zum ersten Male erwähnt im Jahre 1451, wo solches bey der letzten Annäherung der Tartaren gegen Moskau auf den Mauern der Hauptstadt aufgepflanzt war. In der Folge geschah der Guß desselben unter der Leitung eines Aristoteles aus Bologna, welcher 1475 ins Land kam.

Von Bildhauerarbeit ist aus jener Zeit bloß das marmorne Grab Jaroslaw's († 1054) in der Sophienkirche zu Kiow befindlich, und mit Reliefverzierungen versehen, bekannt.

Die meisten der ältesten Kirchen *) sind klein, haben sehr enge, bisweilen noch mit Marienglas überzogene Fenster, nur eine auch mit schmalen Fenstern versehene Kuppel, und charakteristisch an ihnen ist die in drey neben einander stehenden Halbzirkeln gebaute östliche oder Altarseite. Alles, was an solchen Kirchen neu angebauet ist, läßt sich leicht vom Alten unterscheiden. Auch die ungeschickt großen Kuppeln gehören nicht der alten Zeit an. An den auf der nämlichen Grundlage höher aufgeführten alten Kirchen, läßt sich der Aufsatz leicht, öfters durch einen leisen

---

Slaventhums? Und das ist wohl außer Zweifel, daß die Silbermünze, welche der Herr Staatsrath v. Mogilinsky in Kiow noch besitzt, folgende Inschriften führt: влади.. рь на стс. (владимиръ на столѣ) d. h. Wladimir auf dem Thron, wie hier auch eine gekrönte Person abgebildet ist, und auf der Rückseite: а се ег. с. бро (а се ero сребро und dieß ist sein Silber). Seine Goldmünze aus Wladimirs Zeit soll verloren seyn. Ueber die Münze Jaroslaw's aber siehe Hr. v. Olenin's Brief über Tmutorakan (St. Petersburg, 1806 in Fol. S. 28) und Hrn. v. Karamsin's Russ. Gesch. II. Anm. 56.

*) Fiorillo meint, sich auf Hr. v. Storch's Gemälde des russischen Reichs Th. III. S. 3, berufend, daß man in Rußland erst im Jahre 1089 anfing, Gebäude von Backsteinen aufzuführen. Der schon im Jahre 1037 begonnene Bau der Sophienkirche zu Kiow, glaube ich, beweist, daß jener Brauch auch schon früher nicht unbekannt war. Die zwölf Maurer Каменноз дателя der Sophienkirche sind in den Krypten zu Kiow begraben worden, wie man dieß aus den Verzeichnissen der daselbst ruhenden Heiligen ersieht.

Strich in der Stukkatur oder durch die Größe und Qualität der Ziegelsteine, bestimmen. — Doch auch größere Kirchen gibt es, deren Erbauung die Jahrbücher oder gewisse andere Umstände in jenes Zeitalter versetzen, so z. B. die Hauptkirche in Tschernigow, welche wie die Sophienkirche zu Kiow oben mit Chören versehen ist. Letztere waren nach der Meinung des verstorbenen Moskauischen Metropoliten Plato dazu da, um (wie in den Moscheen) während des Gottesdienstes die Frauenzimmer zu beherbergen. Hieher gehört auch die Kirche des Erlösers bey Polozk, u. a. m. In neuern Zeiten, z. B. im vierzehnten Jahrhundert, wurden bey den kleinen Kirchen noch zwischen den Halbzirkeln auf der Ostseite kleine säulenartige Verzierungen angebracht, wie unter andern auch die älteste unter dem Namen Spasna Boru zu Moskau bekannte Kirche beweiset.

Statt drey solcher Halbkreise an der Ostseite hat jene Kirche derselben sieben. — In Pleskau gibt es welche mit fünf, ja sogar nur mit zwey solchen Halbzirkeln. Aber daß auch in neueren Zeiten Kirchen in dieser Art mit drey solchen Halbkreisen an der Altarseite, nur in größerem Style, erbauet wurden, beweiset ebendaselbst (in Pleskau) die von 1686 bis 1689 aufgeführte Kathedralkirche.

Gesang. — Auch der Kirchengesang, der mit dem Gottesdienste zugleich ein Nachbild des griechischen seyn mußte, ward in Rußland durch eigens dazu verschriebene Griechen im Jahre 1051 regulirt. Der Gesang nach Noten ward erst unter der Regierung des Zars Theodor Alexejewitsch, dem ältern Bruder Peters I., in der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eingeführt. Aber schon der Vater dieses Regenten, der Zaar Alexej Michajlowitsch, trug Sorge für die Vervollkommnung des Gesangs, wie sich dieß aus den Handschriften des Grafen Th. Tolstoj zu Moskau ergibt [1]).

Von ältern, mit Musik begleiteten Volksliedern ist bekanntlich vor Kurzem auf Kosten des Grafen Rumjanzow eine interessante Sammlung erschienen. — Ueber die Geschichte der Musik in Rußland findet sich Einiges in Haigold's (Schlözer's) Beylagen zum Neuveränderten Rußland. Th. II. S. 37—192. Eben daselbst hat der nämliche Autor (Stählin), Th. I. S. 395—432, Materialien zur Geschichte des Theaters, und Th. II. S. 1—36 einen Artikel über Tanzkunst und Ballette in Rußland geliefert.

Medirin. — Wer die Geschichte der Heilkunst in Rußland bearbeitet, darf es wohl nicht unbeachtet lassen, daß auch in den Krypten zu Kiow unter andern Heiligen solche ruhen, die sich als heilbringende und uneigennützige Aerzte einen Ruf erworben hatten. Dahin gehören die heiliger Agapit, Damian und Jvatij Агапитъ печерской безмездной врачь — 1 Іюня; Дамїанъ цѣлебникъ — 5 Октября; Врачь и цѣлебникъ Ипатїй. — Aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts befindet sich in der Bibliothek des Grafen Theodor Tolstoj zu Moskau eine Handschrift über Heilkunde, welcher die Abbildungen mehrerer Pflanzen beygefügt sind [2]).

Zweyte Periode der Kunst. — Die zweyte Periode beginnt mit dem Jahre 1453, wo nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der byzantinische unmittelbare Einfluß auf die Kunst in Rußland aufhört, oder vielmehr mit dem Regierungsantritte des Großfür-

1) Siehe den Kodex in 4to, Nro. 116, Seite 285. Auch sind in Betreff des Kirchengesanges wichtig die Handschriften Nr. 116, in Fol. und Nr. 308, in 4to, beyde aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

2) S. des Verzeichnisses der Manuscripte in 4. N. 338.

sten Joann Waßiljewitsch III. im Jahre 1462, und erstrecket sich bis auf die Zeiten Peters des Großen.

Jetzt fing Rußland an, die Fesseln der mongolischen Herrschaft, die Jahrhunderte hindurch das weitere Fortschreiten der Kultur gehemmt hatten, allmälich abzustreifen, und Griechenlands beraubt, sich zu einer Selbstständigkeit in dieser Hinsicht zu erheben. Aber man sage, was man nur immer wolle, Wissenschaften und Künste können genährt und vervollkommnet werden, — doch alles, bis auf das Samenkorn aus sich selbst zu schöpfen, konnte der Grieche selbst nicht, obschon ihm allein die Ehre gebührt, die geschmackvolle Kunst auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht zu haben. Es mußte nun das westliche Europa zum Vorbilde genommen werden, jedoch nicht so, wie dieß seit den Zeiten Peters I. geschah, bis zu denen Rußland, so zu sagen, noch immer ein europäisches Morgenland blieb. Dieser frühere Zustand war ein, besonders nach dem Einflusse der mongolischen Oberherrschaft, nothwendiger Mittelstand, da durch die allzuschnelle Europäisirung mancher Ring in der Kette der gleichmäßigen Entwicklung hätte übersprungen werden können, wenn die Bildung einer jeglichen Volksklasse nicht gleichen Schritt mit der Vervollkommnung aller übrigen gegangen wäre. Darum ist und bleibt es ein durch Landesgesetze vorgeschriebener Hauptzweck der höheren Bildungsanstalten Rußlands, durch Vermehrung der Normalschulen auf intellektuelle und moralische Ausbildung auch der niedern Volksklassen zu wirken.

Also auch in diesem Zeitpunkte mußten die Einheimischen sich Rathes erholen bey dem Ausländer, und dieß um so mehr, da die in Moskau zuerst von eigenen Meistern zur Zeit Joann III. aufgeführte Hauptkirche Mariä-Himmelfahrt bald wieder einstürzte, und von Fremden neu erbauet werden mußte. Auch das von Joann Waßiljewitsch III. im Jahre 1499 begonnene, und unter seinem Sohne Waßilij Joannowitsch IV. beendete Schloß im Kreml ward von Ausländern aufgeführt. Mehrere dieser Baue und selbst das Hauptthor des Kremls (Spaßkija worota, vor welchem jeder Vorübergehende noch jetzt das Haupt entblößt), führen lateinische Inschriften, die man auch wohl noch in den Kirchen unter den Heiligenbildern findet. Ein Beyspiel hiezu liefert das Reliefbild des heiligen Georgius in der Petri-Pauli-Kapelle der schon öfters genannten Mariä-Himmelfahrtskirche zu Moskau.

Die Malerey aus dieser Zeit ist nicht die gefälligste. Die Heiligenbilder sind meistens sehr dunkel *), öfters kaum kenntlich mehr, und werden, je älter sie sind, um so theurer bezahlt, von den Altgläubigen, da auch die meisten Spaltungen der Kirche in diese Periode fallen. Dieß gab und gibt noch bisweilen Anlaß zu Verfälschungen. Auch zeichnen sich diese Bilder von denen der früheren Periode dadurch aus, daß die Ueberschriften fast durchgängig russisch, und zwar mit in einander verflochtener Schrift sind. Nur bey der Mutter Gottes ist öfters das MP—OY noch gebräuchlich, wie bey andern Heiligen das Αγιος.

Aus der zweyten Hälfte dieser Kunstperiode, namentlich aus dem siebenzehnten Jahrhundert, existiren in der Bibliothek des Grafen Tolstoj zwey Handschriften (N. 61 und 65 in 4.), welche Instruktionen für die Maler der Heiligenbilder enthalten. Die im Wladimir'schen Gouverne-

*) Fiorillo (II, 41) hat nicht ganz Unrecht, wenn er hier von dick aufgetragener grober Farbe ohne Schatten und Rundung und von einer schwarzbraunen und olivendunkeln Gesichtsfarbe spricht. Selbst der Zar Joann IV. nennt diese Bilder schlecht, in seinem 1547 an den Kaiser Karl V. geschriebenen Briefe, in welchem er um Künstler ansucht. S. ebendas. S. 20.

ment gelegene Stadt Susdal, welche die meiſten Arbeiten dieſer Art liefert, kann damals ſchon dieſen Erwerbzweig ergriffen haben [1]). Karamſin meint im dritten Bande ſeiner Geſchichte (Anm. 258), daß auch die Capponiſchen Tafeln in der Vatikaniſchen Bibliothek zu Rom, welche Aſſemann, dem auch Fiorillo beypflichtet, dem dreyzehnten, Kulczinsky aber gar dem eilften Jahrhundert zuſchreibt, aus dieſer Zeit, nämlich aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert ſeyn könnten. Die Namen der ruſſiſchen, auf dieſen vier Tafeln genannten Meiſter, könnten vielleicht, durch die Form der Buchſtaben, zu einem Reſultate über das Alter derſelben führen.

Das erſte Bild, von welchem man mit Gewißheit ſagen kann, daß es ein Portrait iſt, gehört dieſer Zeit an. Es iſt das Bildniß des Zars Theodor Joannowitſch (1584—1598). Aber man findet Spuren von Portrait-Malerey auch ſchon im eilften Jahrhundert. So erzählt zum Beyſpiel der Paterik (d. i. vitae Patrum), daß der Hegumen des Petſcherskiſchen Kloſters Nikon den 1084 nach Kiow gekommenen Griechen die Bildniſſe der zehn Jahre früher verſtorbenen Heiligen Antonij und Theodoſij vorzeigte, und daß dieſe ſolche augenblicklich erkannten.

Aus dieſer Periode findet man noch hin und wieder Heiligenbilder mit Angabe der Jahrzahl, wie z. B. in der Hauptkirche zu Neu-Ladoga, wo ſich zwey ſolche befinden, die früher dem Medwedewſchen, jetzt aufgehobenen Kloſter gehörten. Das eine, welches den Evangeliſten St. Johannes vorſtellt, iſt vom Jahre 7100 (1592), das andere aber vom Jahre 1603. Eben ſo findet man unweit von Ladoga in Peßezkoj Pogoſt (Kirchſpiele) zwey Bildniſſe des heiligen Theodor Stratilates [2]) vom Jahre 7188 = 1680; ein drittes Heiligenbild vom Jahre 1683 ꝛc. Aus dem funfzehnten Jahrhundert befinden ſich drey mit Bildern verſehene Kodices in der Bibliothek des Grafen Tolſtoj. Der eine iſt ein im Jahre 1485 zu Uglitſch geſchriebener Pſalter, die beyden andern Evangelia, denen die Abbildungen der Evangeliſten beygefügt ſind [3]). Aus dem ſechzehnten Jahrhundert hat dieſe Bibliothek mehr aufzuweiſen, und zwar: Eine bibliſche und zugleich eine Kirchengeſchichte mit Bildern; einen Apoſtol mit der Abbildung des Evangeliſten Lukas; eine Legende, welcher mehrere Abbildungen beygefügt ſind, und endlich drey Evangelia, bey denen man die vier Evangeliſten findet [4]). Aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert beſitzt der Graf Tolſtoj in dieſer Hinſicht Folgendes: Bildlich dargeſtellte bibliſche Geſchichten, mit kurzen Erklärungen derſelben; eine Abbildung des heiligen Nilus (Нила смоленскаго) und des von ihm geſtifteten Kloſters; Leben des heiligen Evangeliſten Johannes mit Bildern; eine Offenbarung und Geſchichte des Evangeliſten St. Johannes; eine Schrift über den Kirchengeſang mit Beyfügung vieler Abbildungen verſchiedener Heiligen, und endlich ein Ma-

1) Es bleibt zu bemerken, daß der mit Heiligenbildern Handelnde dieſelben aus Religioſität nie zum Verkaufe, ſondern zum Tauſch (verſteht ſich gegen baares Geld) anbietet; daher heißt Heiligenbilder verkaufen образа мѣнять (tauſchen).

2) Ein ähnliches Bild iſt das von Döderlein, Rektor des Weiſſenburgiſchen Lyceums, ediete, in Kalbenſtein am Nordgau gefundene Heiligenbild, welches unter dem Titel: Slavoniſch-ruſſiſches Heiligthum mitten in Deutſchland ꝛc. Nürnberg 1724. 14a S. 4. in Druck erſchien.

3) Siehe den Katalog dieſer Bibliothek (oder vielmehr dieſer Manuſcripten-Sammlung) in Fol. Nro. 32 und 126; in 4to, N. 24.

4) S. ebendaſelbſt der Folianten Nro. 83, 140, 194 u. 269: der Quartanten N. 23 u. 149.

nuscript aus dem Ende dieses siebenzehnten oder aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mit vielen Bildern [1]). — Auch verdient der unter N. 41 in jener Bibliothek aufbewahrte Folio-Kodex wegen der beygefügten Gravüre (печатная картина) vom Jahre 7137 (1629) beachtet zu werden. Ueber diesem Bilde liest man folgende Aufschrift: **темница Богоугодная святыхъ осужденныхъ** [2]).

Die oben erwähnte Zusammenziehung oder Verflechtung der Buchstaben, mit den verschiedenen Verzierungen derselben, geht so weit, daß man sich genöthigt sieht, auch die von Strahlenberg edirten, an der Pyschma in Siberien befindlichen Inschriften für russische zu erklären, wenn gleich Einige darin Aehnlichkeiten mit Steinschriften in Nordamerika zu entdecken glaubten.

Merkwürdig für diese Zeit ist ein Oelgemälde auf Holz, welches sich in Pesth im Besitze des Herrn v. Jankovirs befindet. Es stellt dieß eine polnische Gesandtschaft an einen russischen Regenten vor. Der russische Doppeladler über dem Throne bestimmt ohngefähr den Zeitraum des Ereignisses. Das dort, oben zu beyden Seiten angebrachte Einhorn findet sich an den zu Moskau aufbewahrten Thronen wirklich wieder; so am Throne der beyden Regenten Joann und Peter I. wie auch am Thronsessel des Zars Joann Waßiljewitsch. Die Bojaren sind hier in ihrer Nationaltracht. Auf der Rückseite des Bildes steht *Johan de Johani* f. 1459. Doch dieß kann nicht eine sich auf das Bild beziehende Jahreszahl seyn, da der Doppeladler erst nach der Vermälung Joann III. mit der griechischen Prinzessin Sophia im Jahre 1472 in Rußland aufkam. Vielmehr möchte ich dafür halten, daß dieses Oelgemälde die am 4. May 1606 vom falschen Demetrius dem polnischen Wojewoden, welcher ihm die Maria Mnischek zugeführt hatte, ertheilte Audienz zum Gegenstande hat. Das Nähere hierüber findet man im Fiorillo (II, 38), welcher diese Nachricht aus Schmidt Phiseldeck's Einleitung in die russische Geschichte (I, 336) entlehnt hat. In der Beschreibung des Thrones wird hier der vor demselben angebrachten Löwen und Greife gedacht, wie man dieß auch auf dem Bilde wieder findet. Der vom Grafen Carlisle beschriebene Thron des Zars Alexiej, war schon anders. — Es soll dieses für Rußland nicht uninteressante Gemälde, wie mir Hr. v. Jankovirs sagte, aus der Fuggerischen Sammlung in Augsburg herrühren und bey der Hertelschen Licitation für ihn angekauft worden seyn. —

Ziemlich allgemein war in diesem Zeitraume die Darstellung der Heiligen in erhabener Arbeit. Dieses ward von Peter I. untersagt, und doch mußte noch der Metropolit Platon, wie man behauptet, sich gegen die verschiedenen verehrten Ungestalten, wie z. B. mit Thierköpfen u. d. al. erklären, gegen die zu seiner Zeit ein förmliches Verbot erlassen seyn soll [3]). Die Schnitzwerke, die, wie schon aus Fiorillo bekannt ist, eigentlich nicht im Geiste der orientalischen Kirche sind, fangen wiederum an, überhand zu nehmen und Ostaschkow liefert hierin die vorzüglichsten. — Auch die

1) Ebend. der Folianten N. 24, 39, 40 u. 173; der Quartanten N. 308 u. 383.

2) Auch Kielburger erwähnt in seiner kurzen Geschichte des russischen Handels vom Jahre 1674 der Holzstiche, welche damals in Moskau und Kiow erschienen.

3) Bemerkenswerth ist bey dieser Gelegenheit, daß noch im Jahre 1534 der Erzbischof von Nowgorod, Makarii, und bald darauf im Jahr 1548 der Erzbischof Theodosii Verordnungen gegen heidnische Gebräuche im Nowgoroder Gebiete erlassen. Siehe der Bibliothek des Grafen Tolstoj den Quartanten N. 341 (S. 476 und 485 des Katalogs). —

künſtlichen Arbeiten im Elfenbein, welche Archangel liefert, dürfen nicht überſehen werden [1]).

Den wichtigſten Einfluß in dieſer Zeit äußerte auf Rußlands wie auf das übrige Europa, die Einführung der Buchdruckerkunſt. Der unter dem Namen Gans oder Hans (Гансъ) bekannte erſte Buchdrucker iſt eigentlich ein gewiſſer Hans Bogbinder, welchen der König von Dännemark, Chriſtian III., dem ruſſiſchen Zaren Joann IV. Waßiljewitſch von Koppenhagen aus zuſchickte [2]).

Nach ihm ſind die älteſten Buchdrucker Joann Fedorow und Petr Timofejew Mſtislawzew. Der Grabſtein des Diakons Joann Fedorow, welcher Rußland verlaſſen mußte, befindet ſich in der Kirche des heiligen Onuphrij zu Lembetg. Dieſer Joann Fedorow war es, der die erſte vollſtändige Bibel mit Kyrilliſcher Schrift im Jahre 1581, zu Oſtrog druckte. — Evangelia und andere geiſtliche Schriften waren ſchon im funfzehnten Jahrhundert erſchienen. Die erſten Werke in dieſer Art ſind von Schwaipold Feol Шванполтъ ѳѣол in Krakau, wie ſchon der gelehrte G. S. Bandtke in ſeiner Geſchichte der Druckerey in Krakau (1815) bewies. Es ſoll drey Werke geben, die daſelbſt von dieſem Buchdrucker im Jahre 1491 erſchienen ſind. Ein Pſalter, deſſen der Niſhegorodiſche Erzbiſchof Pitirim in ſeiner Schrift gegen die Schismatiker erwähnt, ein Oktoich (окшоихъ) der hinlänglich von Bandtke beſchrieben iſt, und ein Horologium (часословъ), davon der wirkliche Kammerherr Graf Theodor Tolſtoj in ſeiner Sammlung ruſſiſcher Alterthümer ein vollſtändiges Exemplar beſitzt. Dieſes, deſſen Alter Hr. v. Kalajdowitſch in Moskau ſchon nach einem andern unvollſtändigen Exemplare genau beſtimmt hatte, iſt von ihm beſchrieben im europäiſchen Boten (Вѣстникъ Европы im September 1819). Eins nur noch blieb zu entſcheiden übrig, ob nämlich das früher zu den Sammlungen des verſtorbenen Profeſſors Bauſe gehörige, jetzt in der Bibliothek des Fürſten D. W. Galizyn befindliche defekte ſerbiſche Evangelium nicht älter ſey als dieſe Krakauiſchen Drucke? Doch habe ich mich vor Kurzem beym Beſuche der Klöſter des Fruſchka-Gebirges in Sirmien vom Gegentheile überzeugt. Dieſes Evangelium iſt entweder vom Jahre 1512, oder gar erſt von 1552. Letzteres hat man einem Einwohner von Dubrownik (Raguſa) zu verdanken; es iſt in Belgrad (welchem?) gedruckt worden. Exemplare davon befinden

1) Eine Specifikation der erhabenen Arbeit findet man unter dem Artikel **истуканному** in den Handſchriften des ſiebenzehnten Jahrhunderts, **Алфавитъ** genannt, deren es zu St. Petersburg zwey (eine in der Kaiſerlichen öffentlichen Bibliothek und die andere in der Bibliothek des Reichskanzlers Grafen Rumianzow) gibt, und ſechs in der Manuſcripten-Sammlung des Grafen Tolſtoj zu Moskau. Hier wird dieſe Arbeit eingetheilt in **истуканное, изваяное, волїячное, истесаное и вывойчетое.**

2) Theologisk Bibliothek Udgivet of *Jens Möller*, Kiobenhavn 1816, T. X pag. 326; Ergänzungsblätter zur Jen. Allg. Lit. Zeitung 1817, N. 25; Fr. v. Adelung's Sigmund Freyherr von Herberſtein, St. Petersburg, 1818. in 8. S. 496. — Das Originalſchreiben des Königs von Dännemark habe ich in Moskau vorgefunden geſucht.

3) Die ſlawiſchen Drucke mit Glagolitiſcher Schrift ſind älter als dieſe, wie aus der Vorrede zu Herrn Dobrowsky's Institutiones linguae slavicae dialecti veteris (Wien, 1822, in 8. pag. XXXV) erhellet, wo ein Miſſale vom Jahre 1483 angeführt wird. Herr Kopitar, der mir dieſes auf der Kaiſ. königl. Hofbibliothek zu Wien zeigte, verſichert, daß laut einem Briefe vom Wilnaer Kanonikus Bobrowski, im Vatikan zu Rom noch ein vollſtändiges und ein defektes Exemplar dieſer Miſſale in Folio aufbewahrt werde. S. derſelben Grammatik S. 705.

sich in den Klöstern Opovo und Kruschedol. Das vom Jahre 1512 ward auf Kosten Johannes Bassarabs des großen Wojewoden und Herrn von ganz Ugrowlachien und der Donauländer (Подунавїе) von einem Hieromonachen (священноинокъ) Makarij gedruckt. Dieser nämliche Mönch hat aber die Buchdruckerkunst schon viel früher getrieben, denn ich habe im benannten Kruschedol-Kloster einen von ihm schon im Jahre 1493 zu Zeta (Zenta) in Erzegovina edirten Octoich gesehen *), und Herr Kalajdowitsch hat fast zur nämlichen Zeit, wie er mir schreibt, in Moskau einen auch von demselben in Montenegro zu Zetin 1495 gedruckten Psalter gefunden.

Dritte Periode. — Was im Laufe der neuesten Periode seit Peter dem Großen geschehen ist, ist bekannt genug im Allgemeinen. Das Einzelne, den Fremden leider auch nur zu fremde, aus der neuern Zeit heraus zu heben, ist nicht der Zweck dieser Schrift. In wie fern die Einrichtung der verschiedenen Akademien und Bildungsanstalten auf die höhere Civilisation der Nation wirket, ist hinlänglich bekannt. — Aber diese höhere Civilisation des Volkes selbst konnte doch nur durch die von Katharina II. bewirkte allgemeinere Verbreitung, der, von Peter dem Großen begonnenen, Errichtung der Volksschulen ins Werk gesetzt werden. Heil diesen wohlthätigen Bildungsanstalten! und Heil deren Begründern und Erhaltern! Aber was in den Jahren 1803 und 1804 für ein Same dem russischen Boden anvertraut ward, welcher so glücklich gekeimt hat, und die segensreichsten Früchte verspricht, das ist es, was vorzüglich Aufmerksamkeit verdient. Mit Begründung der Universitäten ging ein neues Licht auf im Osten Europas, dessen Glanz kein Freund der Finsterniß mehr zu trüben vermag. Dieß gehört unter allem Großen mit zu dem Größten, was Rußland seinem Gesegneten Alexander verdankt. Die Ereignisse vom Jahre 1812 waren eben recht dazu geeignet, die autarchische Kraft des Ganzen wie der Einzelnen zu einem noch regeren Leben zu wecken, und die scheinbare Besiegung des Landes bewirkte nur ein Erwachen zum vollkommneren Seyn.

So viel über die Epochen der Civilisation in Rußland. Die Aufzählung der ältesten slawischen Denkmäler hat mich vielleicht zu weit geführt, und der geneigte Leser möge dieß nur auf Rechnung meiner Vorliebe für dies Fach schieben. Solchen Vorwurf ertrage ich gern, und gehe nun über zu den

Germanischen Alterthümern. — Germanische Alterthümer gehören mit in den Kreis der Antiquitäten Rußlands, in so fern die Ostseeprovinzen einen integrirenden Theil der russischen Monarchie ausmachen. In diesem Fache hat nun keiner so fleißig gearbeitet, wie der verehrungswürdige Greis in Riga, Brotze, dessen reiche handschriftlichen Sammlungen nun ein bey ihm, so lange er lebt, deponirtes Eigenthum der Stadtbibliothek zu Riga sind.

Seine funfzehn Folio-Bände enthalten:

1) Sylloge diplomatum *Livoniam* illustrantium in zwey Bänden.
2) Schriftproben, (Fac simile), vom Jahre 1296 bis 1501.
3) Livland am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts;
4) Sammlungen verschiedener livländischen Monumente, Prospekte, Münzen, Wappen u. d. gl. 10 Bände;
5) Wappenbuch des Herzogthums Livland.

Die weniger bekannten Schriften über livländische Geschichte sind wohl:

*) Dobrowsky erwähnt desselben in der Vorrede zu seiner Altslawischen Grammatik S. XXXIX.

Des Hrn. Superintendenten v. Sonntag Jahrzahlen aus der Geschichte von Riga 1810. 8. und desselben Anzeichnungen aus der Geschichte Rigas von 1200 bis 1816. Riga, 1817. 8.

Hrn. Oberpastors v. Bergmann Erinnerungen an das unter dem Szepter des russischen Kaiserthums verlebte Jahrhundert (1710—1810) für Riga's Bürger gesammelt.

Brotzes Rückblicke in die Vergangenheit. Acht seit 1805—1814 erschienene Programme, welche vorzüglich die Topographie Livlands betreffen; und endlich: Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte, vom Pastor Thiel.

Riga und Mitau besitzen jedes ein vaterländisches Museum. Das erstere verdient, wie die beyden Bildergallerien (die Roop'sche und die gräflich Medem'sche) von jedem Reisenden besucht zu werden. Eine Beschreibung des Riga'schen Museums lieferte Hr. v. Bröcker in den Riga'schen Stadtblättern Nr. 25—27 vom Jahre 1821. Manches deutsche Alterthum kann durch besondere Umstände ins Innere von Rußland gekommen seyn, wie dieß z. B. mit livländischen Grabsteinen der Fall war, welche der Czar Joann IV. Waßiljewitsch nach Moskau führen ließ, die aber, nach seinem Ableben auf dem Wege dahin bey Chotilowo, 36 Werste (oder 5 1/7 Meilen) vor der Stadt Wyschnij-Wolotschok im Twerschen Gouvernement liegen blieben, wie dieß aus Olearius Reise S. 26 und Kielburgers Nachricht in Lessing's und Eschenburg's Schriften (zur Geschichte und Literatur 1781. 8. S. 164 des fünften Beytrages) hervorgeht.

Orientalische Alterthümer. — Das Gebiet der orientalischen Alterthümer in Rußland ist eigentlich der Süden und vorzüglich der Osten des Landes, von der Wolga an, bis fern hin ins nordwestliche Amerika. Aber auch der Norden, besonders einige Hügel in den Ostseeprovinzen, bieten ganze Gefäße voll kufischer Münzen dar, wie schon F. C. S. Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels (1785) anführt. Noch im verflossenen Jahre sind solche Kufika zugleich mit Edelreds und andern nordeuropäischen und Byzantinischen Münzen bey Alt-Ladoga von Hrn. Marschall A. R. Tomilow, und unweit Dorpat vom Prediger Körber gefunden worden. Die orientalischen Alterthümer bearbeitet jetzt vorzüglich Hr. Collegienrath und Ritter von Fráhn, von dessen unermüdetem Eifer und ausgebreiteten Kenntnissen wir mit Recht noch manche, für Rußlands Geschichte interessante Aufschlüsse zu erwarten haben. Die letzte Schrift des Hrn. v. Fráhn ist eine Beschreibung des muhammedanischen Münzkabinettes des asiatischen Museums der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg.

Als Kenner der mongolischen Sprache und Literatur ist Hr. J. Schmidt schon hinlänglich den gelehrten Orientalisten bekannt. Von ihm erwarten wir die Uebersetzung einer mongolischen Geschichte und ein mongolisches Wörterbuch, an welchem er schon längere Zeit arbeitet. Die Ostsee-Provinzen, in denen sich (zu Dorpat) auch der als Orientalist längst bekannte Kollegienrath W. F. Hezel aufhält, können in Beziehung auf Kenntnisse der Mongolen, den Prediger Bergmann aufweisen, welcher, entfernt von den größeren Städten, unermüdet seine Studien fortsetzt.

Nachrichten über das östliche Rußland und namentlich über das asiatische, hat Hr. Hofrath Spaßkij viele in seinem sibirischen Boten Сибирскій вѣстникъ. geliefert. Auch ist vor ein Paar Jahren eine Beschreibung des Baikals erschienen, die besonders der beygefügten Karte wegen gut seyn soll.

Was außer diesen fünf angeführten Klassen von Alterthümern in Rußland noch angetroffen wird, möchte ich, ohne jedoch diese Ansicht für alleingültig zu halten, in Tschudische (Finnisch-Ehstnische), Littauische (Littauisch-Lettische) und Biarmische (Permisch-Jugrische) Antiquitäten eintheilen. Siberien wird hierin noch manches nachliefern. Für jetzt sehe ich mich genöthigt, hierbey stehen zu bleiben. —

Nun sey es mir erlaubt, noch einmal zu Jenen zurückzukehren, deren Arbeiten für Geschichte und das Alterthum Rußlands von besonderem Werthe sind.

Bibliographie. — Die Bibliographie ist bey uns noch nicht recht im Gange. Im ersten Hefte meiner Materialien zur Kulturgeschichte Rußlands, welche die Aufzählung der Quellen einer russischen Literärgeschichte enthält, habe ich diejenigen Autoren und Werke angeführt, welche bisher über russische Literatur handelten. Es sind vorzüglich die Schriften H. L. C. Bacmeister's und Sopikow's, wie auch der Herren v. Storch, v. Adelung und Anastaßjewitsch, zu denen wir in diesem Falle unsere Zuflucht nehmen müssen. Hr. Staatsrath v. Scherer besitzt auch viele Literärnotizen, die Naturwissenschaft betreffend, wie dieß hinlänglich aus seinem Werke über die Heilquellen Rußlands hervorgeht und Hr. Kollegienrath v. Pansner hat mehrere Zeit hindurch für dieses Fach gesammelt. Eigentliche Literaturzeitungen oder Jahrbücher dieser Art erscheinen in russischer Sprache noch keine. Die Moskau'sche Literaturzeitung, welche Buhle herausgab, war von keiner Dauer; sie fing im Jahre 1805 an und schloß 1807. Von der Petersburger Literaturzeitung, die 1777 begann, erschienen in drey Jahren überhaupt nur 22 Nummern, und von Buhle's Journal der schönen Künste kamen im Jahre 1807 statt sechs Hefte nur drey heraus. Mit der Bibliographie stehen die Lebensbeschreibungen der Autoren, mit Angabe ihrer Werke, in der nächsten Verbindung. Die erste Schrift, die diesem ausschließlich gewidmet ward, war N. Nowikow's Versuch seines Gelehrten-Lexikons, ein kleines Oktavbändchen, welches jetzt selten ist. Etwas ungemein vollständigeres lieferte der jetzige Metropolit von Kiow, Eugenij, in dem Freunde der Aufklärung (Другъ просвѣщенія), einer in Moskau edirten Zeitschrift, 1805 und 1806, und neulichst in einem 1818 zu St. Petersburg erschienenen starken Oktav-Bande. Das erstere enthielt die Lebensbeschreibungen aller russischen Autoren bis zum Buchstaben K; das Letztere bloß die Lebensbeschreibungen schon verstorbener geistlichen Autoren. Man glaubt es kaum, wie viel diese in Rußland schon geschrieben haben; hoffentlich wird bald eine neue Ausgabe dieses Werkes mit Hinzufügung der weltlichen Schriftsteller von demselben erscheinen. Erst jetzt (1822) hat Hrn. Hofrath Gretsch's Geschichte der russischen Literatur die Presse verlassen.

Sprache. — Kenntniß und Vervollkommnung der Sprache sind die eigentlichen Zwecke der Kais. russischen Akademie, deren Präsident der schon durch Dobrowsky dem Auslande hinlänglich bekannte verdienstvolle Vizeadmiral Schischkow ist, ein eifriger Verehrer des Slawenthums, welcher mehreres Beachtungswerthes über Sprache und Styl geschrieben hat. In den Arbeiten der Akademie erscheint jetzt von ihm ein kurzes Wörterbuch der slawischen Sprache. Sekretär dieser Akademie ist der, durch seine Schriften bekannte Staatsrath G. J. Sokolow. Die vorzüglichsten Schriften über slawische Grammatiken verdanken wir Hrn. Professor M. Katschenowskij in Moskau, dem geschätzten Redakteur des euro-

päischen Boten, und Hr. A. Wostokow (Osteneck) arbeitet schon seit einigen Jahren an einer altslawischen Grammatik, deren Grundlinien er aus den ältesten slawischen Manuscripten des eilften Jahrhunderts entlehnt.

Aeltere Geschichte. — Ich gehe zu den vorzüglichsten Forschern russischer Geschichte über. Zuerst muß ich hier unsern Reichshistoriographen Hrn. Staatsrath von Karamsin nennen, welcher in den bisher erschienenen neun Bänden seiner Geschichte nach zwölfjähriger Prüfung und Vergleichung der Originalquellen alles benutzt hat, was Bayer, Müller, Stritter, Schlözer, Fürst Schtscherbatow, Tatischtschew, Boltin, Jelagin, Thunmann, Tauber, Levesque und viele andere vor ihm geliefert haben. Es war ein Glück, daß die Bearbeitung dieses Faches den beliebtesten Schriftsteller seiner Nation anzog, und daß die Geschichte nun auch in ein so gefälliges Gewand gekleidet erscheint. Für diejenigen, welche nach Quellen arbeiten, sind die zahlreichen, am Schlusse eines jeden Bandes beygefügten Anmerkungen, fast eben so interessant und wichtig, als der Text selbst.

Ehe dieses Werk erschien, an dessen Fortsetzung nun der Verfasser arbeitet, hatten zwey geachtete Akademiker, Krug und Lehrberg, die verschiedenen Fächer und Hülfswissenschaften der ältern Geschichte unter sich getheilt; beyde arbeiteten sie gemeinschaftlich, sich einzelnen Untersuchungen widmend. Hr. Kollegienrath v. Krug hatte sich vorzugsweise Chronologie und Münzkunde angeeignet, der selige Lehrberg zog besonders die älteren geographischen und genealogischen Untersuchungen vor. Der Versuch zur Berichtigung der Byzantinischen Chronologie und die Abhandlung zur Münzkunde Rußlands sind Schriften, deren Werth, gleich dem der interessanten Arbeiten eines G. v. Ewers hinlänglich anerkannt ist; und Lehrbergs Freund war glücklicherweise auch der Herausgeber von dessen Untersuchungen, die kein Leser unbefriedigt aus der Hand legt.

Vorzügliche Achtung verdienen die von Eugenij (Bolchowitinow), Metropoliten zu Kiow, selbst, oder doch unter dessen Leitung verfaßten Schriften. Seine historischen Gespräche über die Alterthümer von Groß-Nowgorod, seine Erklärung der ältesten unter allen bisher bekannten russischen Urkunden, seine biographischen Notitzen über russische Autoren und mehrere andere Schriften, haben ihm ein unvergeßliches Denkmal gestiftet. Mit Ungeduld sehn wir jetzt der Herausgabe seiner Geschichte von Pleskau entgegen, an welcher er, da er noch Erzbischof von Pleskau, Livland und Kurland war, arbeitete. Hrn. v. Olenin's zweyter Brief über den Tmutarakanischen Stein ist dem Auslande hinlänglich bekannt. A. Schlözer's Recension desselben steht in N. 27 der Götting. gel. Anz. vom Jahre 1807, und Ritter hat dieselbe in seiner Vorhalle der europäischen Völkergeschichten vor Herodotus ꝛc. auch schon am rechten Orte benützt. Nur irret Ritter, wenn er dieses Denkmal für das älteste unter allen slawischen hält. Einer unserer verdienstvollsten Forscher ist Hr. Kollegienrath D. J. Jasykow, der Uebersetzer des Schlözer'schen Nestors. Schade, daß seine vielen Amtsgeschäfte ihm es nicht gestatten, sich mehr noch den Wissenschaften zu widmen. Ein Gleiches läßt sich vom Hrn. Kollegienrath A. J. Jermolajew sagen, der gewiß tüchtige Resultate liefern würde, wenn er nur könnte und wollte. Die Hrn. v. Kalajdowitsch und Strojew in Moskau gehören zu unseren thätigsten und geschicktesten Arbeitern im Fache der Geschichte. Sie verdienen Achtung, sowohl als besonnene Herausgeber alter Handschriften, wie auch um ihrer eigenen Forschungen willen.

Vom Hrn. Kalajdowitsch sind vor Kurzem auf Kosten des

Reichskanzlers Grafen Rumjanzow erschienen: die Denkmäler slawischer Literatur aus dem zwölften Jahrhundert und eine Geschichte der Poßadniki (Aldermänner) von Nowgorod. Letztere ist von einem Geistlichen verfaßt, der sich auf den Gütern des Reichskanzlers befindet, und Hr. Jermolajew könnte die beste Beurtheilung dieses Werkes liefern, da er selbst über die Poßadniki mehreres grarbeitet, und auch mir ein chronologisches Verzeichniß derselben in Manuscript mitgetheilt hat. Hr. von Strojew besorgte bey meiner letzten Reise durch Moskau im verflossenen Jahre so eben die Herausgabe einer noch unedirten, dem Hrn. Grafen Th. Tolstoj gehörenden Abschrift der Sophiewschen Chronik. Etwas Aehnliches geschieht zu Petersburg, wo, beauftragt vom Grafen Rumjanzow, der Kollegienrath Anaſtaßjewitſch sich mit dem Vergleichen des Volhinischen Codex unserer Jahrbücher mit andern Chroniken beschäftigt. Dieses Volhinische Jahrbuch, welches von Hrn. v. Karamsin zuerst gefunden ward, schließt mit dem Jahre 1289, und der Graf Tolstoj in Moskau besitzt in seiner Bibliothek zwey von einem Hieromonachen Theodosius Sophonowitſch zu Kiow gearbeitete Auszüge davon [1]).

Hr. Kollegienrath B. v. Reith, Professor zu Charkow, hat in uns durch sein Specimen historiae Rossorum gegründete Ansprüche auf die Resultate seiner fernern Forschungen erweckt. Möchte er doch bey dem ihm eigenen tiefern Blicke uns bald mit neuen Früchten seines Fleißes beschenken. Dem Auslande ist er sowohl durch seine frühern Arbeiten, wie auch aus Meusels Gelehrtem Deutschland hinlänglich bekannt.

Daß es Freunde des Alterthums in Rußland genug gibt, beweisen die von Einigen aus Spekulation unternommenen Verfertigungen alter Manuscripte und die Verfälschungen der Jahrszahlen in wirklichen Originalhandschriften. Einige davon, die aus der Fabrik des Moskauischen Bürgers Anton Iwanow Bardin seyn sollen, sah ich in der Bibliothek des Grafen Th. Tolstoj. Diese reiche Sammlung älterer Drucke und Manuscripte, deren Verzeichniß so eben von den Hrn. Kalajdowitſch und Strojew edirt wird, schätzen einige jetzt schon auf 100 bis 130.000 Rubel oder Gulden W. W. —

Wichtig ist in Petersburg für den russischen Geschichtsforscher die Bibliothek des Reichskanzlers Grafen Rumjanzow, an deren Katalogen so eben gearbeitet wird. Die Anzahl der Bände kann sich auf 30 bis 40,000 belaufen. Was dieser große, so allgemein geachtete Beschützer der Wissenschaften wirkt, wird die Nachwelt gewiß mit besonderem Danke erkennen.

Ueber Kunst in Rußland ist außer J. D. Fiorillo's Versuch einer Geschichte der bildenden Künste in Rußland [2]) nicht viel erschienen. Höchstens dürfen wir einige Aufsätze in den verschiedenen Schriften des Hrn. v. Storch, und einige in Busse's Journal von Rußland, wie in Meusel's Miszellaneen artistischen Inhalts dazu rechnen [3]). Alles dieß ist schon von Fiorillo benutzt worden. Jetzt aber dürfen wir mit Recht einem interessanten Werke in diesem Fache entgegensehen, da Hr. Staatsrath Fr. v. Adelung bey der Beschreibung der sogenannten Korßunischen Thüren in der Kirche der heil. Sophia zu Now-

1) Siehe die Verzeichnisse der Folianten N. 157 und 236.
2) In dessen kleinen Schriften artistischen Inhalts. Göttingen 1806. 11. Band, S. 1—104.
3) XI. Heft. Erfurt 178[illegible]. S. 259—277, wo das, aus Stählin's Papieren von Büsching mitgetheilte Verzeichniß der vornehmsten Künstler in Rußland steht.

gorod eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Notizen unserer Chroniken, mit denen er besonders die zahlreichen Reiseberichte der Fremden in Verbindung setzt, liefert.

Möchte uns doch bald die Freude zu Theil werden, in Hrn. v. Adelung einen neuen Bearbeiter des unter Katharinens II. eigener Leitung edirten vergleichenden Wörterbuches zu sehen. Materialien dazu besitzet er, wie gewiß keiner, weder in Europa, noch in dem für Sprachstudien so eifrigen Nordamerika. Die an ihn gekommenen Pallas'schen Papiere, Murrs reiche Sammlungen, die aus Rüdigers Licitation acquirirten Schriften, vielfache Korrespondenz mit Gelehrten seines Faches, besonders mit Duponceau, dem Vicepräsidenten der philosophischen Societät zu Philadelphia, und endlich die zahlreichen Nachträge zu seiner 1820 erschienenen Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte, die er von so vielen Seiten aus, bekam: — alles dieses in Verbindung mit den, von ihm selbst im Laufe so vieler Jahre acquirirten Werken und der unzähligen Notizen und Auszüge aus Reiseberichten, bildet einen Schatz, der vielleicht nie wieder so zusammen kommt. Die Literatur des Sanscrit, die er bearbeitet hat, dürfte allein einen ziemlich starken Band ausmachen.

Doch vom Allgemeinen kehre ich zurück zu Rußland. Je mehr in der Fremde für Völker- und Länderkunde geleistet wird, um so wünschenswerther wird es von Tage zu Tage, daß auch Rußland nochmals seine Staaten bereisen lasse, damit doch einmal zu den Werken eines Gmelin, Güldenstädt, Pallas, Falk, Lepechin, Georgi, Rumowskij, Oserezkowskij und Sujew (Зуевъ) die gewünschten Nachträge geliefert werden. Selbst die statistischen Werke, die wir besitzen, lassen bey all ihrem Werthe noch so Manches zu wünschen übrig. Seit Storch's Rußland unter Alexander I. ist keine so gehaltvolle, dem Auslande der Sprache wegen zugängliche Zeitschrift mehr erschienen. Besonders erwünscht wären topographisch-historische Schilderungen der einzelnen Provinzen, deren uns noch viele mangeln. Petersburg und Moskau, Kiow, Nowgorod, Pleskau, Riga und das welkende Asow, haben, wie Kasan, Geschichtschreiber gefunden. Die Gouvernements Tschernigow, Kaluga, die slobodische oder russische Ukraine (Charkow), die Ostseeprovinzen, Wolhinien, Podolien und Cherson, Orenburg und Taurien, einzelne Provinzen des Kaukasus und Siberien sind, wie Petersburg und dessen Umgebungen nicht unbeschrieben geblieben, aber wie vieles Wissenswerthe läßt sich zu dem schon Gesagten nicht noch hinzufügen? wie manches von dem Gesagten bedarf nicht Berichtigung?

Die in den Jahren 1809 und 1810 auf Reisen gewesenen Herren Borosdin und Jermolajew haben Abbildungen mehrerer für die russische Geschichte interessanter Gegenstände mitgebracht, welche von dem sie begleitenden Künstler Iwanow gezeichnet wurden. Diese reiche Sammlung liegt nun, wenig benutzt, in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg, und bleibt leider bisher unedirt, da die Herausgabe derselben eine bedeutende Summe kosten könnte. Noch jetzt reiset ein Pole, Hr. Zorijan Dolenga Chodakowski, welcher Sachkenntniß mit unermüdetem Eifer verbindet, in Rußland umher, den Spuren der Slawenwanderungen, ihrer Sitze und Gränzen nachspähend. Die Resultate seiner Reise dürften manche frappante Aufschlüsse geben, da er in seinen Forschungen einen neuen Weg eingeschlagen, auf dem er

bisher beynahe noch keinen Vorgänger gehabt hat. — Die Regierung hatte ihm fürs erste Jahr 3000 Rubel in Silber bewilligt.

Doch um sein Vaterland mit größerem Vortheile zu bereisen und um auch in der Folge die Erfahrungen, welche man machen könnte, zum allgemeinen Besten zu benutzen, müßte bey vorläufiger Kenntniß des Inlandes zuerst eine Vorbereitungsreise durch das übrige Europa vorgenommen werden, um dann die inneren Verhältnisse des Landes und seine Bedürfnisse um so leichter auffassen, und die historischen und statistischen Resultate der Reise mit denen der Fremde in Verbindung setzen zu können.

In Beziehung auf das historische Fach in Rußland blieben, fürs erste, folgende einzelne Untersuchungen anzustellen.

Welches waren die ältesten Handelswege durch Rußland, besonders vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien? Welches waren die Hauptwege im Mittelalter? — Hier nun, in Beziehung auf diese letztere Frage, ließe sich vorläufig aus einer Hydrographie jener Periode, welche glücklicher Weise für uns gerettet ist, schließen, daß die Hauptstraße die Murawsche von der Krym bis Liwny im Orel'schen Gouvernement und über die Gränzumwallung hinauf bis Moskau war*). Dann folgte die Kalmijus'sche Straße, welche von den Flüssen Kalka und Mijus am Asow'schen Meere aus, auch bis Liwny ging; zuletzt die Jsjum'sche Straße, welche sich etwa 15 Werste (3 Meilen) von Bjelgorod im Kurskischen Gouvernement von der Muraw'schen trennte, und andere mehr. Liwny muß demnach zu jener Zeit (im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert) ein Haupt-Handelsplatz gewesen seyn.

Zweytens verdienen die Sprachdialekte Rußlands näher geprüft und mit denen der übrigen slawischen Völkerschaften in Parallele gestellt zu werden. Polen, Böhmen, Slowaken, Serbier, ꝛc., jeder dieser Stämme hat seinen eigenen zur Schriftsprache erhobenen Dialekt, und das Studium dieser Mundarten ist interessant für denjenigen, der die Dialekte Rußlands näher kennen zu lernen sucht. Noch fehlen uns jedoch Nachrichten über mehrere slawische Sprachen. Erst kürzlich gab der fleißige Lexikograph, Wuk Stephanowicz (Karadzicz) uns etwas über die bulgarische Sprache; aber auch dieses soll, wie mich sachkundige Bulgaren, welche den Ternawer Dialekt den übrigen vorziehen, versicherten, hauptsächlich nur diejenige Mundart betreffen, die an der Gränze Serbiens gesprochen wird. In wie fern der Eine oder die Andern Recht haben, kann erst durch nähere Untersuchung entschieden werden. Serbische, kroatische und slowakische Grammatiken gibt es schon; an einer rußnjakischen wird so eben gearbeitet: doch haben alle diese Dialekte wieder ihre einzelnen verschiedenen Nüancen. Das Rußnjakische ist fast das Kleinrussische, welches nun von der Mitte Galiziens bis zum Kubanflusse gesprochen wird. Ja selbst am rechten Ufer der Donau, bey den, im türkischen Gebiete angesiedelten, Nekraßow'schen und den Ueberresten früherer Saporoger Kosaken, muß derselbe, (mit vielen türkischen Ausdrücken vermischte Dialekt) gesprochen werden. — Eine historische Klassifikation der russischen Dialekte verdanke ich dem jetzigen Kiow'schen Metropoliten Eugenij; über den weißrussischen Dialekt hat

*) Dieser Muraw'sche Weg zog sich längs des höchsten Rückens des Landes hin, auf der Flußscheide des Dniepers und des Dons, wie noch jetzt der unwirthbare Weg von Tscherkask nach Georgiewsk zum Kaukasus.

noch neulichſt Hr. v. Kalajdowitſch in der, bey der Moskauer Univerſität errichteten literariſchen Geſellſchaft eine Abhandlung geleſen, die auch ſchon im erſten Bande (1822) der Schriften dieſes Vereines abgedruckt iſt. Ob das Susdaliſche ein eigener Dialekt ſey, bedarf noch näherer Prüfung.

Um über dieſe Modifikationen der Dialekte hiſtoriſch ins Reine zu kommen, müßte man zuerſt die Wanderungen der Ruſſen in Rußland ſelbſt in Betrachtung ziehn. 1) So ſiedelte z. B. der Großfurſt Jaroslaw um die Mitte des eilften Jahrhunderts Polen an der Reja und in der Gegend von Tſchernigow an.

2) Die Doniſchen Koſaken ſind urſprünglich Großruſſen, die von dem Großfürſten Joann Waßiljewitſch III. (reg. von 1462 bis 1505) dahin verſetzt wurden; von dieſen ſtammen wieder die Grebenskiſchen Koſaken (am Terek) ab, wie auch die Wolgiſchen, die Uralſchen (früher Jajik'ſchen) und Simbirſkiſchen.

Die kleinruſſiſchen Koſaken ſollen von den Kurskiſchen abſtammen, und im Jahr 1569 ließen ſich Saporogiſche Koſaken unter den Doniſchen nieder. Sie erbaueten daſelbſt die frühere Hauptſtadt, das alte Tſcherkaſk, welche ſie vermuthlich nach ihrem frühern Wohnſitze gleiches Namens, in Kleinrußland ſo nannten *). Die Koſaken des ſchwarzen Meeres ſind die im Jahr 1793 von der Kaiſerinn Katharina II. dahin verſetzten Saporogiſchen Koſaken, welche früher einen großen Theil des ſüdlichen europäiſchen Rußlands unterhalb der Gefälle des Dnjepers inne hatten.

3) Die Bewohner der ſlobodiſchen oder ruſſiſchen Ukraine (des Charkow'ſchen Gouvernements) ſind Abkömmlinge der Volhinier, welche die polniſche Ukraine bilden. Sie zogen dahin im Jahre 1649 unter der Anführung ihres Oberſten Kondratjew. Daher die Uebereinſtimmung der Ortsnamen in Volhinien und in der ſlobodiſchen Ukraine, welche nun ihrerſeits wieder zur Bevölkerung der Wolga-Gegenden beyträgt.

4) Noch ſiedelte der Zar Alexjej Michajlowitſch um die Mitte des XVII. Jahrhunderts gefangene Polen, Litauer und Tataren an der Wolga und Kama an.

5) Zu Peters des Großen Zeiten ward die Gegend weſtlich von dem in den Ladoga ſich ergießenden Labafluſſe, nach der Wiedereroberung Kareliens und Ingermannlands von den Schweden (nach 1710) durch Muromer, Susdaler und Galitſcher bevölkert.

Alles dieſes hat nothwendig Einfluß auf die Sprachverſchiedenheit der Bewohner gehabt, und es gibt noch mehrere ſolcher Transmigrationen, welche Aufklärung verdienen. Warum liegen z. B. alle drey Städte Pereſlawl oder Perejaslawl, die ſich doch in ſo verſchiedenen Gegenden des Landes befinden, an Flüſſen gleiches Namens Trubeſh (трубежъ) genannt? Warum findet man im Rjasſan'ſchen Gouvernement, wie Hr. Makarow im europäiſchen Boten bemerket, ganze Gruppen von Dörfern, die gleiche Benennungen führen, mit ähnlich gelegenen Dörfern im Mohilew'ſchen (in Weißrußland).

Eine nähere Unterſuchung verdient der Urſprung der Flußbenennungen; eine Arbeit dieſer Art würde gewiß auf intereſſante Reſultate führen, und man braucht kein Wortklauber zu ſeyn, um auf dieſem Wege neue Entdeckungen in der ältern Geſchichte zu hoffen.

*) Daher die Beymiſchung kleinruſſiſcher Ausdrücke in der urſprünglich großruſſiſchen Sprache der doniſchen Koſaken.

Erkläre einer die Benennungen der Flüsse Oskol, Tekigul (eigentlich Deligul), Worsklo, Ingul u. dgl. im südlichen Rußland, wenn er nicht weiß, daß in mehreren asiatischen Sprachen Gul oder Kula, soviel als Quell, Fluß oder Gewässer bedeutet. Sage einer woher der Sylgir der Edda (welche ihrerseits auch einen Fluß Gjöl kennt) gleichnamige Gewässer findet, im Seligersee und der Seligarowka oder Selisharowka (dem Ursprunge der Wolga), im Salgir dem vorzüglichsten Flusse Tauriens, und im Slagirthale im Kaukasus? Doch solcher Namenähnlichkeiten gibt es Tausende, und ihre Zusammenstellung erfordert eine eigene mühsame, aber auch nicht undankbare Arbeit.

Endlich sind auch die Circumvallationslinien in Rußland, deren es eine unzählige Menge, sowohl im europäischen wie im asiatischen Theile des Landes gibt, in Berücksichtigung zu ziehen, und es bleibt zu ergründen, ob einige meilenlange abgeschlossene Umgebungen, wie z. B. die am Donetz, deren Güldenstädt (Th. II. S. 225. 226. 238 u. 239) erwähnt, nicht denen im mittleren Asien am Oxus gleichen, von denen Ritter in seiner Erdkunde spricht.

Dieß alles kann nur in der Folge, und zwar durch genauere Kenntnisse und gegenseitige Vergleichungen entschieden werden, wozu der mit dem Auslande bekannte Forscher nothwendig die Reisen von dem einen Extreme des Reiches zum andern machen muß. Nur dann läßt sich etwas Ersprießliches für die Wissenschaften hoffen, und Rußlands Regierung wird gewiß nicht anstehen, früh oder spät die Mittel zu einem Unternehmen dieser Art herzugeben. —

Hermannstadt im August 1822.

Spanische Literatur.

Von Nicolay Fürst.

Poesias de *D. Alberto Lista.*

(Aus dem Universal.)

Die lyrische Poesie ist ein Zweig der Literatur, der unter den civilisirten Nationen am meisten kultivirt worden ist, und selbst die wilden oder halbwilden Völkerschaften besitzen eine Art Gesang, oder poetische Sprache, die ihrem Klima, ihrem Charakter und ihren Sitten angemessen ist. Die Werke der alten griechischen und römischen Dichter, die Gesänge der Barden und Troubadours, mit einem Worte, selbst die Dichtungen der neuern Poeten, geben alle uns einen Begriff von dem Geiste des Jahrhunderts, dem sie angehören, und von den Fortschritten, den Wissenschaft und Kunst in jedem Lande und in jeder Epoche gemacht haben. Aber zu allen Zeiten hat man Genie und Einbildungskraft für das wahre Kennzeichen aller großen Dichter gehalten. Der erhabene Schwung eines Pindar, die wollüstige Weichheit eines Anakreon, die liebliche Zartheit einer Sappho, haben nun schon seit zwey tausend Jahren alle gefühlvollen Herzen entzückt und bezaubert, und wenn wir genau die Werke dieser unsterblichen Dichter untersuchen, so finden wir, daß ihre wesentlichsten Vorzüge in der Schönheit einer lebendigen Einbildungskraft bestehen. Eigenthümlichkeit des

Styls, Reinheit der Sprache, Leichtigkeit und Harmonie der Verse, und vor allem die Kunst, jedem Gegenstand sein eigenthümliches Kolorit zu geben, werden immer dem Dichter den glücklichsten Erfolg seiner Werke sichern. Je größer und ausgebreiteter das Feld der lyrischen Poesie für denjenigen Dichter ist, der mit jenen Eigenschaften begabt ist, desto erhabner und mannigfaltiger sind auch die Gegenstände, die er behandeln kann.

Musa dedit fidibus Divos puerosque Deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.

Das bukolische Gedicht, das das Leben des Schäfers und die einfachen Freuden des Landlebens schildert; die muntere und anständige Satyre, die mit den unwiderstehlichen Waffen des Scherzes Thorheiten geißelt, und der ernsthafte Gesang, dazu bestimmt die Tugenden jener ausgezeichneten Männer zu feyern, deren Andenken auf die Nachwelt zu kommen verdient, gehören zu den eigenthümlichen und besondern Gattungen der lyrischen Poesie, die der Erfindungskraft des Dichters neuen Spielraum geben. Aber da keine Gattung der Poesie mehr als diese bearbeitet worden ist, so ist die Originalität eine sehr seltene Erscheinung. In Spanien allein hat sich seit den Zeiten des Juan de Mena die Anzahl der Gedichtsammlungen, die ans Licht getreten sind, aufs Unglaublichste vermehrt. Garcilaso, dem mit Recht der Titel des Wiederherstellers der spanischen Poesie gebührt, war der erste, der die Bahn brach, auf der später Luis de Leon, Hernando de Herrera, die beyden Brüder Argensolas, Villegas und mehrere andere ausgezeichnete Dichter fortwanderten.

Es ist gewiß, daß eben dieser Ueberfluß, nebst der Sucht, originell scheinen zu wollen, die vorzüglichsten Ursachen zu der ungünstigen Wendung waren, welche die Poesie im siebzehnten Jahrhunderte genommen hatte. Von dieser Zeit an verbreitete sich immer mehr die Sekte der Gongoristen, deren vorzüglichste Kunst in Schwülstigkeit des Styls, in ewig wiederkehrenden Metaphern und Antitheſen, in Wortspielen (retruécanos), in Zweydeutigkeiten und in einer mystischen Dunkelheit bestand, die jeder Aufklärung widerstrebte. In dieser traurigen Lage verblieb dieser Zweig der Poesie, bis unter den zwey letzten Regierungen Männer sich hervorthaten, die mit der Theorie der Kunstphilosophie und mit tiefem Kenntnissen einen geläuterten Geschmack verbanden. In der That suchten Melendez, Cienfuegos, Diego Gonzalez und der Satyriker Iglesias die Poesie von der Schmach zu retten, die sie so lange hatte erdulden müssen; aber während des traurigen Krieges im Jahre 1808 wurden die Musen wiederum von Neuem zum tiefen Stillschweigen gebracht. Einige patriotische Lieder, die nicht ganz ohne Werth waren, und verschiedene Gedichte, die in dem Diario de Madrid, zur ewigen Schande der Literatur, aufgenommen wurden, waren die einzigsten Lebenszeichen, welche die Poesie, in einem Zeitraume von vierzehn Jahren, von sich gegeben hatte.

So standen die Sachen, als Herr Alberto Lista die auserwählte Sammlung seiner Poesien ans Licht treten ließ. Dieser geschätzte Literator, der sich schon früher durch mehrere Aufsätze über Politik und Gesetzkunde vortheilhaft bekannt gemacht hatte, bietet dem Publikum jetzt die Früchte der Mußestunden seiner Jugend und der Erholungen von ernsthaften Geschäften dar.

Diese Sammlung besteht aus geistlichen, weltlichen, philosophischen

und erotiſchen Gedichten, Sonnetten, Idyllen, Romanzen, anakreontiſchen Liedern und Epigrammen. In den geiſtlichen Gedichten findet man Erhabenheit des Styls, paſſend angebrachte Bilder, Reichthum der Phantaſie und beſonders ſehr viel Mannigfaltigkeit in den ſinnreichen Gleichniſſen, die mit vieler Originalität überall ſehr paſſend angebracht ſind. Die beyden folgenden Strophen des Gedichts auf die Empfängniß der heiligen Jungfrau, mögen zum Beweiſe unſerer Behauptung dienen.

»Arroje ol catro injusto 1): allá abatido
Reioe ol Querub, do en lumbre tenebrosa
Cercado siempro al denegrido trono
Le fue, y el triste imperio concedido.
Cual sierpe venenosa
Alli ponsoña fiera
Exhalo libra su immortal encono;
Otro, señor, espera
Dal hombre la mosion: tú, alme alegrie,
To al orbo toroavas; nezca Maria.«

Dijo, y nace Maria, coal cerenoa
Al claro sol la vespertioa estrella
Brilla apacible eotre su lox radieote,
Tal perece dol engel sobcrana
La iooceoto doncelle:
Y por las grodea de oro
Al Seoo de Jehová volaodo amonte
La va el alado coro
Inudar, en sos brazos roclinada,
De grato ardor la eclestial morada.

Die Nachahmnng des orientaliſchen Styls in den Worten, womit die erſte Strophe ſchließt und die zweyte anfängt, verdient bemerkt zu werden. Nazca Maria. Dijo, y nace Maria iſt eine Nachahmung des alten Teſtaments, wo von der Schöpfung die Rede iſt und die Art, wie dieſe Worte gebraucht ſind, bringt einen guten Effekt hervor. Aber ſehr zu bedauern iſt es, daß in mehreren Strophen dieſes Gedichts der Sinn nicht immer ſo vollkommen klar iſt, daß ihn der Leſer beym erſten Anblick gleich faſſen kann. Das Verſtändniß der Verſe muß nie mit großer Anſtrengung verbunden ſeyn; ihr Zweck iſt nicht, den Geiſt zu ermüden, ſondern zu erheitern. In dem angeführten Gedichte heißt es:

Da vil metel cabo encondida pira,
Se erigo idolo vil; y ol padre impio
Daodo sus hijos á la llama ardieote,
Dios lo adora. Ministro de tu ira,
El tiraoo sombrió
Sa ceba en sengro y lloro,
Y lo aplaude su Dios la iosana gente:
Brioda en copa de Oro
El impuro placer fuoeata llama,
Ya la torpo Citera Dios lo aclama.

Cabe encendida pira ſtatt: junto á encendida pira, iſt eine veraltete Redensart, die nur den Sinn noch dunkler macht, da das Wort cabe auch in der erſten Perſon des Indikativ Präſens gebraucht wird 2). Dios lo adora . . . y lo aplaude su Dios . . . . y Citera

1) Sataoas.
2) Dieß iſt offenbar ein Irrthum des ſpaniſchen Kritikers, da die erſte Perſon des Präſens Indikativ des Verbum caber ſchlechterdings nicht cabe, ſondern quepo heißt. Ceba wird immer nur in der dritten Perſon des Präſens Indikativ gebraucht, wie es der Dichter hier ſehr richtig anwendet. Anmerk. des Ueberſetzers.

Dios lo aclama, ist ein Gedanke, der in einer und derselben Strophe drey Mal wiederkehrt, und wenn auch mit einigen Modifikationen in den Nebenbegriffen, so doch immer im zweifelhaften Sinne. Man sagt im Spanischen: adorar por su Dios, oder: adorar como á un Dios, denn die Elision ist nur dann erlaubt, wenn die Verständlichkeit des Textes nicht darunter leidet. Wir wissen sehr wohl, daß dem Verfasser diese kleinen Sprachbemerkungen nicht unbekannt seyn können, und wir erwähnen sie bloß aus dem Grunde, weil wir die Ueberzeugung nicht aufgeben können, daß Klarheit das wesentlichste Erforderniß jedes poetischen Werkes seyn muß, und diese feste Regel den Schülern immer zur Richtschnur dienen soll.

Die Oden des Herrn Lista zeichnen sich durch Schwung und Bilderreichthum vortheilhaft aus. Es würde zu weitläuftig seyn, alle Schönheiten derselben zu entwickeln. Folgende beyde Strophen aus der Ode zum Lobe des Herrn Juan Melendez Valdes, werden das Gesagte zum Theil bestätigen.

Cual del nevado seno da la aurora
Animoso se lanza al Sol ardiente
A la roja mansion del mediodia,
Alegres ven la tierra y mar sonora
La vida y luz presente:
La natura adormida
Despierta en brazos del hermoso dia,
Y de su rayo herida
La nocha con su escuadra rutilante
Se sumerge en los piélagos de Atlante.

Asi el joven gallardo en el regazo
De las sensibles musas resplandece:
Sus primeros acentos destruyeron
De la antigua barbarie el ciego lazo.
Pulsa la lira, y crece
Desusada alegria.
Canta: los fieros monstruos y a cayeron,
Y al son de su harmonia
Ratoña el lauro, cuya sombra amada
Cubrió del docto ibero morada.

Nicht minder schön ist die Ode auf die Schlacht von Bailen und voll patriotischem Hochgefühls. Wir empfehlen besonders unsern Lesern das schöne Gedicht S. 131, worin das menschliche Leben in seinem Anfang, Fortschreiten und Ausgange mit einem breiten und glänzenden Strome verglichen wird, der seinen Ursprung aus einer verborgenen Quelle auf der Anhöhe eines rauhen Gebirges nimmt, und sich in ein unermeßliches Meer verliert, ein Bild der Ewigkeit. Es dürfte schwer seyn, ein vollendeteres Gedicht aufzufinden, sowohl in Hinsicht der Erfindung, des Reichthums der Poesie, als der moralischen Tendenz.

Was die erotischen Gedichte betrifft, so zeigt sich auch in ihnen das Genie des Dichters nicht minder vortheilhaft. Eifersucht, Entfernung, Klagen, Gegenliebe, sind die Gegenstände, die der Dichter in süßen und schmelzenden Accorden besingt. So verbraucht diese Gegenstände auch immer seyn mögen, so weiß doch Hr. Lista durch eigenthümliche Erfindung ihnen neuen Reiz zu geben. In den Nachahmungen fremder Dichter, als Horaz, Leonard, Tasso, Metastasio ꝛc. geht er, ohne sklavisch zu seyn, seinen eignen Weg, doch ohne den Schönheiten der Originale im mindesten Eintrag zu thun.

Die in dieser Sammlung befindlichen Sonnette erfüllen jede gerechte Forderung, und enthalten theils moralische, politische oder

philosophische Maximen. Unter diesen dürfte wohl, nach unserem Geschmack, das Sonnett: der Thron, das gelungenste seyn.

Unter die Gedichte, die eine besondere Erwähnung verdienen, gehören die zehn Romanzen von dem Fischer Anfriso, sowohl wegen den schönen und glänzenden Beschreibungen, als wegen der Einfachheit und Frische des Styls. Die Idyllen und anakreontischen Lieder sind in demselben Geschmack, und die Epigrammen, die größten Theils sehr sinnreich und witzig sind, verdienten in die berühmte Sammlung des D. Preciso aufgenommen zu werden. So viel zur Empfehlung eines Werkes, das gewiß ein größeres Publikum zu finden verdient.

Obras póstumas de Nicolas Fernandez de Moratin. Un tomo en 4°. de bella impresion, con el retrato del Autor. Se vende en la libreria de Castillo.

(Aus der Miscelanea de Comercio, Politica y Literatura und dem Universal.)

Schon vor langer Zeit war man in Barcelona damit beschäftigt, eine schöne Ausgabe der hinterlassenen Werke des Hrn. Nicolas Fernandez de Moratin zu veranstalten. Diese Ausgabe, von seinem Sohne, D. Leandro besorgt, ist nun prachtvoll gedruckt, wirklich erschienen, und in Madrid in der Buchhandlung des Hrn. Castillo zu haben.

D. Nicolas Moratin bildete sich in der Schule der alten und neuen Klassiker, deren Fußstapfen er folgte, und deren Vorschriften er genau beobachtete. Man kann ihn daher als einen der Wiederhersteller der spanischen Poesie betrachten. Sein Styl ist stets rein und korrekt, seine Diction musterhaft und glänzend, und seine Kenntniß der spanischen Sprache tief und umfassend. Moratin verdient unter die berühmtesten Gelehrten des verflossenen Jahrhunderts, die auch seine Freunde waren, gezählt zu werden, als Cadalso, Montiano, Llaguno, Clavigo, Iriarte, Ayala, von denen sein Sohn, D. Leandro, in der meisterhaft geschriebenen Biographie seines Vaters, umständlichere Nachrichten mittheilt.

Moratin hatte sich schon früher durch seine Hormesinda, seine Stutzer und sein Heldengedicht: Die Schiffe des Cortes (Las naves de Cortés), einen Namen erworben. Von dem letztern Heldengedichte hat sein Sohn eine neue Ausgabe mit Noten herausgegeben, und einige Abänderungen in dem Text gemacht.

Der Inhalt der hinterlassenen Werke des Moratin besteht aus Sonnetten, Oden, Epigrammen, Fragmenten eines didaktischen Gedichts über die Jagd, und Scenen aus unvollendeten Trauerspielen. Besonders ausgezeichnet sind seine mauriſchen Romanzen, in welcher Dichtungsart ihn schwerlich jemand übertreffen wird.

Die Romanzen *Don Sancho en Zamora, el Abdelcaldir y Galiana, el consuelo de una ausencia*, werden jeden Kenner aufs Höchste befriedigen. Wir müßten alle Romanzen abschreiben, um einen Begriff ihrer Vortrefflichkeit zu geben. Moratin zeichnete sich besonders in poetischen Beschreibungen aus, worin er eine große Meisterschaft erlangt hatte. Seine erotischen Gedichte sind eben so lieblich als zart. Folgende zwey Sonnette theilen wir als Beyspiel mit:

Dorisa ingrata.

Un alto y generoso pensamiento,
inspiracion de cielo soberano,
me puso la áurea cítara en la mano
para cantar el dulce mal que siento.
Y fue tan grato el sonoroso acento,
que la anchá vega, el apacible llano,
y el cavernoso monte Carpentano
mostraron compasion de mi tormento.
Turbóse el rio de ceruleo manto,
oculto entre los álanos sombriós,
al ver su cisne lamentarse tanto.
Moviéronse los brutos mas impíos
y los ásperos troncos á mi llanto;
y no la que cansó los malos mios.

El escarmiento.

Si fuere que despues del fatal dia
que obscurezca á mi ojos la luz pura,
de mi larga jornada y mal segura
quiere alguno emprender la aspera via:
Ay, escarmiente en la desdicha mia!
la huella observe en lóbrega espesura
con lágrimas borrada y la amargura
no probará de su infelice guia.
No le engañen las rosas y azucenas,
el fresco arroyo, el floreciente prado,
ni el acento de harmónicas sirenas.
Ni el triste egemplo de otro que ha pasádo,
ni el aparente fin de tantas penas . . . .
mire cual premio el fiero amor me ha dado.

Moratin ſtarb am 11. May 1780 im 42ſten Jahre ſeines Alters, ohne Mitglied der ſpaniſchen Akademie geweſen zu ſeyn; denn er hatte ſich beſtändig geweigert, eine Denkſchrift zu verfertigen, um zu dieſer Ehre zu gelangen. Sein Sohn und Herausgeber ſeiner Werke, iſt Mitglied der Akademie und Verfaſſer des mit ſo vielem Beyfall aufgenommenen Luſtſpiels: El si de las niñas (das Ja der jungen Mädchen).

Poesias de Horacio, traducidas en versos castellanos, con notas y observaciones criticas por D. Javier de Burgos. Dos tomos en 8. Madrid en las librerias de Paz y de Sojo.

(Aus dem Imparcial.)

Gegenwärtige Ueberſetzung der Werke des Horaz, deren Zueignung der König anzunehmen geruhte, iſt mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Arbeiten dieſer Art ſind in Spanien ſo ſelten, und verdienen ſo ſehr bekannt zu werden, daß wir es für unſere Pflicht halten, auf dieſe Ueberſetzung aufmerkſam zu machen, womit die ſpaniſche Literatur bereichert worden iſt, und die gewiß vieles dazu beytragen wird, die ſtudierende Jugend mit der Horaziſchen Poeſie, oder was dasſelbe iſt, mit der klaſſiſchen Poeſie näher bekannt zu machen. Dieſes dürfte um ſo nothwendiger ſeyn, da wenige ſpaniſche Dichter jetzt dieſe Dichtungsart kultiviren, und die Nachahmungen ſo häufig ſind, daß es wohl der Mühe lohnt die Bekanntſchaft mit den Muſtern zu erneuern.

Horaz iſt einer der vollkommenſten Dichter des Alterthums und daher iſt es auch ſchwer, die Schönheiten, die ſich ſelbſt in ſeinen kleinſten

Gedichten offenbaren, in eine fremde Sprache zu übertragen. »Wie kann man einen Dichter überſetzen — ſagt Hr. Burgos in der vortrefflichen Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung — der bald den Flug des Adlers nimmt, bald wie eine Biene herumſchwärmt, bald zu den Wolken ſich emporhebt, und bald den Honig aus den Blumen ſaugt? einen Dichter, der von den ernſthafteſten Betrachtungen zu den angenehmſten Scherzen übergeht? der uns aus dem wolluſtathmenden Kabinett ſeiner Geliebten auf die blutigen Schlachtfelder bey Philippi, und von der feſtlichen Tafel des Mäcenas auf die unbewohnten Gipfel der Alpen verſetzt? einen Dichter, der ſo höchſt verſchiedene Gegenſtände behandelt, und jedem Gegenſtande ſein eigenthümliches Kolorit zu geben weiß? einen Dichter endlich, der die Saiten ſeiner Lyra mit Meiſterhand berührt, Pindar in Kühnheit der rhetoriſchen Figuren gleicht, Anakreon in Lieblichkeit der Bilder, Sappho in Lebendigkeit des Ausdrucks, den Schöpfer der Sprache der philoſophiſchen Ode, worin ihm die Griechen kein Muſter gegeben hatten — mit einem Worte den Horaz, dieſen literariſchen Proteus.«

Dieſen Proteus in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wieder zu geben, iſt wohl ein ſchweres, ja rieſenhaftes Unternehmen, und eben deßwegen wohl nie zur Ausführung gebracht worden. Hr. Burgos hat dieſe Aufgabe glücklich gelöſt, und ſeine Ueberſetzung hat das Verdienſt der Zierlichkeit und Genauigkeit. Die beygefügten Noten und Anmerkungen geben den ſprechendſten Beweis ſeiner tiefen Kenntniſſe der alten klaſſiſchen Literatur. Als Probe dieſer gelungenen Ueberſetzung theilen wir den Anfang der zweyten Satyre des erſten Buches mit.

Del cantaria Tigelio por la muerte
Triste anda la baodada
De parasitos, músicos, danzantes,
Vendedores de drogas y pomada,
Y toda la caterva de tunantes.
Fue con ellos Tigelio gencroso,
Mientras por el contrario, temeroso
De ser llamado pródigo, hay alguno
Que á su mayor amigo nunca ofrezca
Con que del hambre ó frio se guarezca.
Si preguntas á aquel por qué disipa
Su pingüe herencia en bromas y banquetes,
Y para renovarlos el dinaro
Toma á grucsa usura,
Dica, »tacaño parecer no quiero.«
Y uno lo alaba y otro lo murmura.
Rico es Fufidio en tierras y en billetes,
Todo, todo le sobra,
Mas de disipador teme la fama;
Cinco por ciento al mas de interes lleva,
Que adelantados por su mano cobra;
En el mas arruinado mas se ceba,
Y siempre mozos ricos va buscando,
Que principien del mundo la carrera,
Y con quienes sus padres se ascaseen,
Para darles aquello que deseen.
¡Júpiter santo! esclamará aqui alguno,
Pero aquaste siquiera
Gastará en proporcion de lo que gana.
¡Qué! no puedes ercer cuanto se afana;
El viejo de Terencio, apesarado
De su hijo por la huida,
No se dió peor vida,
Que se da aste usurero desdichado.

Y todo ese discurso ¿á qoé coospire?
Preguntareome acaso,
A que cuando uo estremo el occio evita,
Eo el opoesto al fin se precipito.
Pesease Maltioo coo mesura
Le túoica arestraodo, y hay alguoo
Que la llava eogida é la aintura;
Huele Rufilo é elmizele, otro á chotuoo,
Eo el medio james se está ninguno ete. etc.

Filipe II, tragedia en cinco actos del Conde Victor Alfieri.

(Aus dem Uoiversal.)

Dem Grafen Alfieri gebührt mit Recht der Titel des erſten tragiſchen Dichters Italiens. Gleich nach ſeinem erſten Trauerſpiele: Kleopatra, ſchrieb er das viel regelmäßigere Trauerſpiel Filippo, das gleichſam als Probe diente, was man von ſeinem ausgezeichneten Genius zu erwarten hatte. Bewunderungswürdig iſt die Charakterzeichnung des Haupthelden in dieſem Drama, und den ſchönſten Gegenſatz bilden die liebenswürdige Königin Iſabella und der unglückliche Prinz Don Carlos. Der Plan des Trauerſpiels und die Verbindung der Scenen ſind, was auch der Dichter in der Kritik ſeiner eigenen Werke immer dagegen einwenden mag, ſehr regelmäßig; denn er verband mit ſeinen außerordentlichen Anlagen jene edle Beſcheidenheit, die eine unzertrennliche Gefährtin des wahren Verdienſtes iſt. Die Kataſtrophe dieſes Trauerſpiels iſt, wie in allen Trauerſpielen dieſes Dichters, wahrhaft ſchauerlich.

Die Schwierigkeiten, die der Ueberſetzung der Trauerſpiele dieſes Dichters entgegenſtehen, ſind uns keineswegs unbekannt. Alfieri's Styl iſt ſehr gedrängt, ſeine Gedanken erhaben und originell, und die italieniſche Sprache erlaubt ſich mehrere poetiſche Freyheiten, die in der ſpaniſchen Sprache nicht gebräuchlich ſind. Wer alſo dieſes Unternehmen wagt, muß Kraft und Gewandtheit dazu haben, und Boileau's Vorſchrift genau befolgen:

Consultez long-tems votre esprit et vos forces,

was aber der Ueberſetzer des gegenwärtigen Trauerſpiels gar nicht beachtet zu haben ſcheint. An manchen Stellen hat er den Sinn des Originals ganz verändert, und was noch ſchlimmer iſt, im Spaniſchen oft das Gegentheil von dem geſagt, was der italieniſche Text ausdrückt. Als Beweis dieſer Behauptung möge folgende Stelle aus der vierten Scene des erſten Akts dienen.

Perez.

Del tuo destino
(E sie quel vuolsi) sotrar deh! fammi parta
Taot' io chieggo, a noo più: quel altro resta
Illustre incarco in cosl orribil reggia?

Carlo.

Me il mio destin (qual ch' egli sia) nol sei,
Ch' esser ooo può mai lieto?

Perez.

Amico too,
Noo di ventura, io sooo. Ah! s'á pur vera,
Che il duol diviso seemi, avrai compagno
Inseparabil me d'ogni tuo pieoto.

Diejenigen, die Italienisch verstehen, werden nicht ohne Staunen folgende Uebersetzung lesen.

Perez.

Tal cual fuere, señor, vuestro destino
darme mi parte in el. ¿Puede hombre honrado
con otro fin pisar este recinto.

Carlo.

¿Sabeis que me destino cual fuese
non poede ser mas bello?

Perez.

Se seguiros
en la mala fortuna, si es tan buena
en ella me complazco.... ¡mas qué miro!
ese llanto, señor, mal lo asegura.

Nach dieser Probe ist es überflüssig von dem Styl zu reden. Die Uebersetzung ist in jeder Hinsicht gänzlich verfehlt.

Consejos á mi hija, escritos en frances por J. N. Bouilly, y traducidos libremente por D. Francisco Grimand de Velaunde. Dos tomos en octavo marquilla. Madrid, libreria estrangera, calle de la Montera.

Die fünf Auflagen, welche dieses Werk in Frankreich erlebt hat, bürgen für den Werth desselben. Die Moral, die darin vorgetragen wird, die mannigfaltigen Anekdoten, womit es durchwebt ist, und die interessanten Situationen, die darin vorkommen, machen es zu einer eben so interessanten als lehrreichen Lektüre für die Jugend. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Uebersetzer mehr Sorgfalt auf die Uebersetzung verwendet hätte, und wir hoffen, daß bey einer zweyten Auflage die kleinen Fehler verschwinden werden, die wir bemerkt haben, und die nicht schwer zu verbessern sind.

Siglo de oro en las selvas de Erifile, y la grandeza Megicana: obras de D. Bernardo de Valbuena, obispo que fue de Puerto-Rico; edicion corregida por la Academia española: lleva un retrato del Autor.

Die Werke dieses Schriftstellers, der im sechzehnten Jahrhundert lebte, sind sehr selten geworden, und besonders das Buch: das goldene Zeitalter in den Wäldern der Eriphyle. Die spanische Akademie, die ihre Sammlung der klassischen Autoren der kastellianischen Sprache fortzusetzen wünschte, glaubte dem Publikum einen angenehmen Dienst zu erweisen, die Herausgabe dieser in der literarischen Welt so sehr beliebten Werke allen andern vorzuziehen. In der Vorrede zu dem goldenen Zeitalter sind alle Notizen gesammelt, die man über das Leben und die Studien dieses Schriftstellers hat habhaft werden können, worauf eine Beurtheilung über den Werth dieser idyllischen Fabel folgt. Das Buch ist mit erklärenden Anmerkungen ausgestattet, die am Ende abgedruckt sind.

Englische Literatur.

(Aus dem Quarterly Review.)

Von Nicolay Fürst.

Memoirs of the Life and Writings of Luis de Camoens. By John Adamson, F. S. A. London, Edinburgh, and Newcastle-upon-Tyne. 2 vols. crown 8vo 1820.

Luis de Camoens wurde zu Lissabon im Jahre 1524 geboren. Zu Coimbra erhielt er seine Erziehung in der besten Blütezeit dieser Universität. Er kam dahin im Jahre 1537 oder 1538, und verließ diese Universität, nach Faria e Sousa, 1542, nach dem letzten Herausgeber der Lusiade, D. Joze Maria de Souza, 1545. Er fing hier zu dichten an, und verliebte sich; aber es scheint, daß er seine Studien nicht vernachläßigte, und die Jahre, die er daselbst zubrachte, betrachtete er stets als die glücklichsten seines Lebens. Als er von der Universität nach der Stadt kam, machte er seine Aufwartung bey Hofe, bevor er seine militärische Laufbahn antrat; aber der Weg, den er zu seiner Beförderung wählte, führte ihn zum Unglück und zur Ungnade. Er gewann bey Hofe die Zuneigung eines Hoffräuleins, Donna Katharina de Atayde, in die er sich an einem Charfreytage, wie er selbst erzählt, in der Kirche verliebte, die Unschicklichkeit des Orts selbst anerkennend. Es war eine unglückliche Liebe; denn obgleich Camoens der Dame im Range gleich war, so wollten doch ihre Aeltern, wegen seiner Armuth, diese Verbindung nicht zugeben. Es war damals Sitte, um eine solche Verbindung kurz abzubrechen, sich an den Monarchen zu wenden. Die Gesetze Portugalls waren besonders streng gegen diejenigen, die am Hofe ein Liebesverständniß unterhielten, und dergleichen Vergehen wurden mit dem Tode bestraft. Joam I., ein Fürst, der in mancher Hinsicht Bewunderung verdient, ließ einen seiner Günstlinge für ein ähnliches Vergehen lebendig verbrennen. Camoens wurde vom Hofe nach Santarem verwiesen. Eine zweyte Ungnade, in die er bey seiner Rückkehr verfiel, soll ihm ein weit strengeres Urtheil zugezogen haben, und er mußte, um seinen Fehler zu büßen, in Ceuta dienen. Er zeichnete sich dort durch Tapferkeit aus, und verlor das rechte Auge in einer Seeschlacht durch einen Splitter.

Er kehrte nach Lissabon zurück mit Ansprüchen für seine Wunden und Dienstleistungen. Seine Verdienste wurden aber an einem Hofe nicht beachtet, wo alles ausgeartet war, und er erhielt für den Verlust seines Auges nichts als den bittern Scherz der Damen über diese seine körperliche Entstellung. Seine Geliebte blieb ihm treu, ihre Zuneigung scheint nur mit ihrem Tode aufgehört zu haben. Die Hindernisse ihrer Verbindung vergrößerten sich, je mehr die Aussichten Camoens sich trübten. Im Jahre 1553 schiffte er sich nach Indien ein, um dort sein Glück zu versuchen.

Die Reise von Portugall nach Indien war damals mit größern Gefahren verbunden, als jetzt. Die See wimmelte von Seeräubern; Schiffbrüche waren sehr häufig, und war man diesen Gefahren glücklich entronnen, so war die Sterblichkeit auf den Schiffen ungemein groß. Das Schiff, worauf Camoens sich befand, war das einzige von

der Flotte, das seinen Bestimmungsort erreichte. Im Monat September kam er in Goa an, und in dem darauf folgenden November schiffte er sich mit einer Expedition als Volontär ein, die zum Zweck hatte, eine Insel an der Küste für den König von Parca wieder zu erobern, die ihm der König von Pimenta genommen hatte.

Camoens hatte zu Ceuta Bekanntschaft mit einem jungen Menschen von hoher Geburt und von Talenten, D. Antonio de Noronha, gemacht, der wie er, nach diesem Orte verwiesen worden war, um ihn von dem Gegenstande seiner Liebe zu entfernen. Die erste Nachricht, die Camoens in Indien erhielt, war der Tod dieses Freundes, der in einem Alter von siebzehn Jahren in einem Gefechte gegen die Mohren gefallen. Dieser Verlust schmerzte ihn ungemein, und mehr als ein Mal erwähnt er ihn in seinen Gedichten. Sein zweytes Abenteuer in Indien war die Theilnahme an einer Expedition nach dem rothen Meere gegen die arabischen Seeräuber. Diese Expedition blieb ohne Erfolg, und während seines Aufenthaltes auf den arabischen Küsten verfertigte er eines der schönsten seiner kleinern Gedichte, worin er sein Ungemach auf dieser wüsten und sandigen Küste schildert, und dann in den rührendsten Tönen von seiner Liebe spricht.

Bey seiner Zurückkunft nach Goa zog er den Unwillen des Gouverneurs, Francisco Barreto, durch eine Satyre auf sich, worin dieser Persönlichkeiten zu finden glaubte. Barreto befahl ihm dem zu Folge, sich nach den molukkischen Inseln zu verfügen, die damals im Besitz der Portugiesen waren. Camoens selbst nennt in einem seiner Gedichte diese Verbannung ein ungerechtes Urtheil. Er segelte nach den molukkischen-Inseln im Jahre 1556, und begab sich von dort nach Macao, wo er als Provedor mor dos defuntos (Kommissär der Verlassenschaften der Verstorbenen) angestellt wurde; ein Amt, das ziemlich einträglich war, und ihm Muße genug zu poetischen Ausarbeitungen ließ.

Während dieser Zeit vollendete Camoens seine Lusiade, wovon die Hälfte bereits geschrieben war, bevor er Europa verließ. Die Jahre, die er auf Macao zubrachte, waren wahrscheinlich die glücklichsten seines Lebens. Er beschäftigte sich dort unausgesetzt mit diesem großen Werke, worauf er seinen Ruf zu gründen hoffte. Auch sammelte er sich schnell ein kleines Vermögen, womit er hoffen konnte, alle Wünsche seines Herzens bey seiner Zurückkunft zu befriedigen, denn Donna Katharinens Standhaftigkeit war er versichert. Der Rest seiner Tage war aber eine Kette von Unglücksfällen. Nachdem er Erlaubniß erhalten hatte, nach Goa zurückzukehren, scheiterte das Schiff, worauf er sich mit allen seinen Habseligkeiten befand, um nach Europa zu segeln, an der Mündung des Flusses Mecon, und er rettete sich auf eine fast wunderbare Art auf eine Schiffsplanke, nichts weiter übrig behaltend, als das Manuscript seines Gedichts.

Er wurde auf ein gastfreundliches Ufer geworfen, wo er gut behandelt wurde, bis er eine Gelegenheit fand, nach Goa zu reisen. In dieser Zwischenzeit schrieb er, wie alle seine Biographen und Herausgeber einstimmig versichern, seine so bewunderungswürdigen und unnachahmlichen Redondilhas. Aber diese Angabe dürfte eben so falsch als unrichtig seyn. Das in Rede stehende Gedicht ist allerdings sehr schön, und vielleicht das schönste unter allen seinen Gedichten. Camoens hatte, was seine Kommentatoren nicht bemerkt haben, offenbar die Coplas des Jorge Manrique vor Augen, die zu seiner Zeit, wie noch jetzt, in großer Ehre und

Ansehen standen. Es findet sich in seinem Gedichte auch nicht die leiseste Anspielung auf seinen Schiffbruch und den Verlust seines Vermögens, und wäre dieß wohl möglich, wenn er das Gedicht in der angegebenen Epoche geschrieben hätte? Er beginnt mit einer Allusion auf den schönen Psalm: »an den Gewässern Babylons saßen wir und weinten.« Er vergleicht den Ort, wo er schreibt, oft und wiederholt mit Babylon. Ist das die Sprache eines Mannes, der durch einen Schiffbruch unter ein gastfreyes Volk verschlagen wurde, dessen Beystand — was wir zu bemerken bitten — er stets dankbar anerkannte? Was aber in dieser Sache vollkommen entscheidend ist, er spricht von sich selbst als damals noch in der Verbannung. Die Redondillhas können also nicht in dem angegebenen Zeitraume geschrieben seyn. Wir glauben vielmehr aus ihrer innern Evidenz schließen zu können, daß sie eher zu Ceuta als in Indien gedichtet sind.

Der Vicekönig empfing ihn huldreich zu Goa, wo er 1561 anlangte, und es war eine wahrscheinliche Hoffnung, daß Camoens unter seinem Schutze einen Ersatz für sein verlornes Vermögen erhalten würde. Aber D. Constantinos Regierungszeit ging mit diesem Jahre zu Ende, und unter seinem Nachfolger, D. Francisco de Coutinho, wurde der Dichter einer Veruntreuung in seinem Amte zu Macao beschuldigt, und auf diese Anklage ins Gefängniß geworfen. Er bewies die Falschheit der Anklage, wurde aber wegen einer Schuld, die nicht zwanzig Pfund betrug, im Gefängniß zurückgehalten. Camoens bat den Vicekönig in einigen scherzhaften Versen um seine Befreyung. Sey es nun durch Beystand des Vicekönigs oder nicht (denn der Erfolg der Bittschrift ist nicht bekannt worden), er erhielt seine Freyheit, und brachte einige Jahre in Indien zu, wo er während des Sommers in militärischen Expeditionen diente, und im Winter sich mit poetischen Ausarbeitungen beschäftigte. In diesen Jahren wurde ihm, durch den Tod der Donna Katharina, für immer die Hoffnung geraubt, die ihn in allen seinen Unglücksfällen getröstet hatte. Ihr Tod verwundete sein Herz, lähmte aber nicht seine Geisteskraft. In seinen Gebeten flehte er beständig um eine baldige Erlösung, um sich mit ihr in einer bessern Welt zu vereinigen, und da er gegen den Besitz irdischer Glücksgüter gleichgültig wurde, scheint sein bleibender Wunsch nur gewesen zu seyn, seinen Ruf zu befestigen.

Sein großes Gedicht lag nun zur Bekanntmachung fertig, aber es fehlten ihm die Mittel nach Europa zurückzukehren, um die Herausgabe desselben zu besorgen. Unter diesen Umständen machte er Pedro Barreto, der im Begriff stand, die Gouverneurs-Stelle von Sofala zu übernehmen, das Anerbieten, ihn dahin zu begleiten und dieser schien eine Ehre darein zu setzen, einen Mann in seinem Dienste zu haben, der sich schon so sehr durch seine Fähigkeiten ausgezeichnet hatte; aber diese Verbindung war weder glücklich für Camoens, noch ehrenvoll für seinen Beschützer. Sie wurden uneinig und aus Barretos späterem Betragen hat man allen Grund zu vermuthen, daß Camoens unfreundlich und unedel behandelt wurde. Mehrere seiner Freunde aus Indien, die zu derselben Zeit auf ihrer Reise nach Lissabon in Mozambique eintrafen, fanden ihn in dem Zustande der größten Armuth. Es waren aber Freunde in der Noth, die ihn liebten und seinen Werth kannten. Sie unterstützten ihn mit Kleidungsstücken und verschafften ihm einen Platz auf ihrem Schiffe. Aus niedriger Bosheit beschloß Barreto,

einen Mann als Schuldner zurück zu halten, dessen Zuneigung er weder durch Gunst noch durch eine anständige Behandlung sich zu verschaffen gewußt hatte, und er gab vor, zweyhundert Dukaten für ihn ausgelegt zu haben. Die Freunde schossen diese Summe gleich zusammen, und Camoens wurde befreyet.

Da alle Hindernisse auf diese Weise aus dem Wege geräumt waren, traten sie ihre Reise nach Portugall an. Unter Weges begann Diogo de Couto, einer dieser Freunde, einen Kommentar über die Lusiade, der aber verloren gegangen, welches um so mehr zu bedauern ist, da Couto sich zu diesem Geschäft in der günstigsten Lage befand. Couto berichtet auch, daß Camoens während der Reise ein Werk unter dem Titel: Parnasso de *Luis de Camoens* verfaßte, das ihm aber gestohlen wurde, und aller Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder aufgefunden werden konnte. Der Inhalt dieses Werkes ist bisher unbekannt geblieben.

Sie kamen in Lissabon 1569 an, als die Pest in dieser Stadt wüthete, ein Umstand, der um so unglücklicher für Camoens war, da der Hof in diesem allgemeinen Drangsale häufig den Aufenthalt veränderte, und die Personen, die ihm unter andern Umständen hätten nützlich seyn können, genug mit der Rettung ihrer Familien zu thun hatten. Zwey Jahre verschwanden, ehe das Gedicht erscheinen konnte, und es ist nicht bekannt, wie er sich in dieser Zwischenzeit durchgeholfen hat. Das Gedicht erschien mit einer Zueignung an den König Sebastian. Die erste Auflage wurde so schnell vergriffen, daß noch im nämlichen Jahre eine neue Ausgabe veranstaltet wurde, und Camoens hatte wohl das Recht zu hoffen, daß seine nunmehr erlangte Berühmtheit den Ansprüchen für seine langen Dienste und Wunden mehr Nachdruck geben, und ihm wenigstens einen anständigen Unterhalt für seine übrige Lebenszeit verschaffen würde. Aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Er erhielt bloß eine Pension von funfzehn Milreos (beyläufig fünf und dreyßig Gulden Conventionsmünze).

Die übrigen Tage seines Lebens brachte Camoens in großer Dürftigkeit zu. Er wohnte in der Nähe des Dominikanerklosters und seine einzige Erholung fand er in der Gesellschaft einiger gelehrter Mönche, die zu diesem Kloster gehörten. Kummer und Widerwärtigkeiten hatten seine Gesundheit zerrüttet, und er siechte unter jener langsamen und zerstörenden Krankheit, die das Elend immer mit sich führt, als Sebastian und die ganze Blüte Portugalls unter dem Schwerte der Barbaren fiel. Mit Liebe an seinem Vaterland hängend, schmerzte es ihn tief in die Seele, als er die sichere Kunde vernahm, daß die Portugiesen nicht länger als eine unabhängige Nation existiren sollten. Auch ist es wahrscheinlich, daß mehrere seiner Freunde, die ihn kümmerlich unterstützten, in jener fürchterlichen Umwälzung fielen, einer der schrecklichsten, die wohl je ein Land in neuern Zeiten erlebt hat. Er war nun dem äußersten Mangel Preis gegeben. Sein armer und treuer Diener, den er aus Indien mitgebracht hatte, mußte Abends von Thür zu Thür um Brot betteln, damit sein Herr nicht Hungers stürbe. Camoens wurde zuletzt in ein Spital gebracht, wo er im fünf und funfzigsten Jahre seines Alters seinen Geist aufgab. Er wurde in der Kirche des Klosters der heiligen Anna, eines Franziskaner-Nonnenklosters, begraben. Sechzehn Jahre nach seinem Tode setzte ihm Don Gonzalo Coutinho einen Leichenstein, mit der Inschrift:

Hier liegt Luis de Camoens,
der Erste
unter den Dichtern seiner Zeit.
Er lebte arm und elend,
und so starb er.
1579.

Camoens gehört unter diejenigen Männer, die zugleich der Stolz und der Vorwurf ihres Landes sind, die »um Brot baten und einen Stein erhielten.« Die Literaturgeschichte jedes Landes hat Beyspiele dieser Art genug aufzuweisen; dieser Vorwurf trifft nicht Portugall allein. Cervantes hatte zu derselben Zeit ein ähnliches Schicksal und zwar in einem Lande, wo Kunst und Literatur damals sehr freygebig unterstützt wurden. Hätte Camoens noch etwas länger gelebt, würden seine Verdienste königlich belohnt worden seyn. Als Philipp II. nach Lissabon kam, erkundigte er sich nach ihm, und er ward äußerst bestürzt, als er erfuhr, daß irdische Gunst ihn nicht mehr erreichen konnte.

Vernachläßigt, wie der Dichter, ward nicht sein Gedicht. Im Anfange des nächsten Jahrhunderts wurden, nach Angabe eines seiner Biographen, zwölf tausend Abdrücke von der Lusiade abgesetzt. Bis im Jahre 1639 waren zwey und zwanzig Ausgaben dieses Werkes herausgekommen, und in demselben Jahre erschien eine mit großem Fleiße besorgte Ausgabe von Manoel de Faria e Sousa, der auch einen sehr weitläufigen Kommentar über dieses Werk schrieb.

Camoens, der ganz von der historischen Wichtigkeit seines Gegenstandes durchdrungen war, fühlte jedoch, wie sehr es demselben an epischem Interesse mangelte. Aber er wußte, daß bey einem Volke, wie seine Landsleute, welches so stolz auf seine Eroberungen und geschichtlichen Großthaten war, das Interesse des Nationalgefühls jedes andere überwiegen würde. Er entschloß sich daher die Geschichte seines Landes mehr auszuschmücken, und in der That besteht die Hälfte der Lusiade aus Episoden, Prophezeyungen oder Digressionen, indessen die Handlung des Gedichts stille steht. Um das Einfache der Geschichte mehr hervor zu heben, bedient er sich einer ganz verkehrten Mythologie, die eben so ungeschickt behandelt als schlecht erfunden ist. Venus und Bacchus streiten vor Jupiters Thron für und wider die Portugiesen: die Göttin, weil sie in den Portugiesen sehr viele Eigenschaften erblickt, die denjenigen ihrer geliebten Römer gleichen; der Gott, weil er eifersüchtig ist, daß sein eigner Ruhm als Eroberer von Indien durch ihre Heldenthaten verdunkelt werden möchte. Das Mangelhafte dieser Erfindung läßt sich schwerlich durch die Benennung Allegorie vertheidigen. Die Behandlung der Machinerie ist nicht glücklicher. Ein maurischer Pilot will die Schiffe der Portugiesen auf eine Felsenbank setzen. Venus steigt herab und ruft alle Seenymphen zu ihrer Rettung zusammen. Sie selbst auf einem Tritonen reitend, geht ihnen mit einem Beyspiele voran, indem sie ihre Brust gegen den Vordertheil von Gama's Schiff kehrt, um es auf diese Weise auf die Seite zu schieben. Bacchus, der Gott des Weins, stattet Neptun, dem Gott des Wassers, einen Besuch ab, um ihn zu bitten, alle Seegötter aufzufordern. Auf diese Aufforderung eilen alle Winde fort, um einen Sturm zu erregen. Die Seenymphen aber, um Venus Befehlen zu gehorchen, bekränzen sich mit Rosen, und jede sucht sich einen Geliebten unter den Winden aus, den sie schwören läßt, während der Dauer der Reise ihren Willen zu befolgen, wogegen sie ihm Glück in seiner Liebe verspricht. Zuletzt, um Gama und seine Gefähr-

ten für die Entbehrungen und Gefahren zu belohnen, die sie ausgestanden, bringt ihnen die Göttin eine schwimmende Insel entgegen, worauf sich Seenymphen befinden, die Kupido zu allem willig gemacht hat. Das Barokke dieser Erfindung wird durch einen Zusatz von satyrischer Allegorie in etwas gemildert. Daß es Allegorie seyn soll, sagt uns der Dichter selbst, als ob er fühlte, daß diese Erklärung, übrigens so unpassend angebracht, nothwendig zu seiner Entschuldigung sey.

Que es Nymphas do Oceano tem formosas,
Tethis, e a Ilha angelica pintada.
Outra cousa naõ he, que as deleytosas
Honras, que a vide fazem sublimada.
Aquellas preminencias gloriosas,
Os triumfos, a fronte coroada
De palma, e loorn, e gloria, e maravilha,
Estes sao os deleites desta Ilha.

Denn dieses Eilands selige Gefilde
Und Thetis und die meerentsproß'nen Schönen,
Sie deuten nur den Ruhm im leichten Bilde
Und alle Wonnen, die das Leben krönen!
Drum muß in dieses Eilands ew'ger Milde
Triumph und Preis den Schiffenden ertönen
Und Palm und Lorber kränzend sie umschlingen
Und Glanz und Glorie sie stets umringen.

Und dieses, fährt er fort zu sagen, war der Geist der Mythologie.

Que as immortalidades, que fingia
A antiguidade, que os illustres ama,
Lá no estellante Olimpo, a que subia
Sobre as azas inclitas da fama:
Por obras valerosas, que fazia,
Pelo trabalho immenso, que se chama
Caminho de virtude alto, e fragoso,
Mas no fim doce, alegre, e deleytoso.

Naõ eraõ senaõ premios, que reparte
Per feytos immortaes, e soberanos,
Omnudo aos varoes, que esfoçn, e arte
Divinos os fizeraõ, sendo humanos:
Que Jupiter, Mercurio, Febo, e Marte,
Eneas, e Quirino, e dous Thebanos,
Ceres, Pallas, e Juno, com Diana,
Todos foraõ de fraca carne humana.

Mas a fama, trombeta de obras tais,
Lhes deuon muudo nomes taõ estrauhos,
De Deoses, Semideosse immortais,
Indigetes, Heroicos, e de Magnos.

Denn die Unsterblichkeit der alten Sagen,
Die allen Herrlichen einst ward gegeben,
Daß sie', von Fittigen des Ruhms getragen,
Auf des Olympus Sternenplane leben,
Zum Lohn, daß sie in keinem Kampf erlagen,
Nach hohen Thaten immer wollten streben
Auf des Verdienstes rauhen, steilen Pfaden,
Und doch am Ziel zu Wonn' und Lust geladen;

Was wäre sie, als Lohn, der offenbaren
Die Thaten, und vom Lobe sollte melden,
Wenn sich die Hohen aus der Menschen Schaaren
Durch Kraft und Rath den Göttern zugesellten;
Denn Jupiter, Merkur und Phöbus waren,
Quirin, Aeneas, Thebens Götterhelden,

Diana, Ceres, Hekate nicht minder,
Sie alle waren ſchwache Menſchenkinder.

Allein der Fama ſchallende Trommete
Gab ihnen Namen, ſie empor zu heben;
Daß Gott und Halbgott, Heros, Indigete,
Und die Unſterblichen auf Erden leben.

In der einzigen ſtrengen Kritik, die je ein Portugieſe gewagt hat über die Luſiade erſcheinen zu laſſen, wird die Fiktion von der ſchwimmenden Inſel als eine Nachahmung des Fraraſtorius angegeben. Aber beyde Gedichte haben keine andere Aehnlichkeit, als daß ni beyden Schiffe und Inſeln vorkommen. Fracaſtorius läßt Columbus auf eine Inſel kommen, die er Ophir nennt (worunter er wahrſcheinlich Spanien verſteht), bloß um ihm von dem König ein mythologiſches Märchen erzählen zu laſſen von dem Urſprunge jener Krankheit, die der Gegenſtand des Gedichts iſt, und von der wunderbaren Wirkung des Franzoſenholzes, als Mittel dagegen. Vergleicht man dieſe Stelle mit dem neunten Geſange der Luſiade, ſo ergibt ſich auch nicht die entfernteſte Vermuthung, daß Camoens dieſes Gedicht gekannt habe.

Camoens hat mit andern berühmten Dichtern das Schickſal gemein, daß der größere Haufen der Leſer ihn mehr wegen ſeiner Fehler als Schönheiten bewundert. Die drey Stellen der Luſiade, die jedes Mal als Gegenſtand der Bewunderung angeführt werden, ſind: »die ſchwimmende Inſel; die Erſcheinung des Geiſtes des Caps und die Geſchichte der Ines de Caſtro,« die jeder Portugieſe herſagt, wenn er ſeinen Lieblingsautor erheben will. Die erſte dieſer Stellen trägt alle Eigenthümlichkeiten des Styls und die Manier dieſes Dichters an ſich; die zweyte enthält eine höchſt poetiſche Fiktion, hätte Camoens nur gewußt zu rechter Zeit aufzuhören. Eine gigantiſche Geſtalt erſcheint im Sturme und erzählt im Zorne den Portugieſen alle Drangſale, die ihnen auf dieſer unglücklichen Küſte bevorſtehen, mit Hindeutung auf das traurige Schickſal Almeida's und auf den Schiffbruch des Manoel de Sepulveda, der im Ganzen ſchauerlich und in ſeinem Detail höchſt tragiſch iſt. Alles dieſes iſt ſchön und nicht zu weitläufig ausgeführt. Als aber Gama die Erſcheinung mit der Frage unterbricht, wer ſie ſey? erfolgt eine Erzählung, die keinen günſtigen Eindruck zurückläßt. Der Geiſt des Caps gibt ſich als den Titan Adamaſtor zu erkennen, der in einem Liebesverſtändniß mit Thetis von ihr verſpottet ward, wie Jxion von der Juno, bloß daß ihm ein Berg ſtatt einer Wolke zur Umarmung dargeboten und er ſelbſt in das Cap verwandelt wurde.

Die Geſchichte der Ines de Caſtro iſt höchſt tragiſch, und muß, beſonders in jungen Gemüthern, einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck zurücklaſſen. Wenig Gegenſtände der neuern Geſchichte ſind ſo oft in Trauerſpielen verarbeitet worden als dieſer, und unſers Erachtens hat noch keiner den richtigen Geſichtspunkt zur Behandlung dieſer Geſchichte gefunden. Nicht der Tod der Ines, ſondern die Wirkung desſelben auf Pedros heftigen Charakter, müßte ſich der dramatiſche Dichter zum Vorwurf ſeines Trauerſpiels wählen.

Von den vielfältigen Ueberſetzungen, die von dieſem Gedichte gemacht wurden, erwähnt Herr Adamſon eine hebräiſche, fünf lateiniſche, ſechs ſpaniſche, eine italieniſche, drey franzöſiſche, eine deutſche und zwey engliſche. Die älteſte engliſche Ueberſetzung iſt von Sir Richard Fanſhaw und die neueſte von Mickle, der ſich bey ſeiner Arbeit manche Freyheiten und Veränderungen erlaubt hat.

Aber nichts kommt der Kühnheit gleich, womit Herr Jos. Agostinho de Macedo es wagte, eine derbe Kritik über die Lusiade und zugleich ein eignes Heldengedicht über den nämlichen Gegenstand heraus zu geben. Dieses Gedicht erschien zuerst im Jahre 1811 unter dem Titel: Gama, in zehn Gesängen. Später erweiterte es der Verfasser, unter dem veränderten Titel: O Oriente, in zwölf Gesängen, mit einer Zueignung an die Portugiesen, worin er die Fehler seines Vorgängers aus einander setzt. Sein Tadel ist aber eben so übertrieben als das Lob der Bewunderer Camoens. Seine Abhandlung verräth indessen mehr Studium und Geschmack, als man gewöhnlich bey seinen Landsleuten anzutreffen pflegt. Er behauptet, der Styl der erhabenen Poesie sey nur bey den Hebräern zu finden, und keiner könne ein wahrer Dichter seyn, ohne die vertrauteste Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. Uebrigens bemerkt er, daß Gama's Reise keineswegs ein passender Stoff zu einem Heldengedichte sey. Die Frage, die sich hier von selbst ergibt, warum er diesen Gegenstand zur Behandlung wählte? sucht er sehr naiv dadurch zu beantworten, daß ihm die lebhafte Ueberzeugung von den Fehlern Camoens und das Verlangen, zu beweisen, wie sehr unrecht man von ihm gesagt habe: par nemo, nemo secundus erit, und besonders die Hoffnung, über das Vorurtheil seiner Landsleute zu triumphiren, die nicht glauben wollten, daß das Reich der Einbildungskraft und des Geistes einer Erweiterung fähig sey — ihn zu diesem Versuche angespornt hätten.

Aber dieser Versuch wurde in Portugall als eben so vermessen angesehen, als es in England der Fall seyn würde, wenn es einem Dichter einfiele ein neues verlorenes Paradies schreiben zu wollen. In dem Gedichte des Herrn v. Macedo findet man, sonderbar genug, alle die Fehler, die er bey seinem Vorgänger rügte. In Hinsicht der Sprache hat er Camoens auch nicht entfernt erreicht, der in diesem Punkte eine große Meisterschaft besaß. Dieser Zauber der Sprache zeigt sich auch in Camoens kleinern Gedichten, die unnachahmlich schön sind.

Kunst.

Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, geordnet nach den sieben Tagen der Woche, verbunden durch zwey allegorische Blätter. Von Ferdinand Olivier. Jahr des Herrn 1823.

Unter diesem Titel erschien unlängst von der Hand des durch frühere lithographische Arbeiten rühmlich bekannten Künstlers, Herrn Ferdinand Olivier in Wien, eine Sammlung von Steinzeichnungen, auf welche wir in diesen Blättern aus mehr als einer Ursache vorzugsweise aufmerksam machen möchten. Diese Landschaften sind von den gewöhnlichen Prospektdarstellungen vortheilhaft auszuzeichnen, als das Erzeugniß einer viel umsichtigeren und mehr künstlerischen Wahl, eines wahrhaft deutschen Fleißes, einer löblichen und frommen Gesinnung. Im landschaftlichen Fache gehören sie unstreitig zu den vorzüglichsten Leistungen, und sind wohl die gelungensten von allen lithographischen Arbeiten dieser Art.

Als Gegenden Salzburgs und Berchtesgadens, dieser von der Vorsehung mit dem reichsten und herrlichsten Schmucke der Natur überflüssig gesegneten Gebirgslande, erregen sie schon an sich ein günstiges

Vorurtheil beym In- und Ausländer: Wahrheit und Treue der vorliegenden Darstellungen rechtfertigen in dieser Beziehung jede billige Erwartung.

Die Idee des Verfassers, die Landschaften nach den sieben Wochentagen zu ordnen, entstand wohl aus dem lobenswerthen Streben, jedes seiner Blätter mit einer bedeutenden Handlung der darauf vorkommenden Personen, statt mit nichts sagender Staffage auszuschmücken, und in das Ganze eine Verbindung zu bringen; doch scheint es weder Absicht des Künstlers, noch der Natur der Sache angemessen, die Sonderung so scharf zu nehmen, daß man jeden Tag streng durch die ihm zugewiesene Arbeit, ländliche Scene, oder andere Vorgänge charakterisirt finden wollte.

Anordnung und Komposition dieser Figuren und Gruppen, sowohl in den Landschaften als in den allegorischen Blättern, sind ernst und edel stylisirt: ernst und alterthümlich ist auch die Zeichnung, wenn sie uns gleich nicht durchaus fehlerfrey scheint.

Wir glauben nun auch von dem Einzelnen dieses schönen Werkes etwas umständlicher reden zu dürfen, und zwar zuerst von dem allegorischen Blatte, welches, als Zueignung, die Reihe der Darstellungen eröffnet, und welches sich, wie das Schlußblatt, als Hochbild, in Stein gehauen, darstellt. — Hier gibt der Künstler seine Ansicht von dem Wesen der christlichen Kunst zu erkennen, als deren Mittelpunkt, Wurzel und Gipfel er, mit Recht, das Christenthum selbst betrachtet. Ein Eichbaum, gleichsam die neuere deutsche Kunst selbst vorstellend, steht in der Mitte, und trägt das Bild des erstandenen Heilands, unten liest man die Worte: Ich bin die Auferstehung und das Leben, Joh. XI. 25. Zwischen den Blättern des Baumes zeigen sich die Namen derjenigen, vorzüglich deutschen Künstler, welchen er, als gleichgestimmten Freunden, sein Werk zugeeignet; links und rechts dem Stamme sitzen zwey Engel, hier Gabriel mit der Lilie, der die Jünger der christlichen Kunst einladet und empfängt; dort Michael, gerüstet, der mit flammendem Schwerte die Feinde und Gegner jenes Bestrebens, die wir treffend und kennbar genug bezeichnet finden, vom Baume der Kunst fern hält. In den Seitennischen dieses nach altdeutscher (gothischer) Art geordneten und eingerahmten Bildes stehen die allegorischen männlichen Figuren der Bildhauerey, der Baukunst, der Malerey und der Tonkunst.

Auf das Zueignungsblatt folgen die Gegenden, nach den Wochentagen gereihet, mit beygefügter Unterschrift.

Sonntag. Kircheneingang in Berchtesgaden. — Platz vor der Kirche; einzeln und paarweise kommen und gehen fromme Landleute zu und von der Kirche; ein größerer Zug bringt ein Kindlein zur Taufe. Das von der Sonne hellbeleuchtete Bauerhaus im Mittelgrunde spricht recht heimatlich an; hinter diesem erhebt sich ein Hügel mit Bäumen, und die Aussicht schließt der Watzmann mit Schnee bedeckt. Berge und Bäume hier, wie durchaus, vortrefflich. —

Montag. Rosenegger Garten vor Salzburg, d. h. Aussicht in diesen Garten von der jenseits der Salza liegenden Gegend. Die Waldpartie mit dem Mönchsberge scheint uns aufs Beste gelungen und die Gruppe der Zimmermannsfamilie im Vorgrunde, nach unserem Gefühle, vielleicht die schönste von allen in diesen Blättern vorkommenden.

Dinstag. Bergveste Salzburg von der Mittagseite. Die am Fuße des Schloßbergs befindliche Baumgruppe gestattet

durch ihre zarten schwanken Zweige die heiterste Durchsicht in den fernen klaren Himmel. Im Vorgrunde eine Ziegenhirtin, ein Fischer, ein Jäger.

Mittwoche. Fußpfad auf dem Mönchsberge bey Salzburg, ein wegen der malerischen Umrisse und Durchschnittslinien höchst vortheilhaft gewählter Punkt. Ein Geistlicher erquickt und tröstet Arme.

Donnerstag. Berchtesgaden und der Watzmann. — Von einem erhöhten Standpunkte vor Berchtesgaden aufgenommen, breitet sich die Gegend weit aus, und der Horizont ist hoch. Die Berge, vor allen der riesige Watzmann, sind nicht genug zu loben, man könnte die Natur kaum wahrer und zugleich zarter nachgeahmt sehen; doch vermissen wir im Mittelgrunde und Vorgrunde, auf dem eine Gärtnerfamilie erscheint, jene Ruhe und Haltung, welche zur Harmonie des Ganzen nöthig war.

Freytag. Wiesenplan vor Aigen bey Salzburg. — Im Hintergrunde dieser schönen und stillbehaglichen Gegend sieht man wieder den Watzmann. Dem mit einer steinernen Wegsäule, mit üppigem Pflanzenwuchs und Sträuchern aufs Trefflichste geschmückten Vorgrunde gab der Künstler eine Gruppe heumähender Landleute.

Sonnabend. Gottesacker zu St. Peter in Salzburg. — Die Kirche rechts, die hohe schroffe Felswand links, zwischen welchen der freye Himmel nur wenig durchblickt, umschließen den stillen Gottesacker, der durch viele blumige Grabhügel, Kreuze und Denksteine an den Sonnabend unsers Lebens ernst mahnt, und an dessen Seitenmauer eben ein Leichenbegängniß sich hinein bewegt.

Der Schlußstein, das letzte Blatt, ist eine allegorische Zusammenstellung der Gruppen, die wir auf den einzelnen Gegenden gesehen haben, geordnet ungefähr wie das erste Blatt, in mehreren Feldern einer gothischen Einrahmung, deren Mittelstück, gleichsam zur Bezeichnung des Ganzen, den hohen Watzmann zeigt und im Vorgrunde das Bild des Gekreuzigten vom himmlischen Vater getragen, auf einer Wegsäule, an der jener Greis und Knabe knien, welche auf dem Mittwochsblatte vorkommen. In den übrigen Feldern: die Taufe (Sonntag), die Zimmermannsfamilie (Montag), der Jäger mit der Hirtin (Dinstag), der Gärtner (Donnerstag), die Schnitter (Freytag), das Begräbniß (Sonnabend).

Der Druck mit sogenannten Tonplatten ist, weil unter den Augen des Künstlers selbst besorgt, mit ungemeiner Nettigkeit und Reinheit, im Einklange mit der Arbeit selbst bewerkstelligt.

Griechiſche Inſchrift auf einem ägyptiſchen Mumiendeckel.

Ein Freund, welcher Gelegenheit hatte die vom General Minutoli in Aegypten geſammelten Alterthümer zu ſehen, theilte uns folgende Griechiſche, auf einem der hölzernen Mumienſärge befindliche Inſchrift mit, welche in zwey Zeilen abgetheilt Folgendes enthielt:

CENXωNCIC H KAI CAΠATAIC ΠPECBYTEPA ΠIKωTOC ΓENNHΘEICA TωI ΔΙ ΘEOT TPAIANOT ΠAXωN ΙΖ ETEAEYTE-CEN TωI ΘΙ ANTωNINOT KAICAPOC KYPIOT ΦAMENωΘ IE ωCTE EBIωCEN ETH MΔ MHNAC ΔEKA ΘAPCEI.

Senchonsis quae et Sapaulis senior Picotis filia, nata anno XIV divi Trajani XVII mensis Pachon, decessit anno XIX Antonini Caesaris Domini XV mensis Phamenoth, itaque vixit annos XLIV menses decem. Vale.

Merkwürdig iſt die Uebereinſtimmung der chronologiſchen Daten: Trajan regierte von U. C. 851 — 870 durch neunzehn Jahre: folglich lebte die erwähnte Senchonſis unter ſeiner Regierung 5 Jahre.
Hadrian regierte von 870 bis 890, alſo durch . . . 20 Jahre.
Antoninus Pius von 890 bis 913, alſo durch drey und zwanzig Jahre, im neunzehnten Jahre ſeiner Regierung ſtarb Senchonſis, folglich . . . . . 19 Jahre.

Zu den obigen geſchlagen, gibt gerade die . . . . . 44 in der Inſchrift angeführten Lebensjahre derſelben.

Register

des

ſiebenzehn- bis zwanzigſten Bandes.

A.

Alo qua obliga un agravio, das Schauſpiel, XIX. A. B. 34.

Abbas Mirſa, der perſiſche Thronfolger, XVIII. A. B. 44. — Deſſen Waffenthaten, XVIII. A. B. 60, 61, 62, 64, 65, 67.

Abdullah Schah, Befehlshaber von Chamsa, XVIII. A. B. 46.

Abels, K., deutſche u. ſächſiſche Alterthümer, XX. 314.

Abul Kaſim Ferahani, XVIII. A. B. 51.

Abul-Maanis Juwelenſchnüre, XIX. 142, 143.

Abulfeth-Chan, ein Kurde aus dem Stamme Send, XVII. A. B. 56.

Abulfeth Chan Ben Ibrahim Chalil, XVIII. A. B. 60.

Achäer, die, XX. 323.

Achaz von Sebriach, Biſchof von Trieſt, XVII. 36.

Achmet, König der Wolgiſchen Orde zieht gegen Moskau, XX. 244.

Ada, Deutung dieſes Namens, XIX. 69.

Adalgar, Biſchof von Trieſt, XVII. 22.

Adamaon, John, Memoirs of the Life and Writings of Luis de Camoens, XX. A. B. 36.

Adda, die Mutter des Jabal, XIX. 221.

de Adegardis, Nicolo, Biſchof von Trieſt, XVII. 34.

Adelung, deſſen Mithridat, XIX. 47, 57. — Deſſen Sigmund Freyherr von Herberſtein, XX. A. B. 18, 21. — XX. A. B. 23, 24. Deſſen Ueberſicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte, XX. A. B. 24.

Admont, das ſteyermärkiſche Kloſter, beſitzt eine Handſchrift von Ottokar von Hornecks Reimchronik. XVIII. 229.

Adolph von Naſſau, deſſen Fehde mit König Philipp von Frankreich, XIX. 204.

Aegyptier, die, XX. 323.

Aelian. Var. Hist. XVIII. A. B. 4, 22. — XX. 350.

Aeſchylus, der Tragiker, XVII. 65, 66. — XX. 138.

Aethiopica, der Roman des Heliodor, XVIII. A. B. 8.

Afectos, los tres, de Amor, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.

Afentos da Odio y Amor, ein Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 26.

Aga Mohammed Chan, der Eunuche, XVII. A. B. 56.

Agathyrſen, die, XX. 324.

Agradacer y no amar, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 22.

Agravios satisfechos, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.

Agrell, der Sprachforſcher, XVIII. 212, 213.

Agrippa, Menenius, XIX. 82.

Akdenatſowsa, das Dorf, die da befindlichen Steinſchriften, XX. 304, 305.

Alazia, die myſiſche Stadt, XX. 311.

Alarcon, der ſpaniſche Dichter, XIX. A. B. 21.

Alazonier, die, XX. 324.

Albanus, der heilige, XIX. 27, 28.

Albert, Graf von Görz, XVII. 29.

Albert, Herzog, von Sachſen-Teſchen, kaufte die orgelſpielende heil. Cäcilia von Scheffer, XVIII. A. B. 78.

Albrecht II., Kaiſer, deſſen Bruſtbild, XIX. 123.

Albrecht von Habsburg, Kaiſer, ſein Bild, XIX. 120. — Die Bildniſſe ſeiner Kinder, XIX. 120, 121.

Albrecht, der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, in Preußen, XX. 248.

Albrecht von München, Sohn des Herzogs Ernſt, ſeine Liebſchaft mit Agnes Bernauer u. deren Folgen, XIX. 31.

Albrecht IV. von Oeſterreich, ſein u. ſeiner Kinder Bruſtbilder, XIX. 123.

Albrecht des Weiſen Bruſtbild, XIX. 121. Die Bildniſſe ſeiner Kinder, XIX. 122.

Alcalde, el, de Zalamea, ein hiſtoriſches Schauſpiel Calderons, XVII. A. B. 30.

Alcäus, der Dichter, XIX. A. B. 81.

Alcayda, el, de simismo, ein Drama von Calderon, XVII. A. B. 21.

v. Alencon, Kardinal Philipp, XVII, 32.

Aletes, die Gottheit, XIX. A. B. 73.
Alexander, Kaiſer von Rußland, ehrt beſonders den Fürſten Kael zu Schwaezenberg, XX. 358, 359, 361.
Alexander Michailowitſch, Geoßfüeſt von Rußland, XX. 238.
Alexander Newſkii, Füest von Nowgoeod, beſiegt die Schweden, und unterwirft ſich dem Großchan, XX. 235. Sein Ende, XX. 236.
Alexander III. Papſt, XVII. 22.
Alfieri's Traueeſpiel Philipp II.; in das Spaniſche übeeſetzt, XX. A. B. 34.
Alfons der Sechste von Caſtilien, XVIII. A. B. 26, 27.
Alfonſo der Eilfte, König, ſein Sieg über die Mauren, XIX. A. B. 20.
Ali's Begräbnißſtätte nächſt Babylon, XVIII. A. B. 39.
Ali Ibn Musa, des Imams Geab, XVIII. A. B. 43.
Ali Taki Chan von Kaſwin, XVIII. A. B. 46.
Alimpii, der älteſte ruſſiſche Maler, XX. 232.
Aliſchah, der Anführer der deitten Reihe, XVIII. A. B. 47, 63.
Allah Far Chan, der Katſchaee, XVIII. A. B. 50.
Allahwerdiſchah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 46.
Allatius, Leo, XX, 215.
Alt-Lodoga, das Bildniß des Erlöſers auf dem Schweißtuche in der daſ. Georgikirche, XX. A. B. 11, 16.
Alterthümee am Nordgeſtade des Pontus, XX. 259.
Amadis, der Roman, XVII. A. B. 14, 22.
Amado y Aborreeido, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 13.
Amalthea, die Zeitſchrift, XVII. 50, 62, 64.
Amanollah, Statthalter von Kurdiſtan, XVIII. A. B. 52.
Amante mudo, el, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Amantes, los dos, del eielo, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 37.
Amar despues da la muerte, ein hiſtoeiſches Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 31.
Amar servir y esperar, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Amazonas, las, das Schauſpiel, XIX. A. B. 33.
Amboiſe's, des Kardinals, Geabmal in der Kathedeale zu Rouen, XVII. 245.
Ambraſer-Sammlung, die, XVIII. 245.; ihe Stammbaum des alleedurchlaucht. Hauſes Habsburg. XIX. 114, 115.
Amerino, Franz, Biſchof von Trieſt, XVII. 30.
Amigo, amante y leal, ein Deama des Calderon, XVII. A. B. 22.
Ammian, Marceli, XX. 260, 266, 268, 277, 303, 316, 319.
Amor con amor se obliga, das Schauſpiel, XIX. A. B. 21.
Amor, el, hase prodigios, das Schauſpiel, XIX, A. B. 32.
Amor, honor y poder, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 2.
Amor, ingenio y muger, das Schauſpiel, XIX. A. B. 17.
Anakreon, der Dichter, XX. A. B. 27.
Anaſtaſius, der heil. Märtyrer, deſſen Legende, XVIII, A. B. 29.
Anaſtaßiewitſch, der Geſchichtfoeſcher, XX. A. B. 23.
Anatomie, vergleichende, Meckels und Cuviers Werk über ſie, XIX. 1.
Ancillon, der Gelehrte, XVIII. 35. — Deſſen Staatswiſſenſchaft, XVIII. 56, 59.
Andelys, der Geburtsort Pouſſins, XVII. 247.
Andreas, König von Ungern, XIX 121.
Andreas, Fürſt von Susdal, genannt Bogoljubsky, XX. 229.
Andronik, der geiechiſche Feldhere, XX. 223.
Angel, el, da la Guarda, das Schauſpiel, XIX. A. B. 32.
Angelo, Biſchof von Trieſt, XVII. 31.
Anna von Braunſchweig, XIX. 31.
Anna von Beetagne, ihr Bild, XVII. 251.
Anquetil, der Linguiſte, XVII. A. B. 68.
Antes que todo es mi Dama, ein deamatiſches Werk Calderons, XVII. A. B. 16.
Antonius, Nic.. Bibl. Ser. Hisp. XVII. 4, 6, 8, 19. — XVIII. A. B. 32. — XIX. A. B. 15, 21, 22, 25, 27, 31.
Antoninus Pius, XX. A. B. 46.
Aphrodite Tanais, waed bey den Saueomaten als reines Feuee veeehrt, XX. 312.
Apolo y Climene, ein Schauſpiel Caldeeons, XVIII. A. B. 16.
Apontes, der Herausgeber von Calderons Schauſpielen, XVII. A. B. 3, 10. — XIX. A. B. 11, 12, 13, 35, 36, 39, 40, 41, 42, 43, 45,. 46.
Apor, die Ahnen dieſes Hauſes, XX. 101.
Appels Geſpenſterbuch, XX. 125.
Appian, XIX. A. B. 70.
d'Arc, Johanna, XVII. 244. — Ihr Denkmal in Rouen, XVII. 245.
Archimedes, XIX. 27.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, XIX. 101.
Archiv für Geographie, Historie ꝛc. XVII. 206.
Ardeschirschah, ein Sohn des Schah von Persien, XVIII. A. B. 46.
Areopagita, Dionysius, ein Schüler des Apostel Paulus, XVIII. A. B. 27.
Argenis, der politische Roman, XVIII. A. B. 6.
Argeois y Poliareo, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Argensola, der Dichter, XX. A. B. 28.
Ariosto, Orland. fur. XVII. A. B. 20, 24, 25. XVIII. A. B. 10, 12, 34.
Arip, ein russischer Künstler, XX. A. B. 8.
Aristomenes Messenio, das Schauspiel, XIX. A. B. 34.
Aristophanes, der Dichter, XVII. A. B. 26. — XVIII. A. B. 19. — XIX. 314.
Aristoteles, XVIII. 142. — XIX. 241, 244. — XIX. A. B. 75. — XX. 131, 133.
Aristoteles, der Baumeister, XX. 245.
Arlongo de Vocisperch, Bischof zu Triest, XVII. 25.
Armas, las, da la Hermosura, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 5.
Arneth, der Numismatiker, XX. 290, 293, 329, 331.
v. Arnim, Achim, der Dichter, XX. 114, 128, 129. — Dessen u. Brentano's Wunderhorn, XVII. A. B. 66.
Arnvet, der Geschichtschreiber, XIX. 123.
Arques, das das. Feldlager Cäsars, XVII. 243.
Artemis Agrotera, ihr weihte Xenoklides einen Tempel, XX. 314, 315, 316.
v. Artner, Therese, die Dichterin, XX. 108.
Asadchan, der Afghane, XVII. A. B. 46, 47.
Asander, König, Bemerkungen über seine Münzen, XX. 288.
Aspurgianer, die, XX. 285.
Assamannii Kalendaria ecclesiae universae. XX. A. B. 6.
da Astarloo, Paulo Pedro, der Sprachforscher, XIX. 47.
Astaroth, die Gottheit, XX. 307, 313.
Astarte, das befruchtende und gebärende Princip in der Natur, XIX. A. B. 71, 72.
Astrologo fingido, al, eine Posse von Calderon de la Barca, XVII. A. B. 7.
v. Auffenberg, Joseph Freyherrn, Schauspiele, XX. 109, 183. Dessen Tributstier, XX. 185. Dessen Trauerspiele: Wallas, die Bartholomäusnacht, König Erich, XX. 186. Dessen Eroberung Panamas, XX. 187.
August, König von Polen, verweigert Johann IV. den Titel eines Zars, XX. 256. — Verlangt, daß das russische Heer Liefland räume, XX. 258.
Augustinus, der Kirchenlehrer, XVII. 118, 119, 130, 154. — XIX. 75], 80.
Augustodurum, das, XVII. 248.
Auristala y Lisidanta, ein Drama Calderons, XVII. A. B. 25.
Aurora, la, en Copacabaoa, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 31.
Ausstellungen, dramatische, von Trinius, XIX. 34.
Austerlitz, die Schlacht von, XX. 358.
Australiens Reichthum an neuen Insekten- und Pflanzenarten, XIX. 13.
Avertoti Anoalas Boiorum, XX. 312.
Avienus verlegt die dem Saturn geweihte Insel Petagia in den Westen von Cadix, XIX. 71.
Avigail, la prudente, das Schauspiel, XIX. A. B. 21.
Avitus, Alcimus, sein Gedicht: De consolatoria castitatis lauda, XVIII. A. B. 36.
Axmann, der Kupferstecher, XX. 108.
de Ayala, Lopez, dessen Geschichte von Gibraltar, XIX. 71.

B.

Baader, Franz, über Divinations- und Glaubenskraft, XX. 90.
Baals Verehrung, XIX. A. B. 69, 70. 71, 75.
Baba Ali Chan, Schatir baschi, XVIII. A. B. 62.
Babels Thurmbau, XIX. 222.
Babo's Otto von Wittelsbach, XX. 113, 163.
Bacmeister, J., Essai sur la Bibliothèque et le cabinet de St. Petersburg, XX. A. B. 10.
Bahrol Erem, der Garten zu Eschref, XVIII. A. B. 56.
Ballerini, Peter, dessen Werk: De potestate ecclesiastica summorum Pontificum, XIX. 89.
Bandello, der Novellendichter, XVII. A. B. 30. — XVIII. A. B. 2. — XIX. A. B. 14, 31.
Bandtke's Dissertation über den Oktoich, XX. 223.
Banffi, die Geschichte der, von Johann Graf v. Mailáth, XX. 102.
Barbara, la, de los montes, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
Barcelonas Einnahme 1652, XVII. A. B. 16.

Barclai, Joh., XIX. 76.
Baronius ad Martyrologium Romanum, XVIII. A. B. 30.
Bartolommeo, Fra, der Maler, XVIII. A. B. 75.
Basilii, S., de Spiritu S., XVII. 130.
Baſilius, Großfürſt, deſſen Gerichtsordnung, XX. 241, 242, 247.
Baſſian, Erzbiſchof von Roſtow, ein großer Redner, XX. 249.
Baſſian, Biſchof von Kolomna, XX. 254.
Basta callar, ein Drama Calderons, XVII. A. B. 24.
Baſtardverſchiedenheiten der Thiere, XIX. 10.
Batalla, la, de Sopetrán, ein Schauſpiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Bäthylien, d. i. Orakeln u. Thieranbetungen bey den Puniern, XIX. A. B. 73.
Batthyany, die Geſchichte dieſes Geſchlechtes, XX. 102.
Baty's Kriegsthaten, XX. 234.
Baudeista de Erreo u Aſpiroz, Juan, der Gelehrte, XIX. 47.
Bayeux, die Stadt, ihre berühmte Tapete u. Kathedralkirche, XVII. 248, 250.
Le Beau, Histoire du Bas-Empire, XVIII. A. B. 29, 30.
Behmanſchah, der perſiſche Prinz, XVIII. A. B. 49.
Behramſchah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B 42.
Belagerungswerkzeuge, altdeutſche, XVIII. 238.
De Bellardis, Giacomo, Biſchof von Trieſt, XVII. 33.
Bentham's History of Ely, XVII. 242.
Berengar, König, XVII. 20.
v. Bereſin, XVII, 97.
Bergmann, Prediger, beſitzt groſſe Kenntniſſe der mongoliſchen Sprache u. Literatur, XX. A. B. 20.
Berka, Chan, unter ihm wird das ruſſiſche Volk konſcribirt, XX. 235.
Bernard, Biſchof zu Trieſt, XVII, 22.
Bernauerin, Agnes, Geliebte des Herzogs Albrecht, von München, XIX. 31.
Bernevaſ, Alexander, der berühmte Kirchenbaumeiſter, XVII. 245.
Bernhard, der heilige, XIX. 89.
Bernhardi, deſſen Anfangsgründe der Sprachwiſſenſchaft, XIX. 48.
Bertrand, Patriarch von Aquileia, XVII. 29, 30.
Bethlens, Gabriel, Lebensgeſchichte, XX. 103.
Bezko, die Burg, ihre Geſchichte, XX. 105.
Biblioteca portatil de clasicos Españoles, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 47, 48.
Bibl. Patr. Lugd., XVIII. A. B. 27.
Bidpays Fabeln, XVII. A. B. 68.
Bielski, Fürſt Iwan, wird ſeiner Haft entlaſſen, XX. 251.
Bian vengas mal, ein Luſtſpiel von Calderon, XVII. 7.
Biondi, der Gelehrte, leitet die römiſchen Ausgrabungen alter Denkmäler, XIX. A. B. 2.
Biondo, Ital. illust., XVII. 14.
Biörners Kämpedater, XVII. A. B. 69.
Birken, Sigmund, der Gelehrte, XIX. 115.
v. Blacas, Herzog, XVII. 197.
v. Blaramberg, Staatsrath von Odeſſa, XX. 160, 190, 197, 200, 303, 306, 333, 338, 351.
Blason, el, de los Mendozas, das Schauſpiel, XIX. A. B. 24.
Blücher, der preuſſiſche Feldherr, XX. 363, 364.
Blumenbach, der Gelehrte, XIX. 67.
Boccaccios Decameron, XVII. A. B. 26. — XIX. A B. 37.
Bochart, der Gelehrte, XIX. A. B. 73.
Bocherville, die daſige St. Georgs-Abtey, XVII. 241, 242, 246.
Böckh's, A., Werk: die Staatshaushaltung der Athener, XX. 350.
Böhl von Fabers Floresta de Rimas antiguas, XVII. A. B. 25.
Bogſcha, Laſar, der Künſtler, XX. A. B. 9.
Boian, der alte ruſſiſche Dichter, XX. 233.
Bojardo, Orlando innamorato, XVIII. A. B. 10.
Boleslaw, Fürſt von Golizien, kommt durch Gift um, XX. 238.
Boleslaw II. von Polen, XX. 225.
Bolgar, die Stadt, ihre armeniſchen Inſchriften aus dem dreyzehnten Jahrhundert, XX. 232.
Bonaparte, XVII. 188, 189, 198. — XVIII. 95.
Boners Edelſtein, XVII. A. B. 21.
Bonfort, die Abtey, XVII. 248.
Bonifacio, der Geſchichtſchreiber, XVII. 14.
Bonifacius, der heilige, XVII. 165.
Bonifaz IX., Papſt, XVII. 32.
Bonomo, Peter, Sekretär des Kaiſers Maximilian, XVII. 37.
Boreas, deſſen Lagerſtätte ſind die Gipfel des Kaukaſus, XX. 324.
Borgheſe, Fürſt Mark Antonio, XIX. A B. 2.
de Borja, san Francisco, das altſpaniſche Schauſpiel, XIX. A. B. 13.
Boris, der Romer, goß die erſte Glocke in Moskau, XX. A. B. 13.
Borosdins Reiſe durch Rußland, XX. A. B. 24.
Borſato, der Maler, XX. 11.
Boscan, Juan, der ſpaniſche Dichter, XVII. A. B. 4.
Bosporiſche Inſchriften, XX. A. B. 2, 3.
Bosporus, der, XX. 277.

Boſſuet, XIX. 76.
Böttigers Abhandlung über Amalthea, XVII. 58.
Bonnaet, J. B., doctrinae catholicae expositio, XVII. 130.
Bouterweck, Geſchichte der Poeſie, XVII. A. B. 13. — XIX. A. B. 31.
Bouterweck's, Fr., Lehebuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, XVIII. 161. — XX. 78.
Brandis, des Geafen, Werk: Tyrol untee Feiedrich von Oeſterreich, XIX 33.
Brant, Seb., deſſen Narrenſchiff, XVII. A. B. 23.
Bredow's, G. G., Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände dee alten Geſchichte, Geographie und Chronologie, XX. 272, 273.
Brentanos und Arnims Wunderhorn, XVII. A. B. 66. — Deſſen Schauſpiel: die Geündung Prags, XX. 114, 128, 129.
Breviarium Romanum, XVIII. A. B. 33.
de Brezé, des Seneſchalls, Grabmal, in der Kathedeale von Rouen, XVII. 245.
v. Bröckers Beſchreibung des Rigaſchen Muſeums, XX. A. B. 20.
Brotze, deſſen handſchriftliche Sammlungen, XX. A. B. 19, 20.
du Beur, der Alterthumsforſcher, XX. A. B. 4.
Büchler u. Dümge, ihe Archiv füe ältere deutſche Geſchichtskunde, XIX. 101.
Budinen, die, XX., 324.
Budoegis, von D. Keuſe in Beeslau, XIX. 107.
Buhle's Moskauiſche Liteeaturzeitung, XX. A. B. 21.
Bulgariſche Dialekt, der, ſeine Eigenheiten, XVII 70.
Buonapaete, XVII. 3, 4.
Buquoy, Georg Graf, deſſen neue Methode für den Infinitеſimal-Kalkul, XVIII. 223.
Bueg, M., die geometriſche Zeichenkunſt, XX. 19.
Burgos, deſſen ſpaniſche Ueberſetzung des Horaz, XX. A. B. 32.
Burhani Katii, das peeſiſche Wörterbuch, XVIII. A. B. 53.
Burke, XVIII. 87.
Büſching, Dr., deſſen Werk: Lieben, Luſt und Leben der Deutſchen des ſechzehnten Jahehunderts in den Begebenheiten des Ritters von Schweinichen, XVIII. 227. 242. — Deſſen mit van der Hagen heraugegebenes Buch dee Liebe, XVIII. A. B. 6. — XIX. 23, 25, 28.
Byron, Loed, deſſen Manfred, XIX. 262.
Byzantiniſche Baukunſt, über, XIX. 26.
Byzantinus, Stephanus, XX. A. B 5.

C.

Cabellos, los, de Abaaloo, eine Tragödie des Calderon, XVIII. A. B. 3.
Cada qual á su negocio, das Schauſpiel, XIX. A. B. 32.
Cada qual lo qne le toca, das Schauſpiel, XIX. A. B. 31.
Cada uoo parasi, ein dramatiſches Werk von Calderon, XVII. A. B. 16.
Cadenas, las, del Damonio, ein Deama des Calderon, XVIII. A. B. 34.
Caen, die daſige heilige, Dreyfaltigkeitskieche, XVII. 241. — Die daſige Niklaskirche, XVII. 242, 247. — Die daſige Kirche Notre dame de la délivraode, XVII. 249, 250.
Calderon de la Baeca, kritiſche Uebeeſicht und Anordnung ſeinee Deamen, von F. W. Schmidt, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 11. — Las comedias de D. Padro Calderoo de la Barca, dadas a luz por J. Keil, XVII. — A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 39, 44, 45, 46. — Deſſen Schauſpiele übeeſetzt von Gries, XVII. A. B. 1, 12, 23. — XVIII. A. B. 1, 4, 19. — XIX. A. B. 48, 49. — Deſſen Schauſpiele überſetzt von Malsburg, XVII. A. B. 1, 5, 7, 20, 22. — XVIII. A. B. 1, 12, 30, 31, 32. — XIX A. B. 42, 48. — Deſſen Schauſpiele übeeſetzt von A. W. Schlegel, XVII. A. B. 21. — XVIII. A. B. 6, 11, 23, 28. — XIX. A. B. 41, 48. — Deſſen Schauſpiel: die Kirchenteennung von England, XVII. A. B. 1. — Eintheilung ſeinee Schauſpiele, XVII. A. B. 2. — Seine Comedias de capa y espada, XVII. A. B. 2. — Comedias heroyeas, XVII. A. B. 18 — Deſſen Tratado, defioieudo la Nobleza de la Pintura, XVII. A. B. 22. — Deſſen Schauſpiele aus der Spaniſchen Geſchichte odee Sage, XVII. A. B. 27. — XVIII. A. B. 1. — Deſſen Schauſpiele, deeen Inhalt ſich an ältere Romane oder Schauſpiele ſchlieſſt, XVIII. A. B. 6. — Deſſen mythologiſche Feſtſpiele, XVIII. A. B. 10. — Deſſen Burlesken und ſymboliſche Schauſpiele, XVIII. A. B. 19. — Geiſtliche Schauſpiele, XVIII. A. B. 23. — Comedias de Santos, XVIII. A. B. 33. — Deſſen Suelias, XIX. A. B. 19. — Maonacitas, XIX. A. B. 34. — Veezeichniſi der Schauſpiele, an welchen ee mitaebeitete, XIX. A. B. 36. — Seine Autos, XIX. A. B. 38. — Die Zwickauer Ausaabe ſeinee Werke, XIX. A. B. 47. — Chaeakteriſtik dee dey vorzüglichſten deutſchen Uebeeſetzee ſeinee Schauſpiele, XIX. A. B. 48. — XIX. A. B. 60. — XX. 133, 134, 135.

Calepinus, Ambrosius, sein Dictionarium latinae linguae erschien zuerst 1505, XVII. A. B. 15.
Calidas, der Verfasser der Sacontala, XVII. A. B. 68.
Calvi, Effemerid. sacr. e prof. di Bergamo, XVII. 14.
de Camoens, Luis, der portugiesischr Dichter, dessen Leben beschrieben von John Adamson, XX. A. B. 36. — Dessen Lusiade, XVIII. A. B. 3. — XX. A. B. 37, 38, 40 ff. — Die Inschrift seines Leichensteines, XX. A. B. 40. — Die Uebersetzungen seiner Lusiade, XX. A. B. 40.
Campis Kirchengeschichte von Piacenza, XVII 14.
Campo de Agramonte, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 20.
de Campo, Ant. Manuel, der Dichter, XIX. A. B. 15.
Campo Formio, der Friede von, XX. 355.
Canas, los, en al pepel, y dadoso en le venganse, das Schauspirl, XIX. A. B. 16.
Caodidi commentar. Aquilejens. XVII. 14.
Canova, der Bildhaurr, sein Theseus, XIX. A. B. 7.
v. Carignan, Prinz, XVIII. 66, 69, 70.
de Carturis, Nicolo, Triester Bischof, XVII. 33.
Carvajel. Marmol. Historie del la Rebelion de los Moriscos del Regno de Granada, XVII. A. B. 32.
Cery, Histoire des Rois du Bosphore Cimérien, XX. 393, 393, 396.
Case con dos puertas mala es guarder, ein Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 8.
Casamantaro, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
Casamiento, el, en la muerte, das Schauspirl, XIX. A. B. 29.
v. Caspar, Franz, dessen Drama: Maximilian I. Churfürst von Bairrn, XX. 109, 183.
Cassiodor, XIX. 87.
Castañar, el, de Toledo, das Schauspirl, XIX. A. B. 31.
Castelli's Ballade: Das steinerne Gebld, XX. 98, 108.
Castigo, un, an tres venganzas, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
Castigo, un, en tres veogaozas, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.
Castigo, el, del Penséque, das Schauspiel, XIX. A. B. 22.
Castillo de Lindabridis, el, rin Schauspirl des Calderon, XVIII. A. B. 7.
de Castro, Guillao, drr Dichter, XIX. A. B. 15.
Causa, de una, dos efectos, ein Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 26.
Cavallo, el, von hen muerto, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Crelino, Dominico, baute das Hospital dell' Annunsiata in Triest, XVII. 30.
Cefalo y Pocris, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 19.
Cene, la, del Rey Beltasar, ein Schauspiel des Moreto. XIX. A. B. 30.
Canobie, la gran, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 5.
Cerrs, übrr drn Ursprung dieses Namens, XVII. 55.
de Cernotis, Marino, Bischof von Trirst, XVII. 34.
Cervantes, drr spanische Dichter, XVII. A. B. 3. Dessen Don Quirote, XVII. A. B. 7, 13, 14, 15, 17, 20, 21, 30, 38, XVIII. A. B. 6, 23, 25, 30, XIX. A. B. 26, 27. Dessen Novellen, XVII. A. B. 10, 19, 28. Dessrn Prrsiles u. Sigismundr, XVIII. A. B. 8.
Chaldäisch-syrische Sprachelemrnte von Jahn und in das lateinische übertragrn von Oberleitner, XVIII. 202. — Jahns chaldäischr Chrestom. XVIII. 214, 218, 222, 225. — Hrtzels Anweisung zum Chaldäischen, XVIII. 209, 210, 214, 216, 217, 219. — Weber, institutio linguae Syrae, XVIII, 203. — Lensden, Schola syriaca, XVIII. 203, 205, 215. — Michaelis, drssen Grammatica syriaca, XVIII. 202, 204, 205, 208, 214, 216, 219, 220, 221. — Chaldäischr Sprachlehrr von Haselbauer, XVIII. 216, 218. — Winer, Dissertetio de Onkeloso ejus. paraphrasi chaldeica, XVIII. 205 — Raineccius, Gramm. hebraeo-chaldaica, XVIII, 218. — Vaters Handbuch, 202, 205, 210, 212, 219.
Chalyber, der Stamm drr, XX. 311.
Chancrlrr, drr englische Kapitän, versucht im Namrn seines Hofrs einen Handelsvertrag mit Rußland zu schlirßrn, XX. 255.
Chandlers Inscript. Ant., XX. 335.
Chateaubriand, XVII. 4.
Chaur, dir dasigr Kirchr, XVII. 241.
Chersons Eroberung durch Wladimir, XX. 321.
Chodakowsky brreisrt Rußland in antiquarisch-geographischrr Hinsicht, XX. A. B. 3.
Chosrrw Parwis, XVII. A. B. 33.
Christrnthum, seine Charakterisrik, XVII. 139. 167.
Christian II. König von Dänemark schließt ein Bündniß mit dem Grosfürsten Basilii wider Schweden und Polen, XX. 247.
Christian VII., König von Dänemark, unter dessen Regierung wurde

das dänische Schauspiel eröffnet, XVII. A. B. 65.
Chrysostomi Libri V. de Sacerdotio, XVII. 130.
Cicero de nat. Deor. XVIII. 34. — De divin. XIX. A. B. 69. — XX. 3, 7, 13, 14.
Clenfuegos, der spanische Dichter, XX. A. B. 281.
Cimburg, Ernst des Eisernen Gemahlin, XIX. 123.
Ciama de Inglaterra, la, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 30. — Die Abhandlung hierüber, von Schmidt, XVIII. A. B. 28, 31.
Clarke's Greek Marbles brought from the shores of the Euxine, XX. 286, 291, 293, 303, 333, 335, 340, 350. — XX. A. B. 3.
Clement V., Papst, XVII. 27.
Clovius, Julius, der Miniaturmaler, XVII, 246.
Cochereł, die dasigen Alterthümer, XVII. 247.
Codicia rompa el saco, la, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
v. Collin, Heinrich, der Dichter, XX. 168.
Colonna, Friedrich, XIX. 121.
Como padre y como Rey, das Schauspiel des Perez de Montalvan, XIX. A. B. 35.
Con quien vengo, vengo, ein dramatisches Werk von Calderon, XVII. A. B. 12.
Conde Don Sancho Niño, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 21.
Conrad, Bischof von Triest, XVII. 23.
Consejos á mi hija, escritos en francés por Bonilly, y traducidos por F. Grimand de Valaude, XX. A. B. 35.
Contarini, Leonardo, Podesta zu Triest, XVII. 29, 31.
Cooke, W. B., Delfuestions of Pompeii, XX. 1.
Corbieres, XVII. 4, 5.
Corneille, T., Oauvres dram. XVII. A. B. 7. — Dessen Schauspiel: Les Engagemeos du Hazard, XVII. A. B. 12. — Dessen Schauspiel: La Charma de la voix, XVII. A. B. 17. — Dessen: La Géolier de soi - même, XVII. A. B. 21.
Corneille's les Engagemens du Hasard, XVII. A. B. 3
Cornelius, der Maler, XVIII. A. B. 79.
Coronica del Rey D. Rodrigo, XVIII. A. B. 25, 26.
Coronini Oper. miscellan. u. Chronic. Goritiae, XVII. 14, 27, 29, 32, 34, 35, 36, 37.
Correggio, der Maler, XVIII. A. B. 72.
Cosmas, der böhmische, XX, 125.
Cotmanns, the Architectural Antiquities of Normandy, XVII. 239. — Specimens of the architectural Antiquities of Norfolk, XVII. 249. — Antiquities of St. Mary's Chapel at Stourbridge, XVII. 250.
Coutinho, Don Gonzala, setzte dem Dichter Camoens einen Leichenstein, XX, A. B. 39.
da Couto a Decada quinta do Asia, XVII. A. B. 68.
Cranstown, Ana, XVII. A. B. 71.
Crequi belagert Valenza am Po, XVII. A. B. 9.
Cresio de Molino, Podesta von Triest, XVII. 30.
Creuzer's Symbolik, XVII. 39, 41, 43, 48, 55, 57, 59. — XIX. 152. — XX. 283, 298, 300, 308, 309.
Critica del amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Crivelli, Doctor, XVIII. 70.
Cronicha di Trieste, XVII. 11.
v. Csaplovics Slavonien, XX. 275.
v. Cucagna, Johann, Podesta von Triest, XVII. 28, 29, 30.
Curcio von Cividale, Philipp, Podesta zu Triest, XVII. 29.
Curtius, der römische Geschichtschreiber, XVIII. A. B. 6.
Cuspinian, der Gelehrte, XIX. 117.
Cuviers Werk über Anatomie, XIX. 1.
Cypriani de unitate ecclesiae, XVII. 130.
Cypriani, Caecilii, Episcopi Carthaginiensis, Opera, XVIII. A. B. 37.
Cyrill, XVII. 67. Dessen slawische Bibelübersetzung, XVII. 68, 76. — Das Cyrillische Alphabet, XVII. 80, 81, 94, 100, 101. — Cyrilli, Alex. L. V. contra Julianum, XVII. 119. — XX. 219, 222, 236, 237.

D.

Dalai Lama, XIX. 285.
Dalin's Geschichte des Reichs Schweden, XX. 287.
Dama Duende, la, ein Schauspiel Calderons, XVII. A. B. 3.
Dandulo, Andreas, Podesta von Triest und nachmaliger Doge, XVII. 29. — XIX. 105.
Dandulo, Friedrich, Podesta von Triest, XVII. 29.
Dandolo, Heinrich, Doge von Venedig, XVII. 23.
Dandolo, Marco, Podesta von Triest, XVII. 30.
Dandolo, Pietro, Podesta von Triest, XVII. 30.
Dandolos venezianische Chronik, XVII. 14.
Daniel von Pereiaslawl, des Heiligen, Leben, XX. 249.

Daniel, des ruſſiſchen Igumen, Reiſebeſchreibung, XX. 227.
Daniil, König von Galizien, erklärt ſich als Feind der Mogolen, XX. 235. — Sein Ende, XX. 236.
Daniil's Tetraglossou, XVII. 70.
Däniſchr Literatue, über, von N. Fürſt, XVII. A. B. 65. — Däniſche Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Dante, über deſſen göttliche Komödie, XVIII. 250. — XVIII. A. B. 13, 21, 34, 36.
Dar tiempo al tiempo, ein Deama Caldreons, XVII. A. B. 16.
Daedanier, die, XX. 325.
Darlo todo y no dar nada, ein Schauſpiel Caldeeons, XVIII. A. B. 4.
Decazes, Heezog, XVII. 1, 5.
Del Rey abaxo, ninguno, das Schauſpiel, XIX. A. B. 20.
Drlator, D. unterhandelt um eine Braut füe König Maximilian, XX. 245.
Demosthenis opore, XX. 350.
Denner, der Maler, XIX. 275.
Deppings Sammlung ſpaniſchre Romanzen, XVII. A. B. 4, 7, 17, 18, 23, 25. — XVIII. A. B. 3, 10, 24, 25, 26, 28.
Desdieha de la voz, la, ein Schauſpiel Caldreons, XVII. A. B. 17.
Desdiehados dichosos, los, das Schauſpiel, XIX. A. B. 15.
Despreciar lo que se quiere, das Schauſpiel, XIX. A B. 34.
Dia de San Blas en Madrid, das Schauſpiel, XIX. A. B. 29.
Diana, die Jagdgöttin, XX. 315. ff.
Dibdin's Bibliographical, antiquarian and pietnresque tour in Franee and Germany. XVII. 239, 250.
Dieha, la, del retraido, das Schauſpiel, XIX. A. B. 29.
Dieppe, die daſ. St. Jakobskirche, XVII. 243.
Dietmae, Biſchof von Trieſt, XVII. 22.
Dirtrich II., Biſchof v. Naumburg, XIX. 25.
Digby's Luſtſpiel: Worse end worse, XVII. A. B. 5.
Dimiteii Geraſim, drs Geoſsfürſten Baſilii Geſandtee in Rom, XX. 248.
Dimitrii Joannowitſch, Geoſsfürſt, brſiegt die Mogolrn, XX. 239
Dimiteii Konſtantinowitſch, Fürſt von Niſchnii Nowgoeod, ihm verdankt Rußland dir älteſte noch vorhandrne Handſcheift des Neſtors, XX. 240.
Diodor von Sicilien, XVIII. A. B. 21, 22, 23. — XIX. A. B. 69. — XX. 260. — Diodori Sieuli Bibl. Hist. Lib. II., XX. 269, 270, 274, 289.
Diogenes Leertius, XVIII. A. B. 5.
Dionysii Alexandrini de situ orbis, XX. 276, 320.
Dioahase justieia à todos, das Schauſpirl, XIX. A. B. 35.
Diſ, das Schloſt in Sawuliſtan, XVIII. A. B. 42.
Dmitrij Konſtantinowitſch, der Geoßfüeſt, XX. A. B. 7.
v. Dobeneks Volksglauben, XVII. A. B. 12.
Dobners Meinung von drm Altee drr glagolitiſchen Schrift, XX. 219.
Dobrowsky, Institutiones linguee Slaviear, XVII. 66. — Drſſen Lehegebäude der bohmiſchen Sprache, XVII. 78. — XIX. 102, 106. — XX. A. B. 2, 18, 21. — XX. 217.
Docen, Cuſtos in München, XIX. 101. Drſſen Nachricht von einer noch ungedruckten Rrgensburger Cheonik, aus drm XII. Jahrhundert, XIX. 102. — Drſſen Abhandlung übee die Nationalitat drr Kunſt, XX. 213.
Döderlein, Rektor des Weißrnbuegiſchen Lycrums, XX. A. B. 16.
Dodsleyſche Sammlung, dir, altrnglitſchee Dramrn, XVII. 5. — XVIII. A. B. 4. — XIX. A. B. 14.
Don, drr Fluß, XX. 283.
Doaayres de Mengo, das Schauſpirl, XIX. A. B. 31.
Drake über Shakespeaee u. ſeine Zrit, XIX. A. B. 14.
Deamatiſche Ausſtellungen von K. B. Trinius, XIX. 34.
Dſchaafrr, drr tüekiſche Scheich, XVIII. A. B. 64.
Dſchafrr Chan, der Sende, XVIII. A B. 63, 64, 65.
Dſchafre Kuli Chan, XVIII. A. B. 52.
Dſchan Mohammed Chan, dee Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Dſchrmſchid, XVII. A. B. 57.
Dſchihangir Maſenderani, XVII. A. B. 41.
Dſchihanſchah, ein peeſiſchee Peinz, XVIII. A. B. 49.
Duelo de honor y amisted, das Schauſpiel, XIX. A. B. 32.
Duelos de Amor y Lealtad, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Dufrrsne, drr Gelehete, XVII. 95.
v. Duino, Hugo, Hauptmann von Teieſt, XVII. 32.
Dümgr, Mithrrausgebre drs Archivrs drr Geſellſchaft für ältere deutſche Grſchichtskunde, XIX. 101.
Düna, die da grirgenen Steine mit ſlawiſchen Inſchriften von 1225. XX. A. B. 6.
Durand, Thesanrus novus Aneedotorum, XVIII. A. B. 37.
Dürer, Albrecht, der Maler, XX. 19.

E.

Ebenhoch, ein altdeutſches Belagerungswerkzeug, XVIII. 238.
Eco y Narciso, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Eckhel, der Numismatiker, XX. 291, 293, 295.
Edigei, der mogoliſche Heerführer belageet Moskau, XX. 241.
Eduard III., König von England, XVIII. A. B. 2.
Efeasiab, Heerſcher von Turan, XVIII. A. B. 42.
Efrasiabſchah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 49.
Eichenfeld, D., in Wien, deſſen Ueberſetzung noch unedirt gebliebener olbiſchee Inſchriften, XX. 335.
Eichhoen, Ambeos, dee Geſchichtsfoeſchee, XIX. 109, 110.
Eleuſis, die Myſterien von, XVII. 42, 47, 53, 63.
Eliſa, ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 233.
Eliſabeth von Frankeeich, Tochtee Heinrich des Vieeten, XVII. A. B. 3.
Ellwanger Chronik, die, XIX. 32.
Empeños de un Acaso, ein Schauſpiel von Calderon, XVII. A. B. 12.
Empeños, los, de seis horas, das Schauſpiel, XIX. A. B. 13.
Empeños, los, de un Plumage, das Schauſpiel, XIX. A. B. 17.
Encanto, el, sin encanto, ein dramatiſches Werk Calderons, XVII. A. B. 9.
Encantos del Marques da Villena, das Schauſpiel, XIX. A. B. 27.
Enetee, die, XX. 325.
v. Engelhardt u. Pareots Reiſe in die Krym u. den Kaukaſus, XX, 278, 279, 280.
Enseñarse á ser buan Rey, das Schauſpiel, XIX. A. B. 24.
Eebſünde, übee die, XVIII. 185.
Eeeberto, Biſchof von Trieſt, XVII. 22.
Eeiniceo, Biſchof von Trieſt, XVII. 22.
Eeiwan, die Statthalterſchaft, ihr werden Eſcheef Chan u. Hasan Chan zugetheilt, XVIII. A. B. 64.
Eenſt, Heezog von Oeſterreich, XVII. 32, 33.
Eenſt dee Eiſeene, ſein, ſeiner zwey Gattinnen und Kinder Bruſtbildee, XIX. 123.
Escandalo, el, de Grecia contra las santas Imaganas, XIX. A. B. 14.
Eſchenbueg, deſſen Ueberſetzung Shakeſpeares, XIX. A. B. 14.
Eſchenmayers, A. Religionsphiloſophie, XX. 29.
Esclavo, el, de Maria, das Schauſpiel, XIX. A. B. 24.
Escondido y la Tapada, el, ein deamatiſches Werk von Calderon, XVII. A. B. 9.
Esmun, der puniſche Aeſkulap, XIX. A. B. 71.
España sagrada, XVIII. A. B. 24.
Española, la, de Floreneia, das Schauſpiel, XIX. A. B. 14.
Estatua, la, de Prometeo, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII, A. B. 16.
Eugen IV., Papſt, XVII. 34.
Eugenii, deſſen Zeitſchrift: Freund der Aufklaeung, XX. A. B. 21, 22.
Eugipius, des Mönches, Leben des heiligen Seveein, XX. 351.
Euklides, XIX. 27.
Eupheoſyne, die heilige, ihr Kreuz vom J. 1161, XX. A. B. 6.
Eueipides, der griechiſche Dichter, XVII. 65. — XVIII. A. B. 15, 19, 22. — XX. 131.
Eusebii praep. evang., XIX. A. B. 70, 72.
Eustathii Commentarii in Dionysium Periegetam, XX. 276, 282, 310, 321, 326.
Eustathii Archiepiscopi Thessalonicensis Commentarii in Homeri Iliadam, XX. 350.
l'Eveillé, études d'ombres, XX. 20.
v. Eweeg, G., der Geſchichtforſcher, XX. A. B. 22.
Exaltacion, la, de la cruz, das Schauſpiel XVIII. A. B. 28.
van Eyks Bild dee heiligen Jungfeau zu Rouen, XVII. 246.
Ezzelino da Romana, XIX. 132.

F.

Fabricii Bibl. Lat. med. et inf. aetatis, XVIII. A. B. 24.
Fabricii Bibl. Graeca, XVIII. A. B. 8, 36.
Falaiſe, das Schloß bey Caen, XVII. 248, 251.
Falerina, eine Tochter Merlins, XVIII. A. B. 10.
Fanſhaw, Sir Richaed, liefeete die eeſte engliſche Uebeeſetzung dee Luſiade, XX. A. B. 42.
Fäebees, Dr., Manuſceipten-Verzeichniß von Oxford und Cambeidge, XIX. 102.
Féeamp, die uealte Abtey, XVII. 243. — Die Stephanskirche zu Féeamp, XVII. 244.
Fejér, Tolerantia vagy is á Vallásbeli Türadelem eránt tett egy saóra felelet, XIX. A. B. 78.
Fendi, dee Künſtler, XX. 108.
Fénélon, XVII. 200.
Fenix, el, de Espana, das Schauſpiel, XIX. A. B. 31.
Ferdinand, Kaiſer, verlangt von

Rußland, daß Liefland, als ein Reichsland, nicht bekriegt werde, XX. 258.
Ferdinand II., Kaiser, XX. 103, 104.
Ferdinand III., Kaiser, XVII. A. B. 7.
Ferdinand, Se. k. k. Hoheit, Erzherzog von Oesterreich, XX. 357.
Ferdussi, der Dichter, XIX. 168.
Feredschullah, der persische Schah, XVIII. A. B. 64, 66, 67.
Feredschullah Chan, Nasakdschibaschi, XVIII. A. B. 52.
Ferhenghi Schuuri, das persische Wörterbuch, XIX. 144, 145.
Feth Ali Chan, der persische Dichterkönig, XVIII. A. B. 51.
Feth Ali Schah, XVII. A. B. 32, 44, 47, 48, 59, 60, 63, 64. — XVIII. A. B. 41, 43, 44. — Dessen Söhne, XVIII. A. B. 44. — Dessen Statthalter, XVIII. A. B. 50. — Dessen Krieg mit Rußland, XVIII. A. B. 57.
Fetischismus, was er sey? XVIII. 172.
Fianza satisfecha, la, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 34.
Fichte, der Philosoph, XVIII. 56. 59. — XIX. 169, 172, 175, 176, 179, 279, 280, 283, 284.
Fiera, la, el Rajo y la Piedra. ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 14.
Fierabras, der Roman, XVIII. A. B. 6.
Fiévée's Werke: Correspondance politiquo et administrative; — des Intérêts et des opinions pendant la révolutian; — Histoire de la session 1815 — 20. — XVII. 7, 188.
Figueroas, Diego y Joseph, die Dichter, XIX. A. B. 18.
Figueroa, la Dama Capitan, XVIII. A. B. 12.
Finezaeontra fineza, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 17.
Fineza, la mayor, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Fink, der Ministerialrath, redigirt die Zeitschrift: Die geöffneten Archive des Königreichs Baiern, XIX. 102, 107.
Fiorillo, XIX. 23. — XX. A. B. 10, 12, 13, 15, 16, 17, 23. — Dessen Versuch einer Geschichte der bildenden Kunst in Rußland, XX. A. B. 23.
Firdusi, der persische Dichter, XVII. A. B. 33, 47, 57, 58, 59. — XVIII. A. B. 56, 61, 66, 67.
Firminus, Vorsteher der Kirche zu Triest, XVII. 16.
Firusschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
v. Fischer, Director der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, XX. 268.
Fischer, F. C., dessen Geschichte des deutschen Handels, XX. A. B. 20.
Flaminius Vacca, XIX. A. B. 1.
Folnesics Schrift über die Literatur in Ungern, XIX. A. B. 81.
Fontanini, l' istoria del Dominio temporale della sede Apostolica nel Ducato di Parma e Piacenza, XIX. 91.
Forster, der Gelehrte, XIX. 67.
Fortunat, Bischof von Triest, XVII. 16. — wird Patriarch von Grado, XVII. 17, 18.
Foscaro, Johann, Podesta von Triest, XVII. 30.
Fouqué, Baron, XX. 114, 115. — Dessen Drama: Der Held des Norden, XX. 116, 127, 128, 129. — Dessen Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg, XX. 91.
Fracastorius, der Dichter, XX. A. B. 42.
v. Fröhn bearbeitet die orientalischen Alterthümer in Rußland, XX. A. B. 20.
Frankreich, Guizot's politisches Werk über dasselbe, XVII. 1.
Frauenlob, der Dichter, XVIII. 231.
Freysinger Krypte, die, XVII. 251.
Friederich, Kaiser, XVII. 35.
Friedrich II., Kaiser, XVII. 23.
Friedrich der Schöne, von Oesterreich, sein und seiner zwey Gattinnen Brustbilder, XIX. 121. — Die Bildnisse seiner Töchter, XIX. 122.
Frugifero, Bischof von Triest, XVII. 16.
Fuchs, Elementa Juris naturae, XIX. A. B. 78.
Fuego de Dios en el querer bien, XVII. A. B. 17.
Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, XIX. 115.
Fürst, Nicolay, über dänische Literatur, XVII. A. B. 65. — Ueber neuere spanische Literatur, XX. A. B. 27. — Ueber englische Literatur, XX. A. B. 36.

G.

Gaillarz, Château, erbaute Richard Löwenherz, XVII. 247.
Galan, el, sin dama, das Lustspiel, XIX. A. B. 32.
Galàn Fantasma, el, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 10.
Galater, die, XX. 315.
Gallera, H., in Theodosia, XX. 261.
Gämperl, der Lustigmacher Herzog Albrechts, XVIII. 237.
Garcilaso, der spanische Dichter, dessen Eelogas, XVII. A. B. 23. — XVIII. A. B. 28, 31. — XX. A. B. 28.
Gardanne, der französische Botschafter, bezweckt einen Waffenstillstand

zwischen Rußland und Persien, XVIII. A. B. 64.
Gargallo, T., delle Opere di Q. Orazio Flacco, XIX. A. B. 81.
v. Gariſchkii, der Gelehrte, XX. A. B. 6.
Gatterer, J. C., der Gelehrte, XX. 268. — Deſſen Abhandlung: An Prussorum Litvanorum ceterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? XX. 272, 273, 320.
Gaudenzius, Biſchof von Trieſt, XVII. 16.
Gebreaedo, Biſchof von Trieſt, XVII. 23.
Grdimin gründet Wilna, XX. 238.
Gell, William, Pompeiana: the topography edifices, and ornaments of Pompeii, XX. 1.
Gelonen, die, XX. 325.
Gemälde, die älteſten in Rußland, XX. A. B. 9.
Geminianus, Vorſteher der Trieſter Kirche zur Zeit der Beſitznahme Friauls durch die Longobarden, XVII. 16.
Geneſis, XIX. 211.
Geoeg, Fürſt von Moskau und Michael von Twer ſtreiten um die Würde des Großfürſten, XX. 237.
Geoeg von Galizien ſchrieb ſich König von Rußland, XX. 237.
Geemanier, die, nach Herodot, ein perſiſcher ackerbauender Stamm, XX. 325.
Gero, Biſchof von Brixen, XIX. 213.
Gervaſiuskirche, die zu Rouen, XVII. 241, 244.
Geſchichte Rußlands, von Karamſin, XX. 214.
Geſchlechtsverſchiedenheiten der Thiere, XIX. 76.
Geſenius, deſſen grammatiſch-kritiſches Lehrgebäude der hebräiſchen Sprache, XVIII. 202, 210, 212, 213, 217, 218, 221.
Geſetzgebung, über die höchſte, nach unbedingter Mehrheit der Köpfe, XVIII. 89.
Gesta Romanorum, XVII. A. B. 20, 31.
Ghaſelen, vom Graſen von Platen Hallermünde, XIX. 142. 165.
Gibbon, der Hiſtoriker, XVIII. 230. — XX. 222.
Gibraltars Geſchichte, von Lopez de Ayala, XIX. 71.
Giuſtiniano, Georg, Podeſta von Trieſt, XVII. 29, 30.
Giuſtiniano, Michael, Podeſta von Trieſt, XVII. 29.
Glagoliten, die, in Iſtrien und Dalmatien, XVII. 69, 74.
Glinskii, die Fürſten, regierten im Namen des Großfürſten Johann IV. das ruſſiſche Reich, XX. 252.
Görres Schahnahmeh, XVII. A. B. 60. — Deſſen Schrift: Europa und die Revolution, XVIII. 88.
Goes, Graf, wird bey Padua gefangen, XVII. A. B. 71.
Göthes Wilhelm Meiſters Lehrjahre, XVII. A. B. 18. — XVIII. 251, 259, 260, 261, 262. — XIX. 255, 303, 313. — Göthe beurtheilt von Schubarth, XVIII. 247. — Ueber den weſentlichen Inhalt und Zuſammenhang der vorzüglichſten Göthiſchen Werke, XVIII. 248. — Deſſen Weethers Leiden, XVIII. 253, 259, 260, 276. — XIX. 302. — Deſſen Götz von Berlichingen, XVIII. 254, 256. — XIX. 258, 263. — XX. 197, 201. — Deſſen Fauſt, XVIII. 266, 267. — XIX. 158, 239. — XVIII. A. B. 35. — XX. 165. — Deſſen Wilhelm Meiſters Wanderjahre, XVIII. 265. — XIX. 285. — Deſſen Wahlverwandtſchaften, XVIII. 257, 274, 276. — Deſſen Pandora, XVIII. 278. — Deſſen Taſſo, XVIII. 279. — XIX. 239, 263 — Deſſen Iphigenie auf Tauris, XVIII. 279. — XIX 239, 262. — Deſſen Verdienſt um die Kunſt, XVIII. A. B. 70. — Deſſen Beyträge für das Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, XIX. 103. — Deſſen weſt-öſtliche Divan, XIX. 154, 157, 160. — Zu deſſen Beurtheilung mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunſt, XIX. 231. — Deſſen Morphologie, XIX. 237. — Deſſen Klavigo, XIX. 239. — Deſſen Mahomet, XIX. 240. — Deſſen: Winkelmann und ſein Jahrhundert, XIX. 241, 265. — Deſſen Farbenlehre, XIX. 249, 251, 276. — Deſſen italieniſche Reiſe, XIX. 254. — Göthe als Kritiker betrachtet, XIX. 255. — Deſſen Hefte über Kunſt und Alterthum, XIX. 261, 280, 295. — Deſſen Trauerſpiel: Die natürliche Tochter, XIX. 263. — Parallele zwiſchen Göthe und Schiller als dramatiſche Dichter, XIX. 299. — XX. 116, 130, 163, 164, 201, 202.
Golfo, el, de las Sineras, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 13.
Gomez, Antonio Enriquez, der ſpaniſche Dichter, XIX. A. B. 21.
Gongora, der ſpaniſche Dichter, XIX. A. B. 23.
Gonzalez, Diego, der ſpaniſche Dichter, XX. A. B. 24.
Goppo, Antonio, Biſchof von Trieſt, XVII. 35.
Gott, was er an ſich ſey? XVIII. 165. — Lehren vom Verhältniſſe des Menſchen zu Gott, XVIII. 188.
Gottfried, Patriarch von Aquileia, XVII. 23.

Gozzi, C., il pubblico Secretu, XVII. A. B. 23. — Deſſen Schauſpiel: le due Notti affanose, XVII. A. B. 31. — XVIII. A. B. 13.
Grautoff, Profeſſor, deſſen Verzeichniß der Manuſcripte auf der Stadtbibliothek zu Lübeck, XIX. 103, 107.
Gräville, die daſige Prioecy, XVII. 244.
Gregor der Große, Papſt, XVII. 16. — XIX. 89.
Gregor XII., Papſt, XVII. 33.
Gregorii, M., Libri pastorales, XVII. 130.
Gregorii Naz. Opera, XVIII. A. B. 37.
Gregorius Turoocnsis, XVIII. A. B. 38.
Geek, Maxim., der gelehrte Mönch, verzeichnet die griechiſchen Büchee in Rußland, XX. 249.
Greilmanns hiſtoriſcher Verſuch übee die Zigeuner, XX. 322.
Gretſch's Geſchichte der euſſiſchen Literatue, XX. A. B. 21.
Geiechen und Türken, Betrachtungen über ſie, von Fouqué, XX. 91.
Geiechiſche Inſchrift auf einem ägyptiſchen Mumiendeckel, XX. A. B. 45.
Gries, deſſen überſetzte Schauſpiele Calderons, XVII. A. B. 1, 12, 23. — XVIII. A. B. 1, 4, 19. — XIX. A. B. 48, 49.
Geimm, Jakob, deſſen deutſche Grammatik, XVII. 79.
Grimm, J., Silva de Rom. viejos, XVII. A. B. 20, 25. — XVIII. A. B. 24.
Grimm. Br., deutſche Sagen, XVII. A. B. 8.
Geimm, W. C., über deutſche Runen, XX. 370.
Grohmanns Beuchſtücke dee gothiſchen Baukunſt, XIX. 22.
Geoſſing's, Dr, Abhandlung: Der wahrſcheinlich markomanniſche Thurm zu Klingenberg, XX. 370.
Grotefend, der Gelehrte, XIX. 103.
Guardate de la agua mansa, ein Familiengemälde Calderons, XVII. A. B. 13.
Guarini, il Pastor fido, XVIII. A. B. 13.
Gudowitſch, der ruſſiſche Feldherr, XVIII. A. B. 64, 65.
de Guevara, Luis Velez, der Dichter, XIX. A. B. 25. — Deſſen Schauſpiele, XIX. A. B. 26.
Guido, der Maler, XIX. 266.
Guizot, des moyens de gouvero. et d'oppos. dans l'état actuel de la France, XVII. 1.
Güldenſtädt's Reiſen durch Ruſſland, XX. 261. — XX. A. B. 4, 27.
Guliſtan, dee Garten von, XVIII. A. B. 54.
Günthner, der Geſchichtſchreiber, XIX. 29.
Gustos y disgustos son no mas que imagioacion, ein hiſtoeiſches Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 30.
Gutbiriſche neue Teſtament, das, XVIII. 205.
Gutfeld's religiöſe Poeſien, XVII. A. B. 67.

H.

Habsbuegs, des Hauſes, Stammbaum, XIX. 114.
Hado y Divisa de Leonido y de Marfisa, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 10.
Hadeian, Kaiſee, XVII. 15. — XX. A. B. 46.
Hadſchi Mohammed Huſein Chan, der Katſchaee, XVIII. A. B. 50.
Hadſchi Mohammed Huſein Eminod-dewlet, d. i. Finanzminiſtee u. gegenwäetigee Groſswefir des Schah von Perſien, XVIII. A. B. 51.
Hafis, dee Dichter, XIX. 152, 153, 155, 163.
v. d. Hagen und Büſchings Buch dee Liebe, XVIII. A. B. 6.
v. d. Hagen's Briefe in die Heimat, XX. 370.
Haidee eelangt die oberſte Gewalt von Transoxana, XVIII. A. B. 59.
Haider Kuliſchah, ein perſiſcher Peinz, XVIII. A. B. 48.
v. Haller, deſſen Reſtauration der Staatswiſſenſchaft, XIX. 74.
v. Haller's ſtaatswiſſenſchaftliches Syſtem, XVIII. 55, 56, 57, 59.
Haman, XX. 82.
v. Hammees, Joſ., Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens, XVII. A. B. 41. — Denkmal auf das Geab der beyden letzten Geafen von Puegſtall, geſetzt von Joſeph v. Hammer, XVII. A. B. 69. Deſſen Juwelenſchnüre Abul-Maanis, XIX. 142, 143. — Deſſen Schirin, XIX. 152, 160, 161, 162, 163. — Deſſen Recenſion dee von Walcker heeausgegebenen Abhandlung G. Zoegas, XX. 312, 315.
Hanke von Hankenſtein, Alois, beſitzt einen Codex in voecyrillſch ſlawiſchee Speache, XX. 223.
Hannibal, XIX. A. B. 69, 71.
Hasan Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Haſelbauer, deſſen chaldäiſche Speachlehre, XVIII. 216, 218.
Haſſan Ali Schah von Irak, XVII. A. B. 45.
Haſſan Kuli Chan, wied zum Abfall verführt, XVII. A. B. 36, 37.

Hauteroche, la Dame invisible, XVII. A. B. 5.
Haz bien y guardate, das Schauspiel, XIX. A. B. 24.
Hecatommithi di Giraldi Cinthio, XVIII. A. B. 3.
Heeren, dessen Ideen über Politik, den Verkehr und Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, XX. 261, 268, 272, 318.
Heimfeld, das Schloß, in der Steyermark, XVII. A. B. 70.
Heinrich, Abt von Admund, XVIII. 232.
Heinrich, Graf von Görz-Tyrol, Podesta von Triest, XVII. 22.
Heinrich IV, Kaiser, nimmt Adelheid, des Markgrafen von Stade Witwe zur Frau, XX. 226.
Heinrich, Herzog von Kärnthen, XVIII. 233.
Heinrich von Landshut, XIX. 30.
Heinrich, Herzog von Liegnitz, XVIII. 242.
Heinrich III. Rapiccio, Bischof von Triest, XVII. 27.
Heinrich der Vierte, König von Frankreich, XVII. 193.
Heinrich IV. von Wildenstein, Bischof zu Triest, XVII. 32.
Heinse's Schilderungen der venezianischen Maler-Schule, XVIII. A. B. 70.
Hekaergos, die Priesterin, XIX. A. B. 73.
Helblings, Seifried, Gedichte, XVIII. 228.
Helena, die Großfürstin, stirbt an beygebrachtem Gifte, XX. 250.
Helias der Thesbite ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 231.
Heliodors Aethiopica, XVIII. A. B. 8, 9.
Heptameron de la Reyne de Navarra, XVIII. A. B. 3.
Heraklea, wer es stiftete? XX. 262, 266.
Heraklius, XVIII. A. B. 30.
Heraklius, Statthalter in Georgien, XVIII. A. B. 42.
Herbart, Joh. Friedr., dessen Lehrbuch zur Psychologie, XVIII. 102.
Herberstein, der kaiserl. Gesandte, XX. 99, 247, 249.
Herder's Philosophie der Geschichte der Menschheit, XVII. 66, 93, 126. — XVIII. 259. — Dessen Ideen zu einer Geschichte der Menschheit, XIX. 60.
Herkulanum, XX. 10, 16.
Herkules, der saonesische, XIX. A. B. 1.
Herkules, der ägyptische, XIX. 71, 72.
Hermagoras, der heil., verpflanzt das Christenthum nach Triest, XVII. 15.
Hormanas vandoleras, las, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Hermann, Markgraf von Brandenburg, XVIII. 233. — Dessen Vermählung mit der habsburgischen Anna, XVIII. 237.
Hermann von Luxenburg, der Gegenkönig, XIX. 203.
Hermanrich, König der Gothen, XX. 216.
Hermes, dessen christkatholische Theologie, XVIII. 162.
Hermes, die Zeitschrift, XVII. 181. — XIX. 180.
Herodot, XVII. A. B. 41. — XIX. 245. — XIX. A. B. 71. — XX. 217. — Herodot, XX. 260, 262, 266, 267, 269, 271, 272, 273, 274, 282, 298, 309, 310, 311, 320, 321, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 340, 341, 350, 351.
Herrera, Hernando, der Dichter, XX. A. B. 28.
Hesiod's Theogonie, XX. 269, 275, 315, 316. — XX. A. B. 137.
Hetzl's Anweisung zum Chald. XVIII. 209, 210, 214, 216, 217, 219.
Hezel, Kollegienrath, der Orientalist, XX. A. B. 20.
Hieronymus, der Kirchenvater, XVII. 68.
Hija de la yro, la, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 21.
Hijo, el, del Sol, Faeton, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 16.
Hijos, los, de la Fortuna, Teagenes y Cariclea, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 8.
Hinrichs Werk: die Religion im inneren Verhältnisse zur Wissenschaft, XX. 29.
Hipping, der Gelehrte, XX. A. B. 4.
Hispaniens Uebewohner, Humboldts Werk über dieselben, XIX. 46.
de Hita, G. P., Historia de las guerr. civ. de Granada, XVII. A. B 30.
Hofbibliothek, die k. k., ihre Handschrift von Ottokar von Horneks Reimchronik, XVIII. 229.
Hoffmannswaldau, der Dichter, XVIII. A. B. 4.
Hogarth, XVII. A. B. 5.
Hohenlinden, die Schlacht von, XX. 356.
Hombre pobre todo es trazas, ein dramatisches Sittengemälde Calderons, XVII. A. B. 11.
Homer's Hymnus an Demeter, XVII. 37. — Dessen Ilias, XVII. 207. — XVIII. 247, 249, 250, 251, XVIII. A. B. 12. — XIX. A. B. 74.
Houra, confusion y amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
Horaz, XVIII. A. B. 42. — Dessen Villa, XIX. A. B. 5. — Dessen Werke in das Spanische übersetzt von Javier de Burgos, XX. A. B 32. — Dessen Werke übersetzt von Thomas

Gargollo, XIX. A. B. 81. — Schilderung ſeines Charakters und Zeitalters, XIX. A. B. 81.
v. Hoemayr, Freyherr, deſſen Ahnentafeln der Purgſtalle, XVII. A. B. 72. — Deſſen ſämmtliche Werke, XIX. 105, 110. — Deſſen Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, XIX. 113. XX. 97. — Deſſen öſterr. Plutarch, XIX. 119. — Deſſen Archiv für Süddeutſchland, XIX. 105, 106, 107. — XX. 264.
Hormuſ Schah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 47.
v. Hoenecks, Ottokar, Reimchronik, XVIII. 227. — Die davon vorhandenen Handſchriften, XVIII. 229, 245. XIX. 121, 125. — XX. 107.
Horváth, Herausgeber von: Egyházi Értekezések a Tudósitások, XIX. A. B. 77.
Hoſpital dell' Annonziata, das, in Trieſt, wer es erbaute? XVII. 30.
Houdan, das alte Schloß, XVII. 251.
v. Houwalds, Ernſt, Trauerſpiele, XIX. 205.
Hudaoni Geogr. minores, XX. 351.
de Huerta, Antonio, deſſen Schauſpiel: Las cinco blancas de Juan de Espera en Dios, XVII. A. B. 22.
Huorta, Theatro Hespanol, XVII. A. B. 1, 2, 7, 18, 29. — Deſſen Catalogo alphabetico de las Comedias, XVII. A. B. 2. — XIX. A. B. 10, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 35, 36, 40, 41.
Hufeland, XIX. 20.
Hughes, J., Pompaji, a Descriptive Ode, XX. 1.
Huinaiunſchah, ein Sohn des Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 45.
v. Humboldt, Wilhelm, deſſen Werk: Prüfung der Unterſuchungen über die Urbewohner Hiſpaniens vermittelſt der vaskiſchen Sprache, XIX. 46.
Humboldts Anſichten der Natur, XIX. A. B. 69.
v. Hungersbach, Simon, Hauptmann von Trieſt, XVII 36.
Huſein Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Huſeinſchah von Fars, XVIII. A. B. 44, 63.
Huſſein Kuli-Chan, XVII. A. B. 42. XVIII. A. B. 40.
Hyacinthus, der älteſte Vorſteher der Chriſtengemeinde zu Trieſt, XVII. 15.
Hypanis, der Fluß, XX. 325.

J.

Jabal, Deutung dieſes Namen, XIX. 69, 221.
Jacobi's, Fried. Heinrich, Werke, XIX. 169.
Jagello von Litauen wird Chriſt und König von Polen, XX. 240.
Jagellonen, die, in Ungern, eine hiſtoriſche Schilderung, XX. 98.
Jahia Chan, XVIII. A. B. 52.
Jahn, Joannis, Elementa Aramaicae seu Chaldaeo-Syriacae linguae lat. reddita ab. A. Oberleitner, XVIII. 202, 205, 212 — Deſſen chaldäiſche Chreſtomat. XVIII. 214, 218, 220, 222.
Jakobus, der Apoſtel, XVIII. 177.
v. Jankovics, in Peſth, beſitzt ein altes Oehlgemälde, eine polniſche Geſandtſchaft an einen ruſſiſchen Regenten vorſtellend, XX. A. B. 17.
Jardin do Falerina, el, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 9.
Jaropolk, Großfürſt, XX. 220.
Jaroslaw, Großfürſt, der Umfang ſeines Reiches, XX. 224. — Deſſen Töchter, mit wem ſie verehelichet wurden? XX. 224. — Sein Monument zu Kiew, XX. 224. — Die Ländertheilung unter ſeine ſechs Söhne, XX. 224.
Jaroslaw, Großfürſt, ſtiftet die Sophienkirche zu Kiow, XX. A. B. 12. Deſſen marmornes Grabmal in dieſer Kirche, XX. A. B. 13.
Jaſykow, Kollegienrath, Ueberſetzer des Schlözer'ſchen Neſtors, XX. A. B. 22.
Iberiſche u. vaskiſche Sprache ihre Identität, XIX. 52, 63.
Ibrahim Chalil Chan, der Häuptling des Stammes Dſchewaſchir, XVIII A. B. 58.
Ibrahim Chan Puser Chuande, Statthalter von Keeman, XVIII, A. B. 50.
Ibrahim Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Jemappes, die Schlacht von, am 6. November 1792, XX. 354.
Jermolajew, deſſen Reiſe durch Rußland, XX. A. B. 24.
Igleſias, der ſpaniſche Dichter, XX. A. B. 28.
Igor, der ruſſiſche Fürſt, wird als Mönch erſchlagen, XX. 228.
Igors Zug gegen die Griechen im Jahre 941, XX. 220.
Iliade, die, XVII. 50.
Imamwerd ein Sohn des Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 46, 63.
Immermans Luſtſpiel: die Prinzen von Syrakus, XX. 109, 206. — Deſſen Trauerſpiele: das Thal von Roncevalu. Edwin, XX. 211. — Deſſen Trauerſpiel Petrarka, XX. 212.
Imposible mas facil; el, das Schauſpiel, XIX. A. B. 22.
Imre, deſſen Werk: Amicum Foedus

Rationis cum Experientia seu Philosophia erisi recentissima deducta, XIX. A. B. 78.
Industria contra el Puder, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Industria, la, contra el poder, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Ines de Castro, eine Episode aus Camoens Lusiade, XX. A. B. 42.
Infinitesimal-Kalkul. neue Methode für denselben, vom Grafen Buquoy, XVIII. 225.
Innocenz X., Papst, XVIII. A. B. 32.
Jo me entiendu, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Joann Waßiliewitsch, der Czar, XX. A. B. 17.
Joannowitsch, Basilius, der Zar, XVII. 76.
Job de las mugeres, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Johann, Se. k. k. Hoheit Erzherzog von Oesterreich, XX. 356.
Johann III. der Große, Großfürst von Rußland, sein Geburtsjahr, XX. 242. — Unter ihm erhebt sich die russische Geschichte zur Würde einer wahren Staatsgeschichte, XX. 243, 244. Er verbindet sich mit Mathias, König von Ungern, gegen die Polen, XX. 244. — Dessen Tod, XX. 246.
Johann IV., der Großfürst u. Zar, XX. 249. Wird feyerlich gekrönt und vermählt sich mit Anastasia Juriewitsch, XX. 252. — Seine Alleinregierung, XX. 253. — Dessen Anstalten zur allgemeinen Aufklärung seines Staats, XX. 253. — Er nennt sich Gebieter von Sibirien, XX. 255. Kriegsereignisse während seiner Regierung, XX. 256. ff.
Johann Kalita, Großfürst von Rußland, unter ihm wird Moskau die Hauptstadt des Landes XX. 238.
Johann XX. Papst, dessen Bild im Naumburger-Dom, XIX. 22.
Johann XXII., Papst, XVII. 28.
Johann, Prinz von Burgund, XIX. 30.
Johann Rudolf, Bischof zu Triest, XVII. 22.
Johann von Schwaben, der Mörder Kaiser Albrechts, XIX. 122.
Johann I., Bischof von Triest, wird Patriarch von Grado, XVII. 16
Johann III., Bischof von Triest, XVII. 19.
John, der dänische Missionär, XVII. A. B. 68.
Jordanis Veneden im 6ten Jahrhundert sind Slawen, XX. 216.
Joseph II., Kaiser, XX 247.
Joseph, el, de las Mugeras, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 35.
Josephus Antiq. Jud. XVIII. A. B. 2, 4.
Irenäus, XVIII. 174.
Ireneo's Werk über Triest, XVII. 13, 18, 27.
Isa Chan kais. pers. Kammerdiener, XVIII. A. B. 51.
Isiaslaw's, des russischen Fürsten Gebiet, XX. 224. — Dessen Thaten, XX. 225.
Isjaslaw, Fürst von Czernigow, wird auf den Kiewer Thron berufen, XX. 229.
Isidor, des Metropoliten, Reise zum Kirchenrathe nach Florenz, XX. 242.
Isis, der Fluß in Kolchis, XX. 326.
Iskenderschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
Ismael, der nogaische Fürst, sucht des Großfürsten Johann IV. Freundschaft, XX. 255.
Ismailbeg Damaghani Pischchidmet d. i. kais. Kammerdiener, XVIII. A. B. 50.
Ismailschah, ein Sohn Feth Ali Schahs, XVIII. A. B. 48.
Jubal, XIX. 221.
Judenthum, das Charakteristische desselben, XVII. 152.
Julius von Tarent, ein Trauerspiel von Leisewitz, XIX. 84.
Jüminges, die dortige Abteykirche, XVII. 241, 242, 246.
Junis Chan Tschartschi Baschi, XVIII. A. B. 52.
Jurij wirft sich in Moskau zum Großfürsten auf, XX. 241.
St. Just, die Kathedralkirche zu, wer sie erbaute, XVII. 27.
Justicias, las tres, en una, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 31.
Justinian, XVII. 96.
Justinus, dessen exhortat. ad Graecos, XVII. 115, 117. — XVIII. A. B. 22. — XIX. 58. 71. — XIX. A. B. 71. 75. XX. 327.
Justus, der heilige, XVII. 15.
Jusuf Chan, XVIII. A. B. 51.
Ivan Alexandrowitsch, des Smolenskischen Fürsten, Vertrag mit der Stadt Riga von 1330, XX. A. B. 7.
Iwanow, der russische Künstler, XX. A. B. 24.

K.

Kabira, die Stadt, XX. 310.
Kabiren, die, XX. 326.
Kaffas Erbauung, XX. 236.
Kain, Deutung dieses Namens, XIX. 59, 60.

Kainiten, die, ihre Namen bis Noah, XIX. 66.
v. Kalajdowitsch, dir von ihm entdeckter Sammlung griftlicher Schriften vom Jahrr 1073, XX. A. B. 5. — XX. A. B. 18, 19. — Dessen Denkmäler slawischer Literatur aus drm zwölftrn Jahrhundert, XX. A. B. 22, 26. — Dessen russischr Drnkwürdigkeiten, XX. 228, 229, 233.
Kannr, J. A., dessen rrste Urkundrn drr Grschichte oder allgemeinen Mythologie, XX. 270, 275, 319, 324.
Kanngießer, P. F., drssen Grundriß drr Alterthumswissenschaft, XX. 262, 263, 265, 275, 276, 285, 317, 323, 326, 327, 328, 329.
Kant, der Philosoph, XVIII. 31, 35, 102. — XIX. 67, 170, 172, 174, 176, 178, 241, 280, 282, 283, 284, 287, 296.
v. Karamsin, russischr Staatsrath und Richshistoriograph, XVII. 72. — XX. A. B. 6. — Dessen Grschichtr Rußlands, XX. A. B. 22, 23. — XX. 214.
Karirr, dir, XX. 326.
Karikaturrn des Heiligsten, von Hrinrich Strffrns, XVIII. 1.
Karl der Große, Kaisrr, XVII. 16, 17.
Karl IV., Kaiser, XVII. 31.
Karl des Kahlen Bild, XVII. 251.
Karl, Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs von Oesterreich, Feldzüge in den Jahren 1796 bis 1799, XX. 355.
Karthager, die, ihre Religion, eine Schrift von Dr. Frirdr. Müntrr, XIX. A. B. 68. — Menschenopfer in Karthago, XIX. A. B. 70. — Begräbnißgebräuchr bry den Karthaginensern, XIX. A. B. 74. — Wirkung der punischen Religion auf das öffentliche Leben drr Karthagrr, XIX. A. B. 75.
Kasim Chan, drr Katschare, XVIII. A. B. 50.
Kasimir, K., gelangt zum Brsitzr von Galizirn, XX. 238.
Kaßr Schirin im türkischen Irak, die da vorgefallrne Schlacht, XVIII. A. B. 64.
Katholicismus, was er sey? XVII. 173. — Philosophisch behandrlt, ist Hyperdogmatismus, XVIII. 178. — In ihm lirgt krin Indifferrntismus, XVIII. 196.
Katschenowsky, Professor in Moskau, Redactrur des europäischen Botrn, XX. A. B. 21.
Kauschah, rin persischrr Prinz, XVIII. A. B. 47.
Keiblingrr, Ignaz, Mölker Kapitular, XIX. 106.
Keichosrewschah, rin Sohn des Schah von Persirn, XVIII. A. B. 46.
Keikobad Schah, ein Sohn Frth Ali Schahs, XVIII. A. B. 46.
Kril's Ausgabe von Caldrrons Schauspielen in der Ursprache, XVII. A. B. 2. — XVIII. A. B. 1. — XIX. A. B. 39, 44, 45, 46.
Kriomrrs Schah, rin prrsischrr Prinz, XVIII. A. B. 49.
Kephallides, A. G., drssrn Schrift: de historia maris Caspii, XX. 274.
Krrkrtrn, die, XX. 329.
Krttler, Großmeister, vrrbindrt sich mit August, König von Polrn, gegrn Rußland, XX. 258.
Kiews Erbauung, XX. 217. — Kiews Kirchen und Marktplätze, XX. 222, 223. — Jaroslaws Monument von Marmor daselbst, XX. 224. — Kommt unter Litaurn, XX. 238.
Kimmerier, dir, XX. 326.
v. Kinis, Paul, drr Feldhauptmann des Königs Mathias Corvinus, XX. 99.
Kirche, dir, ihre Grundlage, XVII. 164. — Von ihrer Verbindung mit dem Staatr, XVIII. 198.
Kirchen, altr, in Rußland, XX. A. B. 8. — Ihrr Gestalt, XX. A. B. 13.
Kirchengrsang, altrussischr, XX. A. B. 14.
Kirchers China illustrata, XVII. A. B. 68.
Klassrn drr Thiere, XIX. 6.
Klrinmayrrs Juvavia, XIX. 105.
v. Kleist's, Heinrich, hinterlassene Schriften, XX. 109, 111. — Dessen Käthchen von Hrilbronn, XX. 117. — Dessen Prnthrsilea, XX. 117. — Dessen Hrrmannsschlacht, XX. 118. — Dessen Prinz von Homburg, XX. 120. — Dessen Robrrt Guiskard, XX. 123.
Klemens VI., Papst, XVII. 30.
Klrukrr's Zrnd-Aveſta, XX. 299, 309, 312.
Klingenbrrg, drr dasige markomanischr Thurm, XIX. 106. — XX. 370.
Klopstock, der Dichter, XVII. 207. — Dessen Messiadr, XVII. 229. — XVIII. 256.
Klosternruburg, drr daselbst befindliche Verduner Altar, XIX. 23.
Klüpfel, P. T. E., Institutiones Theologiae dogmaticae, XVII. 107.
Köfinger, drr Dichter, XX. 105. — Dessen Balladr: dir Villi, XX. 108.
v. Koehler, der Numismatiker, XX. 288, 291, 297, 298, 303, 307, 311, 316, 317, 329, 331, 334, 335, 337.
v. Köhlers Comosarne, XX. A. B. 2.
v. Korppen, XVII. 97. — Ueber Völker- und Länderkundr in Rußland, XX. A. B. 1.
Kolchirr, die, XX. 326.
Koloman, König Andrras Sohn, drssen Schicksale, XX. 231.
Kolumbus, XIX. 361.
Honcxina, Erklärung dirsrs Wortrs, XX. 218.

Konrad, Erzbischof von Salzburg, XIX. 113.
Konrad, König, Sohn Kaiser Friedrichs II., XIX. 182.
Konradins Mutter, eine Sage von ihr, steht im Taschenbuche für die vaterländische Geschichte, XX. 107.
Kopitar, der Hofbibliothek-Custos und slawische Sprachforscher, XVII. 75, 79. — XX. A. B. 2, 18.
Kormtschaia Kniga, die, XX. A. B. 7.
Korsunische Christusbild, das, in Moskau, XX. A. B. 10.
Kosaken, die donischen und die kleinrussischen, woher sie abstammen; XX. A. B. 26. — XX. 254.
Kosegarten, der Dichter, XIX. 143, 168.
Kotys, der Aspurgier, XX. 294.
Kotys, der Sohn des Rhömetalkes, Königs von Thrakien, XX. 320.
Kotzebues Ehrenpforte, XX. 208.
Krause, Dr., XIX. 26, 27, 28.
Kremenzer Grammatik, die, XVII. 75.
Krim, die berühmte große mogolische Stadt, XX. 236.
Kritik, literarische, über ihre Bestimmung und Gränzen, XIX. A. B. 49.
v. Krug, Kollegienrath, XX. A. B. 22.
Kruse, Dr., dessen Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer der germanischen Völkerstämme, XIX. 107.
Kunitsch, dessen Biographien der merkwürdigsten Männer der österreichischen Monarchie, XVII. A. B. 70.
Kurd, Bedeutung dieses Namens, XVII. A. B. 57.
Kurz, dessen Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, XIX. 105.

L.

Laborde, Voyage en Autriche, XIX. 124.
Lacroix, élémens de géom. descr. XX. 10.
Lafontaines Fabeln, XVII. A. B. 21.
Lagrimas, Ias, da David, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Lamberger, Kaspar, Stadthauptmann von Triest, XVII. 35.
Lancas de Amor y Fortuna, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 19.
Landrecy's Einnahme, XX. 354.
v. Lang, C. H. Ritter, dessen Geschichte des baierischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt. XIX. 29. — Dessen Regesta des baierischen Reichsarchives, XIX. 102. 107.
Langs, P., ungedruckte deutsche Chronik, XIX. 25.
Lanzedelly, dessen lithographirte Blätter des Habsburgischen Stammbaumes, XIX. 118.
Laudon, der österreichische Feldherr, unter ihm eröffnete Karl, Fürst zu Schwarzenberg seine kriegerische Laufbahn, XX. 353, 354.
Laurel de Apolo, el, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 17.
Laurentische Kodex, der, XX. A. B. 7.
Lavater, der Dichter, XVII. A. B. 71.
Lazaris, Joh. P., Großmeister des Johanniter-Ordens, XVIII. A. B. 32.
Lazius, de Rapubl. Roman., XVII. 14. — XVIII. 231.
Leake's Researches, XVII. 70, 95, 96.
Legitimität, in welchem Sinne sie bey den Franzosen genommen wird. XVIII. 89.
Lehrberg, der Gelehrte, XX. A. B. 22.
Leibnitz, der Philosoph, XVIII. 102.
Leipziger Schlacht, die, XX. 363. — In Leipzig starb der Feldmarschall Fürst Karl zu Schwarzenberg, XX. 372.
Leisewitzens Julius von Tarent, XIX. 34.
Lemberg, woher der Name dieser Residenz entstand, XX. 236.
v. Lench, Conrad, Stadthauptmann von Triest, XVII. 33.
Leo, König von Galizien, XX. 236, 237.
Leo, Heinrich, dessen Werk: Ueber die Verfassung der freyen Lombardischen Städte im Mittelalter, XIX. 126.
de Leon, Luis, der spanische Dichter, XX. A. B. 28.
Leonard I., Bischof von Triest XVII. 24.
Leonis, S., da Passiono Domini, XVII. 130.
Leopold der Biederbe, Herzog von Oesterreich, XVII. 31. — Nimmt die Landeshoheit über Triest an, XVII. 32.
Leopold der Erlauchte, Markgraf von Oesterreich, XIX. 112.
Lepsius, C. P., über das Alterthum und die Stifter des Domes zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor, XIX. 21.
Lern, die dasige Kirche, XVII. 241.
Leschko der Weise, Herzog, XX. 231.
Lessing, XIX. 284, 287, 296, 301. — XIX. A. B. 56. — XX. 166. — Dessen Gedanken über die Dreyeinigkeit, XIX. 243 — Dessen Schriften zur Geschichte und Literatur, XX. A. B. 20.
Letronne, XX. 295, 313, 333.
Leukon, König, die ihm zugeschriebenen Münzen, XX. 288.
Lewsden, Schola syriaca, XVIII. 203, 205, 215.
Liefländische Orden, der, sucht 1554 bey Rußland um Verlänge-

rung des Waffenstillstandes an, XX. 256. — Die Könige von Polen, Schweden und Dänemark treten als Vermittler für Liefland auf, XX. 257. — Kaiser Ferdinand verlangt von Rußland, daß Liefland als ein Reichsland nicht bekriegt werde, XX. 258.
Lillebonne, das Lieblingsschloß Wilhelm des Eroberers, XVII. 244.
Lily, John, der Dichter, XVIII. A. B. 4.
Linguet, Théâtre Espagnol, XIX. A. B. 14.
Linné, der Naturforscher, XIX. 6.
v. Lirins, Vincentius, XIX. 83.
Lisieux, die dasige Kathedrale, XVII. 241, 247.
Lista, D. Alberto, Poesias, XX. A. B. 27.
Litauen wird von den krimischen Tartaren verheert, XX. 247. — ingleichen von den Russen, XX. 250.
Literatur, die, in Ungern, XIX. A. B. 75. — Encyklopädie, XIX. A. B. 76. — Theologie, XIX. A. B. 77. — Philosophie, XIX. A. B. 78. — Statistik und Topographie, XIX. A. B. 79. — Italienische Literatur, XIX. A. B. 81.
Livius, der römische Historiker, XVIII. 230. — XVIII. A. B. 5.
v. Loboiko, dessen Aufsatz über nordische Literatur, XX. A. B. 4.
Locke, der Philosoph, XVIII. 102.
Lombardische Städte, die, ihre Verfassung im Mittelalter, XIX. 126.
Lope de Vega, der spanische Dichter, XVII. A. B. 4, 14, 15, 17, 30. — XVIII. A. B. 4, 8, 10, 12, 15, 21, 22, 28, 39. — XIX. A. B. 18, 20, 26, 29, 31, 34, 35, 36.
Lothar, König, XVII. 19.
Lothars, des Kaisers, Bildniß, XVII. 251.
Loyo, die Priesterinn, XIX. A. B. 73.
de Luca, Georg, Administrator des Teiester Bisthumes, XVII. 28.
Lucanor, el Conde, das Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 26. — XIX. A. B. 16.
Ludolfs Schaubühne, XVII. A. B. 11, 12, 13, 21. — XVIII. A. B. 14 (2) 15, 18.
Ludwig der Bärtige, der baierische Herzog, dessen Geschichte von Ritter von Lang, XIX. 29. — Auszug aus diesem Werk, XIX. 30. — Merkwürdige Sittenzüge seiner Zeit, XIX. 33. — Seine Lieblingsbeschäftigung und Hofhaltung, XIX. 34.
Ludwig XVI., König von Frankreich, XVIII. 83.
Ludwig der XVIII., König von Frankreich, XVII. 9.
Ludwig der Fromme, Kaiser, XVII. 18.
Ludwig der Streenge, Pfalzgraf, sein und seiner Frauen Brustbild, XIX. 120.
Lusiade, die, des Camoens, XX. A. B. 37, 38, 40. ff. — Uebersetzungen dieses Gedichtes, XX. A. B. 42.
Lutf Ali, der Send, XVIII. A. B. 39, 40, 41.
Luther, Martin, XVII. 165. — Göthes Ausspruch über dessen Schriften, XIX 249.
Luzero de Castilla, el, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Lysippus, XIX. 274.

M.

Mabillon Acta Sanctorum ord. St. Benedicti, XVIII. A. B. 24, 28.
Macabeo, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 2.
de Macedo, Agostinho, dessen Kritik der Lusiade, XX. A. B. 43. — Dessen Gedicht: Gama, XX. A. B. 43.
Machiavell, XIX, 246.
Mack, Generalquartiermeister, Baron, XX. 357.
Maderno, Stephan, dessen Statue, die heilige Cäcilia, XVIII. A. B. 72, 73, 76.
Maestro, el, de danzar, ein Schauspiel Calderon's, XVII. A. B. 14.
Maeten, woher diese Benennung abzuleiten sey? XX. 274.
Maffeis Hist. indicae, XVII. A. B. 68.
Magico prodigioso, el, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 36.
Mahmudschah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 45.
Mailath, Graf Johann, dessen Beyträge zur Geschichte der Banffi, XX. 102.
Mainati, G., Cronicho di Trieste, XVII. 10. — Gedruckte und ungedruckte Werke, welche er dabey benutzte, XVII. 14.
Mainhardt III., Graf von Görz, Podesta von Triest, XVII. 25.
Mainhard VII., Graf von Görz, nimmt das Castrum Vinchenberg zu Lehen an, XVII. 31.
Maistre, Graf, XVII. 40.
Makarius, Erzbischof von Nowgorod, XX. 251.
Makkabäer, die, ein Gedicht von L. Pyrker, XVII. 235.
Mal, el, pagador en pajas, das Schauspiel, XIX. 21.
Malespini, dnecento Novelle Nov. XVIII. A. B. 3.
v. Malsbuegs übersetzte Schauspiele des Calderon, XVII. A. B. 1, 5.

7, 20, 22. — XVIII. A. B. 1, 12, (2) 30, 31, 32. — XIX. A. B. 42, 48.
Mañana será otro dia, ein dramatiſches Werk von Calderon, XVII. A. B. 10.
Mañanas de Abril y Mayo, ein Schauſpiel von Calderon, XVII. A. B. 8.
Mandas, Balthaſar der Johanniter, XVIII. A. B. 32.
Manneert's Geogeaphie der Griechen und Römee, XX. 268, 273, 284, 324, 325.
Manos, las, blancas no ofenden, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 25.
Manriqua, Jorge, Coplas, XX. A. B. 37.
Manzoni, Alexander, der Dichter, XIX. 262.
Manzuoli deseriz. dell' Istria, XVII. 14.
Marco Antonio y Cleopatra, das Schauſpiel, XIX. A. B. 19.
v. Maerzolls Predigt in Jena 1808, XIX. 76.
Margaerthe Thereſe, Infantin von Spanien, XVIII. A. B. 14, 18.
Marheinecke's Symbolik, XVII. 125.
Maria Thereſia, die Kaiſerin, XVII. 77.
Maria Theeeſia, Infantin von Spanien, XVIII. A. B. 15, 18.
Mariana, de rebus Hispaniae, XVIII. A. B. 25.
Marinus Coronini, Biſchof von Trieſt, XVII. 35.
Maekomaniſche Thuem, der, zu Klingenberg, XIX. 106. — XX. 370.
Marquard, Pateiarch von Aquileja, XVII. 31.
Martinus, Biſchof von Trieſt, XVII. 15.
Maspueda amor qua el dolor, das Schauſpiel, XIX. A. B. 36.
Mauree, Profeſſoe, XVIII. A. B. 77.
Maximilian I., Kaiſee, XVII. 36, 37. — Auf ſeinen Brfehl entſtand der Stammbaum des Hauſes Habsburg, der ſich gegenwartig in der Ambeaſee-Sammlung befindrt, XIX. 116. u. f. f. — Deſſen und ſeinee beyden Gemahlinnen Bruſtbildee, XIX. 123. — Drſſen Memorienbuch, XX. 107. — Deſſen Geſandtſchaften am ruſſiſchen Hofe, XX 245, 146, 247.
Mayer, Theodoe, Prof. und Kapitular in Mölk, XIX. 107.
Mayees, Beda, Vertheidigung der natürlichen chriſtlichen und katholiſchen Religion, XIX. 76.
Mayor encanto Amor, el, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 11.
Mayor, al, monstruo los zelos, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII A. B. 4.
Mazarin, Kardinal, XVII. 193.
Mazois, XX. 3.
Meckel, J. F., Syſtem der vergleichenden Anatomie, XIX. 1.
Meder, die, XX. 326.
Mediziniſche Weeke Rußlands aus der älteſten Zeit, XX. A. B. 14.
Medieo, el, de su honra, ein hiſtoriſches Schauſpiel des Calderon, XVII. A. B. 28.
Mrdnyanſky, Feeyherr von, Mitherausgeber des Taſchenbuches füe die vaterländiſchr Grſchichte, XX. 97.
Meiners Grſchichte der Religionen, XVII. 61. — XVIII. 173. — XIX. 67.
Mejor está que estava, ein Luſtſpiel von Calderon, XVII. A. B. 7.
Mejor tutor es Dios, das Schauſpiel, XIX. A. B. 35.
Melanchtänen, dir, XX. 327.
Melek Ahmed Schah, ein Sohn des Schah von Perſien, XVIII. A. B. 45.
Melek Jeedſch Schah, ein peeſiſchee Prinz, XVIII. A. B. 47.
Melek Kaſſemſchah und Melekſchah, Söhne des Feth Alſchah, XVIII. A. B. 46.
Melendez, dee Dichtee, XX. A. B. 28.
Meletius Smoteiski's ſlawiſche Grammatik, XVII. 75, 77.
Melkarth, der phöniziſche Heekules, XIX. A. B. 70, 71, 75.
Mellonus, des erſten Erzbiſchofes von Rouen Grabmal, XVII. 244.
Melſen, rin eifrigee Sammlre däniſcher Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Memorias de la Iglasia de Toledo, XVIII. A. B. 26.
de Mena, Juan, der ſpaniſche Dichtee, XX. A. B. 28.
Mena, Hernando da, la Historia Etiopica da los amores de Teagenes y Carielea, XVIII. A. B. 8.
Mendoza, Antonio de', ſein Luſtſpiel: El Galán sin dama, XIX. A. B. 32.
Mrndoza, Diego Hurtado de, deſſen Roman: Lagaeillo de Tormes, XVII. A. B. 14.
La Mennais, XVII. 200.
Menzel, C. A., Geſchichte der Deutſchen, XIX 180.
Merkue, dee himmliſche Schreiber, iſt dee Muſagete der Moegenländer, XVII. A. B. 34.
Messingham, Florilegium Insulae Sanctorum Hiberniae, quibus accesserunt non vulgaria monumenta, hoc est S. Patricii Purgatorium etc. etc. XVIII. A. B. 34.
Metallarbeiten, alte, in Rußland, XX. A. B. 12.

Methodius, Erzbiſchof in Pannonien und Mähren, XVII. 67. — Führt den ſlawiſchen Gottesdienſt ein, XVII. 68, 69, 72, 73, 76.
Metternich, Fürſt, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, XX. 362.
Meuſels Werk: die Geleheten Deutſchlands, XX. A. B. 23. — Deſſen Miszellaneen artiſtiſchen Inhalts, XX. A. B. 23.
Michael von Twer ſtreitet mit dem Fürſten von Moskau, Georg, um die Würde des Großfürſten, XX. 237.
Michael Paläologus, des griechiſchen Kaiſers, Tochter Euphroſyne heirathet den Tataren Nogai, XX. 236.
Michaelis, deſſen Grammatica syriaca, XVIII. 202, 204, 205, 208, 209, 214, 216, 219, 220, 221.
Michieli, Marco, Podeſta zu Trieſt, XVII. 29.
Mickle's engliſche Ueberſetzung der Luſiade, XX. A. B. 42.
Millin annales encyclopédiques, XX. 370.
Miltiades Gelübde vor der Schlacht von Marathon, XX. 316.
Milton, der Dichter, XVII. 207. — Deſſen verlornes Paradies, XVII. 229.
Mira de Ameskua, D. Antonius, ſtand in Dienſten der Könige Philipp III. und IV. — XVII. A. B. 4.
Mira de Mescua, der Dichter, XIX. A. B. 14.
Mirſa Abdol-kerim, der perſ. Reichshiſtoriograph, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Abdol-wahhab, Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Ahmed, der perſiſche Hofarzt, XVIII. A. B. 60.
Mirſa Ahmed Sſubur, XVIII. A. B 52.
Mirſa Babai Munſchi, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Babai Ruſchti, Meſtufi des Diwans, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Esedollah Leſchkernuwis, d. i. Schreiber des Kriegsheeres, XVIII. A. B. 61.
Mirſa Feridun, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Hadi, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Haſchem, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Huſein, der Aſtronom, XVIII. A. B. 50.
Mirſa Mehdi, der perſiſche Staatsſekretär, XVIII. A. B. 50.
Mirſa Mohammed Ali, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Mohammed Chan, XVIII. A. B. 39.
Mirſa Mohammed Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Mirſa Mohammed Chan Riſa, Schreiber des Diwans, XVIII. A. B. 61.
Mirſa Mohammed Jusuf, Meſtufi des Diwans, XVIII. A. B. 61.
Mirſa Mohammed Nedim, XVIII. A. B. 52.
Mirſa Mohammed Sahab, XVIII. A. B. 52.
Mirſa Mohammed Schefii, der Großweſir, XVII. A. B. 42.
Mirſa Mohammed Schefii, der veeſtoebene peeſiſche Großweſir, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Mohammed Seki, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Mohammed Sſadik, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Mohammed Taki, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Murſa, der Aſtronom, XVIII. A. B. 50.
Mirſa Muſa, Meſtufi Diwan, XVIII. A. B. 51.
Mirſa Riſa Kuli Chan Munſchiol-memalik, d. i. Landſchreiber, XVIII A. B. 51.
Mirſa Seinol-aabidin, XVIII. A. B. 51.
Mithras-Kultus, XX. 298.
Mithridates, XIX. 47, 57.
Mohammed Ali Schah, ein Sohn des Feth Aliſchahs, XVIII. A. B. 45, 60, 63, 67.
Mohammed Chan, der Katſchare, XVIII. A. B. 50.
Mohammed Kuli Schah von Maſenderan, XVIII. A. B. 44. 63.
Mohammed Riſaſchah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 46.
Mohammed Sſadik Chan Denbeli, XVIII. A. B. 50.
Mohammedſchah, der Eunuche, XVII. A. B. 56, 62, 63. — XVIII. A. B. 39, 40. 41, 42, 43.
Mohammed Taki von Burudſcherd, XVIII. A. B. 46.
Mohammed Weli, Schah von Choeaſan, XVIII. A. B. 44, 62.
Moliere, Femmes savantes, XVII. A. B. 16. — Amour médecin. XIX. A. B. 22.
Mölk, die älteſte Burg der Babenberger, XIX. 106.
Molla Ali aſſghar Mollabaſchi, d. i. Haupt der Geſetzgelehrten, XVIII. A. B. 50.
Molla Mohammed von Sari, der Geſchichtſchreiber Mohammedſchahs, XVII. A. B. 62.
Moller, über altdeutſche Baukunſt, XIX. 28.
Möller, Jens, Theologisk Bibliothek, XX. A. B. 18.
Monflorito die Coderta, Podeſta von Trieſt, XVII. 28.
Monge, géometrie descript. XX. 20.

Monstroo de los jardines, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Montalvan, Juan Peres de, dessen Schauspiel: Los Empeños que se ofraeen, gehöret woetlich dem Calderon an, XVII. A. B. 13. — Dessen Schauspiel: Los Hijos de la Fortuna, XVIII. A. B. 8. — Dessen Vida y Purgatorio de S. Patricio, XVIII. A. B. 34. — XIX. A. B. 16.
Montesquieu, XVII. 199.
Montfaucon's Palaeographie, XVII. 83.
Montlosier, Graf, dessen Werk über die feanzösische Monaechie, XVII. 197.
Montmorency, das Schloß, XVII. 250.
Montvilliers, das das. Nonnenklostee, XVII. 244.
Mooomenta Augustae domus austriacae, XIX. 114.
Mooomaota boiea, XIX. 101.
de Morales, Christoval, dee Dichter, XIX. A. B. 16.
Morandino di Rebecco, Rudolph, Bischof zu Teiest, XVII. 27.
de Moratio, Obras póstumas, XX. A. B. 31. — Moeatins Todesjahr, XX. A. B. 32.
Moreau, General, XX. 356.
Moreto, dessen Lustspiel: El lindo Doo Diego, XVII. A. B. 8, 17, 28.
Moeiees Reisebeschceibung, XVII. A. B. 36. — XVIII. A. B. 66.
Moritz, Bibliothekar zu Amberg, XIX. 105.
Morosinis venezianische Geschichte, XVII. 14.
Mosaikbilder in dee Sophienkieche zu Kiow, XX. A. B. 11.
Moses, seine Person und Schriften, XVII. 137.
Moskau's Begründung, XX. 228, 237. Wied die Hauptstadt des Landes, XX. 238. — Die Zahl dee Einwohner und Häusee dieser Stadt im Jahee 1520, XX. 249. — Moskau erleidet 1547 eine schreckliche Feueesbeunst, XX. 253.
Mozart, der Tonkünstler, XVII. A. B. 8.
Mrazowitschens Grammatik, XVII. 77.
Mstislaw, Geosfüest von Rußland, XX. 228. 229.
Mstislaw Davidovitsch, des Füesten, Veeteag mit der Stadt Riga, XX. A. B. 6.
Mstislaw, Füest von Tmutorokan, dessen Thaten, XX. 223.
Mstislawsche Evangelium, das, XX. A. B. 6.
Modanzas de la Fortuna, y Firmesas del Amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Mugar, llora, y vanceras, ein Deama des Calderon, XVII. A. B. 26.
v. Müglin's, Heinrich, Dichtergarten, XIX. 105.
v. Müller, Johann, XVIII. 230. — Dessen Geschichte der Schweiz, XIX. 77.
Müllee, Joseph, dessen Uebersetzung der poetischen Rede vom Zuge Igors, XX. 233.
Müllees Sammlung russischer Geschichte, XX. 318.
Müller, Ottfried, der Gelehrte, XVII. 41.
Müllner, Adolph, der dramatische Dichtee, XX. 125. — Dessen Trauerspiele: Die Schuld und Yngurd, XX 125. — Dessen Albaneseein, XX. 126.
Mumiendeckel, ägyptischee, mit geiechischer Inscheift, XX. A. B. 46.
Münter, Dr., übee dessen Schrift: Religion der Kaethager, XIX. A. B. 68.
Münzen, die ältesten, der Russen. XX. A. B. 12.
Münzwesen, über das, in Venedig, XVII. 251.
Muradschah, XVIII. A. B. 69.
Mueat, XX. 337.
Muratori Scriptores rer. italic., XX. 322.
Mueawiew-Apostol, dessen Scheift über Olbia, XX. A. B. 3.
Muschkwa, ein Pallast dee berühmten Schiein, XVIII. A. B. 55.
Musik, die, was sie sey? XVIII. 29.
Mußin-Puschkin, Alexis Graf von, dessen Schrift übee die Steinscheift von Tmutoeokan, XX. A. B. 6.
Mustafa Chan Dolu, XVIII. A. B. 43.
Mustafa Schah, ein peesischer Peinz, XVIII. A. B. 47.
Mustapha Chan von Kezmanschah, XVIII. A. B. 60.

N.

Nadiefo su secreto, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 21.
Napoleon, XX. 360, 361, 362, 365.
Nassir Melek, XVIII. A. B. 60.
Nasreollah Chan, peesischee Oberststallmeistee, XVIII. A. B. 58.
Naumburger Dom, der, beschcieben von Lepsius, XIX. 21, 22. — Beschceibung dee da befindlichen Statuen, XIX. 24. — Stiftsbeiefe, Bullen und Schenkungsuekunden dieser Kieche, XIX. 25.
Necedad, la, del discreto, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 34.
de Negei, Antonio, Bischof von Triest, XVII. 30.
Neithart, Ritter, der Dichter, XIX. 122.

Renadowitsch, Paul, der Karlowitzer Erzbischof, ließ die Smotriskische Grammatik auflegen, XVII. 77.
Reegrl, die Gottheit, XX. 312.
Restocs Chronik, XX. 214, 216, 217, 219, 220, 226.
Revruf Chan Ischik Aga, XVIII. A. B. 62.
Newton, XIX. 276.
Ni Amor se libra de Amor, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 12.
Nibelungenlied, das, XX. 198, 199.
Nicephoeus. Kaiser von Byzanz, XVII. 17, 18. — Der Metropolit, XX. 227.
Nikolajew, das in der dasigen Kirche befindlicher Baseelief, XX. 340.
Nikon, der Patriarch, XVII. 75.
Niña, la, de Gomez Arias, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 29.
No ey burlas con el amor, eine Posse Calderons, XVII. A. B. 15.
No ay cosa como callar, ein dramatisches Werk Calderons, XVII. A. B. 11.
No siempre lo peor es cierto, ein Schauspiel Calderons, XVII. A. B. 13.
No son todos ruyseñores, ein Schauspiel des Lope de Vega, XIX. A. B. 36.
Noah's Söhne, XIX. 69.
Nogai, ein tartarischer Hauptanführer, macht sich in den Gegenden des schwarzen Meeres unabhängig, XX. 236.
Noemännischr Baudenkmale, XVII. 239. — Das Charakteristische der altnoemännischen Baukunst, XVII. 241.
Novalis, der Dichter, XVIII. 251. — Dessen Roman: Heinrich von Ofterdingen, XIX. 284, 285, 301, 302, 304, 310, 311 ff. — XX. 167, 221.
Nowgorod, der Mittelpunkt des Handels mit Skandinavien, XX. 222.
Nowgoeder Urkunde, die älteste, XX. 236.
Nowikow's Versuch eines Gelehrten-Lexikons, XX. A. B. 21.
Nyerup und Rasmuß, ihre dänischen Lieder von der Mitte des sechzehnten bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, XVII. A. B. 65. — Nyerups Werk: die literarischen Bestrebungen in Indien bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, XVII. A. B. 67. — Dessen Catalogus librorum aenakritanorum, XVII. A. B. 67.

O.

Obelerio wird Doge von Venedig, XVII. 17.
Obereitner, And., dessen Uebersetzung des aramäischen Elementarbuches von J. John, XVIII. 202.
Obras bien, que Dios es Dios, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Odoaker, König der Heruler, XX. 351.
Odyssee, die, XVII. 49, 50.
Oesterreichische Volksmährchen von Franz Ziska, XVII. 254. — Oestreicheische Volkslieder, herausgegeben von Ziska und Schottky, XVII. 264.
Oken, der Gelehrte, XVIII. 31.
Olbia, die da gefundenen Münzen, XX. 300.
Olbische Votiv-Tafeln, XX. 335 ff.
Olegs Zug nach Konstantinopel, XX. 219.
v. Olenin, Alexis, dessen Abhandlung über die Steinschrift von Tmutarakon, XX. A. B. 5.
v. Olenin's Brief über den Tmutarakonischen Stein, XX. A. B. 22.
Oliva, Joh. Paul, der Jesuiten-General, XVIII. A. B. 32
Olivier, Ferdinand, dessen sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden auf Stein gezeichnet, XX. A. B. 43.
Olivier's Reise, XVII. A. B. 41.
Opfer, der Entstehungsgrund derselben, XVII. 136.
Opis, die Priesterin, XIX. A. B. 73.
Origen, del, Perdida y Restauracion de la virgen del Sagrario, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B 24.
Orleana, Histoire de révolutions d'Espagne, XIX. 57.
Orpheus, der Argonaut, XX. A. B. 321, 328.
Orsato, der Geschichtschreiber, XVII. 14.
Orvieto, die daselbst entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 4.
Ostia, die dort entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 2,
Ostrach, das Treffen daselbst im Jahre 1799, XX. 355.
Ostrogger Bibel, die, XX. 222, 225.
Ostromirische Codex, der, XVII. 97, 100. — XX. A. B. 5.
Otto I., Kaiser, XX. 220.
Otto von Brandenburg, Markgraf, sein und seiner Gemahlin Bild, XIX. 120.
Otto von Freysing, XIX. 105.
Otto des Frohlichen Brustbild, XIX. 121 — Die Brustbilder seiner Söhne, XIX. 122.
Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, XIX. 113.
Ottokar, König von Böhmen, XVIII. 232, 237.
Ottokar, Markgraf von Steyer, XIX. 113.
St. Ouen, die Kirche, in Rouen, XVII. 245.
Overbeck, der Maler in Rom, XVIII. A. B. 78.

Ovid, XVII. A. B. 21, 23. — XVIII. A. B. 12, 14, 15, 16, 17.
Owen, der Sprachforscher, XIX. 66.

P.

Pace di Vedano, Bischof von Triest, XVII. 29.
Paciencia de Job, ein Schauspiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Pedre, el mejor, de Pobres, das Schauspiel, XIX. A. B. 16.
Pacciafades, König, dessen in der königlichen Sammlung zu Paris befindliche Münze, XX. 288, 314.
Page, el, de Don Alvaro, das Schauspiel, XIX. A. B. 30.
Palabre, le, en lo mugar, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
St. Palaye, XVIII. 236.
Palladio Storia del Friuli, XVII. 14.
Pallas, dessen Reise durch Russland, XX. 266, 267, 280, 333, 334, 340.
Pallhausen, der Geschichtschreiber, XIX. 29.
Palos, das Vergebirge bey Karthagena, XIX. 71.
Pamphos Hymnus auf Demeter, XVII. 51, 52, 53.
Pandora, von Göthe, XVIII. A. B. 16.
v. Pansner, Kollegienrath, XX. A. B. 21.
Pantikapäum, dessen erste Begeündung wird den Kolchiern zugeschrieben, XX. 282.
Panvini Chron. eccles. XVII. 14.
Papebrochius, der Gelehrte, XX. A. B. 6.
Pare vencer à Amor queror vencerle, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 22.
Paramatta, der dasige Reichthum an neuen Insekten-Aeten, XIX. 13.
Paränesis, XIX. 76.
Parthee, die, XX. 327.
Passetiompo oritioo, XVII. A. B. 1.
Pasquier, der Minister, XVII. 4. 10.
Passavant, über den Lebensmagnetismus und Hellseben, XVII. 154.
Passini, der Kupferstecher, XX. 108.
Pateicius, dessen Legende, XVIII. A. B. 33.
Paulinus, der Linguiste, XVII. A. B. 68.
Paulus, der Gelehrte, XVII. 55, 60.
Paulus, der Apostel, XVII. 118, 207. — XIX. 294.
Pausanias, XX. 308, 309, 312, 326, 327.
Pahem, Praelectionum in jus ecclesiasticum universum, XIX. 86.
Pelagia, die Insel, verlegt Avienus in den Westen von Cadix, XIX. 71.
Pellicer, Tratado sobre el origen y progresos de la Comedia en España, XVII. A. B. 4. — XVIII. A. B. 10, 33.
Pelzel, der Geschichtsforscher, XX. 240.
Penzel, Dissertatio de Barengis, XX. 284.
Peor está que estaba, ein dramatisches Gedicht von Calderon, XVII. A. B. 5.
Perceval le Gallois, XVIII. A. B. 3.
Peerjaslawls Erbauung, XX. 221.
Paros el Gallego, ein historisches Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 27.
Perlen der heiligen Vorzeit, gesammelt duech J. L. Pyrker, XVII. 203.
Permien wird getauft, XX. 240.
Peser, die, XX. 327.
Persiles und Sigismunda, eine nordische Geschichte von Cervantes, XVIII. A. B. 8.
Pertz, Dr., dessen Verzeichniß der Handschriften der k. k. Hofbibliothek, XIX. 104, 106, 107.
Perun, der slawische Jupiter, XX. 221.
Pestalozzi, XVII. A. B 71.
Peter I., Grossfurst von Russland, ließ die Ueberbleibsel des Schutzheiligen Alexander Newskii in das ihm zu Ehren erbaute Kloster zu Petersburg bringen, XX. 236.
Petronio, Memorie sagre e profane doll' Istria, XVII. 14.
Peteus, der heilige, XIX. 87, 88.
Peutinger, der Gelehrte, XIX. 117.
Peutingersche Karte, die, XX. 325.
Pez, dessen Scriptores rerum austriacum, XVIII. 229, 231, 233. — Pez, die Brüder Beenhaed und Hieronymus, ihe Nachlaß, XIX. 106. — XX 351.
Phara, ob es so viel als roth bedeute? XX. 350.
Philipp der Schöne, König von Frankreich, XVII. 192.
Philipp II., König von Spanien, XVIII. A. B. 3.
Phöbusritter, der, ein altspanischer Roman, XVIII. A. B. 7.
Phönikier, die, XX. 327.
Phrygier, die, XX. 327.
Piccolomini, Aeneas Sylvius, XVII. 35.
Pichler, Carolina, ihr Roman Agathokles wurde von J. C. Wegner ins Dänische übersetzt, XVII. A. B. 69.
Piloni, der Geschichtschreiber, XVII. 14.
Pindar, der Dichter, XIX. A. B. 81. — XX. A. B. 27.
Pintor, el, de su deshonra, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 21.
Pipin, der Sohn Karl des Grossen wird gegen Venedig gesendet, XVII. 17.
Pius VII., Papst, ließ sich von Scheffer malen, XVIII. A. B. 78.

Plantagenet, Heinrich, die von ihm nächst Rouen erbaute Kapelle, XVII. 240.
v. Platen Hallermünde, Graf, dessen Ghaselen, lyrische Blätter und vermischte Schriften, XIX. 142, 164.
Plato's Bemerkung über die Künstler. XVIII. 48. — Plato XVIII. 266. — XIX. 178, 235, 236, 244.
Platon, der Moskauische Metropolit. XX. A. B. 14, 17.
Plinius, XVIII. A. B. 4, 37. — XIX. A. B. 1. — XX. 3, 11, 216, 260. 265, 274, 275, 276, 282, 284, 317, 318, 321, 328. — XX. A. B. 5.
v. Plotho's Krieg in Deutschland und Frankreich, XX. 364.
Plutarch's Coriolan, XVIII. A. B. 5. — XX. 8.
Polifemo, das Schauspiel, XIX. A. B. 28.
Polybius heißt das Vorgebirge Palos bey Karthagena das Vorgebirge des Saturn, XIX. 71. — XIX. A. B. 71, 72, 75.
Pompeiis Alterthümer, XX. 1. — Pompeji, a Deseriptive Ode, by Joho Hughes, XX. 3. — Herleitung des Namens Pompei, XX. 6. — Die Stadtmauer und die Privatgebäude desselben, XX. 8. — Die Inschriften der Stadt, XX. 11, 13, 14, 16. — Der da befindliche Tempel der Venus, XX. 17. — Der daselbst im Forum gefundene merkwürdige Inschriftstein, XX. 18.
Pontus, die Alterthümer an seinem Nordgestade, XX. 259. — Sammlungen Pontischer Alterthümer, XX 261. — Pontische Erd- und Völkerkunde, XX. 263. — Münzen, XX. 288. — Inschriften, XX. 301.
Popo, Patriarch von Aquileia, XVII. 22.
Poppel, Niklas, Kaiser Friedrichs III. Gesandter in Rußland, XX. 245.
Porphyrogeneta, Konstantin, XX. A. B. 5.
Porta, J B., Magia naturalis, XVII. A. B. 8.
Postrer duelo de España, ein historisches Schauspiel des Calderon, XVII. A. B. 29.
Potoeki, le Comte Jean, Histoire ancienne du Gouvernemeot de Cherson, XX. 333, 334, 338.
v. Poeoßki, Severin Graf, dessen Münzsammlung, XX. 261.
Pouqueville, XX. 95, 96.
Prey, Annales Regum Hungariae, XIX. A. B. 80. — XX. 322.
Preißel, Heinrich, XVIII. 232.
Primero soy yo, ein Lustspiel Calderons, XVII. A. B. 14.
Primisser, Alois, dessen Text zu dem lithographirten Stammbaum des Hauses Habsburg-Oesterreich, XIX. 114. — Dessen Werk über die Ambraser Sammlung, XVIII. 245. — XX. 107.
Primus regiert 120 über die Triester Christengemeinde, XVII. 15.
Prineipe Coostante, el, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 28.
Prineipe de Fez, el gran, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 31.
Prodigio, el, de Alemania, das Schauspiel, XIX. A. B. 23.
Prodigios, los tres mayores, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 10.
Prokesch, dessen Werk: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg, XX. 351. — Skizze aus diesem Werke, XX. 353.
Proserpina, die Bedeutung dieses Namens, XVII. 57, 63.
Prueba de amor y amistod, das Schauspiel, XIX. A. B. 29.
Psychologie, die, des J. F. Herbart, XVIII. 102.
Ptolemäus, XX. 275, 277, 284, 291, 324, 327.
Puchmayers russische Sprachlehre, XVII. 78.
Puch, Anton, dessen Aesthetik, XIX. A. B. 78.
Puente de Mantible, la, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 6.
Purgatorio, el, de San Patricio, ein Drama des Calderon, XVIII. A. B. 33.
v. Purgstall, die beyden letzten Grafen, — Denkmal auf ihr Grab gesetzt von Jos. v. Hammer, XVII. A. B. 69. — Gottfried Wenzel Graf von Purgstalls Biographie, XVII. A. B. 70. — Raphael Graf von Purgstall, XVII. A. B. 71, 72. — Die Ahnentafel der Purgstalle, von Baron von Hormayr, XVII. A. B. 72.
Purpura, la, de la Rose, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 15.
Purschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.
Pyrrhus Rhyparographus, der Maler, XX. 11.
Pyrker, J. L., dessen Tunisias und Perlen der heiligen Vorzeit, XVII. 203.

Q.

Quales mayor perfeccion, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 18.
Quien calle otorge, das Schauspiel, XIX. A. B. 33.
Quinault, dessen Drama: Les coups d'amour et de Fortune, XVII. A. B. 19.
Quintilian, XIX. A. B. 82.

R.

Racine, der Dichter XIX. A. B. 82.
Radlofs Unterſuchungen des Keltenthumes, XIX. A. B. 73.
Rafn's nordiſche Kämpfer-Geſchichten, XVII. A. B. 69.
Rahbek, Profeſſor, XVII. A. B. 65.
Raimund della Torre, Patriarch von Aquileja, XVII. 25.
Rambach, F. E. de Mitato ejusque coloniis, XX. 262.
Raoul-Rochette, M., Antiquités grecques du Bosphora Cimmérieo, XX. 259, 298, 317, 329, 341.
Raphael, von Göthe beurtheilt, XIX. 265, 266, 269, 296. — XX. 11.
Rapiccio, Heinrich, wird verwieſen, XVII. 31.
Rapiccio, Memorie de' vescovi di Trieste, XVII. 14.
Raſk, Profeſſor, XX. 271, 287.
Rauber, Niclas Baron, Stadthauptmann von Triest, XVII. 36.
Rechberger, Georgii, Enchiridion juris ecclesiastici austriaci, XIX 86.
Réflexions morales et politiques sur quelques opinions et théories de notre temps, XIX. 132.
Reineccius, Grammatik, hebraeochaldaica, XVIII. 218.
v. Reith, Profeſſor zu Charkow, deſſen Specimen historiae Rossorum, XX. A. B. 5, 23. — XX. 288.
Religion, die, im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, XX 29. — Religion des Gefühles, XX. 46. — Religion des Glaubens, XX. 47. — Religion des Gedankens, XX. 49. — Religion des Geiſtes, XX. 71.
Religionsphiloſophie, die, der letzte und höchſte Hauptzweig der Philoſophie aller Wiſſenſchaft, ein Werk von D. J. Satat, XVIII. 140. — Eſchenmayers Religionsphiloſophie, XX. 29.
Reni, Guido, der Maler, XVIII. A. B. 78.
Rennell's Syſtem der Geographie Herodots ꝛc. XX. 272, 273.
Resch, Annel. Sebion. XIX. 110.
Reſtauration der Staatswiſſenſchaft von K. L. von Haller, XIX 74.
Rey, el mayor, de los Reyes, das Schauſpiel, XIX. A. B. 21.
Rhadamädis, des boſporeiſchen Königs Münzen, XX. 296, 297.
Rheskuporis, des Königs, Münzen, XX, 291, 292, 293, 294, 296.
de Ribadaneyra, Vida da San Ignacio Loyola, XVIII. A. B. 32.
Richard Löwenherz erbaute das Schloß Gaillard, XVII. 247. — Gründete die Abtey von Bouſort, XVII. 248. — XIX. 204.
Richelieu, Kardinal, XVIII. A. B. 6.
v. Richelieu, Herzog, XVII. 4. 10.
Richter, Profeſſor zu Laibach, deſſen Beyträge zur Löſung der Preisfrage des durchlauchtigſten Erzherzoges Johann, von der Geographie Inneröſterreichs, XIX. 106.
Richter, Jean Paul Friedrich, deſſen Charakteriſtik, XIX. 256. — Deſſen Vorſchule der Aeſthetik, XIX. 260, 300, — XVIII. 260. — XX. 89.
Riasgos, los, que tiene un coche, das Schauſpiel, XIX. A. B. 28.
Riga's vaterländiſches Muſeum, XX A. B. 20.
Rigor, el, de las Desdichas, y Mudanzas de Fortuna, XIX. A. B. 17.
Rinaldo Feliciano, Markgraf von Iſtrien, XVII. 28.
Ring, der, der Treue, eine Sage, XX. 107.
Riſa Kuli Chan, der Katſchar, XVIII. A. B. 50.
Riſaſchah, ein Sohn Feth Ali Schah, XVIII. A. B. 48.
Ritter, der Gelehrte, XIX. 69. — Deſſen Erdkunde, XX. A. B. 27. — Ritter, Karl, deſſen Abhandlung zur Alterthumskunde, XX. 263, 270, 274, 276, 277, 279, 280, 282, 284, 285, 286, 287, 301, 308, 314, 317, 318, 319, 324, 325, 326, 327, 328.
Roca, la, del Honor, ein Schauſpiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Rogendorf, Salms Waffenbruder, XX. 99, 100.
Rogwolod'ſche Stein, der, XX. A. B. 6.
Rollo, al, de Ceija, das Schauſpiel XIX. A. B. 21.
Roman, ein Sohn des Großfürſten Miſtislaw, erhält das Fürſtenthum Nowgorod, XX. 229.
Romancero general, XVII. A. B. 11.
Romanelli viaggio a Pompei, XX. 3, 12.
Römiſche Ausgrabungen, XIX. A. B. 1.
Rondelets architektoniſche Werke, XX. 20, 21.
v. Roo, Gerhart, der Geſchichtſchreiber, XIX. 115.
Roquefort, deſſen Ausgabe der Poésies de Marie de France, XVIII. A. B. 34.
Roscius Anglicanus, XVII. A. B. 7.
Roscetti, Dr., Meditazione storico-analitica sulla Franchigie della città di Trieste, XVII. 19, 21, 24, 35.
Roſtiſtaw Michael, der Großfürſt von Rußland, XX. 229.
Rouen, die Stadt, ihre merkwürdigen Baudenkmale, XVII. 244. — Das Muſeum zu Rouen, XVII. 246.

Roxas, Francisco de, der Dichter, XIX. A. B. 31, 37.
Rubeis monumenta eccles. Aquilejens. XVII. 14.
Rubens, die älteſten, XX. 238.
Rückerts, Friedr. Oeſtliche Roſen, XIX. 142, 159
Rudolphs I., K., Grabſtein, XVIII. 231, 232. — Des Malers Ruß Cyklus von zwölf Darſtellungen aus Rudolphs I. Geſchichte XVIII. 236. — XIX. 124.
Rudolph, Se. kaiſ. Hoheit und Eminenz der Erzherzog, XVII. 107.
de la Rue, Essais hist. sur la villa de Caen, XVII. 247.
Rufus, Popidius, ſein Name erſcheint oft in Pompeji, XX. 12.
Rühs Edda, XX. 285, 286, 316.
v. Rumjanzow, Se. Erlaucht der ruſſiſche Reichskanzler, die auf deſſen Koſten edirte Sammlung von Urkunden, XX. A. B. 6, 7, 9. — Deſſen Sammlung ruſſiſcher Volkslieder, XX. A. B. 14, 18, 23.
Rumy, Bibliothekae in Bremen, XIX. 107.
Rurik. Fürſt, XX. 219.
Ruß, der Maler, deſſen Cyklus von zwölf Darſtellungen aus Kaiſer Rudolphs I. Geſchichte, XVIII. 236.
Rußek, der ungriſche Gelehrte, XIX. A. B. 78.
Ruſſiſche Grammatik von Puchmayer, XVII. 78.
Ruſſkaja Pravda, das, XX. A. B. 7.
Rußland, die Völker- und Länderkunde dieſes Staates, von Peter von Koeppen, XX. A. B. 1. — Rußlands klaſſiſche Alterthümer, XX. A. B. 2, 3. — Deſſen Skandinaviſche Alterthümer, XX. A. B. 4. — Deſſen Altſlawiſche Denkmäler, XX. A. B. 5. — Aelteſte Denkmäler der Kunſt in Rußland, XX. A. B. 7. — Rußlands älteſte Buchdrucker, XX. A. B. 18. — Deſſen germaniſche Alterthümer, XX. A. B. 19. — Deſſen orientaliſche Alterthümer, XX. A. B. 20. — Deſſen Bibliographie, XX. A. B. 21. — Deſſen Sprachwerke, XX. A. B. 21. — Werke über die ältere Geſchichte Rußlands, XX. A. B. 22. — Die älteſten Handelswege durch dieſes Reich, XX. A. B. 25. — Die ruſſiſchen Dialecte, XX. A. B. 26. — Erklärung einiger ruſſiſcher Flüſſe, XX. A. B. 27. — Rußlands Geſchichte von Karamſin, XX. 214.

S.

Saber del mal y del bien, XVII. A. B. 20.
Sabar desmentir sospechas, das Schauſpiel, XIX. A. B. 18.
Sachs, Hans, der Meiſterſänger, XVIII. A. B. 21. — Deſſen Komödie: die Abigayl, XIX. A. B. 22.
Saco, el, de Amberes, das Schauſpiel, XIX. A. B. 23.
Safa-Girei, der Zar, XX. 248, 250, 252.
Sagen, die, im 4ten Jahrgange des Taſchenbuches der vaterländiſchen Geſchichte, XX. 105.
Sailer, der Theologe, XVII. 112.
de Sainte-Croix, Baron, Recherches hist. et crit. sur les mystères du Paganisme. XX. 350.
Sakontala, die, XX. 133.
Salat, Dr. J., deſſen Werk: die Religionsphiloſophie, der letzte und höchſte Hauptzweig der Philoſophie als Wiſſenſchaft, XVIII. 140.
Salgados Schauſpiel: Amar y no agradecer. XVII. A. B. 22.
Sallustii bell. Jugarth. XIX. A. B. 70.
Salm, Niklas, deſſen Lebensbeſchreibung von Freyherrn von Hormayr, XX. 99.
Salm-Reifferſcheid, Xaviee, Kardinalbiſchof von Gurk, XVIII. A. B. 77.
Saltarelli, Simon, Biſchof zu Teieſt, XVII. 32.
Samo, König, XX. 216.
Sancho, Don, von Caſtilien, XVIII. A. B. 26.
Sanſkrit-Literatue betreffende Schriften, XVII. A. B. 68.
Sapäer, die, in Thrakien, XX. 320, 321, 328.
Sappho, die Dichteein, XIX. A. B. 81. — XX. A. B. 27.
Sarbar, Feldherr des Peeſerkönigs Chosroes, XVIII. A. B. 29.
Sarkel, die chaſariſche Stadt, XX. 217.
Sarmaten, die, XX. 328.
Sarrasin Campagne de 1812, XX. 355.
Saueomates I., König, XX. 291, 293. — Sauromates II., Beſchreibung einiger ſeiner Münzen, XX. 294. ff.
Savorgnano, Ettoee, Podeſta zu Trieſt, XVII. 29.
Sbornik, der, oder Sammlung geiſtlicher Schriften vom Jahre 1073, XX. A. B. 5.
Scaligers Derivation des Ortsnamens Hadrumetum, XIX. A. B. 72.
Scarrons Novelle: Plus d'effects que de paroles, XVII. A. B. 20.
Schacht, Profeſſoe, deſſen Werk: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik, XVIII. 227, 245.
Schah Kuliſchah, ein perſiſcher Prinz, XVIII. A. B. 48.
Schardii Rer. Germ. Scr. XVII. A. B. 15.
Scheffer, Johann, Andeutungen über ſein letztes vollendetes Bild: die

sterbende h. Cäcilia, von Fried. Wähner, XVIII. A. B. 69. — Dessen Biographie, XVIII. A. B. 77.

Schehinschahname, Auszüge aus demselben, XVII. A. B. 32. — XVIII. A. B. 39.

Scheich Ali Schah. ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 47.

Schelling, der Philosoph, XVII. 42. 63, 54, 56, 67, 69. — XVIII. 31, 34, 66. — XIX. 170, 171, 175, 243, 266, 271, 279, 280, 282, 283, 284, 287, 296. — XX. 68, 70.

Schemjaka, dessen Verschwörung wider den Großfürsten Basilii, XX. 242.

Schenkendorfs Lieder, XIX. 168.

v. Scherer, russischer Staatsrath, XX. A. B. 21.

Schig-Alei, Zar, XX. 250.

Schildberger, Hans, Kämmerer zu München, XIX. 30.

Schiller, Friedrich v., der Dichter. dessen Ballade: der Handschuh, XVII. A. B. 29. — XIX. 237, 238, 240, 297. — Schiller als dramatischer Schriftsteller beurtheilt, XIX. 299, 301, 304. — XX. 114, 116, 130, 141, 165. — Dessen Braut von Messina, XX. 168. — Dessen Jungfrau von Orleans, XX. 168, 169, 172, 173, 199.

Schischkow, Präsident der kais. russischen Akademie, XX. A. B. 21.

Schlegel, A. W., dessen übersetzte Schauspiele des Calderon, XVII. A. B. 21. — Dessen Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur, XVII. A. B. 2. — XVIII. A. B. 4. 6, 11, 23, 28. XIX. 143, 168, 287, 288, 292, 299. — XIX. A. B. 37, 41, 48.

v. Schlegel, Friedrich, XVII. 79. — XVIII. A. B. 69. — Dessen Zeitschrift Europa, XVIII. A. B. 72. — XIX. 284, 297, 301. — Dessen Untersuchung über den Charakter des helleniſchen Epos, XX. 136. — Dessen Alarkos, XX. 150, 191, 201, 202. — Dessen Museum, XX. 157.

Schleiermacher, XIX. 236, 296, 313.

Schlitt's Bemühungen zur allgemeinen Aufklärung Rußlands, XX. 253.

Schlözer, der Geschichtsforscher, XVII. 69. — Dessen Nestor, XX. A. B. 7. 22. — Dessen allgemeine nordische Geschichte, XX. A. B. 6, 7, 14, 22. — Dessen Eintheilung der russischen Geschichte, XX. 214, 219.

Schmidt, Fr. Wilh. v., dessen kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca, XVII. A. B. 1. — XVIII. A. B. 1. — Dessen Werk: über Calderons Schauspiel: die Kirchentrennung von England, XVIII A. B. 28, 31. — Dessen Nachtrag zur kritischen Uebersicht der Dramen des Calderon, XIX. A. B. 11.

Schmidt, J., ein großer Kenner der mongolischen Sprache und Literatur, XX. A. B. 20.

Schmidt Phiſeldeck's Einleitung in die russische Geschichte, XX. A. B. 17.

Schoenvisner, notitia Hungericae rei numariae, XX. A. B. 12.

Scholvinii Aethiopissa, Tragi-Comoedie, XVIII. A. B. 8.

Schönlebens Carniolie antique et nove, XVII. 14, 18.

Schottky, J. M., dessen mit F. Ziska herausgegebene Volkslieder, XVII. 254. — XVIII. 228. — XIX. 104.

Schubarths Werk: zur Beurtheilung Göthes, XVIII. 247. XIX. 231. — Prüfung der Schubarthischen Aphorismen, XIX. 278. — Einige der besten und berühmtesten deutschen Schriftsteller gegen die Anmaßungen Schubarths vertheidiget, XIX. 296

Schuberts Symbolik des Traums, XVIII. 15.

Schuiskij, Iwan, das Haupt der Bojarrn, XX. 250. — Zrtteit eine Verschwörung wider Bielskij an, XX. 251. — Andrei Schuiskii wird von Jagdhunden zerrissen, XX. 252.

Schulzes, Joh., Abhandlung über Calderons Principe Constante. XVIII. A. B. 28.

v. Schütz, Wilhelm, dessen Drama: Karl der Kühne, XX. A. B. 109, 190. — Dessen frühere dramatischen Werke, XX. 191.

v. Schwartners Statistik von Ungern, XX. 267.

Schwarzenberg, Feldmarschall Fürst Karl zu, — Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von A. Prokesch, XX. 351. — Skizze aus diesem Werk, XX. 353. ff — Seines Brudrs, des regierenden Fürsten Joseph Gemahlin kommt in den Flammen um, XX. 360. — Stirbt zu Leipzig am 15. Oktober 1820, XX. 372.

v. Schweinichen, des Ritters, Lebensbeschreibung, XVIII. 227, 242. — Proben aus diesrm Werke, XVIII. 243.

Scipion, el segundo, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 5.

Sciren, die, XX. 350, 351.

Scott, W., The Monestery, XVIII. A. B. 4.

Senssa, Vincenzo, Manoscritti, XVII. 14.

Sebastian, Bischof von Triest, XVII. 15.

Secreto, a, egrevio secreta venganza, ein Schauspiel Calderons, XVIII. A. B. 2.

Secrete, el, a veces, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 23.
Seductions politiques, les, XVIII. 63.
Seid Mohammed, XVIII. A. B. 52.
Seleukos, der syrische, XX. 289.
Semiramis, was dieser Name bedeute? XVIII. A. B. 22.
Senchonsis, XX. A. B. 46.
Sanaca y Narón, das Schauspiel, XIX. A. B. 17.
Senecae, L. A., ad Helviam Matrem de consolatione, XX. 261.
Señora y la Criado, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 23.
Septimius Geta, XX. 339.
Serben, die, XX. 328.
Serbischer Dialekt, wo es gesprochen wird, XVII. 71.
de Serre, der franz. Minister, XVII. 4, 5.
Servolo, der heil. Jüngling, XVII. 15.
Sestini, Lettera e dissertazioni numismatiche, XX. 261.
Sethiten, die, ihre Namen bis auf Noah, XIX. 66.
Severus, Bischof von Triest, XVII. 16.
Sforza, Ludwig Maria, XVII. 37.
Shakespeare, XVII. A. B. 2, 17, 27, 29. — XVIII. 258, 259. — XVIII. A. B. 2, 4, 5, 21, 22, 39. — XIX. 255, 276, 295, 296. — XIX. A. B. 14, 15, 24, 31, 60. — Dessen Hamlet, XIX. A. B. 61, 62, 63, 65, 66. — XX. 133, 139, 140, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 164. — Dessen Heinrich der Sechste, XX. 170, 171. — Dessen Lear, XX. 175, 192, 205, 206. — Dessen Richard II. u. Heinrich IV., XX. 206, 213.
Sibila del Oriante, la, y gran Reyna de Sabá, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 32.
Sickler, Dr., dessen Ausgabe und Uebersetzung von Homer's Hymnus an Demeter, XVII. 37.
Sigmund, König von Polen, hetzt die krimischen Tataren gegen Rußland auf, XX. 250.
Sigynen, die, XX. 328.
Siiawesch Schah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 49.
Simeon nannte sich zuerst Großfürst von ganz Rußland, XX. 239.
Sinagrip, das Mährchen, XX. 233.
Sindri, die, ihre Abkunft, XX. 318, 319, 322, 328.
Sinope's Alter, XX. 262.
Sjögren, dessen Geschichte der finnischen Literatur, XX. A. B. 5.
Sismondi der Geschichtsforscher, XIX. 128.
Sitalkes, König der Odrysen, XX. 329.
Sitio, al, de Bredà, ein historisches Schauspiel von Calderon, XVII. A. B. 27.
Skilurus, der Skythenkönig, XX. 290.
Skythen, die, XX. 329.
Slavischer Völkerstamm, der, ist in Europa weit ausgebreitet, XVII. 67. — Die südslawischen Dialekte, XVII. 69. — Slawische Grammatiken, XVII. 74. — Ueber altslawische Sprache von A. Wostokow, XVII. 97.
Snups, Michael, der Gelehrte, XX. 245.
Sobrijas, der persische Heerführer, XIX. A. B. 73.
Sokolow, G. J., Sekretär der kaiserrussischen Akademie, XX. A. B. 21.
Sokrates, Gespräch Ariochus, XIX. A. B. 73. — XIX. 178, 235.
Solger, XX. 123, 124, 125, 127, 160, 161, 205.
Solis, Anteeie de, sein Schauspiel: Las Amazonas de Scithia, XIX. A. B. 33. Seine übrigen dramatischen Werke, XIX. A. B. 33.
Soloto-wrcho-Michailowsche Kirche, die, zu Kiow, wer sie erbaute, XX. A. B. 12.
Sömmering, der Gelehrte, XIX. 67.
v. Sonntag, dessen Werke über Riga, XX. A. B. 20.
Sophokles Trachineerinnen, XVII. 61, 65, 66. — XVIII. A. B. 12, 15, 22. — XX. 133.
Sopikows russische Bibliographie, XVII. 77. 79.
Sorels, Agnes, Grab, XVII 247.
Soubise, der französische Feldherr, XVIII. 47.
Spasna Boru-Kirche, die, zu Moskau, XX. A. B. 14.
Spaßkii, Hofrath, dessen Nachrichten über das östliche Rußland, XX. A. B. 20
Spiegelfeld, Baron, wird bey Padua gefangen, XVII. A. B. 71.
Spinoza, der Philosophe, XVIII. 5. — XIX. 169, 179.
Sprengel, dessen Antiquitatum Botanicarum specimen primum, XX. 350, 350.
Sadik Schikali, XVIII. A. B. 39.
Staats- und Kirchengrundsätze in dem Geiste unserer Zeit dargestellt, XIX. 85.
Staatswissenschafts-Restauration, ein Werk von K. L. v. Haller, XIX. 74.
Stabius, des Kaisers Maximilian I. Hausgelehrter, XIX. 117.
Stammbaum, der, des Hauses Habsburg, auf Stein gezeichnet, und beschrieben von Alois Primisser, XVIII. 231. — XIX. 114.
Statuen, die, im Naumburger-

Dome, XIX. 24. — Ihr Alter, XIX. 25.
Steffens, Heinrich, dessen Werk: Karikaturen des Heiligsten, XVIII. 1.
v. Stempkopskij, russisch-kaiserlicher Oberst, XX. 260, 296, 297, 302, 306, 338.
Stenzel, Prof, dessen Manuscripten-Verzeichniß aus dem Büchersaal der Breslauer Hochschule, XIX. 103.
Stephan, König von Ungern, zu ihm flüchtet sich Jaroslaw Fürst von Wladimir, XX. 227.
Stephan II. von Ingolstadt, der Vater Ludwigs des Bärtigen, XIX. 30.
Stephanskirche, die, zu Wien, XVII. 251.
Stesichorus, der Dichter, XIX. A. B. 81.
Stieglitz Werk über altdeutsche Baukunst, XIX 22, 26.
Stober, der Kupferstecher. XX. 108.
v. Stollberg, Graf Christian, dessen Grabschrift für Wenzel Graf von Purgstall, XVII. A. B. 72.
Stollbergs Ballade: die Büßende, XIX. A. B. 26.
Stolnoje, die da befindlichen olbischen Inschriften, XX. 336, 337, 338, 339, 340.
v. Storch's Gemälde des russischen Reiches, XX. A. B. 10, 13, 21, 24.
Strabo, XVII. 96 — XIX. A. B. 72, 74. — XX. A. B. 5. — Strabo, XX. 262, 274, 277, 280, 282, 283, 284, 285, 289, 290, 291, 308, 310, 311, 314, 317, 318, 319, 320, 321, 323, 325, 329.
Straparolas Mährchen, XVIII. A. B. 3.
Straßburger Münster, der, XVII. 251.
Stuarr, Dugald, der Philosoph, XVII. A. B. 71.
Stumpfs politische Geschichte Baierns, XIX. 108.
Sucesos del Principe Lisardo, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.
Suchenwirt, Peter, ein Wiener Dichter des 14ten Jahrhunderts, XVIII. 228, 231, 233, 239, 240. — XIX. 122.
Sujew, der Gelehrte, XX A. B 4.
Suleiman, Pascha von Bagdad, XVIII. A. B. 41.
Suleimanschah, ein persischer Prinz, XVIII. A. B. 48.
Sultania, der Sommerpallast zu Audschan, XVIII. A. B. 56.
Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften und Künste, XIX A. B. 26.
Suntheim, Ladislav, der Gelehrte, XIX. 117.
Surius, de probatis Sanctorum Actis, XVIII. A. B. 37.
Susdalische Großfürstenthum, das, wird gegründet, XX. 229. Es wird getheilt, XX. 231.
Svatovit, Erklärung dieses Wortes, XX. 218.
Swiatopolk, des russischen Fürsten Thaten, XX. 223.
Swjatopolk, Großfürst von Rußland, XX. 226.
Swjatoscha wird Mönch im peczerischen Kloster zu Kiew, und errichtet einr Bibliothek daselbst, XX. 227.
Swjatoslaw Igorewitsch, Großfürst von Rußland, XX. 208. — Swjatoslaw's Zug nach Bulgarien, XX. 220. — Dessen Bildniß, XX. A. B. 9.
v. Syllman, Paul, Podesta von Triest, XVII. 28.
Symmachus, XIX. 27.
Syparo, das Kastell, XVII. 28, 30.
Syv, Prter, dessen Volkslieder, XVII. A. B. 65.
Szép, dessen Aesthetik, XIX. A. B. 78.

T.

Tachti Katschar, der persische Pallast, XVIII. A. B. 56.
Taeitus, der Geschichtschreiber, XVIII. 230. — XIX. 246. — XX. 216.
Taman, dessen Lage, XX. 278.
Tambien ay duelo en las Damas, ein Lustspiel von Calderon, XVII. A. B. 9.
Tamrrlans Siege über den Chan der Kaptschakischen Orde, XX. 240.
Tanearville, Ralph, das von ihm erbaute Kloster Bocherville, XVII. 246
Tanuer, societas Jesu, XIX. A. B. 13.
Tapete, die berühmte, zu Bayeur, XVII. 248, 250.
Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und v. Mednyansky, XX. 97. — Die Kupfer dirses Taschenbuches, XX. 108.
Tasso's befreytes Jerusalem, XVII. 229. — XVIII. A. B. 11, 18.
Tataren demüthigen die russischen Fürsten, XX. 234.
Taurin, Bischof von Triest, XVII. 20.
Teichner, ein Wiener Spruchdichter drs vierzehnten Jahrhunderts, XVIII. 228.
Telepnew, Fürst Iwan, XX. 250.
Teliqul, der See, XX. 284.
Tellez, Gabr., der spanische Dichter, XIX. A. B. 22, 23.
Tercera, la, do si misma, das Schauspiel, XIX. A. B. 14.
Testigo, el mejor, das Schauspiel, XIX. A. B. 27.
Texedor, el, de Segovia. das Schauspiel, XIX. A. B. 21.
Thaisi, A., der ungrische Gelehrte, XIX. A. B. 79.

Thaut, der Erfinder der Buchstabenschrift, XIX. 61.
Théâtre François, XVII. A. B. 5.
Theatro Hespanol, XVII. A. B. 1, 7, 10.
Thestrum europaeum, XVII. A. B. 16.
Theodor Joannowitsch, des Czaes Bildniß, XX. A. B. 16.
Theodora, santa, das Schauspiel, XIX. A. B. 34.
Thiere, die, ihre Eintheilung in Klassen, XIX. 6. — Ihre Geschlechtsverschiedenheit, XIX. 7. — Bastardverschiedenheit und Rassen, XIX. 10. — Regelwidrige Bildung der Thiere, XIX. 11, 16. — Ursachen ihrer Mannigfaltigkeit, XIX. 12. — Ihr Gesetz der Reduktion, XIX. 14. — Analogie der Thierbildung, XIX. 15.
Thomae Aquinatis summa Theologiae, XVII. 130.
Thorwaldsens Kunstwerke, über, XIX. A. B. 5. - Seine Statuen und Basreliefs, XIX A. B. 7. — Seine Portraitbüsten, XIX. A. B. 10. — Seine Restaurationen alter Statuen, XIX. A. B. 11.
Threkier, die; XX. 329.
Thubalkain, XIX. 221.
Thucydides, XIX. 246, 247, 248, 320.
Thunmann, der Gelehrte, XX. 218.
v. Thurn, Graf Heinrich, Podesta zu Triest, XVII. 27.
v. Thun, Ludwig, Bischof von Trieſt, XVII. 35.
Tieck, der Dichter, dessen Sternbalds Wanderungen, XIX. 312. — XX. 111, 113, 116. — Dessen romantische Dichtungen, XX. 128, 131, 156, 167. — Dessen Genoveva, XX. 170, 203. — Tieck als Dichter betrachtet, XX. 201.
Titian, der Maler, XVIII. A. B. 74.
Tmutorokan, die dasige alte Steinschrift, XX. A. B. 5.
Tochtamysch, der Chan, verheert Rußland, XX. 240.
Todo lo vence el amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Tokay, die Burg, ihre Geschichte, XX. 105.
Tolstoi, des Grafen Theod., Bibliothek in Moskau, XX. A. B. 7, 9, 14, 15, 16, 18, 23.
Tormasof, General, XVIII. A. B. 65, 66.
della Torre, Febo, Podesta von Triest, XVII. 29.
della Torre, Ludwig, Bischof von Triest, XVII. 30.
Tragödie, über die neuere, XIX. 207.
Traian, XX. A. B. 46.
Triester Stadt- und Kirchenchronik des Mainati, XVII. 10. — Jenneos Werk über Triest, XVII. 18. — Andere ungedruckte Werke über Triest, XVII. 14. — Triest's Ursprung, XVII. 15. — Die Vorsteher der Triestee Diözese, XVII. 16. — Leidet viel von den Saracenen, XVII. 19. — Heerleitung ihrer Freyheiten, XVII. 19, 20. — Wird von den Venezianern belagert, XVII. 26, 36. — Ihre Podesta, XVII. 28, 29, 30, 31. — Wer the Hospital dell' Annunziata erbaut? XVII. 30. — Herzog Leopold der Biederbe nimmt die Landeshoheit über Triest an, XVII. 32. — Bestätigung ihrer Freyheiten durch Herzog Albert 1388, XVII. 32. — Hauptleute von Triest, XVII. 32, 33, 35, 36. — Die Pest wüthet in Triest, XVII. 36.
Trinius, K. B., dessen dramatische Ausstellungen, XIX. 34.
Triunfos, los, de Joseph, Schauspiel des Calderon, XIX. A. B. 19.
Trop, Jakob, Stadthauptmann von Triest, XVII. 33.
Troya abrasada, das Schauspiel, XIX. A. B. 35.
Trubers kroatisches neues Testament, XVII. 70.
v. Tschernembl, Georg, Hauptmann von Triest, XVII. 36.
Tschernagow, die Hauptkirche daselbst, XX. A. B. 14.
Tubal, der Sohn Japhets, dessen Ankunft in Iberien, XIX. 57. — Deutung dieses Namens, XIX. 59, 60, 62.
Tudományok Encyklopädiája rövid rajzolatban, XIX. A. B. 76.
Tudományos Gyüjtemény, XIX. A. B. 76, 77, 79.
Tunisias, ein Heldengedicht von J. L. Pyker, XVII. 203.
Turenne, der französische Feldherr, XVIII. 47.
Türken und Griechen, Betrachtungen über sie von Fouqué, XX. 91.
Turner's, Dawson, Account of a tour in Normandy, XVII. 239.
Tus, Firduſſis Gebuetsort, XVIII. A. B. 66.
Tuzani, el, de los Alpuzarras, das Schauspiel, XIX. A. B. 19.

U.

Ughelli's Italia sacra, XVII. 14, 19, 35, 37.
Uhland, Ludwig, der Dichter, XIX. 159. — Dessen Trauerspiele: Ernst, Herzog von Schwaben, und Ludwig der Baier, XX. 109, 126, 141.
Ukert, dessen Geographie der Griechen und Römer, XX. 323.
Ukraine, die Bewohner der, woher sie stammen, XX. A. B. 26.
Uladislaw, König von Ungern, XIX. A. B. 81.

Ulfilas, XVII. 73.
Ulm, seine Kathedrale, XVII. 251.
Ulvino, Bischof von Triest, XVII. 26.
Umbreit, Professor, Forscher der israelitischen Vorzeit, XIX. 152.
Ungerns neuere Literatur, XIX. A. B. 75. — Encyklopädie, XIX. A. B. 76. — Theologie, XIX. A. B. 77. — Philosophie, XIX. A. B. 78. — Statistik und Topographie, XIX. A. B. 79.
Urban der Dritte, Papst, XVIII. A. B. 23.
v. Uvaroff, über die Mysterien von Eleusis, XVII. 42, 49, 60.

V.

Valareffo, Johann, Podesta von Triest, XVII. 28.
da Valbuena, Dr. Bernardo, Siglo de oro en las selvas de Erifile, XX. A. B. 35.
Valeria, die dort entdeckten Alterthümer, XIX. A. B. 4.
Valerius Maximus, XVIII. A. B. 22.
v. Valsa, Rudolf, Hauptmann von Triest, XVII. 32.
Valvasors Ehren = Chronik von Krain, XVII. 14. — XVIII. 240.
Vanda, la, y la Flor, ein Drama des Calderon, XVII. A. B. 21.
Waskische Sprache, Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens vermittelst derselben, XIX. 46. — Ihre Identität mit der iberischen Sprache, XIX. 52, 63.
Vater, der Sprachforscher, XVIII. 202, 205, 210, 212, 219.
Vencerse es mayor Valor, das Schauspiel, XIX. A. B 18.
Vencimiento, el, de Turno, ein Schauspiel des Manuel del Campo, XIX. A. B. 15.
Veneden, die, XX. 217, 218.
Venezianisches Münzwesen, über, XVII. 251.
Venturoso, el, por fuerza, das Schauspiel, XIX. A. B. 23.
Vera Tassis y Villaroel, seine Ausgabe von Calderons Schauspielen, XVII. A. B 2, 6, 11, 26. — XVIII. A. B. 18. — XIX. 11, 12. — Dessen Verzeichniß der dem Calderon fälschlich untergeschobenen Schauspiele, XIX. A. B. 13, 20, 21, 24, 25, 27, 33, 34, 35, 36, 37, 39, 40, 41, 42, 43, 46.
Verdizotti's venezianische Geschichte, XVII. 14.
Veronii Regula fidei, XVII. 130.
Victoria, la, de Fuente Rabia, das Schauspiel, XIX. A. B. 20.
Victoria por el Amor, das Schauspiel, XIX. A. B. 36.
Vida, la, es sueño, ein Schauspiel des Calderon, XVIII. A. B. 19.
Vieux, die dasigen römischen Alterthümer, XVII. 247.
Vigonza, Johann, Podesta von Triest, XVII. 29.
Villegas, der spanische Dichter, XX. A. B. 28.
Villele, der Minister, XVII. 4.
Winchenberg, das Castrum, wird von Mainhard VII., Grafen von Görz, zu Lehen angenommen, XVII. 31.
Virgil, der Dichter, XVII. 207. — XIX. A. B. 6. — XX. 270.
de Virues, Christoph, der spanische Dichter, XVIII. A. B. 21.
Viseonti, Matteo, XVII. 28.
Visconti, der Alterthumsforscher, XX. 288, 293, 295, 334.
Visperas Sicilianas, las, das Schauspiel, XIX. A. B. 18.
Vitalis, Ordericus, die von ihm aufbewahrte Legende, XVII. 246.
Vitruvius, XX. 3, 11, 15.
Vogt's rheinische Sagen, XIX. 180.
Volcher, Patriarch von Aquileia, XVII. 23.
Volksmährchen, österreichische, von F. Ziska, XVII. 254. — Volkslieder, österreichische, von Ziska und Schottky, XVII. 254. — Dänische Volkslieder von Nyerup, Melsen, Nahbek und Rasmussen, XVII. A. B. 65. — Altrussische Volkslieder, XX. A. B. 14.
Volrico, Bischof zu Triest, XVII. 25.
Volschalk, Bischof von Triest, XVII. 23.
Voltaire, XX. 88.
Vopisc. Aurel., XVIII. A. B. 2.
Voß, J. H., dessen Uebersetzung der Odyssee, XX. 297, 313.
Vuebaldo, Bischof von Triest, XVII. 23.

W.

Wagner, Joh. Jak., dessen Werk: Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet, XVII. 132.
Wähners Andeutungen über Johann Scheffers letztes vollendetes Bild: die sterbende h. Cäcilia, XVIII. A. B. 69.
Wakenroder, XIX. 313.
Wallich, Direktor, in Calcutta, XVII. A. B. 67.
Waser, institutio linguae Syrae, XVIII. 203.
Wasilii Wasiliewitsch, der Großfürst, XX. 241.
Warels Schrift: Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la Mer-Noire, XX. 334.
Wedmidewka, eine Ortschaft der Kosaken, XX. 280.
Wegners Uebersetzung des Romanes Agathokles von Carolina Pichler ins Dänische, XVII. A. B. 69.
Weinbrenner, dessen geometrische

Zeichnungslehre, XX. 19, 21, 22, 23, 27, 28.
Werner's, F. L. Z., Schauspiel: Die Söhne des Thals, XX. 114, 127, 129.
Wernhardus, Bischof von Trieſt, XVII. 24.
v. Werthenſtein, Popolin, Hauptmann von Trieſt, XVII. 32.
Wetzel, F G., deſſen Trauerſpiele: Jeanne d'Arc, und Hermannfried, XX 109, 168, 175.
Wiching, der Nettraer Biſchof, XVII, 69, 72.
Wiebekings Urtheil über die Kirche zu Naumburg, XIX. 28.
Wilhelm, Biſchof auf Korſika, XVII. 28.
Wilhelm der Eroberer, XVII. 244. — Die von ihm geſtifteten Kirchen zu Caen, XVII. 247, 248.
Wilhelm, Landgraf von Heſſen, XVIII. 243.
Wilhelm von Holland, der Gegenkonig, XIX. 205.
Wilna's Gründung, XX. 238.
Winer, Dissertatio de Onkeloso ejusq. paraphrasi chaldaica, XVIII. 205.
Winkelmanns monumenti inediti, XVII. A B. 60. — XVIII. A. B. 69. — XIX. 241, 265, 266, 299. — Deſſen Verſuch über die Allegorie, XIX 272.
Winogradow, Peter, Profeſſor in St Petersburg, XVII. 74. — Deſſen ſlawiſche Grammatik, XVII 78.
Wiſſenſchaft des Gefühls, XX. 56, 58. — Wiſſenſchaft des Glaubens, XX. 59. — Wiſſenſchaft des Gedankens, XX. 60. — Wiſſenſchaft in ihrer Entzweyung, XX 64. — Die Wiſſenſchaft des abſoluten Wiſſens, XX. 73.
Witowt nimmt Smolensk ein, XX. 241.
Wladimir, Großfürſt, XX. 221. — Theilt ſein Reich unter ſeine zwölf Söhne, XX. 221, 222.
Wladimir Monomach, Großfürſt von Rußland, XX. 227.
Wladimirko, Fürſt von Halitſch, XX 228.
Woldemar von Brandenburg, XIX. 204.
Wolf, Kanrad, Anwalt Ludwig des Bärtigen, nimmt Beſitz von der Stadt Tode, XIX. 31.
Wolff, der Philoſoph, XVIII. 102, 113.
v. Wolkenſtein, Ritter Oswald, der tyroliſche Dichter, XVIII. 228.
Wolodimirowitſch, Mſtislaw, der Nowgorodſche Fürſt, deſſen Urkunde von 1128, XX. A. B. 6
Woronzow, Fedor Semenowitſch, gewinnt die Liebe des Großfürſten Johann IV., XX. 251, 252.
Woſtokow, A., über die altſlawiſche Sprache, XVII. 97. — Arbeitet an einer altſlawiſchen Grammatik, XX. A. B. 22.
Wrbna, die Ahnen dieſes Hauſes, XX. 101.
Wrede, der Feldherr, XX. 355.
Wſewolod Olgowitſch, der ruſſiſche Fürſt, vertreibt den Wiaczeslaw, XX. 228.
Wujanowskys handſchriftliche ſlowenſche Grammatik, XVII. 79.
Wuk Stephanowitſch, deſſen ſerbiſches Lexikon, XVII. 71, 94. — XX. A. B 25.
Wurmſer, General, unter ſeinem Befehl ſtand 1795 Fürſt Karl von Schwarzenberg am Rhein, XX. 355.
Wyttenbach, Profeſſor in Trier, XIX. 102.

X.

Xenokſides, deſſen Inſchrift, XX. 304 314.
Xerxes, XIX. A. B. 73.

Y.

Yorker Bauverſammlung, die, XIX. 26, 27, 28.

Z.

Zacharias, Patriarch von Jeruſalem, XVIII. A. B. 29.
de Zachis, Pantaleon, Podeſta von Trieſt, XVII. 28.
Zamblak, Gregor, ein gelehrter Bulgar, XX. 241.
Zar, was dieſes Wort bedeute? XX. 246.
Zayas Novelas exemplares, XVIII. A. B. 12.
Zeichenkunſt, die geometriſche, von M. Burg, XX. 19.
Zelos aun del ayre matan, ein Schauſpiel des Calderon, XVIII. A. B. 15.
Zelos, los, hazan Estrellas, das Schauſpiel, XIX. A. B. 19.
Zelos no ofenden al Sol, das Schauſpiel, XIX. A B. 27.
Zend-Aveſta, von Kleuker, XX. 299, 309, 312.
Zenggs, Burkard, Chronik, XIX. 32.
Zeno, Kaiſer, XIX. 26, 27.
v. Zeſyma, Agnes, eine Sage, XX. 106.
Zeus, der, von Kreta iſt phöniziſchen Urſprungs, XVII 50.
Ziegler, G. T, Prolegomena Thaologiae catholicae, XVII. 107.
Zigeuner, über ihren Urſprung, XX 322.
Ziska, Franz, deſſen öſterreichiſche Volksmährchen, XVII. 254. — Deſſen mit Schottky herausgegebenen öſterreichiſchen Volkslieder, XVII. 254.
Zizania, Lorenz, deſſen ſlawiſche Grammatik, XVII. 74.
Zoegas, Georg, Abhandlungen, XX. 176.
Zorian Dolenga Chodakowski, deſſen Reiſe durch Rußland XX. A B. 24.
Zſchokkes, Heinrich, baieriſche Geſchichte, XIX. 104, 108.
Zuccola, considerat. polit. XVII. 14.

Intelligenz-Nachrichten
der Verlagshandlung.

Denklehre, oder Logik und Dialektik, nebst einem Abriß der Geschichte und Literatur derselben (und einer durchgängigen Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles), von Dr. Friedrich Calker, Prof. der Philosophie an der königl. preuß. Rhein-Universität. Bonn, bey Eduard Weber, 1822. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 gr.

Wir machen die Freunde der Wissenschaft und geistigen Bildung auf ein Werk aufmerksam, welches sich durch Neuheit und Eigenthümlichkeit eben so sehr auszeichnet, als durch Gründlichkeit, Vollständigkeit und Deutlichkeit, und besonders durch die aus der ganzen Darstellung hervorleuchtende geistreiche Ansicht von der Wissenschaft.

»Der Herr Verf. hat bereits (heißt es in den Götting. gelehrt. Anz.) in einigen früher herausgekommenen Schriften *) seine Bestrebungen in der Philosophie und den Geist, der die Bestrebungen leitet, auf eine Art zu erkennen gegeben, welche zu vorzüglichen Erwartungen berechtigt« ꝛc. »Hr. Calker ist (wie in der krit. Bibliothek des Schul- und Unterrichtwesens treffend bemerkt wird) gemäßigt, ruhig, blickt nicht voll Neid, Scheelsucht und Arroganz auf seine Vorgänger und Vorarbeiter, und wäre in sofern ein Mann zu dem Unternehmen eines Systems, welches den innigsten Geist alles bisher Versuchten kräftig erfaßt, und bedächtig und umsichtlich zu neuen Fortschritten vorarbeitet. Wer das Gebiet der Philosophie so klar überschaut, wie Hr. Calker, kann auch frey und selbstständig auf demselben herumwandeln.«

In der vorliegenden Schrift stellt der Verf. es mit Recht als eine für jeden nach wahrer Geistesbildung Strebenden unerläßliche Aufgabe dar, die Gesetzgebung, Gesetzmäßigkeit und die Kunstformen des menschlichen Verstandes und der Denkkraft kennen zu müssen.

Freylich gibt es einen sogenannten natürlichen gesunden Menschenverstand, und jeder Mensch denkt und versteht schon in irgend einem Grade (wie der Verf. sehr schön in d. Abschn. Erfahrungslehre vom Denken entwickelt hat), auch ohne daß er will, und ohne die Gesetze und die eigentliche Kunst der Verstandesthätigkeit zu kennen; aber, daß dieser sogenannte natürliche Verstand für den Menschen nicht schon hinreichend sey, davon zeugt deutlich genug theils der niedre Kulturstand roher Völker, welche eben nur noch dem natürlichen Verstande folgen müssen; theils der vielfältige Wahn und Irrthum, den die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat; theils jener bedeutende und heut zu Tage von jedem Gebildeten anerkannte Unterschied zwischen einem Leben von edler Bildung und einer in Alltäglichkeit und Dumpfheit versunknen unedlen Gemeinheit; theils endlich auch vorzüglich die Schönheit, welche einst das klassische

*) Bedeutung der Philosophie, Berlin, 1818; und Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen (Darstellung der sogenannten Metaphysik), ebendas. 1820; und Propädeutik der Philosophie, 1tes Heft (Methodologie), 2tes Heft (Encyclopädie der Philosophie). Bonn, bey E. Weber, 1821.

Alterthum gerade auch durch die Gesetzmäßigkeit und Kunstfertigkeit eines nach Kunstgesetzen des Denkens richtig ausgebildeten Verstandes darzustellen im Stande war.

Tüchtige Kenntniß und Fertigkeit in Logik und Dialektik war keinesweges nur für den gelehrten, sondern für jeden gebildeten Römer und Griechen eine unerläßliche, sich ganz von selbst verstehende Bedingung. Wenn es nun unläugbar gewiß ist, daß Platon den höchsten Grad der Wissenschaft in der Logik und Dialektik des klassischen Alterthums erreicht hatte, so konnte wohl der Verf. vorliegender Logik und Dialektik keinen glücklichern Gedanken für die Anlage seines Werkes fassen, als daß er mit seiner eignen, durch die neuesten Forschungen bereicherten Darstellung eine durchgängige Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles, und eine Angabe der betreffenden Stellen aus den Werken der genannten größten Weisen und Denker des klassischen Alterthums verknüpfte. Hierdurch gewinnt das Werk noch, abgesehen von seinen vielen Eigenthümlichkeiten, auch noch besonders für jeden Gelehrten einen ganz vorzüglichen Werth. Auch eignet es sich zugleich durch seine Parteylosigkeit welche dem Verf. bereits schon in mehreren kritischen Blättern mit Dank zuerkannt worden ist, besonders zum Handbuch bey dem Unterricht und bey der Selbstbelehrung in der Logik und Dialektik, indem es (wie schon treffend darüber in dem Repertorium der neuesten Literatur, 1822, St. 12, geurtheilt worden ist) »durch jene durchgängige Hinweisung auf die logisch-dialektischen Lehren des Platon und Aristoteles, die Verbindung der neuern Philosophie mit der altklassischen und die Richtung auf ein tieferes Studium der letzteren befördert.« Diese Beziehung scheint um so mehr ein Bedürfniß für die gegenwärtige Zeit zu seyn, als der schnelle und vielfältige Wechsel von neueren Systemen der Philosophie manche Verwirrung der Begriffe veranlaßt hat, und die Scheinweisheit neuerer Sophisten durch dunkle Abstrusitäten Aufmerksamkeit zu erregen suchte, und von dem Geiste der echten Bildung und Wissenschaft des klassischen Alterthums zu entfernen drohte.

Zu den Vorzügen dieser Schrift kommt endlich auch noch dieser, daß sie durch ihren eigenthümlichen Gang der Untersuchung das Verständniß ihres Gegenstandes sehr erleichtert. Der erste Theil enthält nämlich: die Erfahrungslehre vom Denken; der zweyte die Gesetzlehre und der dritte die Kunstlehre des Denkens.

* * *

Vorstehendes Werk ist bey C. Gerold und in den übrigen Buchhandlungen Wiens und der k. k. österreichischen Staaten zu erhalten, durch welche auch die in der Anmerkung aufgeführten Schriften stets zu beziehen sind.

Für Gymnasien und Universitäten ist in unserm Verlage so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kleineres Handbuch zur Kenntniß der griechischen und römischen klassischen Schriftsteller, für Lehrer und Studirende auf gelehrten Bildungs-Anstalten. Von Wilhelm David Fuhrmann, evangelischem Prediger in Hamm, in der Grafschaft Mark. Verlegt in der fürstl. Schwarzburgischen priv.

Hof-Buch- und Kunsthandlung zu Rudolstadt. 55 Bogen gr. 8. weiß Druckpapier 3 Rthlr. Schreibpapier 3 Rthlr. 12 gr.

Der, als fleißiger und sorgfältiger Literator durch seine früheren Werke in diesem Fach rühmlichst bekannte Hr. Verfasser hilft durch dieses neue Werk einem sehr wesentlichen Bedürfnisse ab. Noch immer fehlte es an einem kleineren, eigentlichen Lehr- und Handbuche zur Kenntniß der griechischen und römischen Klassiker, welches, mehr als ein steriles Compendium, keiner zu ausführlichen Erläuterungen bedürfte, und doch auch keine weitläufige und kostspielige literarisch-biographische Belehrung wäre. Gegenwärtiges Werk ist ganz dazu geeignet, die Wißbegierde des studirenden Jünglings durch hinlängliche, doch nicht zu weit ausgedehnte Selbstbelehrung zu befriedigen. Lehrern, die dasselbe erläuternden Vorträgen unterlegen wollen, läßt es zwar mehreres, doch nicht gar zu viel hinzuzufügen übrig, so daß ein Kursus darüber, und also über die Klassiker beyder Nationen, recht gut in einem Jahre vollendet werden kann.

Der zweckmäßig gewählte und konsequent durchgeführte Plan, Fleiß und Genauigkeit in der Bearbeitung, wo Vollständigkeit im Verein mit möglichster Kürze so reichliche literarische Nachweisungen für die Selbstbelehrung und für die Vorträge der Lehrer darbietet — wird, in Verbindung mit einem dem Auge gefälligen und accuraten Druck, dieß Handbuch allen jüngern und ältern Freunden der klassischen Literatur gewiß empfehlen, so daß es wohl einer freundlichen Aufnahme und recht fleißigem Gebrauch entgegen sehen darf.

Gymnasien und Schulen, welche davon in Partien von wenigstens 6 Exemplaren verschreiben, erhalten, bey directer Verwendung an uns selbst, eine annehmliche Provision.

Rudolstadt, im December 1822.

F. S. R. Hof-Buchhandlung.

Der Volkskalender, oder geographisch-historisches Taschenbuch zur Belehrung für den Bürger und Landmann. 4. Mit einem beweglichen Kalender und einer Karte von Preußen. 16 Bogen stark, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Auf Subscription erscheint:

Geographisches Handelslexikon, oder alphabetisch geordnete Handelsgeographie. gr. 8., 60 — 70 Bogen stark in einem Bande.

Der Subscriptionspreis war bis Ende December 1822. 3 Thlr.; nachher 5 Thlr. Ablieferung des Werkes Ostern 1823. Die Zahlung wird erst bey der Abgabe geleistet.

Ausführliche Anzeigen besitzen alle Buchhandlungen, in Wien bey Gerold, Heubner, Tendler und v. Manstein und Wallishausser.

Eben so erscheint auch im künftigen Jahre und ist durch eben genannte wie alle andern österreichischen Buchhandlungen zu haben:

Archiv des Apotheker-Vereins im wirklichen Deutschland, von Dr. Rudolph Brandes. Zweyter Jahrgang. 3 Rthlr.

Mit dem Motto:

Zur festlichen Weihnacht, zum wechselnden Jahr,
Bringt Phantasus gern seine Gaben auch dar.

ist so eben ein Werk erschienen, welches den Wünschen Mancher entsprechen wird, die ihren Freunden und Lieben eine freundliche Gabe zu jenen beyden feyerlichen Zeitpunkten des Jahres, als Zeichen fortbestehender Anhänglichkeit darzureichen gewohnt sind. Der eigentliche Titel des Werkes ist:

Phantasiegemälde von Dr. Georg Döring. 2 Bände, mit 23 Kupfern. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung. Preis 3 Thlr.

Der Hr. Verfasser, der Lesewelt bereits vortheilhaft bekannt, wird sich durch dieses, an Kunst- und Lebensansichten reichhaltige Werk, dem ausgebreiteten Kreise der Gebildeten, denen es um eine erheiternde Nahrung des Geistes, und um eine sinnige und poetische Anschauung edler geselliger Verhältnisse zu thun ist, aufs neue empfehlen. Die äußere Ausstattung des Buchs ist geschmackvoll, die zahlreichen Kupfer gereichen ihm zur Zierde. Der Preis von 3 Thlr. ist billig. In allen Buchhandlungen sind Exemplare vorräthig; zu haben bey Gerold in Wien und in allen andern Buchhandlungen daselbst.

52647 53

005264753 B.29.2.22.